

„Die Ortenau“
72. Jahresband 1992

Einladung zur
JAHRESVERSAMMLUNG
des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.
am 18. Oktober 1992
in Achern

8.30 Uhr

Geschäftliche Sitzung im Sitzungssaal der Sparkasse (neben dem Rathaus)

10.15 Uhr

Empfang durch die Stadt Achern im Bürgersaal des Rathauses

11.00 Uhr

Festsitzung im Bürgersaal mit Vortrag von Herrn Dr. Hans-Martin Pillin:
„Die Revolutionsjahre 1848/49 in der großherzoglich-badischen Amtsstadt
Achern“

Musikalische Umrahmung: Motettenchor Achern, Leitung: Norbert Jeanjour

12.30 Uhr

Mittagessen in den Gasthäusern Acherns

14.30 Uhr

Führung über den Illenauer Friedhof mit Blicken auf die Geschichte der
Illenau oder

Besuch mit Führung durch das Sensen- und Heimatmuseum

Der Oberbürgermeister
der Stadt Achern

Reinhart Köstlin

Der Präsident
des Historischen Vereins
für Mittelbaden

Dr. Dieter Kauß

Die Ortenau

Veröffentlichungen
des Historischen Vereins für Mittelbaden

72. Jahresband 1992



Redaktion
Karl Maier

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

ISSN 0342-1503

Verlag Historischer Verein für Mittelbaden
Gesamtherstellung: Konkordia Druck GmbH, 7580 Bühl
Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung
des Vereins und der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

Oberbürgermeister Reinhart Köstlin, Grußwort der Stadt Achern.....	9
Dr. Dieter Kauß, Zum Gedenken an Wilhelm James Vajen.....	10
Manfred Hildenbrand, Jahresbericht 1991/92.....	12
Berichte der Mitgliedergruppen und Fachgruppen	14
Landrat Dr. Gerhard Gamber, Der Ortenaukreis – Rückblick	52
Elke Löhnig und Peter Knierriem, Römische Siedlungsspuren auf dem „Rettig“ in Baden-Baden. Ein Vorbericht zu den laufenden Ausgrabungen	67
Alfred Hetzel, Römische Funde in Eckartsweier.....	80
Wolfgang Neuß, Die frühe Entwicklung im Raum Hornberg.....	87
Hans-Martin Pillin, Die Entstehung der bischöflich-straßburgischen Landesherrschaft in der mittleren Ortenau	99
Suso Gartner, Dinghöfe und Gerichtsbarkeit des ehemaligen Klosters Schwarzach.....	109
Walter Ernst Schäfer, Dr. Johann Küffer (1614–1674), Prototyp der sozial aufsteigenden Akademikerschicht des 17. Jahrhunderts	124
Ernst Gutmann, Die Vorburg, ein Verteidigungsschwerpunkt des alten Stollhofen.....	138
Ludwig Uibel, Zwei Kleindenkmäler in Lichtenau und Ulm	151
Julius Roschach, Die Genealogie der Patrizierfamilie Bender in Gengenbach	162
Gerhard Silberer, Fastnachtsbrauchtum im Umfeld des Klosters Schuttern zwischen 1689 und 1705	182
Adolf Schmid, Die „gut dotierte“ Pfarrei Rippoldsau.....	189

Gerhard Darr, Lorenz Oken, der große Arzt und Naturwissenschaftler aus Offenburg-Bohlsbach (1779–1851).....	201
Friedrich Böninger, Das Hauptzollamt Neufreistett vom 01. 01. 1836 bis 31. 12. 1871	237
Josef Bayer, Die Entwicklung der Volksschule in Hofweier nach zwei Protokollbüchern des Ortsschulrates von 1870 bis 1916	241
Hans-Georg Kluckert, Nordrach als ehemaliger Lungenkurort	250
Hans Harter, „Das Bürgertum fehlt und überläßt dem Arbeiter den Schutz der Republik“. Die Ortsgruppe Schiltach des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold	271
Frank Flechtmann, Das „Haus an der Stirn“. Familie Eisner in Gengenbach.....	303
Jean-Richard Haeusser, Die Münsterbauhütte in Straßburg in ihrer Geschichte und heute	340
Martin Ruch und Franz Hutter, Der grüne Strahl von Straßburg. Zur Physik, zur Symbolik und zum geisteswissenschaftlichen Hintergrund eines Lichtphänomens	360
Eckart Rüsich, Der Barockumbau der ehemaligen Abteikirche Schwarzach und dessen Restaurierungen im 19. und 20. Jahrhundert.....	403
Rolf Haaser, „... er philosophiert in den Tag hinein und zeichnet wunderliche Hamlets auf Papierschnitzel“. Der Haslacher Kunstmaler Carl Sandhaas und seine Auseinandersetzung mit der Spätromantik während seiner Aufenthalte in Darmstadt, Freiburg i. Br., München und Frankfurt am Main (1815 . . . 1830)	434
Götz Bubenhofer, Hoch auf dem Tannenberg, da ist ein schwarzer See. Der Mummelsee in Sage und Dichtung unter besonderer Berücksichtigung der Mummelsee-Kapitel im Simplicissimus- Roman von J. J. Chr. von Grimmelshausen	475
Johannes Werner, „Il ne reste que l'ombre“. Ein Lesezeichen als Lebenszeichen	496

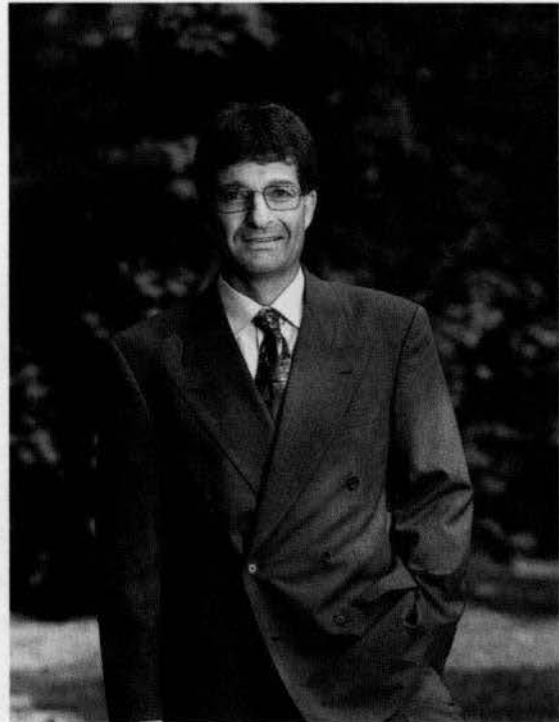
Reiner Haehling von Lanzenauer, Ludwig Eichrodt, Dichterjurist des Biedermeier	499
Wolfgang Gall und Peter Szyska, Ortsgeschichte. Ein Projekt der Stadt Offenburg	519
Marie-Luise Marx, Das Museum und die Freizeit älterer Menschen – Chancen und Möglichkeiten aktiver Freizeitgestaltung	528
Bernd Obert, Die Kapelle „Maria Schnee“ in Steinach i. K. – Auswirkungen modernen Kirchenraubes.....	532
Kreutz, Gernot, Historische Marksteine – zerstört durch Steinmetzbearbeitung.....	537
Hinweise und Buchbesprechungen	540

Jahrhunderte vergehen, die Windungen der Geschichte
glätten sich, und sie zeigt sich dem entfernten Blick als
gestrafftes Meßband eines Topographen.

Alexander Scholzenizyn

Grußwort der Stadt Achern

Ich freue mich, daß die Stadt Achern aus Anlaß des 70jährigen Bestehens der Mitgliedergruppe Achern des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. Austragungsort der diesjährigen Jahreshauptversammlung ist. Dem Jubiläum kommt durch den in diesem Jahr gleichzeitig stattfindenden 150. Geburtstag der Illenau besondere Bedeutung zu, in deren Festsaal die Gründung durch den damaligen Anstaltsapotheker Zimmermann stattfand.



Unvergessen und mit der Chronik des Historischen Vereins untrennbar verbunden ist der inzwischen verstorbene Acherner Bürgersohn und Historiker Hugo Schneider, der 10 Jahre Vorsitzender der Mitgliedergruppe Achern und zugleich Redakteur des Jahresbandes „Die Ortenau – Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden“ war.

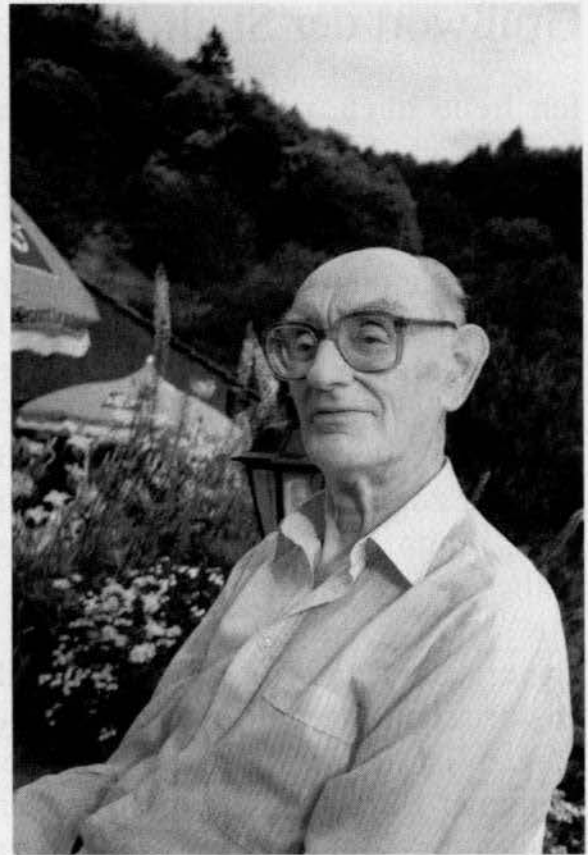
Außer dem „Klauskirchl“ (Nikolauskapelle), dem Ende des 13. Jahrhunderts aus Bachwacken der Acher gebauten Wahrzeichen unserer Stadt, und der ehemaligen Heilanstalt Illenau haben wir in Achern leider nur wenige bedeutende historische Bauwerke.

Ein wertvoller Beitrag für das heimat-geschichtliche Bewußtsein unserer Bürger ist die Gründung des Sengen- und Heimatmuseums im Jahr 1975 durch den inzwischen verstorbenen Fabrikanten Franz John, die einzige Stätte dieser Art in Deutschland.

Der Mitgliedergruppe Achern des Historischen Vereins für Mittelbaden und allen Bürgern, die aus Liebe zur Heimat mit großem Engagement dazu beitragen, die Geschichte unserer Stadt und Raumschaft für die Nachwelt lebendig zu halten, spreche ich meinen herzlichen Dank aus.

Reinhard Köstlin, Oberbürgermeister

*Wilhelm James Vajen, geb. 28. Sept. 1902 in Riga, Vorsitzender der Mitgliedergruppe Oberkirch des Historischen Vereins für Mittelbaden seit März 1963
Ehrenmitglied des ges. Vereins seit 24.10.1976
Verstorben am 26. April 1992 in Oppenau*



Zum Gedenken an Wilhelm James Vajen

Am 25. April 1992 verstarb nach längerer Krankheit unser Ehrenmitglied Wilhelm James Vajen in seinem 90. Lebensjahr. Der Verstorbene war von 1963 bis zu seinem Tode Vorsitzender der Mitgliedergruppe Oberkirch im Historischen Verein für Mittelbaden.

Am 15. September 1902 wurde Wilhelm Vajen in Riga/Baltikum geboren. Durch die Kriegereignisse vertrieben, zog er schließlich mit seiner Familie im Jahre 1956 nach Oberkirch. Dort übernahm er im Jahre 1963 als siebter Vorsitzender insgesamt die 46 Mitglieder starke Gruppe des Historischen Vereins, der in Oberkirch im Jahre 1920 gegründet worden war. In nahezu 30 Jahren als Vorsitzender sah Wilhelm J. Vajen die Erforschung der Geschichte durch vergleichende Erkundung mittels Studienfahrten und Vorträgen als Hauptanliegen seines Vereins an. In diesen Zusammenhang gehörte auch im Jahre 1984 die Einführung des Grimmelshausenstammtisches zusammen mit Erich Graf in Oberkirch-Gaisbach im „Silbernen Stern“. Die Studienfahrten, nahezu 200 an der Zahl, waren sowohl inhaltlich als auch organisatorisch beispielhaft.

Weiter erwies sich Wilhelm J. Vajen als ein hartnäckiger und erfolgreicher Verfechter in der Bewahrung und Erhaltung schützenswerter Denkmäler, Häuser und Anlagen im gesamten Oberkircher Stadtgebiet. Dabei arbeitete er in vorbildhafter Weise mit dem Landesdenkmalamt, dem ehrenamtlichen Denkmalpfleger Rudolf H. Zillgith und dem Stadtbauamt Oberkirch zusammen.

Innerhalb des Historischen Vereins Oberkirch förderte Wilhelm J. Vajen das gesellige Leben und erreichte damit auch das verdienstvolle Anbinden vieler Oberkircher Neubürger als Vereinsmitglieder an ihre jetzige Heimat Oberkirch. Wichtige nachahmenswerte Stichworte, erfüllt mit pulsierendem Leben, sind hier: Damenkaffee, Herrenstammtisch und seit 1988 die neu eingeführte Sonnwendfeier.

Gleichzeitig wahrte Wilhelm J. Vajen die Verbindung zum Gesamtverein durch die Teilnahme und aktive Mitarbeit an allen wichtigen Veranstaltungen. In der „Ortenau“ veröffentlichte er kleinere Beiträge. Er machte seine Mitgliedergruppe Oberkirch zu einer mit über 160 Mitgliedern großen und aktiven Gruppe innerhalb des Gesamtvereins. Daher wurde er auch im Jahre 1976 zum Ehrenmitglied des Historischen Gesamtvereins für Mittelbaden ernannt.

Durch die Arbeit, das Engagement und die stets freundliche Art von Wilhelm James Vajen ist die Mitgliedergruppe des Historischen Vereins Oberkirch in ihrem Stadtbereich unter den Vereinen anerkannt und geachtet. Folgerichtig wurde W. J. Vajen auch im Frühjahr 1988 die Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg überreicht.

Der Historische Verein für Mittelbaden wird sein Ehrenmitglied Wilhelm James Vajen wegen dieser Verdienste und seiner Persönlichkeit stets in dankbarer Erinnerung behalten.

Dr. Dieter Kauß, Präsident.

Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelbaden 1991/92

Manfred Hildenbrand

Die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden fand am 20. Oktober 1991 in Schiltach statt. Ein weites Arbeitsfeld habe sich, so der Präsident des Historischen Vereins Dr. Dieter Kauß, den 34 Mitgliedergruppen des Vereins im Jahre 1991 auf den Gebieten Lokal- und Regionalgeschichte, Archäologie, Museumskunde und Denkmalpflege eröffnet. Zahlreiche Publikationen, Initiativen und Projekte dokumentieren dies.

Die Mitgliederzahl des Historischen Vereins für Mittelbaden, hob Dr. Kauß in seinem Rechenschaftsbericht hervor, habe erneut zugenommen. Mit 3550 Mitgliedern habe sie den bisherigen Höchststand erreicht. Auch das Jahrbuch des Historischen Vereins „Die Ortenau“ 1991 weise mit 720 Seiten einen Rekordumfang auf. Demnächst werde für die Jahresbände 1982 bis 1990 wieder ein Registerband erscheinen, der von Anton Wagner (Achern) erarbeitet werde. Dr. Kauß lobte den Tagungsort Schiltach, in dem Beispielhaftes auf dem Gebiet der Denkmalpflege in den vergangenen Jahren verwirklicht worden sei.

Der Kassenbericht von Geschäftsführer Theo Schaufler bewies, daß die Kassengeschäfte bei ihm in guten Händen liegen. Die Kassenprüfer Dr. Ebner und Professor Silberer bestätigten eine einwandfreie Kassenführung. Der Redakteur des Jahrbuches „Die Ortenau“ Karl Maier stellte den neuen Jahresband vor. Zum Leiter der Fachgruppe „Neueste Geschichte – Zeitgeschichte“ wurde Dr. Wolfgang M. Gall (Offenburg) gewählt.

Beim Empfang der Stadt Schiltach lobte Bürgermeister Peter Rottenburger die zahlreichen Aktivitäten des Historischen Vereins für Mittelbaden, die gerade für Schiltach wichtige Impulse gebracht hätten. Den Festvortrag hielt Dr. Hans Harter (Wittnau) über „Das Bürgertum fehlt und überläßt dem Arbeiter den Schutz der Republik – Die Ortsgruppe Schiltach des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“. In vorbildlicher Weise zeigte Dr. Harter, wie sich Lokalgeschichte und Reichsgeschichte in einem zeitgeschichtlichen Thema ergänzen. Am Nachmittag wurde das Museum am Markt, das Apothekermuseum sowie das Schütte-Säge-Museum besichtigt.

Die Frühjahrstagung des Historischen Vereins für Mittelbaden fand am 21. März 1992 in Durbach-Ebersweier statt. Den Vertretern der 34 Mitglieder-

gruppen wurde von Geschäftsführer Theo Schaufler eröffnet, daß das Jahrbuch „Die Ortenau“ künftig im Konkordia Verlag Bühl erscheinen werde. Zum Leiter der Fachgruppe Mundartforschung wurde Werner Kopf (Neuried-Altenheim) gewählt. Eine Forschungsgruppe des Vereins soll auf Anregung von Präsident Dr. Dieter Kauß das Gebiet der Moos unter verschiedenen historischen Aspekten untersuchen.

Breiten Raum nahm bei der Frühjahrstagung die Berichte der Fachgruppen ein. Josef Naudascher von der Fachgruppe „Archäologie“ berichtete von zahlreichen neuen Funden aus der Römerzeit und der prähistorischen Zeit. Dr. Dieter Kauß gab Auskunft über die Fachgruppe „Denkmalpflege“, die sich mit der Rolle des spezialisierten Handwerkes und den Restauratoren in der Denkmalpflege beschäftigt habe. Von zahlreichen Kontakten mit den Geschichtsvereinen des Elsasses berichtete Carl Helmut Steckner von der Fachgruppe „Grenzüberschreitende Zusammenarbeit“. Die Dokumentation der Marksteine in der Ortenau macht laut Dr. Gernot Kreutz von der Fachgruppe „Grenzsteine“ gute Fortschritte. Er warnte vor der Zerstörung dieser wertvollen Kleinkunstdenkmäler. Die restauratorische Arbeit in den Museen stand im Mittelpunkt der Arbeit der Fachgruppe „Museen“, über die Horst Brombacher einen Bericht gab. Die Fachgruppe „Zeitgeschichte“, so Dr. Wolfgang M. Gall, habe sich mit der NS-Gewaltherrschaft sowie der Judenverfolgung in der Ortenaulandschaft während des Dritten Reiches beschäftigt.

Berichte der Mitgliedergruppen 1991

Achern

Historisch wertvolle Baudenkmäler der näheren Region intensiv in Augenschein zu nehmen und unter sachkundiger Führung neu sehen zu lernen sowie bedeutsame Begebenheiten der Weltgeschichte in Zusammenhang mit der Historie des heimatlichen Raumes vertieft zu verstehen und zu bewerten, das stand als Jahresthema über den Aktivitäten der Mitgliedergruppe Achern des Historischen Vereins für Mittelbaden.

In diesem Sinne wegweisend war gleich die erste Veranstaltung am 31. Januar 1991, die in Zusammenarbeit mit dem Museumsverein Achern durchgeführt wurde. Major Klaus Paprotka vom Wehrgeschichtlichen Museum in Rastatt sprach zu dem Thema: „Marschall Turenne – Stationen seines Lebens“. Der Referent verstand es, mit Text und Dias den Aufstieg Turennes sehr anschaulich nachzuzeichnen und vor allem auch darzulegen, weshalb der Tod des Marschalls bei Sasbach unsere Heimat damals in das Zentrum der politischen Aufmerksamkeit rückte.

Zu einem wahren „Publikums-Renner“ wurde die Lehrfahrt zur Zisterzienserinnen-Abtei Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden. Über 60 Teilnehmer waren an einem Samstag Ende März der Einladung des Historischen Vereins gefolgt und hatten die Möglichkeit wahrgenommen, sich einen umfassenden Einblick in das klösterliche Leben der ältesten erhalten gebliebenen Abtei Badens zu verschaffen.

Mit ein Höhepunkt war dabei die Besichtigung der sog. Fürstenkapelle. Ist doch dieser besondere sakrale Raum gerade für geschichtlich Interessierte eine Schatzkammer in des Wortes ureigenster Bedeutung. Ebenso faszinierte aber auch der Besuch des Klostermuseums mit seinen Kleinodien alter Kunst wie mittelalterlichen Antiphonalen, erlesenen barocken Meßgewändern sowie meisterhaft in Handarbeit ausgeführten Stickereien und Webereien.

Immer wieder ist man überrascht, wieviel neue Erkenntnisse man selbst bei einem vertraut geglaubten Objekt gewinnen kann, wenn man auf entscheidende Details hingewiesen wird. Diese Erfahrung konnten über 40 Teilnehmer bei einer Exkursion der Mitgliedergruppe Achern zur Ruine Schauenburg bei Oberkirch im Juni 1991 machen. Rudolf Zillgith, Oberkirch, der die Führung übernommen hatte, wies auf die außerordentlich günstige Lage der Burg hin, erklärte die Bedeutung der die ganze Burg umgebenden Ringmauer und der einzelnen Bauwerke im Innern der Ruine und ging fachkundig auf die vielfältigen Zusammenhänge in der langjährigen Geschichte der imposanten Burgruine bis in die jüngste Zeit ein.

Schon zur Tradition geworden ist die alljährliche Tagesfahrt der Ortsgruppe, die auch dieses Mal zwei historisch herausragende Zielpunkte im be-

nachbarten Elsaß hatte. Galt am Vormittag des Fahrttages der monumentalen Ruine der Festung Lichtenberg ein mehrstündiger Besuch, so war es nachmittags ein umfassender Rundgang durch das bezaubernde Städtchen Bouxwiller, der die Fahrtteilnehmer in seinen Bann zog. Bei beiden Projekten profitierten die interessierten Zuhörer von den überaus kompetenten Erläuterungen der elsässischen Freunde, die glücklicherweise zur Führung hatten gewonnen werden können. Einstimmiges Urteil der Teilnehmer: eine Lehrfahrt mit bleibenden Eindrücken.

Zum 300. Mal jährte sich 1991 die Schlacht bei Slankamen, was für die Acherner Mitgliedergruppe im Historischen Verein Anlaß war, diesem historischen Ereignis einen Vortragsabend zu widmen und sich hierbei auf die Spuren des brillanten Feldherrn „Türkenlouis“ zu begeben. Der Referent, Oberstleutnant Dr. Ernst-Heinrich Schmidt, Beauftragter für Museumswesen beim Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg, streifte zunächst in Wort und Bild den Lebensweg von Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, bevor er detailliert auf die für das gesamte Abendland bedeutende Entscheidungsschlacht zwischen dem türkischen und dem kaiserlichen Heer am Zusammenfluß von Theiß und Donau bei Slankamen einging.

Elmar Gschwind

Baden-Baden

Der Arbeitskreis hat im Jahre 1991 seine monatlichen Meetings fortgesetzt. Bei einer durchschnittlichen Besucherzahl von ca. 15 Personen konnten die unterschiedlichsten Themen in angeregter Atmosphäre diskutiert werden. So konnte Anfang Mai der langjährige Leiter des Staatlichen Hochbauamtes in Baden-Baden, BD Weber, für einen Vortrag „Entwicklung des Baden-Badener Stadtbildes von Weinbrenner bis zur Gegenwart“ gewonnen werden. Anfang Februar 1992 referierte Dr. Brandstetter über die Ergebnisse der Arbeitsgruppe „Kartierung der Baden-Badener Gemarkungssteine“. Weitere Themen waren die Fragen der Gestaltung des Marktplatzes in Baden-Baden und die Belebung der Altstadt.

An Veröffentlichungen hat der Arbeitskreis 1991 zwei neue Publikationen herausgegeben:

1. „Reinhold Schneider aus Baden-Baden“. Der Dichter und sein Städtlein. Das in der Schriftenreihe herausgegebene Buch Nr. 3 umfaßt 89 Seiten mit 14 Abbildungen. Es ist erhältlich beim Arbeitskreis für Stadtgeschichte zum Preis von DM 13,80 (Mitglieder DM 10,00). Siehe Buchbesprechungen.

2. „AQUAE 91“. Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden

Die jährlich erscheinende Schrift enthält Beiträge von Dr. Egon Schallmayer: „Archäologische Ausgrabungen auf dem Rettig in Baden-Baden“; Rainer Rüschi: „Ahnenkreis der Markgräfin Irmengard von Baden“; Lore Gauges: „Wir bekennen und thun kunt allermänniglich ...“; Johanna Frank: „Wolfgang Amadeus Mozart und seine Vorfahren Sulzer“; Dr. Reiner Haehling von Lanzener: „Das Badener Hochgericht“; Dr. Helmut Dahringer: „Der Kriminalfall Hau“; Dr. Reiner Haehling von Lanzener: „Der Zwischenfall von Lunéville oder L IV verfehlt Baden-Oos“; Gerhard Kabierske: „Das Gebäude der Kunsthalle Baden-Baden“; Gerd Schäfer: „Segelflugsport in Baden-Baden.“

Die Schrift umfaßt 152 Seiten, Preis DM 19,50, für Mitglieder DM 14,00.

Bei Gestaltungs- und Erhaltungsfragen im Bereich der Altstadt Baden-Badens hat sich die Mitarbeit des Arbeitskreises intensiviert. Insbesondere die Frage der Belebung der Altstadt ist ein Thema, das auch vom Arbeitskreis für Stadtgeschichte engagiert verfolgt wird. Als aktiver Beitrag zur Belebung der Altstadt ist die Herausgabe eines Historischen Stadtführers für 1993 geplant.

Hannes Leis

Bad Peterstal-Griesbach

Die Mitgliedergruppe Bad Peterstal-Griesbach hatte im Jahresprogramm 1991 fünf Tagesfahrten und eine Sieben-Tage-Fahrt angeboten.

Tagesfahrten:

März: Koblenz mit Abstecher zum Wallfahrtsort Schönstatt.

April: Salem und Heiligenberg.

Juni: Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck. Wasseraufbereitungs- und Pumpwerk der Bodensee-Wasserversorgung auf dem Sipplinger Berg.

Juli: Südschwarzwald mit St. Peter und St. Märgen sowie zum Giersberg bei Kirchzarten.

Oktober: Elsaß mit Besuch des Oberlin-Museums in Waldersbach.

Die Sieben-Tage-Fahrt im September ging ins Altmühltal. Vom Standquartier Beilngries aus wurden Exkursionen in die nähere und weitere Umgebung zu geologischen, geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten unternommen. Im Zusammenhang mit den Fahrten gab es auch etliche Zusammenkünfte der Mitgliedergruppe, zum Teil mit Lichtbildern, als Vorbereitung oder Nachbetrachtung zu den Fahrten und Unternehmungen.

Siegfried Spinner

Biberach

Nach der Sondierung in der „Sommerbergschanze“ im Jahr 1991 wurden dort 1991 wieder Begehungen durchgeführt, wobei erneut Schlackenfund gemacht wurden, die jedoch keine eindeutigen Hinweise auf Alter und Verwendung der Anlage zuließen.

Die Vorstandschaft besichtigte die vom Abriß bedrohte „Kirchenmühle“ und die „Ölmühle“, um die Möglichkeit der Erhaltung und der Aufnahme der beiden Bauwerke in das Besichtigungsprogramm für Feriengäste aufzunehmen. Ein entsprechender Vorschlag wurde der Gemeinde gemacht.

Die Grabmale am „Alten Kirchturm“, dem ehemaligen Friedhof, wurden von Peter Kauffmann fotografiert und dokumentiert, um sie einer Restaurierung zuzuführen. Entsprechende Anträge auf Zuschüsse wurden in Zusammenarbeit mit der Gemeinde erstellt.

W. Westermann führte mehrere Gruppen in der ehemaligen Bergwerksstadt Prinzbach. Die Beobachtung von Baugruben in Prinzbach erbrachte die übliche Keramik aus dem 13. Jahrhundert.

Die Jahresfahrt der Mitgliedergruppe führte nach Kaiser-Augst und in die Kunstgalerie nach Basel, wo unter anderen auch Bilder des Schweizer Malers Albert Anker, der 1858 in Biberach malte, besichtigt wurden.

Die Jahresversammlung 1991 fand am 4. Dezember statt.

Wolfgang Westermann

Bühl

Die Ortsgruppe Bühl hat 1991 keinen Tätigkeitsbericht für das Jahr 1990 in der „Ortenau“ abgegeben. Daher berichten wir in diesem Jahr für zwei Jahre.

1990 war für die Ortsgruppe ein sehr gutes Jahr. Es konnten insgesamt sieben Veranstaltungen mit Erfolg durchgeführt werden, darunter drei Besichtigungen.

1991 war weniger erfolgreich, da den Organisatoren einfach der notwendige Schwung gefehlt hat. In Zusammenarbeit mit der Volkshochschule wurden zwei Vorträge gehalten, im Frühjahr von Herrn Dr. Suso Gartner: „Von der Folter auf den Scheiterhaufen“ und im Herbst von Frau Dr. Sabine Ditzinger „Französische Emigranten und Flüchtlinge in der Markgrafschaft Baden von 1789 bis 1800“. Dieser Vortrag war so schlecht besucht, daß wir im April 92 eine Wiederholung mit besserem Erfolg veranstalteten.

Am 23.12.91 verstarb unser langjähriges Mitglied Paul JUNKERT. Herr Junkert war in Bühl als Rechtsanwalt tätig. Er unterstützte unsere Ortsgruppe, wo er konnte. Er war ein gefragter Ratgeber, sein Wort hatte Gewicht. Er beschäftigte sich stark mit Ahnenforschung. Wir werden ihn in sehr guter Erinnerung behalten.

Egon Schempp

Ettenheim

Die Fachgruppe „Denkmalpflege“ im Historischen Verein für Mittelbaden unter der Leitung von Präsident Dr. Dieter Kauß stattete Ettenheim im März einen Besuch ab mit dem Ziel, insbesondere das denkmalwürdige und gut restaurierte Scharfrichterwohnhaus, das sogenannte „Henkerhüsli“, der Familie Adolf zu besichtigen, dessen Renovierung von Architekt Franz-Josef Henninger, Malermeister Martin Bildstein und Gipsermeister Uwe Marko, alle drei Mitglieder im Historischen Verein, vorbildlich durchgeführt worden war. Das als Vereinshaus renovierte ehemalige Gefängnis und das renovierte Josefshaus mit Altenwohnungen in der Kernstadt wurden ebenfalls besichtigt.

Professoren und Dozenten der theologischen Fakultäten Straßburg, Freiburg und Tübingen trafen sich im Mai in der Rohan-Stadt Ettenheim, wo sie von Bürgermeister Hirschner im Bürgersaal begrüßt und von Bernhard Uttenweiler mit der Geschichte der Stadt Ettenheim und ihrer nahezu tausendjährigen Bindung an die Diözese Straßburg vertraut gemacht wurden. Mit einer Besichtigung der Wallfahrtskirche in Ettenheimmünster und Ausführungen zum Kult des hl. Landelin wurde das Programm fortgesetzt. Danach wurden die Theologen in der Psycho-Sozialen Klinik, die in den Räumen des ehemaligen Gästehauses des Klosters Ettenheimmünster untergebracht ist, von der Klinikleitung mit der Problematik des suchtkranken Menschen konfrontiert.

Aus Anlaß des 100. Geburtstages von Fritz Broßmer, der am 19. September 1891 in Ettenheim geboren wurde und am 3. Februar 1963 in Freiburg verstarb, gab der Vorsitzende der Ettenheimer Mitgliedergruppe ein Bändchen mit vielen bisher unveröffentlichten „Gedichten und Erzählungen in Mundart“ des Ettenheimer Heimatdichters heraus. Für dieses neue Broßmer-Buch hatte Frau Gretel Ludwig aus Freiburg den Nachlaß ihres Vaters zur Verfügung gestellt. Zahlreiche Reproduktionen aus dem graphischen Werk des Ettenheimer Ehrenbürgers und ansprechende Radierungen von Frau Elisabeth Schuler, einer Enkelin des Heimatdichters, illustrieren liebevoll das Bändchen, das am 17. September 1991 im Bürgersaal der Öffentlichkeit

vorgestellt wurde. Von Bürgermeister Ruthard Hirschner wurde eine vom Historischen Verein vorbereitete Ausstellung mit dem beeindruckenden graphischen Schaffen von Fritz Broßmer eröffnet. Über Leben und Werk des Dichters sprach Bernhard Uttenweiler, der Offenburger Mundartdichter Rudolf Vallendor trug ein Gedicht vor, das er seinem poetischen Lehrmeister zum 100. gewidmet hat. Mit Broßmer-Gedichten erfreuten Frau Maria Tscherter, Herr Paul Fuchs, Herr Harald Hauge und zwei Urenkel des Dichters die Teilnehmer der gut besuchten Broßmer-Gedächtnisfeier im Bürgersaal in Ettenheim.

Im November hielt Dietrich Freiherr von Boecklin auf Einladung des Historischen Vereins im Bürgersaal in Ettenheim einen Vortrag über „Die Boecklins – Bilanz eines Adelsgeschlechts am Oberrhein“. Die äußerst lebendig vorgetragenen Ausführungen des früheren Schloßherrn von Orschweier über seine Vorfahren und die Ankündigung eines weiteren Vortrages über den Ruster Musikbaron wurden von den anwesenden Bekannten aus den Böcklinschen Orten Orschweier, Rust und Schmieheim und den zahlreich erschienenen Freunden des Barons mit großer Begeisterung aufgenommen.

Auf Anregung des Historischen Vereins beschloß der Stadtrat von Ettenheim den Erwerb einiger Werke der Ettenheimer Kunstmaler Kurt Bildstein und Heinz Treiber als Grundstock für eine städtische Kunstsammlung.

Eine für die Geschichtsforschung der jüdischen Gemeinden in der Ortenau wichtige Dissertation mit dem Titel „Die Juden in Schmieheim – Untersuchung zur Geschichte und Kultur der Judenheit in einer badischen Landgemeinde“, hat Günther Pommerening im Dezember 1990 in Hamburg vorgelegt. Günther Pommerening ist auch Mitautor an dem vom Historischen Verein Ettenheim 1988 herausgegebenen Gedenkbuch „Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust und Orschweier“.

Vom heimatgeschichtlichen Büchermarkt ist weiter zu berichten, daß der 1987 gegründete Kulturkreis Ringsheim 1991 einen Bildband „Ringsheim – Der Ort und seine Menschen im Wandel der Zeit“ herausgegeben hat. Vom Ettenheimer Gymnasium wurde zum 150jährigen Bestehen ein neues Festbuch mit dem Titel „150 Jahre Gymnasium Ettenheim 1841–1991“ der Öffentlichkeit übergeben. Mit einer Festschrift erinnerten Lehrer und Schüler der Grund- und Hauptschule Münchweier an die Fertigstellung des neuen Schulgebäudes im Jahre 1966.

Bernhard Uttenweiler

Gengenbach

- 24.03.1991 Jahresversammlung
- 16.06.1991 Besuch der Oberlin-Ausstellung in Straßburg
- 22.06.1991 Besuch des Festvortrags: Prof. Lienhard: „Martin Bucer“
- 10.11.1991 Stammtisch
- 16.11.1991 Besuch der Schongauer-Ausstellung mit 40 Personen
- 16.11.1991 Teilnahme der Schriftführerin an der „Kleinen Brauchtumsrunde“ in Haslach

Hertha Schlegel

Haslach i. K.

Die Mitgliedergruppe Haslach i. K. zählt zur Zeit 177 Mitglieder.

Veranstaltungen:

- 14.10.1991: Lichtbildervortrag von Horst Friedrich Vorwerk (Alpirsbach) über „Mit Dichtern der Heimat durch Baden“
- 18.11.1991: Vortrag von Dr. Arnold Nauwerck (Mondsee/Österreich) über „Wirtshausnamen im schwäbisch-alemannischen Raum“
- 20.01.1992: Lichtbildervortrag von Landeskonservator Franz Meckes (Stuttgart) über „Bauten für die Stiefkinder der Gesellschaft: Hospitäler, Siehhäuser, Verwahranstalten, Kerker, Verliese und Gefängnisse“
- 17.02.1992: Lichtbildervortrag von Dr. Hans Harter (Wittnau) über „Die Burgen des oberen Kinziggebietes“
- 16.03.1992: Lichtbildervortrag von Kurt Klein über „Auf den Spuren der Schwarzwälder Glaser“
- 17.05.1992: Exkursion zum Besuch der Salierausstellung in Speyer.

Manfred Hildenbrand

Hausach

Das von der Burgwache des Historischen Vereins unter Mitwirkung eines Bläserensembles und der Burgfrauen mit der „Neujahrs-Serenade“ eröffnete Jahr 1991 stand ganz im Zeichen des Jubiläums „Hausach – 125 Jahre Eisenbahnerstadt“. Durch Beratung, Unterstützung und Mitorganisation des „Eisenbahnfestes“ leistete unsere Vereinigung über Monate hinweg für die verantwortliche Stadtverwaltung und die mitgestaltenden Vereine und Institutionen wertvolle Arbeit zur Vorbereitung und Durchführung des zweitägigen Festes. Deshalb nahmen auch bei der 12 Punkte umfassenden

Besprechung der Vorstandschaft mit dem Bürgermeister in den ersten Wochen des neuen Jahres die Fragen zum Jubiläum einen breiten Raum ein gegenüber den anderen Anliegen, die der Stadt vorgetragen wurden. Der Vorsitzende stimmte in seinem Diavortrag „Hausach – 125 Jahre Eisenbahnerstadt“ die Bevölkerung auf die historischen Hintergründe des Jubiläums ein. Der recht gute Besuch dieser Veranstaltung rechtfertigte eine Wiederholung. In monatelanger Arbeit trug der Verein das Material für die Sonderausstellung „Hausach – 125 Jahre Eisenbahnerstadt“ zusammen. Die Ausstellung füllte sämtliche Räume des späteren Heimatmuseums im Herrenhaus aus. Sie wurde von nahezu 4000 Personen besucht, von denen rund 1500 am „Preisrätsel“ teilnahmen, für das später 60 Preise verteilt werden konnten. Selbstverständlich beteiligte sich der Historische Verein durch verschiedene Aktivitäten auch an den anderen Festlichkeiten, für die in der Volksbank im November noch eine kleine „Bild-Nachlese“ organisiert wurde. Hilfe und Vermittlung wurde auch den Hausacher Geschäftsleuten bei der historischen Ausschmückung ihrer Schaufenster zum Bahnjubiläum gegeben.

Durch verschiedene Arbeitseinsätze erfuhr im Frühjahr der „Heimatpfad“ eine Generalüberholung. Ferner wurden der Stadt Vorschläge für heimatbezogene Straßennamen unterbreitet. Den bisher größten Besucherandrang hatte das diesjährige „Johannisfeuer“ auf dem Schloßberg zu verzeichnen. Beratende Funktion übte der Historische Verein bei der künstlerischen Gestaltung des „Wendels-Brunne“ im Osterbach und eines Gedenksteines auf dem Brandenkopf aus. Bei der festlichen Einweihung beider Anlagen hielt der Vorsitzende jeweils die Festansprache.

Die Wanderfahrt im Frühjahr führte in das Albtal mit dem Besuch der Klostersruinen in Frauen- und Herrenalb. Die herbstliche Wanderung galt dem Besuch der Schramberger Burgen.

In seiner Eigenschaft als Sprecher der Hausacher Vereine sorgte der Vorsitzende für die Durchführung der Frühjahrs- und Herbstkonferenz der Vertreter der Hausacher Vereinigungen und Institutionen sowie für das Vereinspatrozinium von St. Sixt.

Im Auftrag des Historischen Vereins brachte der einheimische Kunstmaler Paul Falk am Schuhhaus Oberle in der Nähe des einstigen Obertores ein großes Wandfresko mit einer historischen Darstellung der einstigen Umgebung des Stadttores mit der Burgruine an.

Die Gestalt des großen Zeller Rechtsgelehrten und Sozialpolitikers stand im Mittelpunkt des Vortrags von Schuldekan Dr. Dieter Petri mit dem Thema: „Franz Josef Ritter von Buß – Realpolitiker oder Romantiker?“ im November.

Bei der Arbeitstagung der Vorsitzenden der Schwarzwaldvereine des Gaus Kinzigtal vermittelte der Vorsitzende einen Einblick in die Geschichte der Stadt Hausach.

Kurt Klein

Hohberg

Der historische Verein Hohberg e. V. zählt zum Jahresende 1991 95 Mitglieder. Im Jahre 1991 fanden 4 Vorträge, 3 Exkursionen als Halbtages – Tagesfahrten und eine 4-tägige Studienreise statt. Alle Veranstaltungen wurden in das Bildungsangebot des kath. Bildungswerkes Hohberg integriert.

Vorträge:

Februar: „Die Auswanderungen in Hofweier im 18. und 19. Jahrhundert“

Referent: Pfarrer i. R. Dr. Josef Bayer, Hofweier

März: „Barock in der Ortenau“

Referent Prof. Hermann Brommer, Merdingen

November: „Bekenntnis in Stein und Farbe“

Referent: Pfarrer i. R. Josef Hermann Maier, Obersasbach

Dezember: „Der 30-jährige Krieg in unserer näheren Heimat – die Schlacht bei Wittenweier“

Referent: Rektor Jürgen Schmitt, Altenheim

Exkursionen:

August: Wanderung auf dem Hans-Jakob-Weg: Hanselehof – Schwarzenbruck – Hirschbachtal – Wildschapbach, Führung: Michael Bayer

September: Fahrt nach Reichenau, Besichtigung der drei Kirchen unter Führung von Prälat Dr. Füssinger, Reichenau, Besuch im Schloß Heiligenberg und der Wallfahrtskirche auf dem Dreifaltigkeitsberg

Oktober: Besuch im Oberrhein. Tabakmuseum, in der Katharinenkirche und in dem Heimatmuseum in Mahlberg unter Führung von Josef Nau-dascher, Mahlberg

Studienfahrt:

Mai: 4 - Tagesfahrt zu den Loire-Schlössern. Besucht wurde die Benediktinerabtei St. Benoit-sur-la-Loire, die karolingische Kirche Germigny des Pres, die Schlösser Chambord, Cheverny, Chenonceaux, Amboise, Azayle-Rideaux, Chinon und Blois.

Die Mitgliederversammlung am 16. Januar 1992 im Weingut Roeder v. Diersburg bot dem Vorsitzenden Michael Bayer Gelegenheit zu einem Rückblick über 10 Jahre Vereinsarbeit. Der Vorstand wurde für eine neue Amtszeit im Amt bestätigt. Die Hauptversammlung ernannte das Gründungsmitglied Pfarrer Dr. Josef Bayer für seine besonderen Verdienste um den Verein zum Ehrenmitglied. Während einer Weinprobe referierte das Ehrenmitglied über „Egenolf II. 1475 – 1550, der 2. Senior des Hauses Roeder v. Diersburg“. Zwei Videofilme von Martin Ross über die Studienfahrten Graubünden – Südtirol und zu den Loire Schlössern beschlossen die gut besuchte Versammlung.

Michael Bayer

Hornberg

Die Arbeit des Fördervereins Stadtmuseum Hornberg konzentrierte sich auch im Jahre 1991 auf das Sammeln und Registrieren von Gegenständen für die Einrichtung eines städtischen Heimatmuseums. Gesammelt werden Gegenstände und Schriften aus den Bereichen Geschichte, Handel, Handwerk, Industrie, Land und Forstwirtschaft sowie heimatliches Brauchtum. Beim Weihnachtsmarkt konnte in einer Ausstellung im Gästezentrum der Stadt die Bevölkerung Teile der gesammelten Exponate besichtigen. Der gute Besuch war für uns Dank und Anerkennung.

Außerdem waren wieder einige Mitglieder in verschiedenen Arbeitskreisen des Historischen Vereins für Mittelbaden tätig. Erfolgreich war dabei auch die Gruppe Geschichte (Archäologie), die im Schachenbronn beim Windkapf einen Viehweg keltischer Tradition freilegen konnte. Dies macht Hoffnung auf weitere Funde aus der frühen Zeit in unserer Heimat.

Auch im vergangenen Jahr fand eine, schon fast traditionsgemäße Exkursion statt. Eine stattliche Zahl unserer Mitglieder fuhr mit dem Bus in den „Europäischen Kulturpark“ im lothringischen Bliesbruck und im saarländischen Reinheim. (Eine deutsch-französische Anlage.) Herr P. Schaub, der Leiter des Kulturparkes, führte uns durch die dortigen archäologischen Fundstellen. Seine Erklärungen gaben einen Einblick in die Epochen vor- und frühgeschichtlicher Entwicklung von der Steinzeit bis ins frühe Mittel-



alter. Im Anschluß daran wurde noch die St.-Peter-und-Paul-Benediktinerabtei in Weißenburg im Elsaß besichtigt.

Der Historische Verein hat auch in diesem Jahr mit großem Erfolg das von Erwin Leisinger geschriebene Heimatspiel „Das Hornberger Schießen“ aufgeführt. Ein besonderes Ereignis war dabei der Besuch seiner „Königlichen Hoheit Herzog Carl“ von Württemberg, der von Bürgermeister Thomas Schwertel und dem Vorsitzenden Walter Aberle, wie das Bild zeigt, herzlich begrüßt wurde.

Außerdem wurde das Märchen „Tischlein deck dich“, bearbeitet von Gebhard Kienzler, erfolgreich aufgeführt.

Anläßlich seines 70. Geburtstages erhielt der langjährige Vorsitzende des Historischen Vereins Hornberg Walter Aberle viele Ehrungen, unter anderem das Bundesverdienstkreuz.

Das Jahr 1992 wird geprägt von den Vorarbeiten zum 900 jährigen Jubiläum der Stadt, das 1993 festlich begangen wird, und an deren Gestaltung sich beide Vereine beteiligen.

Wolfgang Neuß

Kehl-Hanauerland

Das Vortragsprogramm des Winterhalbjahres 1990/91 stand unter dem Leitthema: „Die religiösen und sozialen Bewegungen am Oberrhein im Verlauf der Geschichte“:

Am 17.01.1991 sprach Herr Prof. Lienhard, Straßburg, zum Thema „Das Reformationsgeschehen im Elsaß – speziell in Straßburg“.

Am 21.02.1991 trug Herr Prof. Geitmann, Fachhochschule Kehl, Gedanken vor zum Ablauf der Französischen Revolution hierzulande unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte Caspar Hausers.

Die Vortragsreihe beendete Herr K. Feik, Rastatt, am 14.03.1991 „Die Badische Freiheitsbewegung 1848“.

Am 15.04.1991 trug Herr Dr. F. Fluhr, Rh.-Linx, in Lichtenau nochmals „Die schreckliche Geschichte der Hexenverbrennungen“ vor.

Jahresversammlung am 16.02.1991.

Das Leitthema des Programms Winterhalbjahr 1991/92 war: „Ausgewählte Berufe im Verlauf der Geschichte am Oberrhein“.

Herr K. Klein, Hausach, führte in das Thema ein: „Das Brot unserer Väter“ (24.10.1991).

Speziell der Bergbau war das Thema von Herrn A. Schlageter, Lörrach, am 21.11.1991: „Silberbergbau im südlichen Schwarzwald“.

Herr A. Dietz, Weil/Rhein, porträtierte am 12.12.1991 „H. Holbein als Maler des Königs und Meister jeder Kunst“.

Im Rahmen unseres Reiseprogramms besuchten wir am 28.04.1991 mit Herrn K. Klein, Haguenu, den Sundgau.

Die Pfingstwoche (18.–24.05.1991) verbrachten wir in Dresden und der Sächsischen Schweiz.

Die Ausstellung „Gold der Helvetier“ in Basel war am 01.09.91 Ziel einer Tagesfahrt; dabei Gang durch die Altstadt mit Führung.

Als Abschluß unseres Reiseangebotes besuchten wir Würzburg mit Abstecher nach Osterburken über das Wochenende 5./6.10.1991; davor am 03.10.1991 Dia-Abend in Odelshofen mit Rückblick (Dresden) und Vorschau (Würzburg).

Dr. Fluhr

Lahr-Friesenheim

Die Badische Heimat, die Volkshochschule, der Schwarzwaldverein und der Historische Verein arbeiten in Lahr Hand in Hand und offerieren dem Interessenten ein breites Angebot.

Unser Mitglied, gleichzeitig auch Schriftleiter des „Geroldsecker Landes“, Dr. Rudolf Ritter, organisierte einen interessanten Lichtbildervortrag über Georg Heinrich von Langsdorff. Der Lahrer umsegelte von 1803 – 1807 die Welt. Der Ethnologe Dr. Hans Becher vom Landesmuseum Hannover hat die Reisen ausgewertet und berichtete in einem interessanten Lichtbildervortrag.

Eine Exkursion galt der Synagoge in Kippenheim. Wegen der dichten Bebauung im Ortskern hat das Gebäude die Reichskristallnacht überstanden. Das im Eigentum der Gemeinde Kippenheim stehende Gebäude wird von Restaurator Bernd Baldszuhn nach und nach restauriert. Der Gebäudepächter berichtete über die Geschichte, die Sanierung und Restaurierung der Synagoge.

Die Burg der Geroldsecker in Lahr gibt es jetzt auch als Modell. Dr. Philipp Brucker hatte die Idee zu diesem Projekt, die Sparkasse finanzierte und die Stadtverwaltung in Lahr sucht z. Zt. nach einem geeigneten Raum, um das riesige Burgmodell öffentlich auszustellen.

Eine Lahrer Delegation hat mit dem Elsaß erste Kontakte geknüpft. Die Geschichte der Geroldsecker jenseits des Rheines möchte unser Mitglied Karl Müller, Reichenbach, ergründen.

Der Lahrer Dichter Ludwig Eichrodt wurde aus Anlaß des 100. Todestages am 01.02.1992 geehrt. Eichrodt wird das Urheberrecht des Begriffs „Biedermeier“ zuerkannt. Der Schauenburg-Verlag ehrte den Dichter mit der Herausgabe des Buches „Der wirkliche Biedermeier“.

Im Dinglinger Mauerfeld, in dem eine ausgedehnte römische Siedlung mit produktiven Töpfereien lag, werden 1991/92 Sondierungsgrabungen durch-

geführt. Sensationell war im vergangenen Jahr die Entdeckung, daß in Lahr nicht nur einfache irdene Töpferwaren, sondern auch „Terra sigilata“ produziert wurden. Die Grabung wurde durch das Landesdenkmalamt der Öffentlichkeit vorgestellt.

Zu Ostern konnte in Friesenheim-Oberweier ein neues Heimatmuseum eröffnet werden. Das Lahrer Heimatmuseum wird zur Zeit umgestaltet und kann vorerst nicht besichtigt werden.

Die Ortsgruppe Lahr-Friesenheim hat zur Zeit 101 Mitglieder.

Ekkehard Klem

Meißenheim

Januar 91: Die Reformation in der Ortenau (Schulrat A. Barth zeigte die wichtigsten Wurzeln der Reformation im allgemeinen auf, um dann die Ereignisse im 16. und 17. Jhd. für den Bereich des Ortenaukreises zu schildern. Seine Dias vermittelten geschichtliche Situationen und zeigten wichtige Stätten und Personen der Reformation in unserer Heimat.

Mai 91: Traditionelle Maiwanderung unter sachkundiger Führung: Der Elz entlang zum und rund um den Baggersee.

August 91: Besuch der Gutleutkirche bei Oberschopfheim (Die sog. Gutleutkirche war die mittelalterliche Pfarrkirche für die Dörfer Leutkirch, Oberschopfheim und Diersburg. Der Ort Leutkirch selbst ging im 15. Jhd. ein. Die Kirche mit ihrem Chorturm aus dem 13. Jahrhundert überlebte als Friedhofs- und Wallfahrtskirche und wurde 1964 als gesamte Kirche wieder aufgebaut. Bemerkenswert sind die Wandmalereien aus dem frühen 16. Jahrhundert im Turmuntergeschoß.)

September 91: Jahresausflug ins Elsaß in Zusammenarbeit mit dem Heimkehrerortsverband. (St. Marie aux Mines: Silbermine; Lingenkopf: Historische Kampfstätten, Soldatenfriedhöfe; Trois Epis: Wallfahrtskapelle; Turckheim: malerisches Reichsstädtchen; Eguisheim: Geburtsort Leo IX.)

Karl Schmid

Neuried e. V.

Februar: Ordentliche Jahreshauptversammlung der Mitgliedergruppe Neuried e. V.

Filmvortrag: „Frühere ländliche Berufe und landwirtschaftliche Arbeiten im Ried bzw. der Ortenau“ von Herrn OStR. Imhoff, Lahr.

Juli: Ausflug der Mitgliedergruppe Neuried an den Bodensee: „Barock und Rokoko am Bodensee“ (Überlingen Heimatmuseum, Birnau und Meersburg). Schifffahrt von Stein a. Rh. bis Schaffhausen.

Arbeitskreise der Mitgliedergruppe Neuried e. V.

Arbeitskreis Altenheim:

Der Schwerpunkt der Tätigkeiten liegt in der Betreuung des „Heimatmuseums Neuried“.

Die Mitarbeiter dieses Arbeitskreises leisteten an 43 Sonntagen und 18 Wochentagen freiwilligen Museumsdienst sowie Sonderführungen.

Monatlich traf sich der Arbeitskreis zu Erweiterungs- u. Gestaltungsarbeiten im Museum.

Sonderausstellungen:

Bis Mai: „Uhren aus drei Jahrhunderten und Reservistenkrüge“.

Juni bis November: „Bücher und Urkunden aus der Geschichte des Ortsteiles Altenheim“ sowie „Hefte und Schulbücher von 1850 bis 1875“.

Dezember: Eröffnung der Sonderausstellung „Großmutter's Glaskänschderle“, verbunden mit einem Empfang der Gemeindeverwaltung Neuried, Gemeinde- u. Ortschaftsräte der Ortsteile Neurieds, Museumsleiter der Ortenau.

Arbeitskreis Ichenheim:

Arbeitstreffen jeden 1. Mittwoch eines Monats.

Durcharbeiten der Akten des Generallandesarchives und Auswertung der Inhalte nach besonderer regionaler Bedeutung.

Darstellung eines Ortsmodells von Ichenheim nach Beschreibungen aus dem 17. Jahrhundert

Ausstellung der Arbeiten und Urkunden in den Räumen der Raiffeisenbank Ichenheim.

Zwei Exkursionen ins Elsaß nach Schlettstadt und Molsheim.

Erfassung der Ausgrabungen im Gewann Seelengassenfeld.

Aufnahme und Beschreibung der Fachwerkhäuser im Ortsteil Ichenheim zur Erstellung einer Dokumentation.

Die Angehörigen beider Arbeitskreise beteiligen sich in den Fachgruppen des Historischen Vereines für Mittelbaden: FG – Grenzsteine, FG – Gewannnamen, FG – Zeitgeschichte und FG – Dialekt.

Maria Betz/Adolf Herrmann

Oberharmersbach

Im Jahre 1991 wurden die Arbeiten für die Oberharmersbacher Ortschronik nach knapp vierzehn Jahren abgeschlossen. Der 2. Band (1812–1991) wird seit Dezember zum Verkauf angeboten.

Zum 11. Male erschien der Jahresrückblick, eine chronologische Auflistung mit den wichtigsten Ereignissen im Vereinsleben und in der Gemeinde, dieses Jahr mit einer ausführlichen Dokumentation der Hochwasserkatastrophe vom Dezember 1991.

Karl August Lehmann

Oberkirch

5. Januar: Herr Gewerbelehrer Karl Ebert aus Zusenhofen, z. Zt. an einer Schule in Montevideo tätig, hält anlässlich eines Heimaturlaubes einen Lichtbildervortrag „Rätselhafte Osterinsel – Natur u. Kultur“ –.

16. Januar: Winterfahrt über Schauinsland, Wiesental, Belchen nach Staufien; Besichtigung der Weihnachtskrippe in der kath. Pfarrkirche sowie Führung im alten Rathaus.

30. Januar: Diavortrag von Herrn Vajen über seine Reise nach Ischia und Capri.

13. Februar: Aschermittwoch – Halbtags-Räselfahrt. Auf etlichen Umwegen führte der Weg letztlich nach Unterharmersbach zur Wallfahrtskirche „Maria zu den Ketten“. Interessante Führung durch die renovierte Kirche.

16. Februar: Herr Josef Haas hält Diavortrag über den Irak.

20. März: Tagesfahrt nach Speyer durch das nördliche Elsaß und die Südpfalz. Geführte Dombesichtigung sowie Besichtigung des Kunsthistorischen Museums. Auf der Rückreise noch kurzer Halt in Philippsburg.

23. April: Frühlingsfahrt ins schwäbische Barock zum Schloß und Schloßpark Ludwigsburg, mit Führung. Auf der Rückfahrt noch interessante Führung in der kleinen Stadt Markgröningen.

20. – 25. Mai: 6-Tagefahrt im Harz und nach Thüringen.

Standquartier Duderstadt bei Göttingen; 1. Tag: Hinfahrt; Besichtigung der Burganlage (später Kloster) Reinhausen.

2. Tag: Führung durch Duderstadt; Weiter über die ehemal. Grenze nach Wernigerode (Fachwerkhäuser und interessantes Schloß); Danach Besichtigung von Burg und Dom in Nordhausen.

3. Tag: Fahrt nach Weimar; Schloß Belvedere, Stadtbummel; Goethehaus, Nationaltheater, Schillerhaus, Wohnhaus Lucas Cranachs d. Ä., Goethes Gartenhaus. Weiterfahrt nach Gotha, dann über Kelbra nach Duderstadt.

4. Tag: Besuch des Kyffhäuser-Denkmal und Besichtigung der Stadt Sonderhausen; dann weiter nach Stollberg.
5. Tag: Fahrt nach Gernrode und Quedlinburg.
6. Tag: Rückfahrt über Gotha, das Dorf Grimmelshausen, Bad Orb.
28. Juni: Sonnwendfeier bei der Ruine „Schauenburg“ mit Beteiligung d. Jagdhornbläser, Gruppe Vorderes Renchtal, sowie Abbrennen des vorbereiteten Holzstoßes. Wegen kalter, regnerischer Witterung konnte die Feier am 21.6. nicht termingerecht stattfinden.
24. Juli: Halbtagsfahrt ins Nagoldtal; Geführte Besichtigung der Stadt Calw.
17. August: Frau Schweigert-Gäng und Herr Vajen zeigen Dias von der 6-Tagefahrt im Mai.
14. – 17. Oktober: Geplante 4-Tagefahrt nach Schwaben und Bayern fällt wegen Erkrankung des Herrn Vajen aus.
26. Oktober: Halbtagesfahrt nach Kaysersberg, über Barr, Andlau, Dambach.
16. November: Lichtbildervortrag des Herrn Vajen: „Kreuz und quer durch das Elsaß“.
14. Dezember: Die geplante Zusammenkunft zum Jahresabschluß mußte wegen Erkrankung des Herrn Vajen leider ausfallen.
- Wie immer waren die monatlich stattfindenden Damen-Nachmittage u. Herrenstammtische gut besucht.

i. A. Horst Schneider

Offenburg

Das Jahr 1991 stand zunächst unter dem Eindruck der Herausgabe des Buches von Eugen Hillenbrand „Unser fryheit und alt harkommen“. Er hatte diese Publikation im Dezember 1990 im Ritterhaus vorgestellt. Sie enthält zahlreiche Vorträge über das Mittelalter in Offenburg und der Ortenau, die Hillenbrand in den vergangenen Jahren für den Historischen Verein erarbeitet hatte.

Herausragend war im Frühjahr die gemeinsame Exkursion nach Gelnhausen, an der viele Mitglieder unseres Vereins teilnahmen. Erfreulich war, daß sich auf dieser Fahrt fünf Reiseteilnehmer, die bisher nicht Mitglieder waren, entschlossen, unserem Verein beizutreten.

In der zweiten Jahreshälfte fanden viele Vorträge und Veranstaltungen statt. Besonders hervorzuheben in der Publikumsresonanz sind die von Michael

Friedmann veranstalteten Filmabende im Ritterhaus. Zwei weitere Ereignisse verdienen besondere Erwähnung:

1. Im Oktober trug Hans Derkitz seine Forschungen zu Gertrud von Ortenberg vor. Es handelt sich hier um eine Begine, die im 13./14. Jahrhundert in der Ortenau lebte. Die von Derkitz in der königlichen Bibliothek, Brüssel, in einem Handschriftenkonvolut entdeckte Abschrift dieser Lebensbeschreibung ist eine einzigartige Quelle der Ortenauer und Straßburger Geschichte in dieser Zeit.
2. Im November stellte Herr Gall sein Buch „Armut, Wein und Zinsen – zur Sozial- und Kulturgeschichte des Ortenauer Rebdorfes Rammersweier 1810 – 1860“ vor. Der Abend wurde von Ortsvorsteher Hurst mit einer anschließenden Nachsitzung festlich gestaltet. Die Resonanz auf dieses Geschichtswerk ist groß.

Im vergangenen Jahr blieb der Vorstand des Historischen Vereins, Mitgliedergruppe Offenburg, unverändert. Aus Altersgründen traten jedoch Frau Ruth Linck und Herr Walter Roschach aus dem Beirat aus. Auch trafen die Ortsgruppe verschiedene Todesfälle. Unter den Verstorbenen, die zu beklagen sind, ist auch Prof. Dr. Rudolf Metz, der in den vergangenen 17 Jahren viele Vorträge für die Ortsgruppe hielt und in jedem Jahr eine Exkursion für die Ortsgruppe leitete. Allen denen, die an diesen Veranstaltungen teilnahmen, werden seine Vorträge und Führungen unvergessen bleiben.

Dr. Hans-Joachim Fliedner

Oppenau

Januar: Vortrag mit dem Thema: Graf Zeppelins Fernpatrouille mit badi-schen Dragonern in das untere Elsaß im Juli 1870

Februar: Anlässlich des Golfkrieges zeigt Josef Haas aus Oberkirch seine Diaserie: „Irak: Land, Menschen und Kultur im Zweistromland“

März: Wiedereinweihung des Hochkreuzes von Zacharias Sepp (1701) im Beilerstädtle. Die Renovierung erfolgte auf Anregung und mit Spenden unserer Mitglieder.

April: Tagesfahrt nach Freiburg mit Stadt- und Münsterführung. Fahrt durch das Freiamt mit Besuch von Tennenbach nach Herbolzheim. Besichtigung der Wallfahrtskirche Maria im Sand.

Mai: Studienfahrt nach Basel. Führung durch die Altstadt und das Münster. Weiter Besichtigung der römischen Ausgrabungen in Kaiseraugst.

Juni: Tagesfahrt in das nördliche Elsaß. Besichtigung eines Forts der ehemaligen Maginot-Linie in Lembach. Ferner Führung durch das Grenzstädtchen Weißenburg.

Juli: Tagesfahrt nach Ladenburg. Besichtigung der römischen Ausgrabungen, der Altstadtanierung und des Benz-Hauses.

August: Besichtigung des Schwetzingen Schlosses mit Führung durch die renovierten Innenräume.

September: Besichtigung des neuen Heimat- und Grimmelshausen-Museums in Oberkirch. Besprechung und Ausklang in der Grimmelshausen Gaststätte Silberner Stern in Gaisbach.

November: Vortrag: Was wissen wir noch über das ehemalige Kapuzinerkloster (1668–1803) in Oppenau?

Rainer Fettig

Rastatt

Wie seit Jahren ist die Mitgliedergruppe Rastatt zusammen mit der Rastatter Gruppe der Badischen Heimat und der VHS-Rastatt Gestalter eines Jahresprogramms von monatlichen Vorträgen (jeweils an einem Mittwoch – meist um die Mitte des Monats). 1991 waren die Beiträge ein Lichtbildervortrag im Februar von (dem inzwischen leider verstorbenen) Prof. Dr. R. Metz (Karlsruhe) „Bau und Bild der Landschaft im Nordschwarzwald“ und der Vortrag im Oktober von Dr. Ph. Brucker (Lahr) und E. Bach (Efringen-Kirchen) „Erzählungen und Gedichte in alemannischer und in schlesischer Mundart“. Im Oktober-Vortrag wurde die literaturhistorische Beziehung zwischen dem schlesischen Mundartdichter Karl von Holtei und Joh. Peter Hebel aufgezeigt. Ein Höhepunkt war Holteis um 1820 entstandenes Gedicht „An a Hebel“, ein Lobgesang auf den Alemannen Johann Peter Hebel.

Gerhard Hoffmann

Rheinau

Mitgliederversammlung am 02. März 1991 mit dem Vortrag „Mir sinn net d'ledschte“ (Prof. Raymond Matzen).

Studienfahrten: Sensenmuseum Achern; Technikmuseum Sinsheim; Hambacher Schloß und Dombesichtigung in Worms (Salier); Rastatter Schloß und Schloß Favorite; Coburg, Pommersfelden, Bamberg, Vierzehnheiligen (R. u. W. Demuth).

Vortragsabende: „Die Anfänge der Helmlinger Schule und die Helmlinger Kapelle“, II. Teil (K. Schütt); „Dia-Vortrag über eine Reise durch Peru“ (G.

Wolf); „Ursprung und Bedeutung des Ortsnamens Bischheim/Bischofsheim“ (K. Schütt); „Vertrag von 1441 über den Dinghof zu Bischheim am Hohen Steg“ (F. Böninger); „Meywaldzeuggerichte ab 1698“ (K. Schütt); drei Vorträge „Die Badische Revolution von 1848 in Mittelbaden – Lichtenau, Offenburg, Rastatt, Renchen – und Revolutionär Huth aus Neufreistett“ (W. Klein); zweiteiliger Vortrag „Die mittelalterlichen Herrscherhäuser der Sachsen, Salier und Staufer“ (K. Schütt).

Die Arbeiten an der Bild-Dokumentation über Fachwerkhäuser in Rheinau wurden fortgesetzt. Begonnen wurde eine Bild-Dokumentation über die Gefallenen und Vermißten des 2. Weltkrieges. In Bearbeitung befindet sich ein alphabetisches Verzeichnis der seit 1621 vorkommenden Namen in der Kirchengemeinde Rheinbischofsheim und Freistett, verbunden mit einer Sittengeschichte (Eintragungen in Heiratskirchenbüchern).

In unserer Schriftenreihe „Aus der Stadt Rheinau“ sind die Hefte 15 und 16 erschienen. Der Bürgermeister der Stadt Rheinau hat ein von K. Schütt und W. Demuth verfaßtes Sonderheft „Das Heidenkirchel in Freistett“ herausgebracht.

K. Schütt und F. Böninger haben Schüler- und Seniorenbesuchergruppen durch das Heimatmuseum der Stadt Rheinau, das Heidenkirchel in Freistett und die St. Nikolauskapelle in Hausgereut geführt.

Zahlreiche Urkunden (Kaufverträge usw.) aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert wurden transkribiert und in unserem Archiv aufgenommen.

Die Erfassung der Grenzsteine der Gemarkungen der einzelnen Ortsteile wurde fortgesetzt (E. Krauß).

Walter Demuth

Schiltach

Das wichtigste Ereignis für die Ortsgruppe Schiltach des Historischen Vereins war die Jahreshauptversammlung, die am 20. Oktober 1991 in Schiltach stattfand.

Die geschäftliche Sitzung fand um 8.30 Uhr im Foyer der Friedrich-Grohe-Halle statt. Nach der Begrüßung durch den Präsidenten Herrn Dr. Kauß und des Vorsitzenden der Schiltacher Ortsgruppe Th. Becker berichtete Herr Schaufler über die Finanzen und Herr Maier über den Anfang November erscheinenden Jahresband, der diesmal über 700 Seiten umfaßt. Der neue „Ortenauband“ enthält u. a. Aufsätze über Wirtschafts- und Literaturgeschichte, Kunstgeschichte, Heraldik und vieles mehr. Beim Empfang durch die Stadt Schiltach lobte Bürgermeister Rottenburger die zahlreichen Aktivitäten des Historischen Vereins für Mittelbaden, die gerade für Schiltach wichtige Impulse gebracht hätten.

Den Festvortrag hielt Dr. Hans Harter, ein gebürtiger Schiltacher, der in Wittnau bei Freiburg wohnt. Das Thema lautete: „Das Bürgertum fehlt und überläßt dem Arbeiter den Schutz der Republik – die Ortsgruppe Schiltach des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“.

Diese Organisation, die der SPD nahegestanden und gegen Ende der Weimarer Republik den Widerstand gegen den aufkommenden Nationalsozialismus geprägt hatte, existierte in der Regel nur in größeren Städten. Für die Kleinstadt Schiltach stellte der „Reichsbanner“ eine einmalige Erscheinung im Kinzigtal dar. 1926 gegründet, bestand sie zum größten Teil aus SPD Mitgliedern und Anhängern der linksliberalen DDP. Die Schiltacher „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“-Organisation hatte sich zum Ziel gesetzt, die damalige, 1918 entstandene und immer wieder gefährdete Weimarer Republik zu unterstützen und aktiv gegen ihre Feinde zu verteidigen. Mehr als 70 Schiltacher Männer, die zumeist im 1. Weltkrieg Soldat waren und sich als Sozialdemokraten, Linksliberale oder Angehörige des Katholischen Zentrums politisch betätigten, waren im „Reichsbanner“ zusammengeschlossen. Mit Aufmärschen, Kundgebungen etc. traten sie an die Öffentlichkeit. Die Namen vieler Schiltacher „Reichsbannermänner“ wie Martin Fritz, Gottlieb Trautwein, Fritz Dinger sen., Fritz Fieser, Abraham Aberle, Christoph Wolber oder Wilhelm Bösch sind bis heute nicht vergessen, zumal sie sich zum Teil auch nach 1945 wieder politisch betätigten und z. B. als Gemeinderäte und Bürgermeister in schwieriger Zeit ihrer Heimatstadt gedient haben. Ihre republikanischen Bestrebungen, die dann 1933 gewaltsam beendet wurden, verdienen es, nicht vergessen zu werden.

In vorbildlicher Weise zeigte Dr. Harter, wie sich Lokalgeschichte und Reichsgeschichte in einem zeitgeschichtlichen Thema ergänzen.

Die musikalische Umrahmung der Festsitzung erfolgte durch das Flötensensemble der Schiltacher Musikschule.

Am Nachmittag standen Besichtigungen der Schiltacher Museen auf dem Programm. Herr Rath führte durch das Apothekermuseum, Frau Dr. Fuchs durch das Marktmuseum, während Herr H. Pfau eine Führung durch das Schüttesägemuseum leitete.

Theo Becker

Schutterwald

Januar: Lichtbildervortrag über „Zeugnisse der Volksfrömmigkeit im Vogtsbauernhof-Freilichtmuseum in Gutach“

Referent: Dr. Dieter Kauß, Präsident des Gesamtvereins

März: Lichtbildervortrag über die großen Kaiserdome von Speyer, Worms, Mainz und Bamberg

Referent: Pfarrer Hermann Maier, Obersasbach

Mai: 5-Tagefahrt nach Norddeutschland; Besuch der mittelalterlichen Hansestädte: Lüneburg, Bremen, Hamburg, jeweils mit Führung und Hafenerundfahrt in Hamburg. Besuch der Hermann-Löns-Stadt Celle, Besichtigung des Vogelparks v. Walserode und Wanderung zum Löns-Grab in der Heide.

September: Tagesfahrt in die Main-Metropole Frankfurt: Führung durch die Innenstadt, Besuch bekannter Museen (Römer, Judenviertel, Goethehaus, Paulskirche) Aufenthalt am Rhein-Main-Flughafen (Besucherterrasse).

Oktober: Halbtagesfahrt ins Schuttertal, Besichtigung der einzigen noch erhaltenen Waffenschmiede, Führung zu historisch bedeutsamen Höfen um Dörlinbach durch Herrn Finkbeiner, gemütlicher Abschluß in der Jäger-Toni-Mühle

November: Mitgliederversammlung mit Jahresbericht des Vorsitzenden Artur Hohn, Besprechung des neuen Jahresprogramms, Lichtbildervortrag von Hermann Lipps (Norddeutschlandfahrt).

Artur Hohn

Seelbach-Schuttertal

Entsprechend unserer Absicht, weniger gemeinschaftlich zu reisen und – vor dem Verlust bereits gesichertes – Kulturgut zu besichtigen, hat sich die Mitgliedergruppe Seelbach-Schuttertal auch im vergangenen Jahr wieder bemüht, sich ganz gezielt für die Heimat- und Kulturgeschichte im Schuttertal einzusetzen. Unser Bestreben war und ist stets davon bestimmt, das Schuttertal vor drohenden Verlusten kultureller und landschaftlicher Art zu bewahren bzw. überlieferte Werte der Talbevölkerung bewußt zu machen.

Die Jahreshauptversammlung der Mitgliedergruppe Seelbach-Schuttertal fand am Freitag, den 26.4.1991, im Gasthaus Löwen in Schuttertal-Dörlinbach statt. Im Mittelpunkt der Versammlung stand die Neuwahl des Gesamtvorstandes.

Im Anschluß an die Tagesordnung hielt Peter Schwörer, Steinach, einen Dia-Vortrag über Georg Schöner, „Rosenpfarrer“ aus Steinach, Pflanzen- und Rosenzüchter in Kalifornien.

Im Jahr 1991 hat sich der Histor. Verein Seelbach-Schuttertal wieder denkmalpflegerisch in der Gemeinde Seelbach und Schuttertal engagiert. Folgende Objekte wurden ideell, arbeitsmäßig und finanziell gefördert:

- Glatzenmühle in Seelbach (Von der Architektenkammer Baden-Württemberg wurde 1991 die Glatzenmühle als Objekt „Beispielhaften Bauens“ ausgezeichnet.)
- Rekonstruktion des Ständer-Bohlen-Hauses Schwörer in Dörlinbach

- Hofmühle Kürz in Schweighausen-Loh (Die Hofmühle wurde vom Histor. Verein und der Gemeinde Schuttertal zwecks Renovierung auf die Dauer von 15 Jahren gepachtet.)

Ein seltenes *Flurdenkmal*, der Kilometer- und Grenzstein auf dem Streitberg, Gemarkung Schweighausen, wurde geborgen und an seinem ursprünglichen Standort wieder aufgestellt.

Der Stein war beim Ausbau der Streitbergerstraße in den 70er Jahren achtlos in den nahen Wald geworfen worden.

Im Rahmen der „Örtlichen Entwicklungskonzepte“ für die Ortsteile Schuttertal, Dörleinbach und Schweighausen wurden vom Historischen Verein in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Freiburg, der Gemeinde und den Planungsbüros eine für die Zukunft *verbindliche Denkmalliste* aller erhaltungswürdiger Gebäude in der Gemeinde Schuttertal erstellt.

Über die Presse und mit persönlichen Briefen an die Bürgermeister der Gemeinden Seelbach und Schuttertal hat sich der Histor. Verein für eine baldige *Mindestflurabgrenzung* im Schuttertal und *gegen* den Bau eines *Campingplatzes* in der Schutter-Talau südlich von Seelbach eingesetzt.

An Exkursionen fanden statt:

- Besuch des Heimat- und Kleinbrennermuseums in Steinach, Kinzigtal
- Besichtigung des Ried-Museums in Altenheim
- Begutachtung der Renovierungsfortschritte in der Glatzen-Mühle in Seelbach

Ein Vortragsabend mit Alt-Bürgermeister und Gemeinderechner Adolf Geiger, Schweighausen, war dem Thema gewidmet: „Heiteres und Besinnliches aus dem Leben unseres Dorfes Schweighausen“.

Gerhard Finkbeiner

Steinach i. K.

1990: Diavortrag:

„Lebenswelt im Schwarzwald im 19. und frühen 20. Jahrhundert“

Referent: A. Barth

Tagungen:

- a) Sitzung der Flößergemeinden in Steinach mit anschließender Museumsführung
- b) Arbeitstagung „Computer im Museum“ des Museumsverbandes

Veranstaltungen

- a) Informationsveranstaltung über das neue Vereinsbesteuerungsgesetz durch die Sparkasse in Steinach
- b) VHS-Kurs „Vereinsverwaltung über den PC“ in Gengenbach

- c) Im Rahmen des 750-jährigen Jubiläums im Ortsteil Welschensteinach engagierte sich unser Verein beim Festumzug mit der Gruppe „Benediktinermönche des Klosters Gengenbach“
- d) Gemeinschaftswanderung auf den Gemarkungen Steinach/Bollenbach „Auf historischen Pfaden“ mit dem Verschönerungsverein Steinach
Exkursion in die Schweiz (Besichtigung von Augst, der vor zwei Jahrtausenden gegründeten Römerstadt „Augusta Raurica“) und an den Hochrhein (Burgruine „Küssaburg“ bei Waldshut-Tiengen und eine Zugfahrt mit der bekannten „Sauschwänzlebahn“)

Div. Arbeitseinsätze

Im Vordergrund standen die Arbeitseinsatzschwerpunkte:

- a) neues Heimat- und Kleinbrennermuseum – zweite Ausbauphase „Dachgeschoß“ (Beratungen, Aufbau- und Einrichtungsarbeiten)
- b) Museumsbetreuung (Sonntag/Mittwoch)
- c) 750-jähriges Jubiläum im Ortsteil Welschensteinach (div. Sitzungen, Besprechungen und Termine in Bezug auf Planung, Gestaltung, Organisation und Betreuung)

Neueröffnung

Nachdem im Frühjahr 1989 das neue Steinacher „Heimat- u. Kleinbrennermuseum“ seiner Bestimmung übergeben wurde, konnte im Frühjahr 1990 mit der Fertigstellung des Dachgeschosses nun das gesamte Museum dem Besucher zur Begehung freigegeben werden.

1991: Vortrag

„Otto v. Bismarck, der erste deutsche Reichskanzler“ Ort: Haslach, Referenten: Ernst u. Waltraud Engelberg

Tagung

Tagung der Brauchtumsrunde in Haslach

Veranstaltungen

- a) Feier zur Eröffnung der Sonderausstellung „Hausach – 125 Jahre Eisenbahnerstadt“
- b) Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“: auf den Gemarkungen Prinzbach/Steinach mit dem Verschönerungsverein Steinach

Div. Arbeitseinsätze

Arbeitseinsatzschwerpunkte:

- a) Heimat- und Kleinbrennermuseum (Sauberhaltung des Gebäudes, Reparaturen und Konservierungsarbeiten an diversen Utensilien, Integration neu erhaltener Exponate, Aufbau einer Sonderausstellung sowie Beginn der Inventarisierung über den PC)
- b) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch)

Bernd Obert

Wolfach

Das alte Rath- und Schulhaus von 1893 wurde nach 1½-jährigen Umbauarbeiten am 13./15. September 1991 in feierlichem Rahmen wiedereingeweiht und seiner Bestimmung als Rathaus der Stadt übergeben.

Hierzu war der Historische Verein in Wolfach vom Bürgermeister Züfle gebeten worden, anlässlich der Einweihung einen historischen Rückblick über das Rathaus von 1893 bis heute in einer Ausstellung im Rathaussaal sichtbar zu machen.

Für die Ausstellungsstücke konnte das umfangreiche Archiv der Stadt herangezogen werden, und es entwickelten sich daraus nachstehende Themen:

1. Das alte Rathaus vor dem Brand von 1892
2. Wiederaufbau des Schul- und Rathauses
3. Schul- und Rathaus im Wandel der Zeit
 - Baugeschichte
 - die 3 Fassadenmalereien am Rathaus
 - der Rathaussaal im Wandel der Zeit
4. Schulen im alten Schulhaus und Rathaus
5. Ausstellung der spärlichen Reste alter Utensilien aus der Zeit von 1893 bis heute
6. Preise von 1893

Aus dem Stadtarchiv wurden hierzu wesentliche Dokumente ausgewählt und in Wort und Bild im Rathaussaal dargestellt. Die Ausstellung war in der Zeit vom Samstag 14. 9. bis Sonntag 22. 9. geöffnet und erfreute sich eines lebhaften u. interessierten Besucherstromes.

Die Räumlichkeiten im Schloß können nunmehr endgültig für die Erweiterung des Heimatmuseums baulich hergerichtet und eingerichtet werden, was eine weitere große Aufgabe für den Historischen Verein in Wolfach bedeutet.

Bächle

Yburg

Vortrag von Hans Werle über die romanischen Kirchen im Elsaß.

Fahrt unter seiner Leitung nach Marmoutier mit Führung im Münster.

Fahrt zum Kloster Hirsau.

Führung von Ernst Gutmann durch Stollhofen und seine Geschichte.

Besuch mit Vortrag im Kloster Lichtental.

Vortrag von Eleonore Gauges: „Das Rebland in Dokumenten aus dem 15. und 16. Jahrhundert“.

Mitgliederversammlung mit anschließendem Vortrag von Ortsvorsteher Ulrich Huber über den Nägelsförster Hof.

Ursula Schäfer

Zell am Harmersbach

März 1991

Arbeitseinsätze im Bereich Obere Fabrik: Sicherung von Arbeitsgeräten der Zeller Keramik

27.04.91

Exkursion mit Führung durch August Faisst und Bertram Sandfuchs ins Oberelsaß: Besichtigung romanischer und gotischer Baudenkmäler

22./23.06.91

Präsentation der Ausstellung „Orgeln im Elsaß. Silbermann und andere Orgelbauwerkstätten am Oberrhein“ in Zells neuer Partnerstadt Frauenstein anlässlich der Partnerschaftsfeier.

Juli 91

Artikelserie über „Ritter von Buss“ von Bertram Sandfuchs im „Frauensteiner Stadtanzeiger“ im Rahmen der Schulpartnerschaft Zell-Frauenstein

1991/92

Weiterarbeit am Stadtführer von Zell am Harmersbach. Erarbeitung von Namenslisten für neue Straßen zur Vorlage an den Stadtrat (verantwortlich: Franz Breig)

08.11.91

Generalversammlung

Ehrevorsitzendem Thomas Kopp wird von Bürgermeister Behrschmidt der „Preis für Verdienste um die Heimat“ des Landesausschusses für Heimatpflege Baden-Württemberg e. V. überreicht.

Januar 92

Erarbeitung einer „Kurzen Stadtgeschichte von Zell am Harmersbach“ (B. Sandfuchs)

10.91–02.92

Unterstützung der Gründung des Fördervereins Fürstenberger Hof. Beteiligung des Historischen Vereins bei der Sammlung geeigneter Museumsexponate

04.02.92

Zusammenarbeit mit den Film- und Fotofreunden Zell: Bildmaterial für den Stadtführer

13.02.92

Öffentliche Vorstandssitzung

Ziel: Mitgliedern Einblick in die Vorstandsarbeit geben; Informations- und Meinungsaustausch über aktuelle Aufgaben

Bertram Sandfuchs

Tätigkeitsberichte der Fachgruppen

Fachgruppe Archäologie

Wolfgang Peter

Veranstaltungen und Öffentlichkeitsarbeit

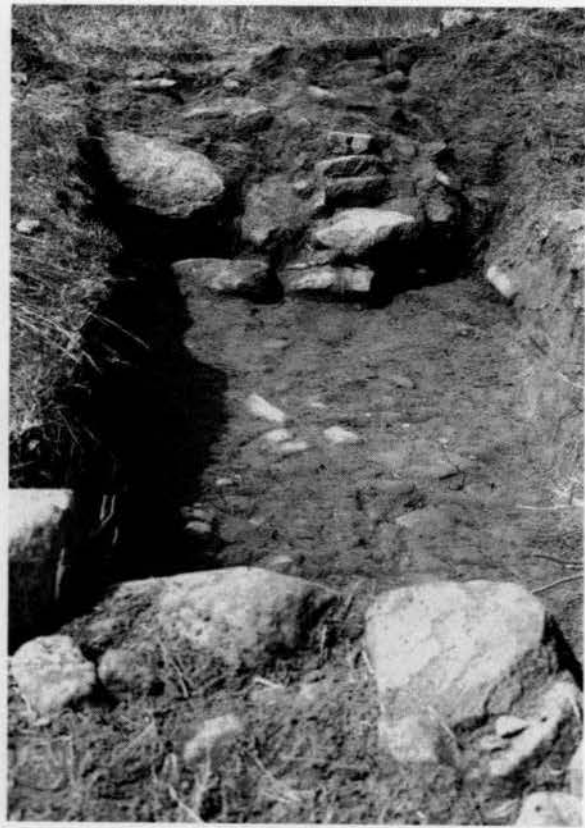
Am 28.01.91 fand unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Planck aus Stuttgart die erste Sitzung der Arbeitsgemeinschaft zur Pflege und Förderung der Landesarchäologie in Rastatt statt. Neben sieben weiteren archäologisch ausgerichteten Vereinen, nahm auch der Leiter des Archäologischen Arbeitskreises Josef Naudascher teil.

Noch im Frühsommer des Jahres 1991 ist der Historische Verein für Mittelbaden dem Förderverein beigetreten.



Verschütteter Viehweg in Schachenbronn unterhalb dem Windkapf

Foto: Wolfgang Neuss



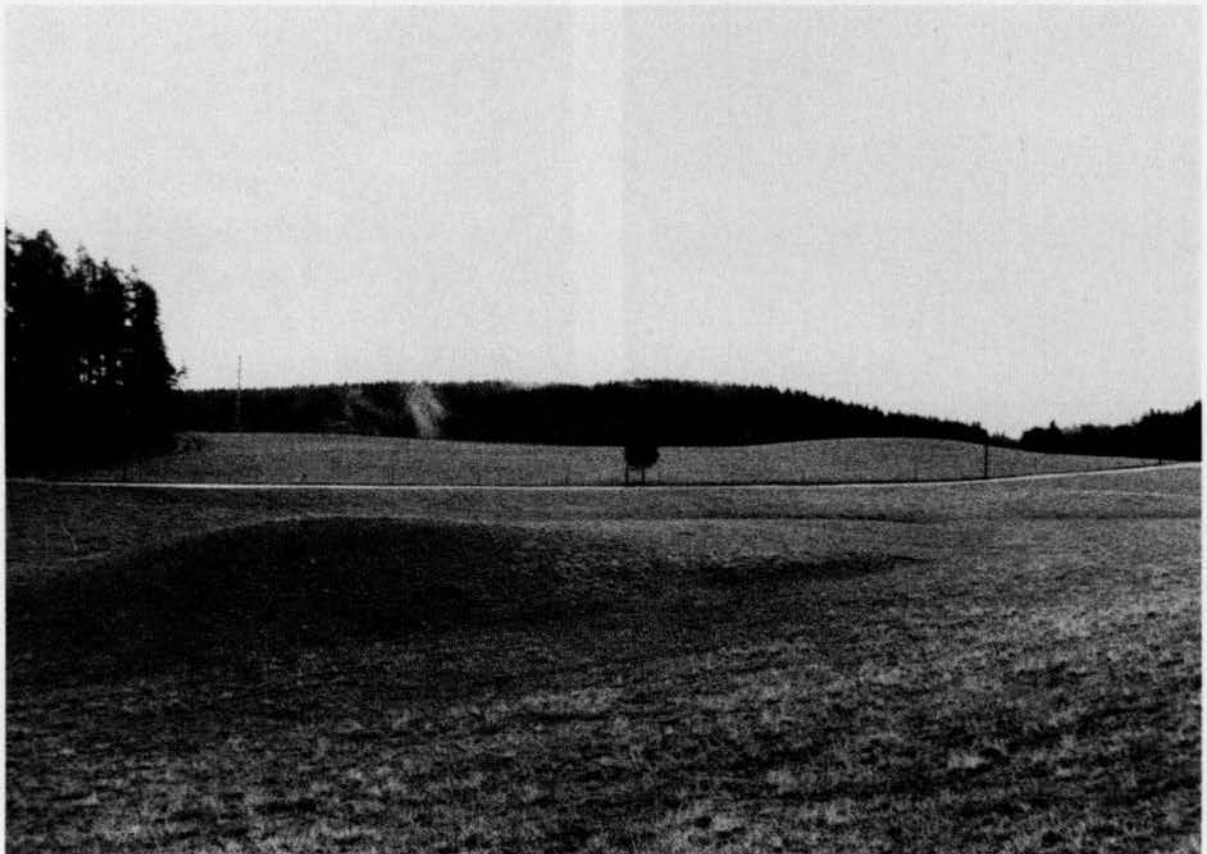
Aufgedeckter Viehweg in Schachenbronn unterhalb dem Windkapf.

Foto: Wolfgang Neuss

Am 05.05.91 fand eine Exkursion zum Odilienberg im Elsaß statt, an der zahlreiche Mitarbeiter des Arbeitskreises teilnahmen. Unter der fachkundigen Führung von M. Schmitt aus Illkirch wurden die Heidenmauer aus keltischer Zeit sowie Funde aus römischer Zeit angesehen und die Bedeutung des Klosters in der Merowingerzeit anschaulich dargelegt.

Im August 91 trafen sich Mitarbeiter des Archäologischen Arbeitskreises in Hornberg, um unter der Führung von Wolfgang Neuss archäologische Spuren auf dem Windkapf bei Schachenbron und auf der Staude bei Langenschiltach zu besichtigen.

M. Eugène Kurtz aus Straßburg hat entlang der Hochstraße auf dem Windkapf archäologische Strukturen wie Rundrotteln, Steinwälle, Grenz- und Terrassenmauern sowie andere Mauerreste festgestellt. Auf Einladung der Sektion Hornberg des Archäologischen Arbeitskreises wurde im Herbst eine weitere Begehung von Wolfgang Neuss zusammen mit dem Directeur des antiques, historiques et préhistoriques Francois Petry, M. Eugène Kurtz und Josef Naudascher durchgeführt. Hierbei hat M. Petry zusätzliche Wälle von einem Viehweg festgestellt, wie sie im Wasserwald in den Vogesen und

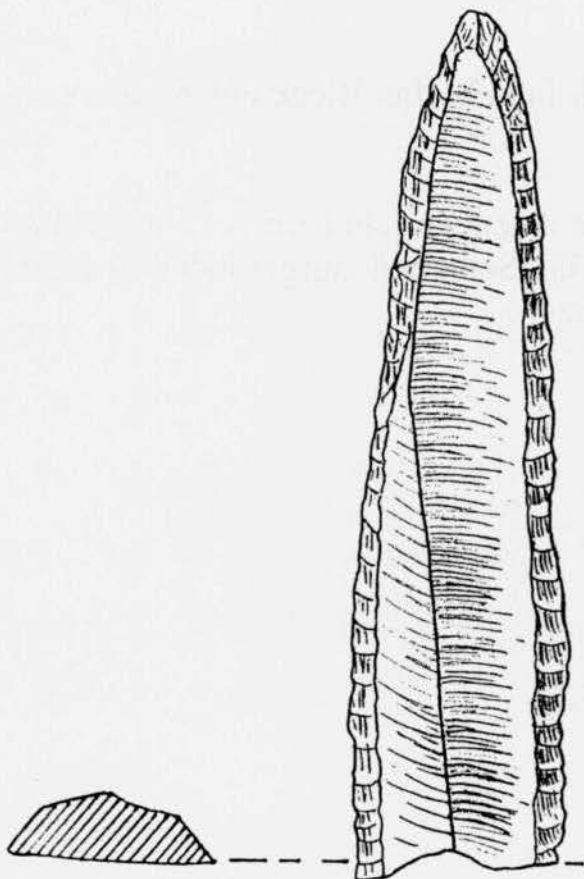


Zwei Hügel einer seltsamen Hügelgruppe auf der „Staude“ bei Langenschiltach
Foto: Wolfgang Neuss

dort dem keltischen Volksstamm der Mediomatriker zugeschrieben werden. Möglicherweise sind es aber auch Reste der „frühen Neuzeit“.

Eine weitere Begehung erfolgte mit Herrn Prof. Dr. R. Metz aus Karlsruhe, M. Eugène Kurtz und M. Jean-Marie Holderbach aus Straßburg. Dabei hat Prof. Dr. Metz festgestellt, daß die meisten Sandsteine der Wälle und der Trockenmauern in der Nähe gebrochen sein müssen und teilweise behauen sind. Eine zeitliche Einordnung war jedoch nicht möglich. Für die Hügelgruppe auf der Staude von Langenschiltach kommt eine Formierung in der Eiszeit kaum in Frage. Inwieweit sie jedoch als natürliche Verwitterung oder durch künstliche Entstehung angesprochen werden kann, hängt von einer genaueren wissenschaftlichen Untersuchung ab.

Auf Einladung der Arbeitsgemeinschaft zur Pflege und Förderung der Landesarchäologie besuchten am 21.09.91 Mitarbeiter des Archäologischen Arbeitskreises eine Fachtagung in Eberdingen-Hochdorf bei Ludwigsburg. Neben der Teilnahme an Fachvorträgen wurde das neu eingerichtete Hochdorfmuseum besichtigt.



Feuersteinspitze aus Importsilex, gefunden in Ringsheim.

Zeichnung: W. Peter

Vorgeschichte

In einer Anlieferung von Mutterboden in der Gartenstraße von Ringsheim fand Hubert Kewitz eine 12 cm lange Spitze aus Importsilex. Die sehr schön bearbeitete Spitze aus Pressigny-Feuerstein (Frankreich) gehört zu den besonders seltenen vorgeschichtlichen Fundstücken in Baden. Nach Auskunft der Baufirma stammt der Mutterboden aus dem Neubaugebiet Marbach von Ettenheim.

Bei verschiedenen Begehungen im Gewann Auf dem Buck von Friesenheim (Deutsche Grundkarte 7613.7) fand Wolfgang Peter verschiedene vorgeschichtliche Scherben, die vermutlich der Hallstattzeit zuzuordnen sind. Außerdem wurden im Gelände mehrere Quadratmeter große, schwarz verfärbte Stellen festgestellt.

Durch Frau Herp aus Urloffen wurde der Fund eines kleinen Steinbeiles aus graubraunem Feuerstein gemeldet. Das Beil wurde bereits 1987 bei Bauarbeiten im angefahrenen Rheinkies durch ihren Vater Franz Peter gefunden.

Im Neubaugebiet Im Seelengassenfeld von Neuried-Ichenheim wurde in einer Baugrube eine große, sehr scharfkantig eingetiefte Grube durch die Mitgliedergruppe von Rudi Jäger festgestellt. Durch den Grabungstechniker K. Hietkamp wurde der Befund aufgenommen und weitere Gruben festgestellt. Zwischenzeitlich ist nahezu sicher, daß es sich um Gruben aus der Urnenfelderzeit handelt.

Bei Baggararbeiten im Sommer 1991 wurde nördlich von Mahlberg im Gewann Rittpfad/Speckenfeld (DG 7715.5), am Rand eines möglichen Tumulus, eine sehr flache, fettigdunkel gefärbte vorgeschichtliche Grube, mit einem Durchmesser von etwa 60 cm, angeschnitten. Sie wurde vom Grabungstechniker K. Hietkamp untersucht. Die wenigen Scherben ließen jedoch keine genaue zeitliche Zuordnung zu.

Römerzeit

Im Gewann Korkerried von Kehl-Kork fand Stefan Bleck einen bisher unbekanntem römischen Siedlungsplatz.

Im Gewann Schuttereger der Gemeinde Auenheim, in dem vor einigen Jahren bronzezeitliche und mittelalterliche Scherben aufgefunden wurden, fand Walter Fuchs 4 spätrömische Münzen.

Fachgruppe „Denkmalpflege“

Dieter Kauß

Im Jahre 1991 kam die Fachgruppe „Denkmalpflege“ entgegen ihrer Gewohnheit nur drei- statt viermal zu gemeinsamen Unternehmungen und Informationen zusammen. Eine Erkrankung des Vorsitzenden im Herbst war der Grund dafür.

Zur ersten Sitzung der Fachgruppe am 23. Januar 1991 begrüßte deren Vorsitzender einen interessierten, leider nicht allzu großen Personenkreis. Dabei wies er darauf hin, daß die Fragen und Probleme der Denkmalpflege immer aktuell blieben, so auch im Jahre 1991.

Dies war Begründung genug, kurz auf die erfolgreiche Arbeit des vergangenen Jahres zurückzublicken. So wird das Thema „Flurnamen“ eventuell in einer eigenen Fachgruppe weitergeführt und vertieft werden können. Die Situation der Denkmalpflege nach dem Urteil des baden-württembergischen Verwaltungsgerichtshofs zur Denkmalpflege war im November eigens mit Oberregierungsrat Franz Seiser erörtert worden. Der Vor-Ort-Termin in Lahr hatte viele wertvolle Einblicke in die aktuelle Denkmalpflege einer Stadt vermittelt.

Nach dem Rückblick auf das vergangene Jahr gab Dr. Kauß die Termine für 1991 bekannt: 17. April Vor-Ort-Termin eventuell in Ettenheim; 3. Juli und 13. November in der „Sonne“, Offenburg. Das Jahr 1991 soll vor allem dem Thema „Spezialisiertes Handwerk und Restauratoren für die Denkmalpflege“ gewidmet sein. Der Vor-Ort-Termin eröffnet den Blick in die Praxis, der beim dritten Termin in der Diskussion erweitert werden soll. Die letzte Veranstaltung soll einen Einblick in die Wissenschaftsdisziplin der Dendrochronologie geben, die zur zeitlichen Bestimmung von Hölzern unentbehrlich geworden ist.

Den Abschluß der ersten Sitzung dieser Fachgruppe bildete wieder ein informatives Gespräch über anstehende Fragen der Denkmalpflege. Dabei überraschten mehrere Beispiele von Bau-Abrissen, die den Behörden nicht bekannt waren. Dies veranlaßte einen ehrenamtlichen Mitarbeiter der Denkmalpflege, ernsthaft über einen „Abriß-Abreiß-Kalender 1992“ und dessen Gestaltung nachzudenken.

Am 17. April 1991 war die Fachgruppe „Denkmalpflege“ vorort in Ettenheim. B. Uttenweiler, der Vorsitzende der dortigen Mitgliedergruppe, hatte

ein Programm organisiert, das dem Problemkreis der Denkmalpflege und der eigenen Fragestellung nach der Bedeutung spezialisierten Handwerks in der Denkmalpflege gewidmet war. Erstes Objekt dabei war das „Henkerhisli“ in der Muschelgasse. Das Haus ist urkundlich seit 1712 bekannt, in seiner Substanz älter, vielleicht nach dem 30-jährigen Krieg erbaut. Für die Denkmalpflege und das spezialisierte Handwerk waren vor allem zu beachten: das Sichtfachwerk, die alte Farbfassung des Holzes, die Bemalung der Gefachwandungen sowie im Innern eine bemalte Stubendecke. In Zusammenarbeit von Architekt F. J. Henninger und den Handwerksmeistern M. Bildstein sowie U. Marko wurden hierzu Lösungen angeboten und verwirklicht, die sowohl die Denkmalpfleger als auch das Besizerhepaar Adolf überzeugten.

Ähnlich verhält es sich beim Bau des ehemaligen Gefängnisses, das gegenüber seinem früheren Zustand nicht mehr wiederzuerkennen ist. Hier ist ebenfalls ein gutes Beispiel von Renovation, Denkmalpflege und Nutzung gelungen, das vor allem den Vereinen und der Städt. Bücherei von Ettenheim zugute kommt. Herr Dietrich, Kämmerer der Stadt, konnte dies natürlich nur zu seiner vollsten Zufriedenheit den Teilnehmern der Fachgruppe nahebringen.

Ebenso konnte W. Heizmann, der Vorsitzende des Josefshaus-Vereins, argumentieren. Die geschickte Verklammerung von Altbau- und Neubausubstanz sowie eine neue beispielhafte Nutzung im Altenpflegebereich waren eindrucksvoll genug für die Mitglieder der Fachgruppe „Denkmalpflege“, ehe sie sich nach lehrreichem zweistündigem Aufenthalt unter der historischen Betreuung von H. Kewitz aus Ettenheim verabschiedeten. Am 3. Juli möchte man die gewonnenen Eindrücke nochmals vor allem mit den Handwerksmeistern nachbereiten und vertiefen, wie der Leiter der Fachgruppe am Schluß zufrieden erklärte.

Die dritte Arbeitssitzung der Fachgruppe „Denkmalpflege“ am 3. Juli 1991 beschäftigte sich mit dem Thema „Denkmalpflege und spezialisiertes Handwerk“. Gäste waren F. J. Henninger, Architekt; M. Bildstein, Malermeister, sowie M. Marko, Stukkateurmeister, alle aus Ettenheim.

Die beiden Handwerksmeister waren u. a. beide Teilnehmer des Kurses „Restaurator im Handwerk“ beim Deutschen Zentrum für Handwerk und Denkmalpflege in der Propstei Johannesberg/Fulda. Hier wie auf anderen Kursen – auch im Ausland – werden zwar Fertigkeiten nahegebracht; das Wichtigste schien jedoch beiden die persönliche Bekanntschaft und Vermittlung.

Allgemein war man der Meinung, dem Handwerk im Denkmalbereich stärkere Geltung zu verschaffen, gelte es doch durch diese Bemühungen denkmalverträglicheres Arbeiten bewußt und möglich zu machen.

Handwerkliche Denkmalpflege und wissenschaftliche Denkmalpflege würden zu wenig voneinander wissen und sich nicht gut genug kennen. Sie müßten sich aufeinander zu bewegen und sich auch persönlich kennenlernen. Die Architekten könnten hierbei eine vermittelnde Rolle spielen.

Diese in der Diskussion erarbeiteten Thesen wurden nachträglich auch durch einen hinzugekommenen Fensterbauer erhärtet.

Fachgruppe Flurnamen

Ewald M. Hall

Zur Einweisung in die erste Arbeitsphase „Sammlung der rezenten Flurnamen“ fanden zwei Treffen statt. Um übergroße Versammlungen und zu weite oder umständliche Anreisewege zu vermeiden, wurden die 33 Mitgliedergruppen des Vereins in drei Regionalgruppen zusammengefaßt: Gruppe I: Kinzigtal/Renchtal, Gruppe II: Nördliche Ortenau und Gruppe III: Südliche Ortenau. Am 7. September 1991 trafen sich die interessierten Mitarbeiter aus der Gruppe Kinzigtal/Renchtal in Haslach-Bollenbach um 16 Uhr im Gasthof „Kreuz“, am 25. Januar 1992 diejenigen aus den Gruppen Südliche Ortenau und Nördliche Ortenau in Lahr um 16 Uhr im Gasthof „Schlüssel“. Zu dem Einführungsreferat war über einen Rundbrief an die Vereinsvorsitzenden mit der Bitte eingeladen worden, interessierte Mitglieder zu den Treffen zu schicken. Außerdem wurden die Vereinsvorsitzenden in diesem Brief um folgende Auskünfte gebeten:

1. Ist von einem Mitglied Ihres Vereins bereits eine Flurnamensammlung begonnen worden? Welche Gemarkung(en) wird/werden darin untersucht? In welchem Bearbeitungsstadium befindet sich die Flurnamensammlung?
2. Welche Ortschroniken im Einzugsbereich Ihres Vereins sind Ihnen bekannt (Verfasser, Titel, Erscheinungsort, Erscheinungsjahr)? Enthalten diese Ortschroniken Flurnamensammlungen oder Untersuchungen zu Flurnamen (Verfasser, Titel)?

Diese Informationen sollen unnötige Überschneidungen oder gar Doppelbearbeitungen von Flurnamen verhindern.

Bei den beiden Zusammenkünften wurde, wie im Projektplan vorgesehen, durch ein Referat des Fachgruppenleiters in die erste Arbeitsphase „Sammlung der rezenten Flurnamen“ eingeführt. Betont wurden nochmals die Schwerpunkte dieser Anfangsphase: die Erhebung der nur (noch) mündlich vorhandenen Flurnamen und das Festhalten der ortsmundartlichen Aussprache der Flurnamen auf Tonträger. Sinn dieser Treffen war es außerdem, sich auf eine gemeinsame Ausgangsbasis (Übersichtspläne der 1. badischen Vermessung) zu einigen, damit die erstellten Sammlungen von gleichen Voraussetzungen ausgehen. Gleichzeitig sollte geklärt werden, in welchen Ortsgruppen bereits an Flurnamensammlungen gearbeitet wird und in welchem Stadium der Bearbeitung sich diese Sammlungen befinden. Das Ein-

führungsreferat sollte zudem Gelegenheit geben, den Fachgruppenleiter besser kennenzulernen, um im persönlichen Gespräch angefallene Fragen und Probleme zu besprechen und zu klären.

In diesem Jahr soll in die zweite Arbeitsphase „Sammlung von historischen Flurnamen“ eingeführt werden. Vorgesehen ist hierzu auch ein Besuch des Generallandesarchivs in Karlsruhe, wobei dort exemplarisch an einer Ortschaft die Suche nach historischen Flurnamen nachvollzogen werden soll.

Weiterhin ist eine Flurnamenbibliographie für den Ortenaukreis in Bearbeitung, die alle bisher erschienenen Arbeiten auf dem Gebiet der Toponomastik enthalten wird. Außerdem soll das Heftchen den Bearbeitern einzelner Flurnamensammlungen wichtige Hinweise zur Erstellung und Interpretation solcher Sammlungen geben.

Nach den Mitteilungen aus den Mitgliedergruppen und von einzelnen Bearbeitern befinden sich für folgende Städte und Gemeinden Flurnamensammlungen in Bearbeitung:

Appenweier, Freistett, Fischerbach im Kinzigtal, Friesenheim (mit den Ortsteilen Heiligenzell, Oberschopfheim, Oberweier, Schuttern), Hausach, Hofstetten, Ichenheim, Lahr (mit den Stadtteilen Dinglingen, Hugsweier, Kippenheimweiler, Kuhbach, Langenwinkel, Mietersheim, Reichenbach, Sulz), Lichtenau (mit den Stadtteilen Grauelsbaum, Muckenschopf, Scherzheim, Ulm), Mühlenbach, Offenburg (mit den Stadtteilen Bohlsbach, Bühl, Elgersweier, Fessenbach, Griesheim, Rammersweier, Waltersweier, Weier, Windschlag, Zell-Weierbach, Zunsweier), Schiltach (mit Lehengericht), Schutterwald, Steinach (mit Welschensteinach), Triberg, Yburg.

Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation

Gernot Kreuz

Im Jahr 1991 traf sich die Fachgruppe dreimal zu Besprechungen mit sehr unterschiedlicher Teilnehmerzahl. Kontakte wurden zum Schwarzwaldverein mit seinen Ortsgruppen (Ortenau und Umgebung) aufgenommen. Der Einladung folgten Fachwarte für Heimatpflege sowie auch andere Interessierte aus den jeweiligen Ortsgruppen. Außerhalb der Sitzungen fanden auch gelegentlich Gespräche zwischen einzelnen Fachgruppenteilnehmern und dem Leiter statt. Allgemeines Interesse wurde immer wieder bekundet, konnte sich aber bislang noch wenig in konkreten Ergebnissen darstellen. Dazu sei allerdings vermerkt, daß offenbar in einigen Gemarkungen die Dokumentierung im Gange ist, ohne daß schon Zwischenergebnisse vorliegen bzw. diese allgemein bekannt geworden sind. Vielfach sind die an der Dokumentation Interessierten gleichzeitig bei andern Tätigkeiten, die den jeweiligen Heimatort oder Ziele des Gesamtvereins betreffen, engagiert. Häufig mußte dadurch die Arbeit an der teilweise etwas mühsamen Dokumentierung der Marksteine zurückstehen, zumal man sich gerade die hierfür anzustrebende systematische Vorgehensweise etwas aneignen muß.

In einem gesonderten Beitrag in diesem Jahrbuch wird auf mißverständene Restaurierungen an historischen Marksteinen eingegangen, die mit ihren zerstörenden Auswirkungen die Dringlichkeit der dokumentarischen Aufnahme aufzeigen.

Fachgruppe Museen

Horst Brombacher

Die Fachgruppe traf sich, wie seit Jahren üblich, zweimal zu Tagungen, um einerseits Veränderungen in der Museumslandschaft kennenzulernen, andererseits Probleme diskutieren zu können.

Die Frühjahrstagung am 13.04. hatte zwei Schwerpunkte. Zunächst stellte Horst Brombacher für das Sensen- und Heimatmuseum Achern einen kleinen Museumsführer durch eine Abteilung der Dauerausstellung vor. Es ergab sich anschließend daraus ein kritisches Gespräch über Schwierigkeiten und Inhalte solcher Aktivitäten, wobei man übereinstimmte, daß die vorgestellte Einheit mit der Thematik „Geschichte der Erntegeräte“ sachgemäß aus- und dargestellt wurde. Tips und Informationen zum „Richtigen Umgang mit Materialien“ gab anschließend der Restaurator Alfons Sunderer, Rastatt, wobei er seine Ausführungen an Werkstücken demonstrierte. Daraus entwickelte sich ein reges Frage- und Antwortspiel, da viele anwesende Museumsleute die Möglichkeit nutzten, vom Fachmann Ratschläge zu bekommen.

Am 14. September traf sich die Fachgruppe im Oberrheinischen Tabakmuseum in Mahlberg. Herr Josef Naudascher als Leiter des Museums führte die Teilnehmer mit fundierten Informationen durch die beeindruckende Museumsausstellung. Alle waren von der Qualität der Konzeption und der Fülle der Exponate beeindruckt. Für den zweiten Teil hatte man sich das Thema „Sonderausstellungen“ vorgenommen. Aus dem Zwang heraus, Abwechslung in das Museum zu bringen, brannte die damit verbundene Problematik allen auf den Nägeln, so daß die verschiedenen Aspekte mit Engagement diskutiert wurden. Es stellte sich dabei vor allem die fast unüberwindliche Schwierigkeit heraus, Sonderausstellungen auszutauschen. Andererseits konnten Fragen zur Finanzierung, Versicherungsprobleme und organisatorische Gesichtspunkte gründlich beleuchtet werden. So waren beide Veranstaltungen gekennzeichnet durch interessierte Aktivität aller Teilnehmer, weshalb man sich entschloß, den bisherigen Turnus der Treffen beizubehalten.

Fachgruppe für neuere und Zeitgeschichte

Wolfgang M. Gall

Im Jahr 1991 fanden zwei Sitzungen statt. Im März 1991 hielt Manfred Hildenbrand einen Dia-Vortrag zum Thema „Die beiden Haslacher Konzentrationslager als Beispiel nationalsozialistischer Gewaltherrschaft in der Ortenau“. Hildenbrand berichtete von den unmenschlichen Bedingungen, unter denen die KZ-Häftlinge in den unterirdischen Stollen des Steinwerks „Vulkan“ Rüstungsfabrikationsstätten errichten sollten. Im August 1944 wurde von der SS in einem großen Wehrmachtsschuppen nahe des Haslacher Sportplatzes ein Konzentrationslager aufgebaut, das als Außenlager dem KZ Struthof-Natzweiler (Elsaß) unterstellt war. Durchschnittlich 600–700 Häftlinge waren dort auf engstem Raum zusammengepfercht. Es handelte sich vorwiegend um französische Widerstandskämpfer, aber auch um Deutsche, Belgier, Luxemburger, Polen und Russen. Dürftige Nahrung und Kleidung, schlechte Behandlung und das Fehlen von Medikamenten ließen Krankheiten wie Ruhr, Typhus und Tuberkulose im Lager auftreten. Im Herbst 1944 starben 192 Häftlinge. Um den Ausbau der Stollen zu unterirdischen Fabrikationsstätten zu beschleunigen, wurde schließlich ein zweites Konzentrationslager eingerichtet.

Die Häftlinge der beiden Haslacher Konzentrationslager wurden am 21. April 1945 aus ihrem „Höllenslager“ von französischen Truppen befreit. Am 17. September exhumierte man im Massengrab am Rande des Haslacher Friedhofs die aufgefundenen 210 Leichen der KZ-Häftlinge. Soweit man die Toten identifizieren konnte, wurden sie in ihre Heimatorte überführt. Die sterblichen Überreste von 75 Zwangsarbeitern befinden sich auf einem neuen Feld des Friedhofs. Ihre Identität konnte nicht mehr festgestellt werden.

Im Juli vergangenen Jahres hatten wir den Freiburger Historiker Dr. Peter Fäßler zu Gast, der über die französische Besatzungspolitik in Baden nach dem Zweiten Weltkrieg referierte. Fäßler bearbeitete zusammen mit Dr. Reinhard Grohnert und Dr. Edgar Wolfrum das Forschungsprojekt der Volkswagen Stiftung „Baden unter französischer Besatzung 1945–1952“. Zwei Bereiche der französischen Besatzungspolitik stellte der Referent in den Mittelpunkt: die Dezentralisierung und Demokratisierung. Neuere Forschungen zeigen dabei, daß die französische Besatzungsmacht Neuordnungsansätze intensiver betrieben bzw. förderten als vergleichsweise Briten und Amerikaner. Die „klassischen“ Bereiche für Strukturreformen in der Nachkriegszeit waren neben Entnazifizierung und Umerziehung die Sozial-

politik, Neuordnung der Wirtschaft und Reformen in der Landwirtschaft. Bemerkenswert waren Reformen in der Sozialpolitik. Neben einer vorbildlichen Kriegsopferversorgung kam es 1946 zu einer Sozialversicherungsreform: man schuf eine Einheitskasse, löste Sonderkassen auf, beseitigte Ungerechtigkeiten und nivellierte Beiträge und Leistungen.

Trotz dieser Erfolge war das französisch besetzte Baden nach Fäßlers Ansicht keine besatzungspolitische Idylle. Konflikte zwischen Besatzungsmacht und christlicher Regierungspartei entstanden insbesondere dort, wo französische und deutsche Neuordnungsvorstellungen aufeinanderprallten, wie z. B. in der Bildungs- und Kulturpolitik.

Daß die französische Politik länderspezifischer Neuordnungen scheiterte, sieht Fäßler hauptsächlich in der Tatsache begründet, daß die sozialreformerische Demokratisierungspolitik der Militärregierung durch eine rigide Ausbeutungs- und Demontagepolitik konterkariert wurde.

Mit der Gründung der Bundesrepublik ging schließlich in Baden ein Sonderweg zu Ende, der durchaus demokratische und soziale Alternativen zur sonstigen Entwicklung in den Westzonen beinhaltete. Die Angleichung an die Bundesgesetzgebung bedeutete für die badische Bevölkerung letztendlich einen Rückschritt.

Der Ortenaukreis – Rückblick 1991

Von Landrat Dr. Gerhard Gamber

Nach zweijährigen Verhandlungen und intensiven politischen Beratungen fiel am 1. September 1991 der Startschuß für das Ortenauer Nahverkehrsmodell. Der öffentliche Personennahverkehr (ÖPNV) im Ortenaukreis erhielt damit einen maßgeschneiderten Tarifanzug, dessen Hauptbestandteil ein preisgünstiges, übersichtliches und leicht verständliches Fahrausweisangebot ist. Die steigende Benutzerzahl zeigt, daß das Ortenauer Tarifmodell den ÖPNV im Landkreis für Pendler attraktiv gemacht hat.

Die Eingriffe des Menschen in den Naturhaushalt nehmen zu. Immer mehr Rohstoffe werden verbraucht, mehr Land wird überbaut, die natürlichen Lebensräume werden verändert. Um unsere wichtigsten Naturgüter Boden, Wasser und Luft zu schützen, ist es Aufgabe des Landratsamtes, die Regelungen des Naturschutzes, des Wasserrechts, des Abfallrechts und des Immissionsschutzes durchzusetzen und zu vollziehen. Es gilt, mehr denn je, die Vielfalt, Eigenart und Schönheit von Natur und Landschaft als Lebensgrundlage zu schützen.

Abfälle mehr als bisher zu vermeiden und Rohstoffe der Wiederverwertung zuzuführen, sind Ziele der Abfallentsorgung im Kreisgebiet. Über die Abfallanlagen des Ortenaukreises werden große Mengen Abfälle entsorgt, die jährlich etwa 27 000 Eisenbahnwaggons füllen könnten. Trotz aller Appelle, Abfälle soweit wie möglich zu vermeiden, steigt die Müllmenge von Jahr zu Jahr an.

Die positive Entwicklung unserer Region in den letzten Jahren ist unverkennbar. Die Standortgunst im geographischen Zentrum der Europäischen Gemeinschaft bietet Gewähr für eine weitere solide und positive Fortentwicklung in unserem Raum. Diese Chance gilt es, durch gemeinsame Anstrengungen aller wahrzunehmen.

Krankenhäuser

Die Kreiskrankenhäuser haben in Fragen des Umweltschutzes in der Vergangenheit einiges geleistet. Es wurden beispielsweise Arbeitsgruppen gebildet, die Vorschläge zur Abfallvermeidung entwickelt haben und ihre

Umsetzung überwachen. Unvermeidbare Abfälle werden getrennt gesammelt und Recycling-Unternehmen zugeliefert. Beim Einkauf wird auf umweltschonende Produkte zurückgegriffen. Gefahrstoffe werden – wenn möglich – durch umweltfreundliche Produkte ersetzt. Um die Belastung des Abwassers mit Chemikalien etc. zu vermeiden, werden diese Stoffe getrennt gesammelt und entsorgt. Im Bereich der Energieversorgung wird auf energiesparende Technologien zurückgegriffen.

Trotz dieser richtungsweisenden Maßnahmen wurde der Einsatz eines hauptamtlichen Krankenhausökologen erforderlich, um weitergehende Ansatzpunkte zum Umweltschutz in allen acht Kreiskrankenhäusern zu erschließen. Insbesondere die Information und Schulung der Krankenhausmitarbeiter in Umweltfragen, die Umsetzung der durch Gesetz oder Verordnung zu beachtenden Vorschriften und die laufende Überwachung bereits eingeführter Maßnahmen sind die Aufgaben des Krankenhausökologen, der auch Aufgaben im Bereich der Arbeitssicherheit übernehmen wird.

Aus Anlaß der Fertigstellung des 2. Bauabschnitts wurde am 9. September 1991 das neue Kreiskrankenhaus Offenburg in Anwesenheit von Frau Minister Barbara Schäfer eingeweiht. Die Kosten für die Neubauteile und Sanierungsarbeiten (incl. Geräte) belaufen sich auf rd. 171 Mio DM.

Die Altbausanierung, die voraussichtlich 1993 abgeschlossen wird, wurde fortgesetzt. Außerdem fielen 1991 zwei wichtige Entscheidungen für das Kreiskrankenhaus Offenburg:

- Nachdem sich der Kreistag bereits im September 1990 für das Kreiskrankenhaus Offenburg als Standort für einen Kernspintomographen ausgesprochen hat, wurde im Oktober 1991 die Firma Siemens mit der Lieferung des Großgerätes beauftragt. Die Installation wird voraussichtlich im Herbst 1992 erfolgen.
- Mit der Fertigstellung der Neubauteile des Kreiskrankenhauses Offenburg hat sich gezeigt, daß bauliche Erweiterungen künftig nur noch in beschränktem Umfang möglich sind. Es kann aber nicht ausgeschlossen werden, daß weitere Flächen benötigt werden. Durch den Abzug der französischen Streitkräfte aus Offenburg werden auch bebaute Grundstücke, die in unmittelbarer Nähe des Krankenhausgeländes liegen, frei. Auf Vorschlag der Verwaltung haben die Kreisgremien entschieden, entsprechende Kaufverhandlungen zu führen.

Kreisstraßen

Bei der Unterhaltung und dem Ausbau der Kreisstraßen im Ortenaukreis wurden 1991 insgesamt 9,2 Mio DM ausgegeben. Davon wurden durch Zuschüsse vom Bund und vom Land einschließlich der pauschalen Abgeltung im Rahmen des Finanzausgleichs sowie durch Kostenanteile von Gemeinden für die Herstellung von Gehwegen in Ortsdurchfahrten 8,1 Mio DM gedeckt, so daß der Ortenaukreis noch eigene Mittel in Höhe von 1,1 Mio DM aufbringen mußte.

Schulen

Die geschichtlichen Veränderungen in Ost-Europa und das Zusammenwachsen Europas bieten Industrie, Handwerk, Handel und Gewerbe neue Perspektiven. Das hohe Niveau der beruflichen Aus- und Weiterbildung vermittelt ein Rüstzeug, mit dem die Herausforderungen in der Zukunft gemeistert werden können. Viele unserer westeuropäischen Partner schauen mit großer Anerkennung auf die hohe Qualität unserer beruflichen Bildung und das duale System mit der beispielhaften Verbindung von Theorie und Praxis, Schule und Betrieb. Der große Vorteil der Ausbildung im dualen System liegt in ihrer Praxisnähe, aber auch in ihrer Durchlässigkeit, die einen Durchstieg bis in die Fachhochschulen und den universitären Bereich ermöglicht. Dabei wird im dualen System dem Bildungsanspruch durch allgemeine Fächer ebenso Rechnung getragen wie dem Qualifizierungsbedarf der Wirtschaft. Insbesondere kann auch die Frage, ob, wie und was ausgebildet wird, in hohem Maße marktorientiert entschieden werden. Die Ansprüche an die Qualifikation der Arbeitskräfte werden weiter steigen. Dies erfordert eine hohe Flexibilität am Arbeitsmarkt und große Anstrengungen im Bereich der Aus- und Weiterbildung.

Für rd. 13 600 Schüler wurden in der beruflichen Bildung große Anstrengungen unternommen, um die beruflichen Schulen fachspezifisch zu differenzieren und so auszustatten, daß weiterhin eine optimale Schulung und eine wettbewerbsfähige Ausbildung für die berufliche Zukunft der Jugend gewährleistet sind. Über die in den Schulen anfallenden Ersatzbeschaffungen hinaus waren Investitionen im Bereich der neuen Technologien vorrangig. Dieser Innovationsprozeß wird sich künftig – insbesondere in den gewerblichen Schulen – fortsetzen.

Kultur

Der Ortenaukreis setzte 1991 die Förderung der kulturellen Belange ungeschmälert fort. Der Landkreis und die kreisangehörigen Gemeinden nehmen die kulturellen Aufgaben in echter Funktionsaufteilung wahr, wobei dem Ortenaukreis die Förderung überörtlicher bedeutsamer Belange zukommt.

Der Ortenaukreis förderte im vergangenen Jahr folgende kulturelle Einrichtungen:

- drei kreiseigene Volkshochschulen
- die Volkshochschulen der Städte Lahr und Offenburg
- die kreiseigene Blasmusikschule Kehl
- die Musikschulen Lahr und Offenburg
- die Sängerbünde und Volksmusikvereinigungen
- das Jahrbuch „Geroldsecker Land“.

Im Rahmen der Kultur- und Heimatpflege hat der Ortenaukreis 1991 insgesamt 6,4 Mio DM verausgabt.

Heimatpreis 1991 an Kurt Klein

Der frühere Schulamtsdirektor Kurt Klein, wohnhaft in Hausach, erhielt aufgrund seiner Leistungen auf kulturellem und publizistischem Gebiet den „Heimatpreis des Ortenaukreises“ 1991.

Kurt Klein ist den Freunden des oberrheinischen Kulturschaffens kein Unbekannter. Schon früh wandte er sich der Heimatgeschichte und Volkskunde zu. Als Lehrer einer Dorfschule hatte er die Möglichkeit, Land und Leute kennenzulernen und Sitten und Gebräuche im Wechselspiel der Jahreszeiten zu erfahren. Mit hintergründigem Humor und einer engen Verbundenheit zur Heimat entwirft er in seinen Büchern, Fachbeiträgen und Vorträgen ein breites Spektrum der Landschaft und Geschichte des Schwarzwaldes. Er versteht es treffend, Verborgenes der Vergessenheit zu entreißen und die heimatgeschichtlichen Gegebenheiten in die größeren historischen Zusammenhänge einzubinden. Seine Ergebnisse heimatkundlicher Arbeiten veröffentlicht er in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen, ferner in Rundfunk und Fernsehen. Neben heimat- und volkskundlichen Beiträgen erzählt er heitere oder nachdenklich stimmende Begebenheiten, die seine persönlichen Bindungen zu Land und Leuten dokumentieren.

Kurt Klein, der passionierte Kenner der Heimatgeschichte und Heimatkunde des Mittleren Schwarzwaldes und der Ortenau, ist außerdem Vizepräsident des Historischen Vereins für Mittelbaden und damit Gründer und Mitbegründer zahlreicher Heimatvereine im mittelbadischen Raum. Seine Vorträge im Rahmen des Historischen Vereins Mittelbaden und der Volkshochschulen sind gefragt. Er ist Verfechter von Landeskunde an Schulen, Mitarbeiter an pädagogischen Publikationen und hat in den letzten Jahren die Beziehungen mittelbadischer Schulen zum Elsaß im Rahmen des Projekts „Lerne die Sprache des Nachbarn“ in vielen Städten und Gemeinden zum Erfolg geführt. Kurt Klein ist ferner Mitschöpfer des Hansjakobweges. Viele Jahre leitete er die Kreisbildstelle in Wolfach.

Der Heimatpreis wurde Kurt Klein in einer Feierstunde am 16. Dezember 1991 ausgehändigt.

Wettbewerb „Schönes Gasthaus“

Beim fünften Kreiswettbewerb „Schönes Gasthaus“ 1991 hat sich erneut die hervorragende Qualität der heimischen Gastronomie bestätigt. Von rund 1500 gastronomischen Betrieben in der Ortenau beteiligten sich 183 an der diesjährigen Leistungskür.

Insgesamt 175 Betriebe können für die nächsten vier Jahre das Prädikat „Schönes Gasthaus“ führen. 90 Betriebe, die Herausragendes im Sinne des Wettbewerbs bieten und als beispielhaft betrachtet werden können, erhielten einen Sonderpreis. 85 Teilnehmer wurden als Preisträger ausgezeichnet. Nur sechs Betrieben gelang es nicht, sich zu platzieren. Zwei Betriebe konnten nicht bewertet werden.

Erstmals im Rahmen des Wettbewerbs „Schönes Gasthaus“ wurden unter den Sonderpreisträgern die „top ten“ der Ortenau gekürt; keine leichte Aufgabe für die Jury, denn hauchdünne Entscheidungen unter den Spitzenhäusern waren vorprogrammiert. Die Jury entschied sich für die folgenden zehn Häuser, die sich in den nächsten vier Jahren in die Ortenauer Hitliste einreihen können (in alphabetischer Reihenfolge):

„Adler“ Hornberg, „Adler“ Lahr-Reichenbach, „Dollenberg“ Bad Peterstal-Griesbach, „Dorint“ Offenburg, „Götz-Sonne-Eintracht“ Achern, „Grüner Baum“ Oberkirch-Ödsbach, „Hirschen“ Oberwolfach, „Rebstock“ Durbach, „Schöne Aussicht“ Hornberg-Niederwasser, „Zur oberen Linde“ Oberkirch.



Renovierung Fachwerkhaus, Schutterwald-Höfen



Renovierung Hofkapelle, Fischerbach



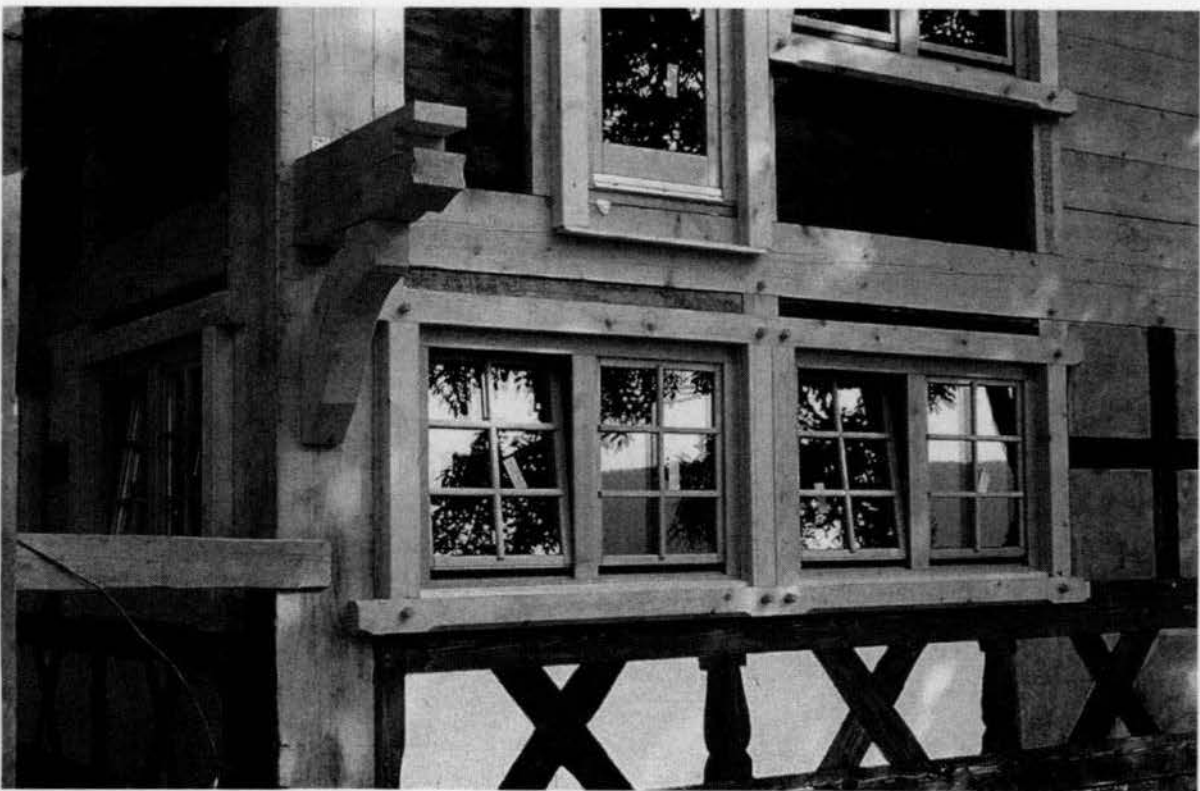
Renovierung Fachwerkhaus, Heiligenzell



Außenrenovation Fachwerkhaus, Renchen-Ulm



Gesamt-Renovierung – Kräherhof –, Hornberg-Reichenbach



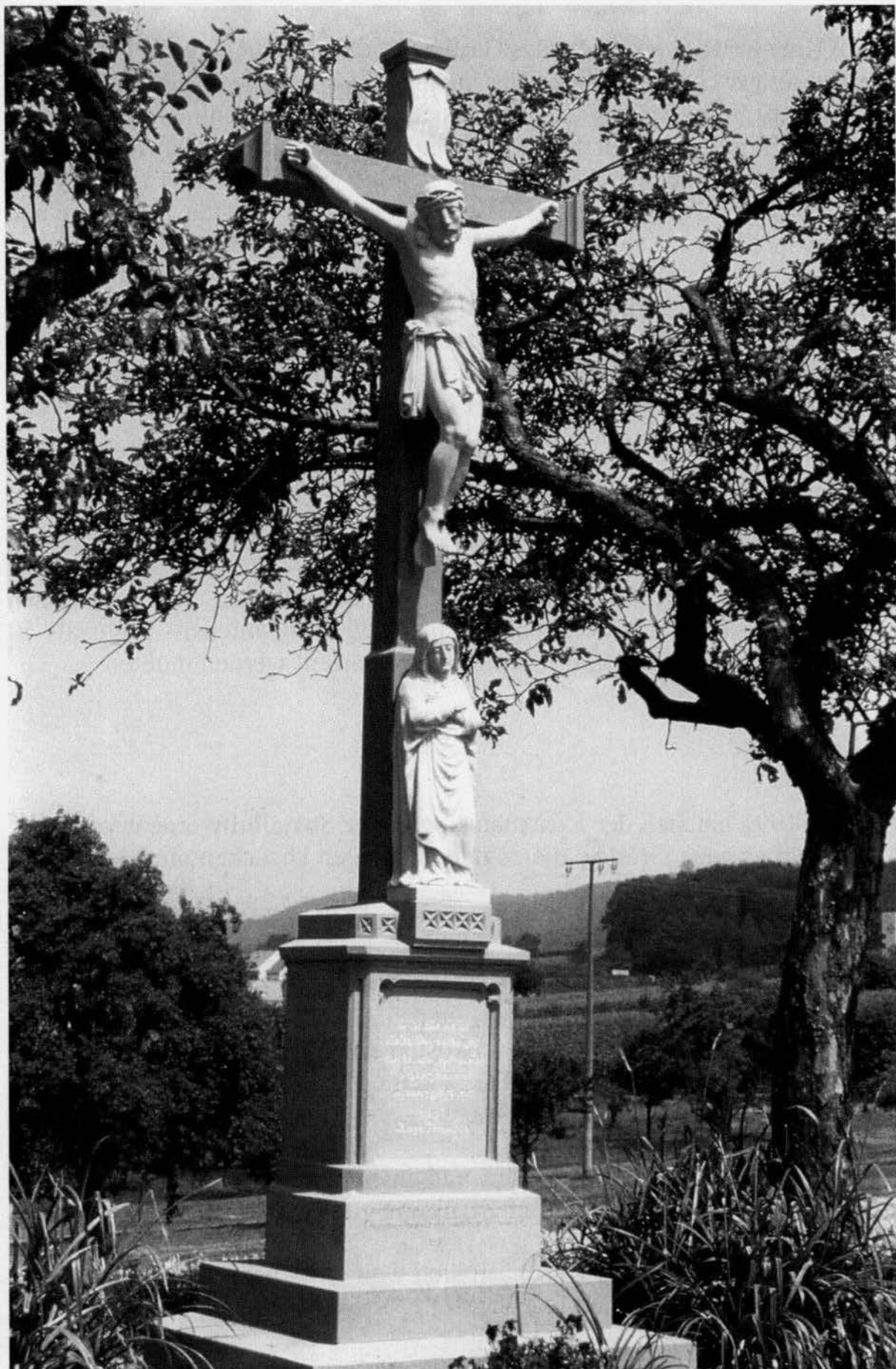
Gesamt-Renovierung – Kräherhof –, Hornberg-Reichenbach



Sanierung Martinskapelle, Hausach



Instandsetzung Speichergebäude – Rufenhof –, Welschensteinach



Renovation Wegkreuz, Hohberg-Diersburg

Beim Kreiswettbewerb „Schönes Gasthaus“, den der Landkreis seit 1972 alle vier Jahre ausschreibt, wurden der äußere Eindruck, die Gasträume, Küche und Vorratsräume, Speise- und Getränkekarte sowie die sanitären Einrichtungen und Fremdenzimmer bewertet. Obgleich die kulinarische Qualität der Küche in den einzelnen Häusern nicht geprüft wurde, hat die Erfahrung gezeigt, daß die ausgezeichneten Häuser zugleich auch Qualität aus Küche und Keller bieten. Das „schöne Gasthaus“ ist ebenso ein „gutes Haus“.

Umweltbewußtes Verhalten und eine umweltfreundliche Betriebsführung wurden im diesjährigen Wettbewerb neu aufgenommen. Für Energiesparmaßnahmen, Verzicht auf Einwegartikel, Aluminium- und Portionsverpackungen, Recycling von Altpapier und Altglas konnten die einzelnen Betriebe Zusatzpunkte erreichen.

Denkmalpflege

Die Nachfrage nach Zuschußmitteln für denkmalpflegerische Maßnahmen war bei privaten Bauherren auch im Jahr 1991 sehr intensiv. Mehr als 50 private Anträge lagen vor, die geprüft und beurteilt werden mußten.

Soziales

Im Jahr 1991 hat sich der Kostenanstieg in der Sozialhilfe erneut verstärkt. Dabei gibt es neue Gründe, die zu den bekannten Ursachen hinzukommen:

- Trotz des Rückgangs der Arbeitslosigkeit bleiben zahlreiche Langzeitarbeitslose im Bezug der Sozialhilfe –
- Die Pflegebedürftigkeit nimmt weiter zu. Durch die Tarifabschlüsse im pflegerischen Bereich sind die Heimkosten erheblich angestiegen und belasten zunehmend die Sozialhilfe. Da es keine Pflegeversicherung gibt, müssen die Kommunen diese Kosten tragen –
- Die Zahl der Alleinerziehenden und in Scheidung lebenden Personen, die Sozial- und Jugendhilfe erhalten, nimmt zu –
- Das Asylantenproblem verschärft sich weiter. Es belastet die Sozialhilfe und die Arbeit der Sozialen Dienste –
- Die Zahl der Aussiedler nimmt weiter zu. Immer mehr Aussiedler beantragen Sozialhilfe.

Die neuen Leistungskataloge im Kinder- und Jugendhilfegesetz, das seit 1. Januar 1991 in Kraft getreten ist, bedingen ferner erhöhte Jugendhilfeleistungen. Der Jugendhilfe gelingt es aber, durch die Arbeit der Sozialen Dienste, Fremdunterbringung auf einem niedrigen Niveau zu halten. Hier zahlt sich die entwickelte methodische Arbeit der Sozialen Dienste aus. Auch die Arbeit der Sozialpsychiatrischen Dienste, die in den einzelnen Kreisteilen eingerichtet sind, beginnt bezüglich der gemeindenahen Psychiatrie zu greifen.

Die Arbeit im Sozialdezernat wurde im Sozialausschuß, Jugendhilfeausschuß, Altenhilfeausschuß, Behindertenausschuß, Psychiatrieausschuß und im Ausländerbeirat beraten. Die vom Ausländerbeirat durchgeführte „Deutsch-ausländische Woche“ fand in der Bevölkerung große Resonanz. Dabei ging der Ausländerbeirat davon aus, daß es besser ist, etwas für die Ausländerfreundlichkeit zu tun, als nur über Ausländerfeindlichkeit zu klagen.

Im Ortenaukreis bezogen 1991 insgesamt 14 879 Personen Sozialhilfeleistungen in Form von Hilfe zum Lebensunterhalt und Hilfe in besonderen Lebenslagen. Von den Hilfeempfängern erhielten

10 699 Personen	Hilfe zum Lebensunterhalt
2 557 Personen	Krankenhilfe
1 264 Personen	Eingliederungshilfe für Behinderte
2 809 Personen	Hilfe zur Pflege

Die Aufwendungen im Haushalt des Ortenaukreises betragen im Jahr 1991

an Ausgaben	68 717 500 DM.
an Einnahmen	24 283 750 DM.
Der Zuschußbedarf 1991	44 433 750 DM.

Ortenauer Nahverkehrsmodell: Erwartungen erfüllen sich

Der Ortenaukreis ist bisher der einzige Landkreis in Baden-Württemberg, der auf der Grundlage eines sonst nur in Ballungsräumen angewandten einheitlichen Flächenzonentarifs alle Fahrausweisarten – vom Einzelfahrschein bis zur Monatskarte – subventioniert. Die Fahrausweise werden von allen Verkehrsunternehmen, auch von der Bahn, gegenseitig anerkannt. Das neue Tarifsysteem berücksichtigt die unterschiedlichsten Fahrinteressen; der

potentielle Kundenkreis ist daher größer als etwa bei der Freiburger Region-Monatskarte.

Der Ortenaukreis läßt sich die fahrgastfreundlichen Tarifregelungen einiges kosten: Trotz der sehr angespannten Haushaltslage wird er 1992 rd. 5,5 Mio DM für das Modell aufbringen, davon allein 4,4 Mio DM für den Ausgleich der zu erwartenden Einnahmeausfälle der TGO. Je stärker der preiswerte Ortenautarif künftig genutzt wird, desto größer werden die vom Landkreis zu deckenden Kosten sein.

Abfallwirtschaft

Der Kreistag des Ortenaukreises hat in seiner Sitzung am 12. 11. 1991 das vom Büro Töpfer, Planung und Beratung GmbH, ausgearbeitete Abfallwirtschaftskonzept beraten und im wesentlichen wie folgt beschlossen:

- Einkomponenten Papier: Erfassung von Papier und Pappe mittels der vorhandenen 240 l und 1,1 m³ Gefäße mit 14tägigem Abholrhythmus.
- Depotcontainer Glas: Erfassung von Altglas durch Depotcontainer (farbsortiert in Weiß-, Braun- und Grünglas) mit einer Behälterdichte von 500 Einwohner pro Behälter.
- Straßensammlung Textilien: Textilsammlungen laufen nicht in der Zuständigkeit des Ortenaukreises als abfallbeseitigungspflichtige Körperschaft, da es sich hier um Wirtschaftsgut und nicht um Abfälle handelt. Die durch caritative Organisationen eingeführten Altkleidersammlungen haben sich im Ortenaukreis etabliert und bewährt.
- Gelber Altstoffsack für Metall und Kunststoff: Erfassung von Leichtverpackungen wie Metall, auch Alu, Kunststoff- und Verbundstoffverpackungen sowie Getränkekartons, in 70 l Kunststoffsäcken mit monatlicher Abfuhr.
- Biotonne: Seit April 1991 läuft in Achern das Pilotprojekt Biotonne sowie die verstärkte Förderung der Eigenkompostierung. Die wissenschaftliche Begleitung erfolgt durch das Büro ÖKOFEP, Riegelsberg.
- Gebührensystem: Der Ortenaukreis erhebt seit 1977 eine nach der Personenzahl festgesetzte Abfallgebühr. Dieses praktizierte, pauschale Gebührensystem soll sobald als möglich durch ein System geändert werden, das Anreize für die Vermeidung und Verwertung von Abfällen schafft.

– Restmülldeponien: Die Suche nach Standorten für Restmülldeponien wird vorangetrieben.

Zum 1. 4. 1992 wurde im Ortenaukreis das Duale System eingeführt.

Eine Entscheidung, in welcher Weise nach Vermeidung, Wiedergewinnung von Wertstoffen und Kompostierung der dann verbleibende Restmüll umweltgerecht entsorgt werden soll, ist im Hinblick auf die noch ausstehende TA-Siedlungsabfall bisher nicht gefallen.

Nachwort

Mit dem Rückblick 1991 verabschiedet sich der Verfasser von seiner jährlichen amtlichen Berichterstattung über das Kreisgeschehen, da am 31. 10. 1992 sein Amt als Landrat des Ortenaukreises endet. Mein erster Beitrag erschien im 53. Jahresband 1973 der Ortenau und schilderte die ersten Schritte des am 1. Januar 1973 neu gebildeten Ortenaukreises, der damit an der kommenden Jahreswende 1992/93 sein 20jähriges Bestehen feiern kann. 1983 habe ich seine Entstehungsgeschichte dargestellt und versucht, eine Bilanz der ersten 10 Jahre zu ziehen. Es ist nicht der Raum, die Entwicklung im zweiten Jahrzehnt dem Jahresrückblick 1991 noch anzuschließen. Aus diesem Bericht ergibt sich jedoch eindeutig, wo heute die Schwerpunkte liegen: wie früher immer noch und sogar verstärkt im sozialen Bereich, dann aber vor allem im Umweltbereich, wo schwierige Entscheidungen anstehen.

Vor 20 Jahren habe ich in einem Geleitwort zum Jahresband 1972 folgendes geschrieben:

Der Historische Verein für Mittelbaden hat in den über sechzig Jahren seines Bestehens wesentlich zur Prägung des historischen, kulturellen und landschaftsbezogenen Begriffs Ortenau beigetragen. Die integrierende Wirkung seines Schaffens wird bei der Bildung einer neuen und großen Verwaltungseinheit „Ortenaukreis“ in die aktuelle politische Gegenwart übertragen und verstärkt. Die Ortenau wird und soll als Landschaft und als politisches Gebilde lebendige Gegenwart sein. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, wie es vom Historischen Verein für Mittelbaden in so vorbildlicher Weise gepflegt wird, ist Garant für ein rasches und harmonisches Zusammenwachsen der Bevölkerung des Ortenaukreises.

Diese Erwartung wurde voll erfüllt. Die Integration des Ortenaukreises ist gelungen. Deshalb habe ich dem Historischen Verein Mittelbaden, dem der

Landkreis seinen landschafts- und geschichtsbezogenen Namen zuschreiben darf, heute erneut für sein vorbildliches Wirken für und in der Ortenau zu danken, ich werde ihm auch weiterhin treu verbunden sein.

– Juli 1992 –



Landrat Dr. Gerhard Gamber

Römische Siedlungsspuren auf dem „Rettig“ in Baden-Baden.

Ein Vorbericht zu den laufenden Ausgrabungen*

Elke Löhnig und Peter Knierriem

Die Flur „Rettig“ in Baden-Baden – Definition der Lage

Unter der Flurbezeichnung „Rettig Gut“ und „Rettigfeld“ findet sich auf einem Katasterplan¹ aus dem Jahre 1845 ein Gebiet verzeichnet, das durch die Scheibenstraße im Norden, die Stephanienstraße im Westen und durch

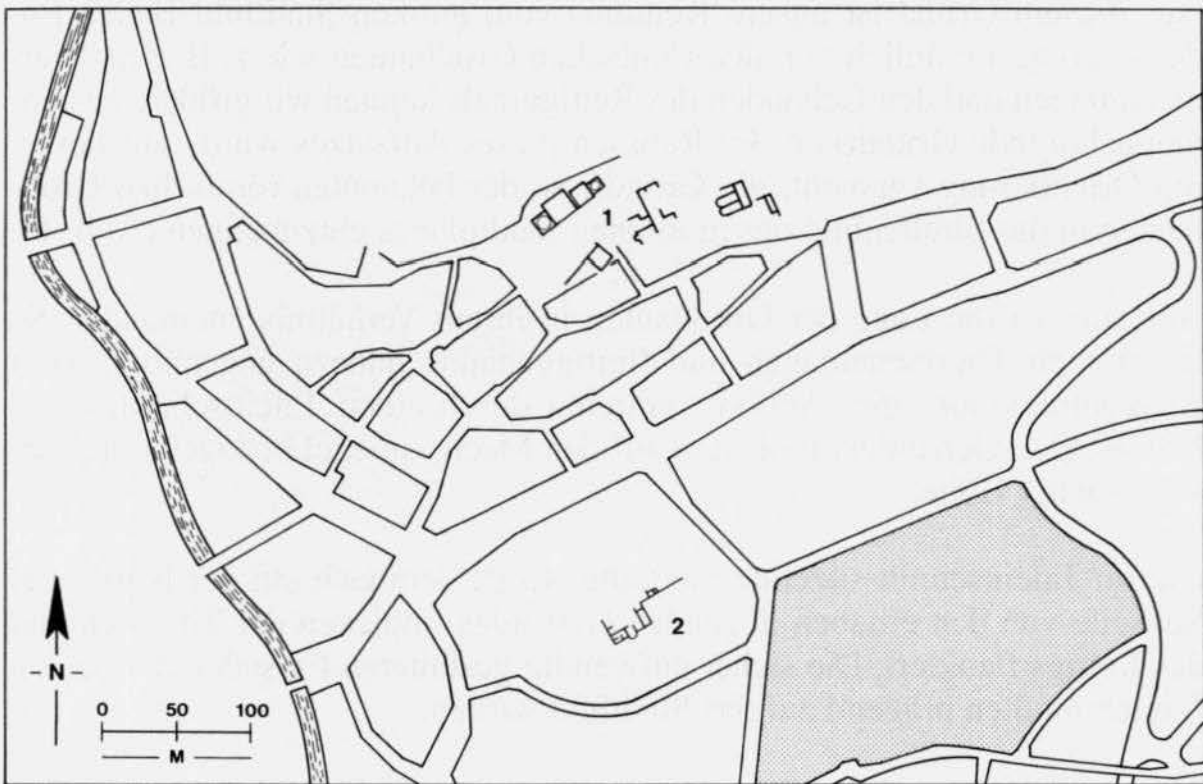


Abb. 1: Baden-Baden. Römische Großbauten vor der Silhouette des heutigen Straßenbildes. Die gerasterte Fläche markiert die Flur Rettig. 1 Thermenanlagen. – 2 Gebäude auf dem „Rettig“.

die Hardtstraße im Süden begrenzt wurde (Abb. 1). Das Gelände liegt deutlich außerhalb der mittelalterlichen Stadt auf einer Anhöhe und wurde früher landwirtschaftlich genutzt². Der Flurbegriff „Rettig“ erfuhr offenbar im Volksmund eine räumliche Verschiebung. Heute versteht man unter dem

„Rettig“ das südlich anschließende Gebiet, eingefafßt durch die Stephanienstraße im Osten, die Rettigstraße im Süden, die Lichtentaler Straße im Westen und die Sophienstraße im Norden. Da sich der Begriff „Rettig“ für das zuletzt beschriebene Areal auch in der Fachliteratur etablierte, soll dies auch in den folgenden Ausführungen beibehalten werden.

Zur Lage des Rettigs in der römischen Stadt

Von der Darstellung eines römischen „Stadtplanes“ Baden-Badens sind wir noch weit entfernt. Dies liegt nicht zuletzt an der mittelalterlichen und modernen Überbauung des antiken Stadtgebietes, die nur bei Baumaßnahmen im Altstadtbereich Einblicke in Teile der römischen Siedlung zuläßt. Oft können im Vorfeld von Bauarbeiten nur Teile eines römischen Gebäudes freigelegt werden, zusammenhängende Grundrisse sind kaum zu gewinnen. Aus diesem Grund ist unsere Kenntnis vom antiken Stadtbild Baden-Badens gering. Lediglich von den römischen Großbauten wie z. B. den Thermenanlagen und den Gebäuden des Rettigareals kennen wir größere zusammengehörende Grundrisse. Im Rahmen dieses Aufsatzes wurde zur besseren Orientierung versucht, die Grundrisse der bekannten römischen Großbauten in das Straßenbild des modernen Stadtplanes einzuhängen (Abb. 1).

Auffällig ist die Lage der Großbauten in ihrem Verhältnis zueinander. So liegen sich Thermenanlagen und Rettiggebäude nahezu gegenüber, jeder Baukomplex auf einer Anhöhe, getrennt durch einen Taleinschnitt. Auch liegen beide Gebäudekomplexe – auf den Meeresspiegel bezogen – nahezu auf gleicher Höhe.

Die im Taleinschnitt sitzende Siedlung wurde demnach auf der Nord- und Südseite von den erhaben liegenden Gebäudekomplexen der Thermen und des Rettigs flankiert. Die sicher aufwendig gestalteten Fassaden der beiden Bauten mußten prägend auf das Stadtbild wirken.

Dem antiken, vom Oostal heraufkommenden Betrachter muß die Stadt ein entsprechend beeindruckendes Bild geboten haben.

Die Erforschung des römischen Rettig

Die römische Vergangenheit des Areals ist bereits seit langer Zeit bekannt. Schon im frühen 19. Jahrhundert wurden einige zufällige Beobachtungen und Funde in Beschreibungen festgehalten.

Das Gelände war bis in die Mitte unseres Jahrhunderts nahezu unbebaut. Lediglich auf der Hügelkuppe befand sich der von einer großzügigen Parkanlage umgebene Pavillon³ der Großherzogin Stephanie von Baden.

Planmäßige Ausgrabungen fanden erstmals 1951 unter R. Nierhaus⁴ im südöstlichen Bereich des Rettighügels statt. Anlaß gab damals die geplante Errichtung eines Kindergartens. Freigelegt wurden Teile eines römischen Gebäudes, ein Raum mit Fußbodenheizung konnte nahezu vollständig ausgegraben werden. Mit kleinen Suchschnitten wurden weitere Strukturen erschlossen, darunter auch ein 3,20 Meter breites, dem Hangverlauf folgendes Mauerfundament. Eine zeitliche Einordnung des Mauerbefundes ist derzeit nicht möglich.

Wenige Jahre später, beim Bau der Realschule im Jahr 1957, wurde der größte Teil des Rettigfeldes überbaut. Bei Notgrabungen im Bereich der Baugrube konnten auf einer Gesamtlänge von fast 45 Metern römische Mauerzüge dokumentiert werden⁵. Die Mauerzüge deuteten auf ein langgestrecktes, offenbar repräsentatives Gebäude. Sichere Gebäudeabschlüsse konnten nicht nachgewiesen werden. Der Grundriß erscheint stark fragmentiert. Die Ergebnisse der Grabungskampagnen 1991/92 lassen vermuten, daß viele Strukturen beim Bau der Realschule unbeobachtet zerstört wurden.

Die Funde des 19. Jahrhunderts und die der Grabungen der 50er Jahre unseres Jahrhunderts deuten auf eine Besiedlung des Rettigplateaus in römischer Zeit, die noch in den 80er Jahren des 1. nachchristlichen Jahrhunderts einsetzte und bis ins 3. Jahrhundert bestand. Für den Siedlungsbeginn kommt einer auf dem Rettig gefundenen, bislang in drei Bruchstücken vorliegenden Bauinschrift⁶ große Bedeutung zu. Die Inschrift war ursprünglich im Jahre 84 n. Chr. unter Kaiser Domitian gesetzt worden. Nach seinem Tod, im Jahre 96 n. Chr., wurde er auf Senatsbeschluß geächtet. Sein Name wurde aus Inschriften getilgt, seine Statuen beseitigt. Dieser Vorgang ist auch auf der Rettiginschrift zu beobachten; die Kaisertitulatur Domitians wurde eradiert und durch die des Kaisers Marcus Ulpius Traianus ersetzt. Dieses Dokument nennt neben dem Kaiser auch mehrere militärische Einheiten, die wahrscheinlich an der Errichtung des Gebäudes beteiligt waren. Genannt sind im einzelnen die legio I adiutrix, die legio XI Claudia und die cohors VII Raetorum equitata.

Obwohl die Inschrift in ihrer Authentizität angezweifelt wurde⁷, ist mittlerweile davon auszugehen, daß sie sich auf ein Gebäude des Rettigfeldes bezog, vermutlich auf den großen langgestreckten Bau. Die Funktion des gesamten Baukomplexes ist unbekannt, darauf geben die erhaltenen Teile der

Inschrift leider keinen Hinweis. Bislang erscheint die Deutung der Rettiggebäude als Sitz einer Verwaltungseinrichtung am sinnvollsten, wenn auch der endgültige Beweis noch aussteht.

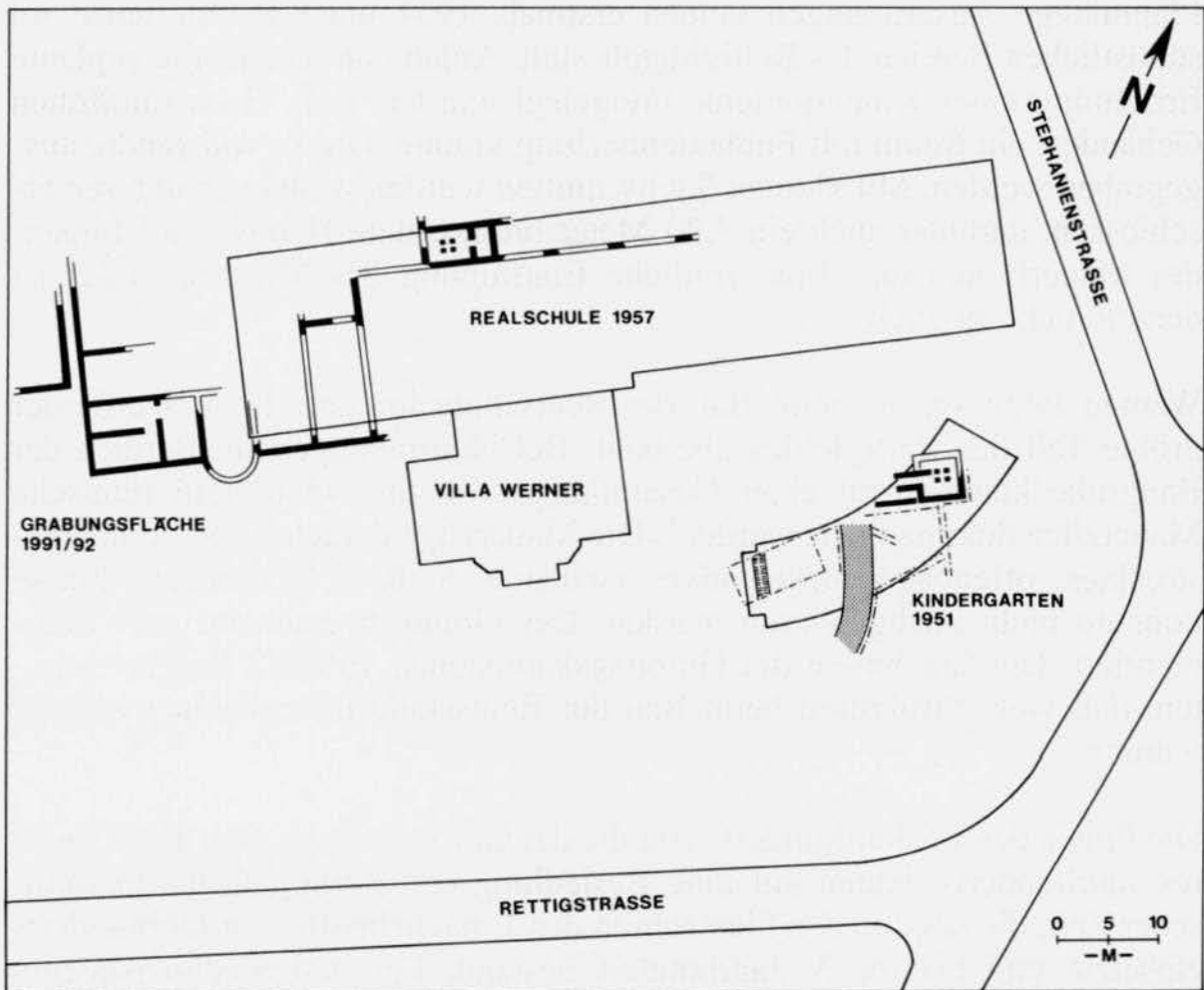


Abb. 2: Baden-Baden. Rettig. Schematisierter Gesamtplan aller seit 1951 ergrabenen Strukturen.

Die Ausgrabungen 1991 und 1992

Wie bereits ausgeführt wurde, ist der größte Teil des Rettighügels modern überbaut. Lediglich am Westhang, unterhalb der Realschule, befindet sich noch ein größeres Freigelände. Im Vorfeld geplanter Baumaßnahmen wird das Gelände durch das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg⁸ archäologisch untersucht. Dank der rechtzeitigen Meldung des Bauherrn konnten die Ausgrabungen bisher ohne Zeitdruck vorgenommen werden. Die Ausgrabungsarbeiten begannen im Juli 1991. Ziel war es zunächst, in ersten Sondagen zu klären, ob sich überhaupt noch römische Siedlungsspuren über den Westhang erstrecken. Die Grabungsflächen wurden so angelegt,

daß sie die 1957 aufgedeckten Mauerbefunde in ihrer Verlängerung erfassen mußten. Es gelang tatsächlich, an den 1957 erstellten Grundriß fast nahtlos anzuschließen. Neben zahlreichen Raumunterteilungen konnten sowohl der westliche, als auch der südliche Abschluß des Gebäudes nachgewiesen werden.

Völlig unerwartet kamen hingegen die Reste eines weiteren, separaten Steingebäudes zutage. Eine weitere Überraschung stellten die Reste einer großflächigen Holzbebauung dar, die in den tieferliegenden Plana zweier Flächen sowie in einem den Westteil des Hügels aufschließenden Baggerschnitt aufgedeckt wurden.

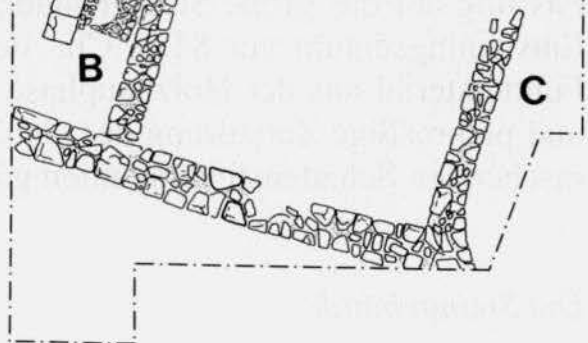
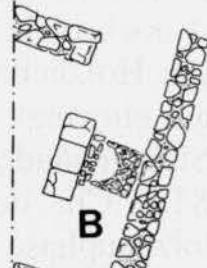
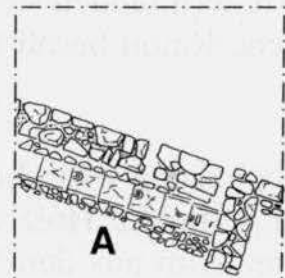
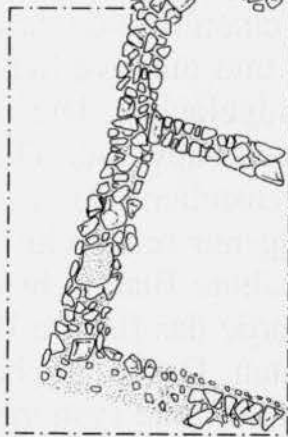
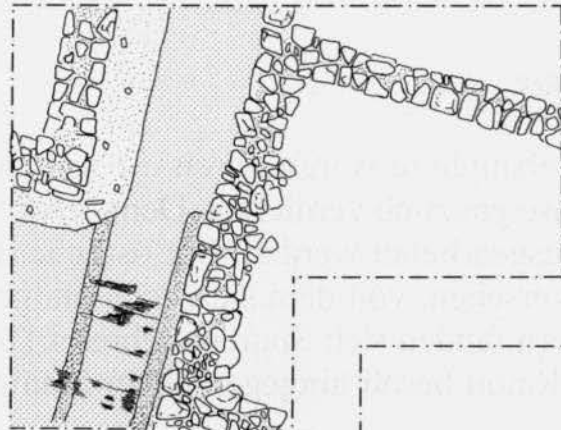
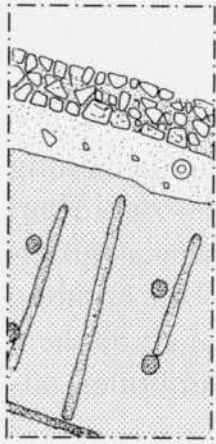
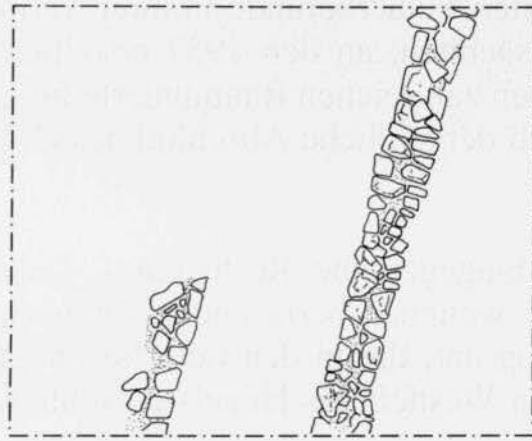
Zur älteren Holzbebauung

Die Strukturen der Holzbauphase waren durch die spätere Steinbebauung stark gestört und teilweise gänzlich vernichtet. Dennoch konnten zwei Räume des Holzbaues herausgearbeitet werden. Der östliche Raum war mit einem Holzdielenboden versehen, von dem sich noch einige Hölzer erhalten hatten. Unter den Brettern fanden sich Spuren mehrerer Drainagegräbchen. Der westlich gelegene Raum besaß hingegen einen Stampflehm Boden aus gelbem Lehm.

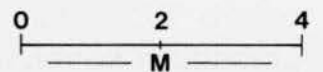
Das Ende der Holzbebauung wird durch einen Brand markiert. Relikte dieser Zerstörung sind verkohlte Holzreste und massive Schuttschichten von angeziegeltem Hüttenlehm aus den Wandgefachen. Die Holzgebäude waren einfache Konstruktionen in Fachwerkbauweise. Die Datierung der Holzbauphase ist derzeit noch nicht darzustellen. Da ein aussagekräftiger Fund bislang fehlt, ist die Holzbebauung nur relativchronologisch einzugrenzen. Bezieht man die eingangs erwähnte Bauinschrift in ihrer ersten Fassung auf das große Steingebäude, würde das für die Holzbauphase ein Entstehungsdatum vor 84 n. Chr. bedeuten. Das weitgehende Fehlen von Fundmaterial aus der Holzbauphase läßt auf eine systematische Räumung und planmäßige Zerstörung der Gebäude schließen. Anzeichen eines überraschenden Schadensfeuers fehlen gänzlich.

Die Steingebäude

Über dem einplanierten Brandschutt der Holzbaracken wurde in der Folgezeit ein größeres Steingebäude errichtet. Teile seines Grundrisses wurden bereits 1957 unter der Realschule freigelegt. Bei den gegenwärtigen Ausgrabungen konnten die 1957 dokumentierten Mauerzüge in ihrer Verlänge-



STRUKTUREN DER ÄLTEREN HOLZBEBAUUNG



rung erfasst werden. Es gelang damit, den westlichen Teil des großen Gebäudes in seiner Innenstruktur in wesentlichen Teilen zu komplettieren. Erfreulich ist der ausgesprochen gute Erhaltungszustand der zutage getretenen Befunde. So ist das Mauerwerk im Regelfall noch in aufgehenden Steinlagen vorhanden, in vielen Fällen noch über 70 cm. Dadurch sind in fast allen Räumen noch die römischen Lauffhorizonte erhalten geblieben. Daneben läßt das aufgehende Mauerwerk aber auch zahlreiche Umbauphasen erkennen, zugemauerte Eingänge mit entsprechenden Aussparungen durch verrottete Holzrahmen, sowie neu gebrochene Zugänge in bestehenden Mauerzügen. Der hervorragende Erhaltungszustand erlaubte es bislang in zwei Fällen, auch die Funktion der Räume zweifelsfrei zu klären.

Der südwestlichste Raum des Gebäudes kann als Küche angesprochen werden. An seiner Ostwand befand sich eine, noch auf knapp 80 cm Höhe erhaltene Herdstelle mit halbrunder Aussparung (Abb. 3b und Abb. 7). Der Herd war aus Ziegelbruchstücken zusammengefügt und ursprünglich mit einem Lehmverputz versehen. Dieser Lehmverputz wurde während des Nutzungszeitraumes mehrfach ausgebessert. Vor dem Herd kam eine Arbeitsplatte aus drei nebeneinandergelegten Kapitelziegeln zu liegen. Der Raum selbst wies einen Stampflehboden auf. Die Funde aus dem Raum repräsentieren mit Kochtöpfen, Backschalen, Tellern, Trinkbechern und Weinkrügen ein typisches Kücheninventar. Der sich nördlich anschließende Raum ist als weiterer Wirtschaftsraum anzusprechen. An seiner Nordwand lag ein sorgfältig aus Dachziegeln gelegter Abwasserkanal (Abb. 3a). Der Kanal begann in der Nordostecke des Raumes und verlief parallel zur Nordwand mit Gefälle nach Westen. Der Kopf des Kanals war mit großer Wahrscheinlichkeit nicht überdeckt; mit zunehmendem Gefälle ist allerdings eine – wohl hölzerne – Abdeckung anzunehmen. Der Kanal entwässerte durch einen Durchlaß in der Westmauer in eine unmittelbar vor dem Gebäude liegende Sickergrube.

Zu einem bislang noch nicht näher definierten Zeitpunkt wurde der Kanal schließlich aufgegeben. In den gesamten Raum wurde eine 30 bis 40 cm mächtige Schicht aus Ziegelbruch eingebracht. Die Einfüllung sollte offensichtlich eine Fußbodenaufhöhung bezwecken. Möglicherweise sollte hier ein Niveaueausgleich zum Küchenraum geschaffen werden, der sich im Lauf der Zeit durch zahlreiche Ausbesserungsarbeiten am Boden „hochgelebt“ hatte.

Siehe Abb. 3, Seite 72: Baden-Baden. Rettig. Steingerechter Gesamtplan der 1991 und 1992 ergrabenen Strukturen. A Abwasserkanal. – B Herdstelle. – C Apsidenraum.

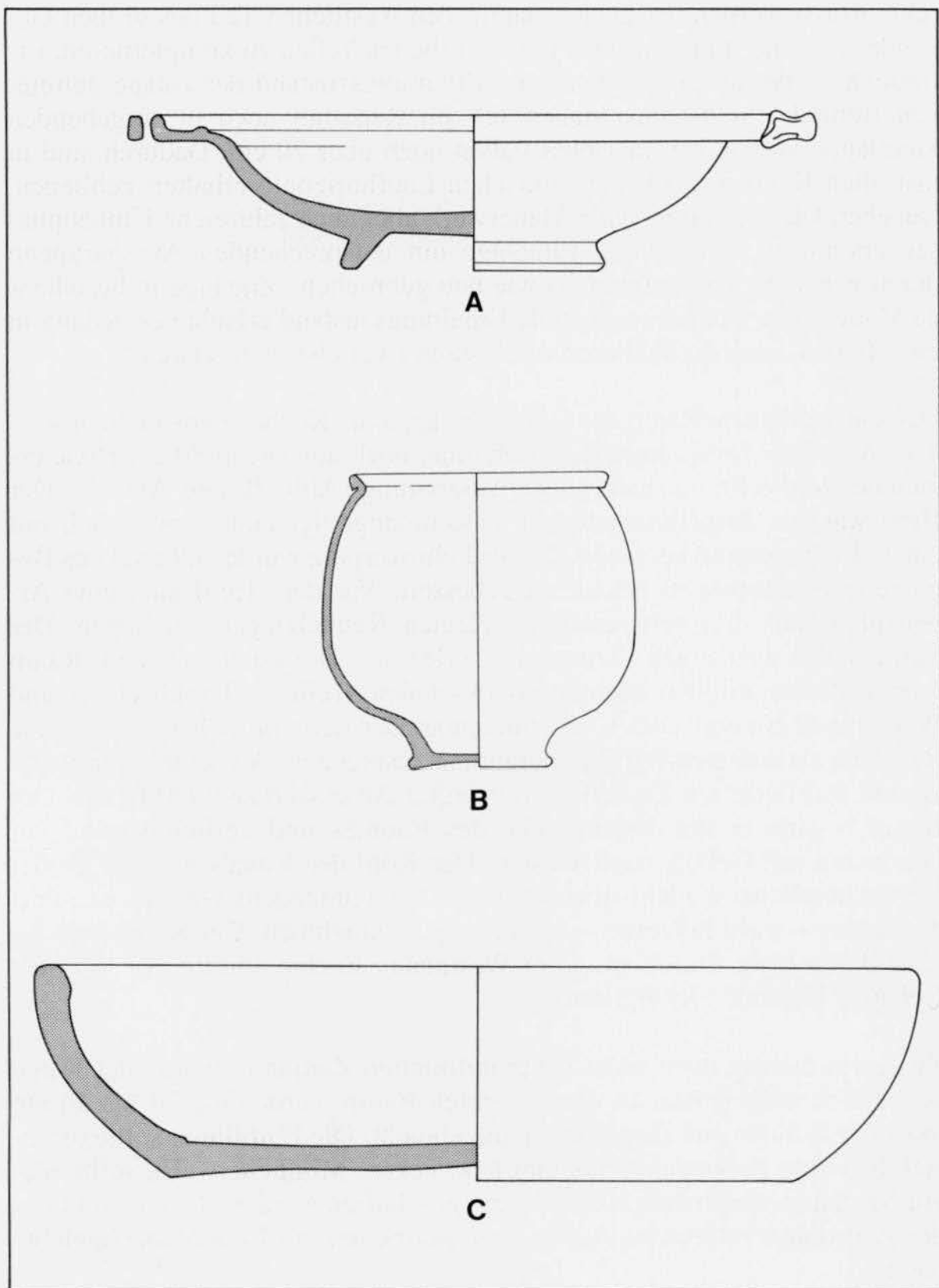


Abb. 4: Baden-Baden. Rettig. Auswahl vollständiger Keramikgefäße aus Abfallgruben des Küchenbereiches. A Terra-Sigillata Schälchen der Form DRAG 42. – B engobierter Trinkbecher. – C Backschale. – M = 1:2.

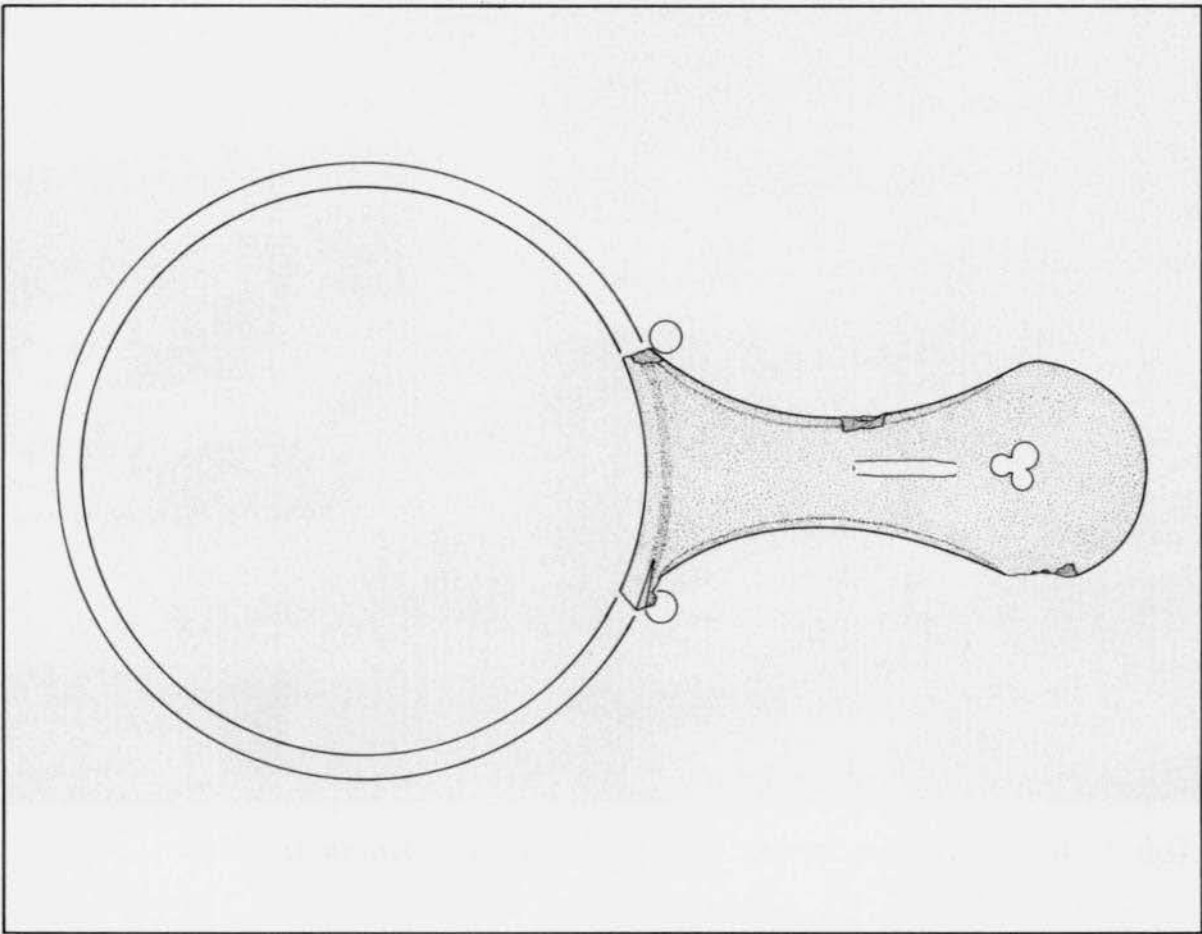


Abb. 5: Baden-Baden. Rettig. Bronzekasserolle mit Trifoliar im Griffende und Voluten. – $M = 1:2$.

Bedauerlicherweise konnten keine über der Ziegelschüttung liegenden Schichten erfaßt werden, sodaß sich die spätere Nutzung des Raumes unserer Kenntnis entzieht.

Die Ziegeleinfüllung – es handelte sich ausschließlich um Dachziegel – gewinnt besondere Bedeutung durch eine Vielzahl gestempelter Ziegel, die in diesem Befund zutage traten. Insgesamt konnten drei Ziegelstempel der Legio VIII augusta sowie über einhundert Exemplare der cohors XXVI voluntariorum Civium Romanorum geborgen werden. Dieser Komplex stellt den größten bislang bekannten Fund an Ziegelstempeln dieser Kohorte dar. Die Stempel der letztgenannten Einheit liegen in mehreren Varianten vor.

Beide Einheiten sind bereits seit längerem aus Baden-Baden inschriftlich belegt, die 26. Freiwilligenkohorte allein durch fünf sicher zuweisbare Inschriften⁹.

Östlich des Küchentraktes konnten schließlich noch zwei weitere Raumstrukturen in Teilen aufgenommen werden, wobei die Funktion dieser bei-



Abb. 6: Baden-Baden. Rettig. Übersichtsfoto des Küchentraktes.



Abb. 7: Baden-Baden. Rettig. Blick auf die Herdstelle.

den Räume beim derzeitigen Stand der Grabung noch nicht geklärt werden konnte. Überraschend trat am östlichen Rand der Grabungsfläche der Ansatz einer Apsis zutage (Abb. 3c). Mit einem errechneten Durchmesser von ca. 4 Metern dürfte diese Apsis das Bindeglied zu den Grabungsbefunden von 1957 darstellen. Der nach Osten zunehmend bessere Erhaltungszustand läßt hoffen, die Funktion dieses sicher nicht mehr zum Küchentrakt gehörenden Raumes mit dem Fortgang der Grabungsarbeiten zu klären.

Nördlich des Küchentraktes sind zwei weitere Räume faßbar, die jedoch aufgrund des nach Norden etwas schlechter werdenden Erhaltungszustandes funktional nicht näher definiert werden können. Die Fußböden dieser Räume konnten leider nicht mehr beobachtet werden.

Bislang ist es nicht gelungen, den nördlichen Abschluß und somit die mutmaßliche Hauptfront des Gebäudes zu lokalisieren. Die Nordmauer kommt voraussichtlich im angrenzenden Hotelpark zu liegen.

Parallel zu dem bisher beschriebenen Gebäude, und nur rund 1,5 m von diesem entfernt, konnte schließlich ein zweiter Steinbau aufgedeckt werden. Mit einer Fundamentbreite von fast einem Meter war dieser Bau wesentlich massiver ausgeführt als das bisher bekannte Steingebäude. In einigen Bereichen waren auch bei diesem Gebäude noch Teile des aufgehenden Mauerwerks erhalten. Der West- und Nordabschluß konnte bislang noch nicht lokalisiert werden.

Der zweite Steinbau ist, wie die Kleinfunde aus der Fundamentgrube nahelegen, erst relativ spät, zu Beginn des 3. Jahrhunderts entstanden.

Die Kleinfunde

Aus dem Bereich der gesamten Grabung konnten erwartungsgemäß viele Kleinfunde geborgen werden. Vor allem der Küchenbereich brachte in Abfallgruben eine beträchtliche Menge an Keramikfunden, die formal und funktional ein nahezu vollständiges Spektrum des antiken Kücheninventars widerspiegeln (Abb. 4). Viele Gefäße ließen sich aus den Scherben wieder zusammenfügen, einige kamen sogar vollständig auf uns. Selbst die selten nachweisbare Gruppe des Bronzegeschirrs ließ sich in Form eines abgebrochenen Kasserollengriffes (Abb. 5) nachweisen. Die Kasserolle gehört einem geläufigen Typ der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts an. Auf der Oberseite des Griffes befindet sich ein Herstellerstempel, der aber bislang noch nicht entziffert werden konnte.

- * Es ist den Verfassern ein Anliegen, denjenigen Personen und Institutionen, die zum Gelingen der Ausgrabungen und den damit verbundenen Recherchen in vielfältiger Weise beigetragen haben, herzlich zu danken.

Unser besonderer Dank gilt:

Herrn Erich Benz (Realschule Baden-Baden)
 Herrn Robert Erhard (Stadtarchiv Baden-Baden)
 Herrn Peter Gerlach (Stadtbibliothek Baden-Baden)
 Herrn Klaus Klein (Bürgermeister)
 Herrn Erich Naber (Rektor Realschule Baden-Baden)
 Fr. Emilie Ruf
 sowie den Mitarbeitern des städtischen Bauhofes.

- 1 Plan- und Kartenarchiv des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg Außenstelle Karlsruhe / Archäologische Denkmalpflege Plannummer BAD 74 und BAD 75
- 2 Das Rettiggebiet gehörte im 17. und 18. Jahrhundert dem Baden-Badener Jesuitenkolleg. Die landwirtschaftliche Nutzung des Areals geht aus einem Eintrag in der Chronik des Ordens hervor. Vgl. A. Kast, Mittelbadische Chronik für die Jahre 1622–1770 (Bühl 1934) S. 277.
- 3 Das Gebäude wurde 1809 für den Präfekturrat Huvelin aus Straßburg erbaut. Im Jahre 1812 kam das Anwesen in den Besitz der Großherzogin Stephanie von Baden. Der Pavillon wurde im Jahr 1887 abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt. Das Gebäude hieß in der Folgezeit nach der Besitzerfamilie „Villa Werner“. Die Villa fiel 1957 dem Bau der Realschule zum Opfer. Literatur und Quellen zum „Pavillon Stephanie“: E. Lacroix, P. Hirschfeld und H. Niester (Hrsg.), Die Kunstdenkmäler Badens 11. Die Kunstdenkmäler der Stadt Baden-Baden (1942) S. 382 f. und Akten im Stadtarchiv Baden-Baden, Inventarnummer 5094.
- 4 A) Fundschau der Badischen Fundberichte 19, 1951, 182 ff.
 B) R. Nierhaus, Ausgrabungen auf dem angeblichen Kastellhügel des Rettig in Baden-Baden. Germania 30, 1952, 207 ff.
- 5 P. Schaudig, Römische Gebäudereste auf dem Rettig in Baden-Baden. Badische Fundberichte 23, 1967, 95 ff.
- 6 Corpus Inscriptionum Latinarum. CIL XIII, 2, 6297 und 6298. Die Inschrift wurde zusammenfassend durch F. Drexel in einem Aufsatz behandelt: F. Drexel, Zu rheinischen Inschriften, 1. Bauinschrift aus Baden-Baden. Germania 13, 1929, 173 ff.
- 7 R. Nierhaus vertrat 1952 (vgl. Anm. 4b, S. 210) die Auffassung, daß die Inschriftenfragmente nach der Zerstörung Baden-Badens im Jahre 1689 mit Bauschutt aus dem mittelalterlichen Stadtzentrum auf den Rettig verbracht wurden. Er führte ohne nähere Angaben „Archivalien des 17. und 18. Jahrhunderts“ an, die diesen Schutttransfer belegen sollten. In einem Aufsatz von 1951 erwähnt R. Nierhaus (Vgl. Anm. 4a, S. 183) in diesem Zusammenhang die Baden-Badener Jesuiten als Ausführende des Schutttransports. Nach Recherchen der Verfasser muß diese Darstellung in Zweifel gezogen werden. Der Chronik des Jesuitenordens (Vgl. Anm. 2, S. 289) ist folgendes zu entnehmen: „Den Garten vor der Stadt haben wir mit einer neuen Mauer umgeben; wir hatten damit angefangen, den Keller unter der Schule um 2 Fuß zu vertiefen; den Grund, welcher dabei ausgehoben wurde, haben wir dorthin abgeführt.“ Mit „dem Garten vor der Stadt“ ist mit Sicherheit nicht der Rettig gemeint. Das Areal wird in der Chronik unter der Bezeichnung „Reddig“ (Vgl. Anm. 2, S. 277) geführt. Selbst für den Fall, daß der Rettig mit „den Gärten vor der Stadt“ zu identifizieren ist, bleibt der gewichtige Einwand, daß das Rettigareal nicht mit dem Fundgebiet der römischen Gebäudereste identisch ist.

Darüberhinaus ließen sich bei den jüngsten Ausgrabungen keinerlei Anzeichen einer neuzeitlichen Brand- oder Bauschuttplanierung des 1689er Horizontes nachweisen.

- 8 Die Ausgrabung wird unter der wissenschaftlichen Leitung von Dr. E. Schallmayer durchgeführt. Die örtliche Leitung liegt in den Händen der Verfasser. Die Verfasser möchten an dieser Stelle Herrn Dr. E. Schallmayer für die Publikationserlaubnis eines Vorberichtes herzlich danken. Das Manuskript zu diesem Aufsatz wurde am 30. April 1992 abgeschlossen.
- 9 CIL, XIII,2,6292; CIL XIII,2,6305; CIL XIII,2,6306; CIL XIII,2,6307; CIL XIII,4,11717. Die meisten Inschriften finden sich in dem archäologischen Führer Baden-Baden abgebildet. E. Schallmayer, *Aquae – das römische Baden-Baden. Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg* 11 (Stuttgart 1989).

Römische Funde in Eckartsweier

Alfred Hetzel

Um 12 v. Chr. wurde bekanntlich in Straßburg unter dem Namen Argentoratum ein römisches Legionslager gegründet. Damit begann auch die Beherrschung der rechtsrheinischen Gebiete. Dies setzte zwangsläufig den Bau von Straßen und Siedlungen voraus. Trotzdem hat man in Kehl und dem Hanauerland bislang nur wenige Nachweise gefunden.

Hier soll nun über die in Eckartsweier gemachten Funde berichtet werden, was bisher noch kaum geschehen ist.

In einem Register des Landesmuseums in Karlsruhe findet sich der folgende Eintrag:

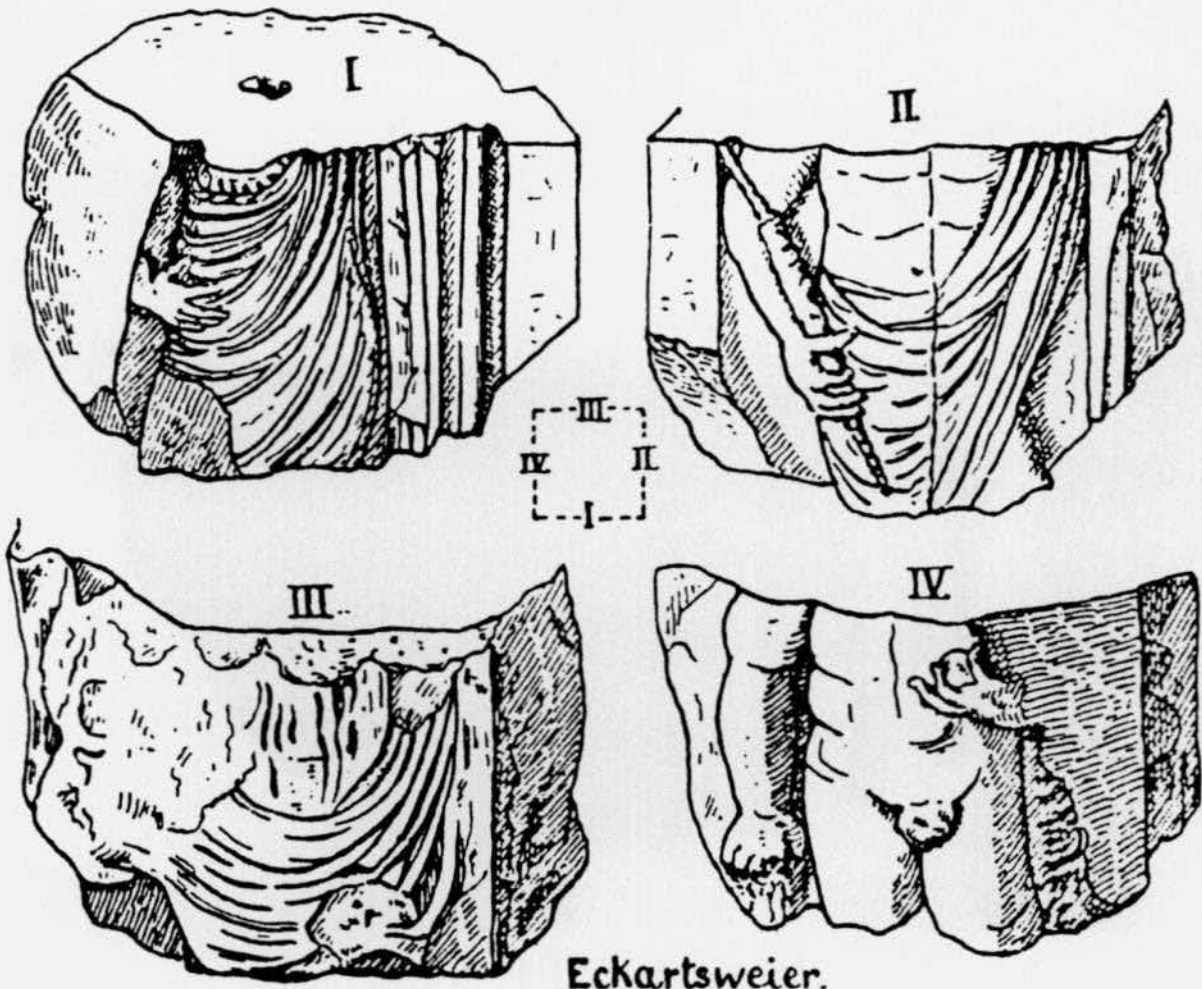
393. ECKARTSWEIER.

R. Im Pfarrhausgarten hinter der Kirche beim Umgraben des ehemaligen Friedhofs zwischen 1895 und 1898 gefunden das mittlere, leider stark beschädigte, noch 40 cm hohe Stück eines römischen Viergöttersteins aus rotem Sandstein (H. noch 41 cm, Br. 68 cm). Was von den vier Relief-Götterfiguren noch erhalten ist, weist auf mehr als gewöhnlich gute Arbeit hin, ist aber sehr verdorben. Auf Seite I. (s. Fig. 153) eine weibliche Figur mit erhobenem linken Arm (Juno?), II. Jupiter mit dem stark defekten Blitz in der Rechten, III. weibliche Figur, sehr verstümmelt, IV. Hercules, in der Linken den Apfel der Hesperiden haltend, die Rechte auf die Keule gestützt (möglich, daß vom linken Arm die Löwenhaut herabhing). Jetzt Gr. S. Khe, C. 9440.

Zwei römische Münzen, Constantius II. und Magnentius, Bissinger I, 119.

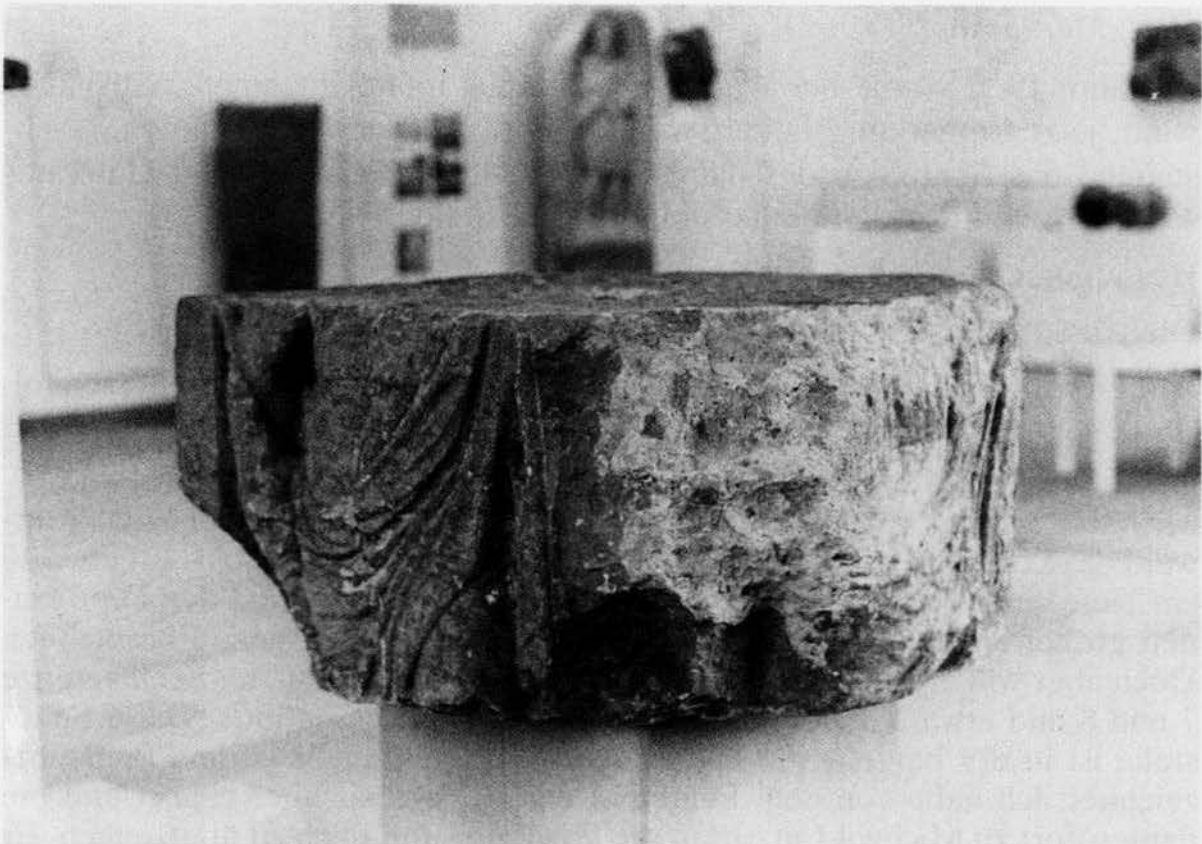
Diese Fundstücke standen jahrelang im Keller des Landesmuseums in Karlsruhe. Nachdem die Stadt Offenburg im Ritterhaus das Museum neu eingerichtet hat, steht der Stein nun dort im Mittelpunkt der archäologischen Abteilung.

Dabei ist auch der „Mercurkopf“ dort ausgestellt, von dem nachfolgend berichtet wird. Auch dieses Fundstück war seither der Öffentlichkeit nicht zugänglich gewesen. Die Unterlagen über diesen Fund befinden sich beim Amt für archäologische Denkmalpflege in Freiburg.



Eckartsweier.

Fig. 153.





Der „Mercurkopf“

Im Jahre 1922 wurde bei Waldausstockungen im sogenannten Willstätterwald, jetzt Gemarkung Eckartsweier, dieser Mercurkopf gefunden. Nachstehend das Schreiben des damaligen staatlichen Wiesen- und Güteraufsehers Joseph über den Finder und die Fundstelle:

Hesselhurst, den 7. April 1922

Die Ausstockung des Schlag 7 im Willstätterwald betr.

Auf Grund des beiliegenden Schreibens vom 3. d. Mts. Nr. 7 berichte ich folgendes: – mit einer Handzeichnung –

Zu Anfang April vorigen Jahres hat der Pächter von dem Halblos Nr. 62 – Michael Lutz der 13. von Hesselhurst – im Neufeld Gemarkung Willstätterwald das Los ausgestockt. Dabei hat er unter einem Eschenstock auf etwa 40 cm Tiefe einen Frauenkopf aus Sandstein gefunden. Da er auf den Fund keinen großen Wert legte, hat er sich die Fundstelle nicht genau bezeichnet. Doch aber will er noch wissen, daß die Stelle etwa 3 m von der Schlaggrenze 7 und 8 und etwa 2 m von dem anstoßenden Los sich befinde. Diese Fundstelle ist in der beigefügten Handzeichnung durch einen grünen Punkt bezeichnet. Ich habe von dem Fund erst einige Tage nachher gehört und bin dann sofort zu Michael Lutz 13 in die Wohnung, um mich zu überzeugen. Er

hatte den fraglichen Kopf in seinem Schopf auf einem Wagen liegen. Nachdem ich mir denselben angesehen hatte, sagte ich dem Lutz, daß der Kopf an das Domäneamt abgeliefert werden müsse. Am anderen Tag holte ich ihn ab und brachte denselben dem Herrn Domänenrat Gast. Weiter sind von den Pächtern der Lose 32 bis 27 auf etwa 30 cm Tiefe größere Mengen Bruchsteinstücke, die scheinbar von Mauerwerk herkommen, gefunden worden, ebenso einige Hufeisen von kleinerer Form. Die Steinstücke sind von den Pächtern in Vertiefungen eingegraben worden. Diese Fundstellen sind in der Zeichnung mit Blei schraffiert. Es kann möglich sein, daß in dem in diesem Frühjahr auszustockenden Schlag 8 noch weitere Funde gemacht werden. Da aber die Landleute auf solche Sachen nur wenig Wert legen, so dürfte über diese Angelegenheit bei der Verpachtung der Lose, den Pächtern zur Pflicht gemacht werden, daß sie jeden Fund anzuzeigen hätten und die Fundstelle bezeichnen müssen.

ge. Joseph, Güteraufseher.

Willstätterwald

Kehl, den 12.05.1922; dzt. Eigentümer: Finanzministerium, Domänenverwaltung.

runde Formen, weiblich, desgl. die Haarfülle noch 23 cm hoch; scharfe im ganzen wagrechte Bruchfläche an der Stelle des Halses, weist auf eine gewaltsame Trennung von einem Standbild hin. Mundgegend, Nase und Hinterkopf sind durch Abschläge (scharfe Bruchflächen!) beschädigt; daneben an einigen anderen Stellen weitere Unvollständigkeiten, die offenbar im natürlichen Abbröckeln ihre Ursache haben. Material: sehr fester, rötlicher Sandstein (Buntsandstein oder Rotliegendes).

Kehl, 12.5.22.

Bl. fi. A. von: Frauenstein, Strömungsbildung



Kopf mit fastem Kopf, fast ohne Abschlag (Kopf zerlegt!) Kopf ist, stehen an einig andern Stellen weitere Unvollständigkeiten, die offenbar im natürlichen Abbröckeln ihre Ursache haben.

noch 23 cm hoch, Kopf, in ganzen Länge nach durchfliegen an der Stelle des Halses, wie auf unvollständiger Trennung von einem Standbild hin. Material: sehr fester, rötlicher Sandstein (Buntsandstein oder Rotliegendes).

Sehr primitive Steinmetzarbeit, die Aufgabe nicht gewachsen. Plumpe nicht proportionierte Modellierung. So hebt sich das Kinn kaum vom Halse ab, so sitzen die Ohren viel zu tief (in Höhe des Mundes) ja von oben gesehen ist der Kopf viel breiter als lang. Von Nase bis Hinterkopf sind 17 cm, von rechts nach links 20 cm. Der Kopf ist bartlos, das Haar rahmt in einem dicken, die Strähnen schematisch angegebenen Wulst das ganze Gesicht bis

zum unteren Ansatz der Ohren ein bei einer eingerissenen, nur an den schadhafte Stellen aussetzenden Linie, welche kreisförmig das ganze Schädeldach einrahmt hört diese Haarmodellierung auf. Innerhalb des Kopfes ist die Kopffläche glatt gearbeitet bzw. gleichmäßig gekörnt, daraus erheben sich zwei Ansätze.



Auf Grund des Fundes des „Merkurkopfes“ hat im Jahre 1924 der historische Verein Kehl in Eckartsweier Grabungen vorgenommen. In „Die Ortenau“ 1925/26 berichtet Herr Otto Rusch darüber:

Vorbericht über die Grabungen in Eckartsweier und auf dem Gewann Hundsfeld.

Nachdem im Hanauerland in den letzten Jahren wieder zwei wichtige Funde aus römischer Zeit gemacht wurden – der eine, ein Merkurkopf, zwischen Eckartsweier und Hesselhurst auf dem sogenannten Stockfeld, der andere, ein Teil einer Gigantengruppe, in Lichtenau –, glaubte die Ortsgruppe des Historischen Vereins für Mittelbaden Kehl, mit Unterstützung des Hauptvereins zu weiteren Untersuchungen bezüglich der Römersiedlungen im Hanauerland schreiten zu sollen. – Das Merkurheiligtum, auf der höchsten Erhebung der ganzen Umgebung gelegen (Höhe 147,3), befindet sich etwa 20 Minuten von dem im Jahre 1892 gehobenen Viergötterstein auf dem Alten Friedhof in Eckartsweier entfernt. Zahlreiche Münzfunde in Eckartsweier selbst führen mit dem oben erwähnten Fund zu dem Schluß, daß eine Straße über Eckartsweier nach Hesselhurst (Offenburg) geführt haben muß und eine Siedlung in Eckartsweier zur Römerzeit bestand. Ein Stück eines Feldweges führt noch heute die Bezeichnung „Römerstrasse“, ein Gewann den Namen „Kästel“.

Zunächst wurden nun bei der Kirche in Eckartsweier an etwa sieben Stellen Grabungen vorgenommen. Teile römischer Leistenziegel wurden zutage gefördert, weiterhin in 1 m Tiefe ein ungemein starkes 1,6 bis 1,7 m breites Mauerwerk von 7 m Tiefe und etwa 12 m Länge. Ein weiteres sich in der Längsrichtung anschließendes Mauerwerk war etwa 1 m breit und 13 m lang. Wenn auch von dem Sachverständigen, Herrn Professor Leonhard-Freiburg, kein einwandfrei römisches Bauwerk festgestellt werden konnte, so darf doch angenommen werden, daß diese Mauern, vielleicht Überreste einer 1470 begonnenen Kirche, auf römisches Mauerwerk aufgebaut wurden.

Römische Leistenziegel wurden auch auf dem am Rhein gelegenen Gewann Hundsfeld wiederholt gefunden. Hier befand sich einst ein blühendes Dorf mit Schloß und Pfarrkirche, das schon urkundlich zur Zeit der Karolinger bestanden hat und als Rheinfähre von Bedeutung war. Dieses Gewann

Hundsfeld liegt nun auf der geraden Linie Straßburg-Offenburg. Da in Kehl selbst trotz eingehender Forschung keinerlei Überreste bislang aufgefunden werden konnten, anderseits in Hundsfeld, Eckartsweier, Marlen Höhe 147,3 m (Stockfeld) Funde aus römischer Zeit festgestellt sind, liegt der Schluß nahe, daß nicht bei Kehl – wie landläufig angenommen wird –, die Überfahrtsstelle der Römer gewesen ist, sondern zwischen Hundsfeld und Marlen.

Seit einigen Wochen werden nun von der Ortsgruppe Kehl Untersuchungen angestellt, um die zu dieser Landungsstelle führenden Straßen zu bestimmen, die Landungsstelle selbst ausfindig zu machen sowie den Platz der alten Hundsfelder Pfarrkirche und die Lage der früheren „Wasserburg“ der Grafen von Hundsfeld festzustellen. Auch die uralten seit 1806 verschwundenen großen Gehöfte „Hördern“ und „Margarethenhof“ werden in den Bereich der Untersuchungen gezogen. Die Arbeiten sind durch den mannigfach veränderten Lauf des Rheins vor seiner Regulierung und dem damit verbundenen Kiesgeschiebe sehr erschwert, zudem widersprechen sich Karten und Aufzeichnungen früherer Zeiten. So verlegen Karten von 1576 und 1821 die angebliche Lage des Dorfes Hundsfeld 20 Minuten (2 km) auseinander. Im-



Bruchstücke Römischer Leistenziegel, Gebrauchskeramik, Terra Sigilata. Fundstelle römischer Siedlungsplatz Willstätterwald Gemarkung Eckartsweier. (Fundstelle des Merkurkopfes)

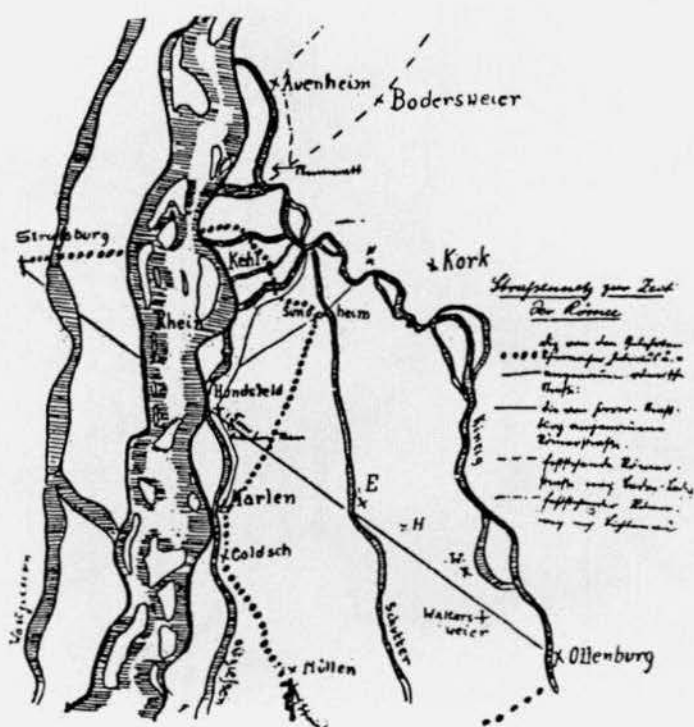
Foto: Peter Kast

merhin ist durch die Untersuchungen schon Beträchtliches zu Tage gefördert worden. Im nächsten Heft der „Ortenau“ soll darüber eingehend berichtet werden.

Soweit die Aufzeichnungen von Herrn Rusch. Der angekündigte weitere Bericht ist nicht in der Ortenau erschienen. Im Jahre 1928 hat Herr Rusch sein Buch „Geschichte der Stadt Kehl und des Hanauerlandes“ herausgebracht. Auf Seite 21 ist die anliegende Karte abgedruckt. Rusch kommt dabei auf Grund der Funde zu dem Ergebnis, daß mit großer Wahrscheinlichkeit die erste Römerstraße von Straßburg über Offenburg ins Kinzigtal über Hundsfeld, Eckartsweier, Hesselhurst, Weier und Waltersweier geführt hat.

In jüngster Zeit hat sich nun bekanntlich Herr Walter Fuchs aus Auenheim intensiv mit archäologischen Forschungen im Hanauerland beschäftigt. Dabei hat er auch die Fundstelle des „Merkurkopfes“ bei Eckartsweier unter die Lupe genommen. Er hat dabei einwandfrei feststellen können, daß an der Fundstelle des „Merkurkopfes“ eine römische Siedlerstelle gestanden haben muß. Neben Bruchstücken von römischen Leistenziegeln wurden auch Scherben von gewöhnlicher Gebrauchsware und Terra Sigilata gefunden. (Die Ortenau 71/1991 Seite 51.)

Für die Photos bedanken wir uns bei dem städtischen Museum im Ritterhaus Offenburg.



Karte I

Kehl und Umgebung zur Zeit der Römer

Die frühe Entwicklung im Raum Hornberg

Wolfgang Neuß

1. Vorzeit

Vor 50 000 Jahren war unsere Landschaft noch eine Eiswüste und erst um 10 000 v. Chr. vom Eis frei. Eiche, Ulme und Linde waren der erste spärliche Bewuchs unserer Schwarzwaldhöhen. Tanne, Fichte und Birke kamen später hinzu¹. Es ist anzunehmen, daß auch um diese Zeit Jäger und Sammler die ersten Menschen waren, die den Schwarzwald aufgesucht haben, zumal sein Bewuchs anfänglich wohl mehr Gebüsch als Wald gewesen ist.

Aus der jüngsten Steinzeit vor 1800 vor Chr., für die Steinwerkzeuge typisch waren, stammt ein Steinbeil, gefunden am Einfluß des Nußbachs in die Gutach bei Triberg, eine zerbrochene Steinhacke (Rodehacke) und ein Teil einer Pflugschar, gefunden auf der Geutsche bei Triberg. Außerdem fand J. Aberle 1925 bei der Firma Tränkle an der Gutachtalstraße einen Steinhammer und eine Steinhacke². R. Lais vermerkt zu dem auf der Geutsche gefundenen Teilstück der Steinhacke, daß es sich um das Bruchstück einer Rodehacke aus Neolithischer Zeit handle. Das Material ist ein fast schwarzer Amphibolit³.

„Der neolithische Mensch hat im Schwarzwald der Jagd gehuldigt und, nach der gefundenen Rodehacke zu schließen, auch dort gesiedelt und gerodet.“

Diese Zeit bedeutet gleichzeitig eine Abkehr vom unsteten Jäger und Sammlerdasein zu Ackerbau und Viehhaltung. Der Mensch wurde dadurch sesshaft. Inwieweit die gewaltigen Felsgruppen auf dem Karlstein mit dieser frühen Zeit in Verbindung gebracht werden können, bedarf noch des Beweises. Spuren in und an den Felsen deuten darauf hin. Sicher ist, daß in der Hallstattzeit (800–400 vor Christus) in unserer Nähe Menschen siedelten, denn zu dem bekannten frühkeltischen Fürstengrab, dem Magdalenenberg bei Villingen, gehört die hallstattzeitliche Siedlung auf dem Kapf bei Unterkirnach⁴. Neuerliche Keramikfunde unweit des Magdalenenberges, auf dem „Laible“, lassen auch eine latènezeitliche (400–60 vor Christus) Siedlung erkennen⁵. Die Lage dieser Ansiedlung in unmittelbarer Nähe einer Quelle, diese oftmals mit einschließend, ist besonders bei latènezeitlichen Siedlungen häufig zu beobachten⁶.

Auch im Oberrheingebiet ist in der Latenezeit eine solche Siedlungsstruktur nachgewiesen; deren wirtschaftlicher Kontakt mit Siedlungen auf der Baar und im schwäbischen Raum scheint belegt zu sein⁷. Der Schwarzwald stellte dabei offensichtlich keine unüberwindliche Barriere dar.

Im 1. Jh. nach Christus traten die Römer am Oberrhein auf und machten Argenteratum (Straßburg) zu einem ihrer bedeutendsten Stützpunkte auf der linken Rheinseite.

Straßburg wurde Kreuzungspunkt wichtiger Straßen, wobei die Querverbindung vom Rhein zur Donau für die Ortenau von besonderer Bedeutung war. Über 250 Jahre führten die Römer in Straßburg das Hausregiment. Daß die Römer in dieser Zeit auch den Raum der Wasserscheide Rhein – Donau auf der Sommerau besucht haben, belegt das im Jahre 1932 von Prof. B. Heinemann im Rauchgewölbe des Hirzbauernhofes gefundene „Brigach-relief“. Focke sieht im linken Kopf des Reliefs, dem mit dem Hirsch, den keltischen Hirschgott Cerumus, den die Römer Silvanus nannten, im rechten Kopf, dem er die Traube zuordnet, eine Vertreterin der Astarte – Aphrodite – Venus, also der Fruchtbarkeitsgöttin. Die Mittelfigur deutet er als Diana Abnoba, die Göttin des Schwarzwaldes. Er vermutet, daß der Stein als Weihgabe einem Abnobaheiligtum aus dem Siedlungsgebiet der Römer am Ostrand des Schwarzwaldes entstammt⁸. Es wird übereinstimmend angenommen, daß es während der Zeit der römischen Okkupation (Einnahme) entstanden ist⁹.

Auch in unserer Nähe haben die Römer ihre Spuren hinterlassen. So wurde bei einem Hochwasser in Mühlenbach bei Haslach 1778 ein Altarstein freigespült. Er ist heute im Museum für Urgeschichte in Freiburg als ständiges Exponat zu sehen. Die Übersetzung seiner Inschrift lautet: „Zu Ehren des göttlichen Kaiserhauses hat der Diana Abnoba Cassianus, froh und freudig sein Gelübde eingelöst, ebenso Altianus, sein Bruder, unter dem Konsulat des Fako und Clarus.“ Der Stein wurde im Jahre 193 n. Chr. versetzt¹⁰.

1913 wurde im alten Spielplatz in Haslach das Grabrelief eines römischen Ehepaares ausgegraben¹¹ und 1985 ein römischer Silberdinar des Kaisers Nerva, der 96–98 n. Chr. regierte, gefunden. Auch zahlreiche Scherbenfunde erinnern an die römische Vergangenheit im Kinzigtal¹².

Auf der Baar hat Paul Revellio, Villingen, festgestellt, daß sich im Gewann Baudel in Überauchen (Brigachtal) eine römische Siedlung befand. Scherbenfunde belegen das 2. und 3. Jh.¹³. Auch der in neuerer Zeit ergrabene römische Gutshof und ein römisches Privatbad in Fischbach-Flözlingen (Niedereschach) machen deutlich, daß der Schwarzwald auch von den Römern

heimgesucht wurde. Eine Erkenntnis, die bisher von Forschern nur sehr selten als möglich gehalten wurde. Alte Flur-, Gewässer- und Bergnamen deuten ebenfalls auf diese Zeit¹⁴.

2. Verkehr

Zur Sicherung ihrer Macht bauten die Römer im ganzen Land ein Straßennetz mit Stützpunkten auf. Bereits im Jahre 73/74 n. Chr. ließ Kaiser Vespasian durch seinen Legaten Gnaeus, Pinarius, Cornelius Clemens die Römerstraße durch das Kinzigtal anlegen¹⁵. Die befestigte Straße führte über Offenburg–Gengenbach–Haslach–Wolfach–Schiltach hinauf auf den Brandsteig bis nach Waldmössingen¹⁶, wo ein römisches Kastell stand. Heute ist bekannt, daß die Römer beim Straßenbau bereits vorhandene Wege oft nur mit einem Oberbau versahen und sich auch an Plätzen niederließen, die zuvor schon von Kelten aufgesucht waren, Rottweil ist ein Beispiel dafür¹⁷.

Bei Schiltach ist heute noch römisches Steinpflaster zu sehen. Auf dem Brandsteig befand sich eine römische Militär- u. Postumspannstation mit mehreren Gebäuden¹⁸. Dort wurde auch eine römische Säulenbasis gefunden, die möglicherweise von einer Jupitersäule stammt¹⁹. Neben dieser durch das Kinzigtal führenden und bezeugten römischen Heerstraße verweisen nicht nur der Volksmund auch auf eine Römerstraße durch das Gutach-, Schwanenbachtal über Hornberg, sondern auch fachkundige Geschichtsschreiber.

Prof. Müller, ein Kenner des römischen Straßennetzes, stellt auf Grund seiner Untersuchungen (1887–1890) fest, daß es durch den Schwarzwald vier Römerstraßen gegeben hat, von denen er diejenige, die den Übergang vom Kinzigtal ins Gutachtal bildet, als die wichtigste bezeichnet²⁰. Er sagt: „Die Fortsetzung der Römerstraße durch das Kinzigtal verläuft über Hornberg den Bühl hinauf und durch das Schwanenbachtal auf die Benzebene. Mit Ausnahme dieser Strecke verlief sie der heutigen Bahnlinie entlang“²¹. [Durch das damals noch wilde Gutachtal bestand noch keine Verbindung über Triberg nach Villingen.] Das von Prof. Müller erwähnte Teilstück wurde von J. Naudascher in einer Kartenskizze ebenfalls angedeutet²². Auch J. B. Kolb beschreibt diese Straße: „Durch die ganze Länge des Tales zieht die schöne Heerstraße, die von Offenburg herführt, jenseits Hornberg 1 1/2 Stunden lang das hohe Gebirge hinan – steigt und dann auf seinem Rücken über Villingen und Donaueschingen nach Schaffhausen und dem Bodensee hinführt“²³.

Zur Geschichte des Oberrheins stellt Mone fest, „daß in Donaueschingen zwei Römerstraßen aus nördlicher Richtung ankamen. Eine aus Rottenburg-Rottweil und eine zweite aus Straßburg durch das Kinzigtal über Villingen“²⁴. F. Frommer berichtet: „Führte doch außer dem Weg nach Schwaben hier auch der Weg in das frühbesiedelte Bodenseegebiet durch das Gutachtal über Donaueschingen (889) nach Konstanz (615), und der Verkehr muß besonders mit den alten Bischofssitzen am Rhein schon früh recht rege gewesen sein. Aber auch für den Durchgangsverkehr hatte dieser Weg Bedeutung. Der Bischof von Straßburg erbittet auf seiner Romreise (887) vom Bischof in Konstanz Herberge und Verpflegung“²⁵. Oberhalb der Hornberger Steige auf der Benzebene (dem Hornberger Paß) liegt an dieser vorgeannten alten Straße des Windkapf. Dort stößt, aus dem Breisgau kommend, die „Hohe Straße“ auf die Hornberger Paßstraße, die die Hauptpaßstraße durch das Kinzig-Gutachtal zum Bodensee ist.

Vom Hohlengraben – Furtwangen – Heidenstein, wie Dieter Klepper, St. Georgen, festgestellt hat, kommt als weitere wichtige Straße die „Hochstraße“ auf das Windkapf²⁶. Ihre Einbindungen an die Hornberger Steige und die Benzebene zur Sommerbergsteige (Langenschiltach) scheinen sich heute noch in Spuren nachweisen zu lassen²⁷. Alte Straßen und Wege sind immer schwieriger zu belegen. Nicht nur der Zahn der Zeit hat sie unkenntlich gemacht, sondern sie wurden auch bei der Neuanlage von Straßen und Waldwegen zerstört, ohne daß ihre Spuren gesichert werden konnten.

Auch nach Schramberg und Tennenbronn bestand eine Abzweigung auf der Benzebene, vermutlich auch durch das Schwarzenbachtal, wo altes Mauerwerk und Pflaster heute noch sichtbar sind. W. Jensen sieht den „Straßenknotenpunkt am Windkapf“ in Bezug auf die „Hoch Straße“ als Teil eines vielverzweigten alten Straßennetzes²⁸. Hertlein kommt zu dem Schluß, daß alle Wege mit den Bezeichnungen „Hoch-“, „Heer-“, „Hohestraße“ oder „Steinweg“ auf eine von den Römern gebaute Straße zurückgehen²⁹. Paul Revellio glaubt, daß die „württembergische Geleitstraße“ (durch das Schwanenbachtal) sicher alt gewesen sei, und sagt: „Das war die einzige durchgehende Verbindung von Villingen nach der Ortenau“³⁰.

Dieter Klepper hat den Verkehrsknotenpunkt auf dem Windkapf, seine Straßenverbindungen und die alten Straßen in seinem Buch „St. Georgen den Pässen nahe gelegen“, sehr ausführlich beschrieben. Dabei stellt er fest, daß an diesem Verkehrsknotenpunkt alle wichtigen Schwarzwaldpässe des Mittelalters von Nord nach Süd und Ost nach West miteinander verbunden waren. Er schreibt: „die Baar mit dem Breisgau über den Turnerpaß; Freiburg-Villingen über den Kilpenpaß; die Ortenau-Baarverbindung über den Hornberger Paß, Brogenpaß und Kesselbergpaß; die Rhein-Neckarverbin-

dung über den Fohrenbühlpaß; Straßburg-Schiltach-Rottweil über den Zollhauspaß und Straßburg-Oppenu-Dornstetten über den Kniebispäß³¹. Das Windkapf war deshalb einer der bedeutendsten Verkehrsknotenpunkte des Mittelalters im Schwarzwald. Diese Vermutung scheint durch neuerliche Funde bestätigt, denn es konnte durch Mitarbeiter des Historischen Vereins für Mittelbaden (Archäologischer Arbeitskreis – Sektion Hornberg) ein Viehweg und Mauerwerk keltischer Tradition freigelegt werden. Seine zeitliche Einordnung bedarf weiterer archäologischer Untersuchungen. Es besteht aber kaum ein Zweifel, daß sie einer frühen Zeit angehören.

Die strategische Lage des Hornberger Passes auf dem Windkapf läßt vermuten, daß die Franken bei der Landnahme in Alemannien diesen als ein wichtiges Instrument zur Beherrschung ihres neu errungenen Landes benutzt haben.

Er war aber nicht nur für kriegerische Auseinandersetzungen oder für den Handel mit Waren bedeutungsvoll, denn es ist bekannt, daß die Klöster schon früh in einem regen Botenverkehr im Austausch von Schriften und Totenlisten Kontakte über weite Entfernungen pflegten^{31a}. Im 12. Jh. waren es dann wohl die Boteneinrichtungen der Städte zur gegenseitigen Verbindung, die den Paß benutzten. Später trafen sich einmal in der Woche die Botengänger von Offenburg und Schaffhausen in Hornberg, um die Weiterbeförderung der Post zu übernehmen^{31b}.

3. Besiedlung und Christianisierung

Aus dem heutigen Verbreitungsbild der Ortsnamen läßt sich die Erschließung einer Landschaft nicht unmittelbar ablesen. Insbesondere ist zu beachten, daß in vielen Gegenden die heutigen Ortschaften nicht einmal die Hälfte des ursprünglichen Bestandes ausmachen, und daß durch sprachliche Ausgleicherscheinungen das Ortsnamenbild mitunter vernichtet wurde³². Die aus Ortsnamen gezogenen Schlüsse müssen durch Argumente neuerer Geschichtsforschung ergänzt werden. Zur Entwicklung der Besiedlung, müssen deshalb die kirchliche und herrschaftliche Erschließung sowie die Verkehrsbedeutung einer Landschaft Berücksichtigung finden³³. Einen Hinweis geben uns auch die „Patrozinienforschung“ und die uns heute bekannten fränkischen „Burgbezirke“.

Spuren der Besiedlung des Schwarzwaldes (Baar) gehen auf die frühe Zeit der Alamannen (4. bis 5. Jh.) zurück. Sie vollzog sich über einen längeren Zeitraum³⁴. Den ersten Hinweis auf eine frühe Besiedlung in unserer Nähe gibt uns Vilo, der Gründer des Dorfes Villingen, als er sich mit seiner Sippe

in Villigun (bei den Villingern) niederließ. Funde aus den Gräbern belegen die frühalamannische Zeit des 4. Jh., in der es noch kein Christentum auf der Baar gab³⁵.

Die Eindämmung der Alamannen durch das Merowingerreich (5. Jh.) brachte große Gebietsverluste mit sich, was mit einer intensiveren Erschließung verbunden war³⁶. Dabei führten die Merowinger eine Grafchaftsverfassung ein, die aber frühzeitig verfiel, indem sie den Adel „allozialisierte“, d. h. indem sie die an den Grafen delegierten Rechte des Königs den eigenständigen Herrschaftsrechten einordnete. In karolingischer Zeit wurde die Grafchaftsverfassung erneut als etwas Neues und Fremdes in die dem Reiche einverleibten rechtsrheinischen Gebiete übertragen³⁷.

Vornehme Franken kamen ins Land und gewannen eine Herrenstellung, aber auch einheimische Große wurden als Grafen *bezeichnet*, ohne daß sich an ihrer Stellung etwas änderte. Ein das ganze Gebiet gleichmäßig überziehendes, der heutigen Einteilung in Kreise vergleichbares Netz von Grafchaften entstand anscheinend nicht³⁸. Mit Personennamen gebildete Grafchaften gab es nur in den Baaren³⁹. Die Landstrichnamen, die Bezeichnung der Grafchaften, haben jedoch zu einer zeitlichen Einordnung nicht viel beitragen können, da sie nur eine geographische Bezeichnung mit schwankenden Grenzen waren⁴⁰. Eine Abgrenzung der Grafchaften ist auch besonders dort schwierig, wo germanische, römische und alamannische Kultur miteinander verzahnt waren.

Eine Fülle von Orten, die mit „-heim“ enden, lassen vermuten, daß die Baar bereits im 5. Jh. besiedelt war. Diese Heimorte waren aber nicht nur von Franken bewohnt, denn auch dort saßen Alamannen, deren Grundherr meist ein Franke gewesen ist. Auch wurden wohl fränkische Königsleute, Königsfreie mit militärischen Aufgaben, zwischen die Alamannen gesetzt⁴¹. Dazu schreibt Walter Schlesinger: „Wenn in einem Gebiet alte mit -ingen endenden Orte fehlen, dann könnte dies auch bedeuten, daß eine ältere germanische Bevölkerung aus ihren Sitzen verdrängt wurde⁴².“

Aus der Sprachforschung ist bekannt, daß „Sieh-dich für“ ein Platz zum Sehen und Schauen ist, „Windeck“ ein alamannischer Beobachtungsposten (bei uns oberhalb des Schwanenbachtals), während das Wort schwanen aus dem Fränkischen kommt und „schwenden“ = verschwinden = roden bedeutet. Diese Bezeichnungen deuten auf eine Bewegung um das Jahr 500 in Alamannien hin⁴³. Meines Erachtens belegen auch die Flurnamen Martins-ecke, Immelsbach, Heidenbühl mit Heidenwald in dessen Nähe, Heidebühl in Niederwasser, der Kapfacker und der Heidbühl in Gutach ebenfalls eine frühe Besiedlung.

Zur Sicherung und Beherrschung des Landes bedurfte es auch der Neuanlage von Burgen an strategisch wichtigen Plätzen und Straßen. Grimm trifft dazu die Feststellung und wies nach, daß die Burgen Karls des Großen im letzten Drittel des 9. Jahrhunderts auch zum Schutz von Straßen und zur Beherrschung enger Täler und Übergänge zur Ebene angelegt wurden⁴⁴.

Als Verfassungsgeschichtliche Neuerscheinung können Burgensysteme wahrscheinlich gemacht werden, in denen Burgen den Mittelpunkt eines planvoll organisierten Siedlungsgebietes markieren⁴⁵.

Walter Schlesinger ist mit Hilfe des Hersfelder „Zehntverzeichnisses“ einem karolingischen „Burgensystembezirk“ auf die Spur gekommen, zu dem etwa 18 Burgen gehören⁴⁶. Die Größe des von Schlesinger gefundenen Burgbezirks ist vergleichbar mit der Länge von Hausach-Villingen und der Breite von Hornberg-Rottweil. Schlesinger hat festgestellt, daß die Burgen des Thüringischen Burgbezirks alle im südlichen Teil des „Hochseegaues“ liegen, der zwar altbesiedeltes Gebiet ist, in dem aber umfangreiche Rodungen nicht stattgefunden haben, und daß der Rechtsgrund für die „Freiheit“ der Kolonisation auf diesem Gebiet nicht der Besitz eines Gutes auf Rodeland ist, sondern der Besitz eines Gutes auf Königsland⁴⁷. Theodor Mayer schreibt bezüglich der St. Galler Freien, daß „allenthalben“, wo in der Nordschweiz „Freie“ oder „Freie Güter“ im späteren Mittelalter nachweisbar sind, irgend eine Beziehung zum Reiche bestand⁴⁸. Auch der Besitz der Freiherren von Hornberg wurde später in Urkunden als „Lehen des Reiches“ bezeichnet.

Zum fränkischen Burgensystem hat Gerhard Streich festgestellt, daß sie in Grafschaften lagen und der gräflichen Gewalt unterstellt waren⁴⁹.

Burgbezirke sind im fränkischen Reich oft bezeugt. Für das alamannische Gebiet hat A. Helbok geglaubt, mit großer Sicherheit feststellen zu können, daß die Franken eine Burg-Bezirksverfassung mit eigenen Siedlungen schufen⁵⁰.

Prof. Dr. H. Dannenbauer schreibt dazu: „Hier wäre es, nachdem nun der Grund für eine neue Anschauung von der Geschichte Schwabens gelegt wurde, der archäologischen Forschung möglich, wenn sie diese Frage aufgreifen würde, durch Grabungen Anhaltspunkte für solche Burgbezirke zu finden“⁵¹.

Ob die Althornburg oder der Turm im Tiefenbachtal, den ich für eine Turmburg halte, einem Burgensystem angehört haben, bedarf weiterer archäologischer Untersuchungen. Spuren deuten darauf hin.

Mit der Besiedlung des Landes setzte auch die Bekehrung der Bevölkerung zum christlichen Glauben ein, weshalb das fränkische Königtum neben dem Ortsadel eine bedeutende Rolle bei der Einrichtung von Kirchen spielte⁵².

Die Zugehörigkeit einer Herzogfamilie zum christlichen Glauben ist zweifelsfrei und die genealogische Verknüpfung fränkischer, schwäbischer und bairischer Adelsgeschlechter sichtbar⁵³.

Einen besonderen Einfluß auf die Geschichte unseres Landes nahmen die im 7. Jh. mit fränkischer Unterstützung entstandenen Klostergründungen. (So auch Gengenbach, Ettenheimmünster, Schwarzach und Schuttern in der Ortenau.)

Aber schon zuvor hatten fränkische Königsgüter mit ihren christlichen Verwaltern und eigenen kleinen Kirchen auf rechtsrheinischem, alamannischem Gebiet dem Christentum den Boden bereitet. Solche Königsgüter gab es in Donaueschingen, Klengen, Heidenhofen, Pfohren und anderen Orten⁵⁴.

Die Wahl des Schutzpatrons traf der Kirchengründer, der König, der Adelige oder Klöster. Dabei sollte der Kirchenheilige die geistigen Ansprüche der Kirchengründer oder Besitzer durchsetzen. Jede Zeit hatte ihren „Mödeheiligen“, das heißt Heilige, deren Verehrung in einer Epoche besonders stark ausgeprägt waren. So bevorzugte das fränkische Königshaus die „Heiligen Martin, Dionysius und Remigius“⁵⁵. In Baden gibt es über 50 Martinskirchen, von denen die meisten in der ersten Zeit des Christentums entstanden sind⁵⁶.

Elmar Blessing schreibt, daß der „Heilige Martin“ als der Patron der durch staatliche-fränkische Mission und Kolonisation errichteten Kirchen angesehen werden kann und daß sich „Martinskirchen ausschließlich im Altsiedlerland befinden. Ein Martinspatrozinium deute deshalb auf einen fränkischen Stützpunkt hin⁵⁷. Gerhard Streich hat an Hand vieler Beispiele den Beweis erbracht, daß „Martinskirchen“ in vielen Fällen den Grundstock zu späteren größeren Kirchenanlagen und Klöstern bildeten⁵⁸. In unserer Nähe kennen wir die Martinskirchen in Hondingen (817), in Kirchdorf als Nachfolgekirche der Martinskirchen in Klengen und Löffingen, 819 bereits als geweihte Kirche bekannt⁵⁹. Außerdem befindet sich eine Martinskapelle bei der Elzquelle in Furtwangen. Bis dorthin reichte einmal das freiherrschaftliche Gebiet der Freiherren von Hornberg Ende des 11. Jh.

Auch auf der Benzebene, von der wir wissen, daß sie ein bedeutender Verkehrsknotenpunkt des frühen Mittelalters war, stand an der Abzweigung ins Schwarzenbachtal eine Martinskapelle.

Aus den Peterzeller Akten vom Jahre 1757 (GLA. Karlsruhe) geht hervor, daß diese 60 Werkschuh lang und 24 Werkschuh breit war, (1 Werkschuh = 30 cm), also ca. 18 m lang und 7.20 m breit. Diese beachtliche Größe unserer „Martinskapelle“ rechtfertigt den Schluß, daß sie eine Eigenkirche eines Burgherrn zur fränkischen Zeit gewesen ist und wohl auf Königsgut gestanden hat.

Auch bei vorausgehenden älteren Dynasten fehlten, wie wir wissen, Eigenkirchen in der Regel nicht, wenngleich sie nicht immer eindeutig den Charakter von Burgkirchen erkennen lassen⁶⁰.

Während die frühen Kapellen weitgehend Pfarrechte besaßen oder wenigstens beanspruchten, wurden die neuen Burgkapellen im Zuge des sich ausbreitenden Pfarrzwanges überwiegend als Filialkirchen angelegt, die von älteren Eigenkirchen des Burgherrn oder häufig von den adeligen Hausklöstern abhängig waren⁶¹.

Es gehört zu den häufig diskutierten Problemen der christlichen Frühzeit, ob die erste Pfarrorganisation die großräumige Pfarrei oder die sogenannte Kleinstpfarre war, in der nur die gelegentliche Abhaltung eines Gottesdienstes ohne Tauf- und Beerdigungsrecht stattgefunden hat.

Zweifellos hat es in der Baar schon früh einige Großraumpfarreien wie die Martinspfarre in Löffingen, die Remigiuspfarre von Bräunlingen mit Hüfingen, St. Martin in Hondingen und Fürstenberg und die Martinskirche in Kirchdorf gegeben⁶².

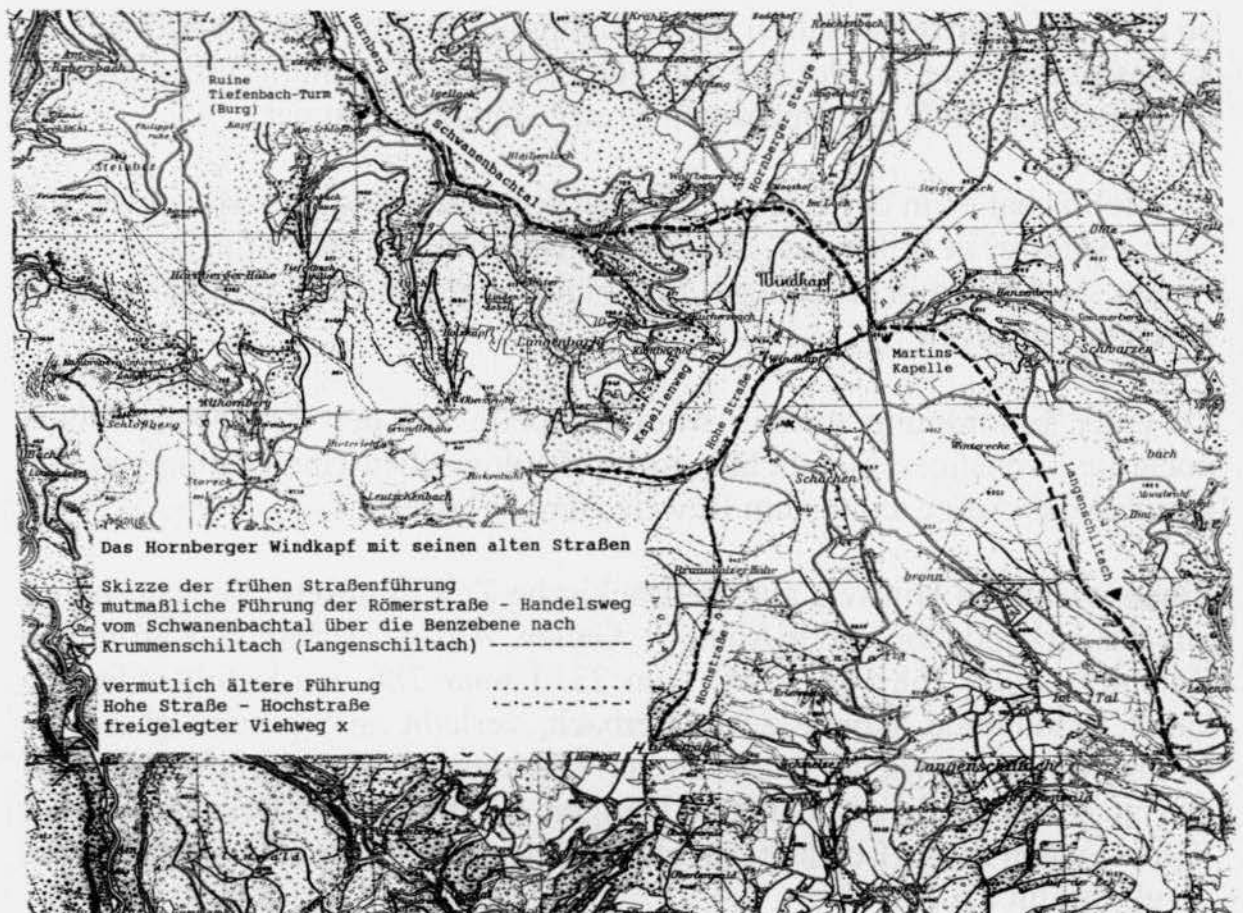
Zu einer Einordnung unserer Martinskapelle auf der Benzebene fehlen noch die kirchengeschichtlichen und archäologischen Untersuchungen. Sie könnten das Aufgezeigte zum Beweis werden lassen.

Einen wichtigen Hinweis auf die fränkische Zeit in unserer Gegend liefert uns das Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. Aus der Urkunde, Karolinger, Karl der Große 768 (771–814) vom 23. Januar 786 wurde folgendes bekannt: „Gundrada, Nonne zu Lauterbach, verleiht an Sigmund und seine Gattin Nandila sowie an den Prebyter Ebracher für die von ihnen der Kirche zu Lauterbach geschenkten Hörigen (Leibeigenen) Besitzungen der Kirche gegen Zins. (Leodrabach, ehm. Kloster Lauterbach, OA. Oberndorf, vergl. Strälin I.p. 371)“⁶³.

Zur allmählichen Entwicklung der Besiedlung, der kirchlichen und herrschaftlichen Erschließung unseres Landes gehört auch die Bedeutung der Straßen dieser Zeit. Es ist bekannt, daß es der fränkischen Hauspolitik vor

allem darauf ankam, die wichtigsten Fernstraßen zu kontrollieren, weshalb sich die Franken auch im Quellgebiet der Donau und im Kinzigtal aufhielten. Michael Schaab nimmt an, daß das Netz der wichtigsten Römerstraßen selbst im Innern des Raumes entweder seine Bedeutung behalten hat oder zumindest in der Merowingerzeit wieder reaktiviert wurde. Das wäre einigermaßen an den Positionen fränkischer Burgen abzulesen⁶⁴. Ganz eindeutig sei die Kontinuität nicht nur der Verkehrslinien, sondern auch der Verkehrseinrichtungen im Hochgebirge, wo die Natur die Pässe und weitgehend den Verlauf der Straßen bestimmte.

Die in meinen Ausführungen sichtbar gewordenen Kriterien des Mittelalters im Raum Hornberg rechtfertigen den Schluß, daß das Gebiet Hornberg, früher als bisher angenommen, eine Besiedlung hatte. Eine intensivere Erforschung unseres Gebietes könnte dies bestätigen. Ich wünsche, daß meine Ausführungen dazu beitragen.



Anmerkungen

1. Georg Kraft, „Oberrheinische Heimat“, 1941, E. Busse Freiburg i. Br., „Der Breisgau“.
2. Heimatbuch der Stadt Triberg, 1964.
3. s. Anm. 2.
4. Konrad Spindler, „Der Magdalenenberg bei Villingen“, Konrad Theiss Verlag.
5. G. Weber in „Archäologische Nachrichten aus Baden“, Heft 44, 1990.
6. s. Anm. 5.
7. s. Anm. 5.
8. „Das Dreigötterrelief von der Brigachquelle“, Bad. Fundbericht 20, S. 123 ff.
9. „Die Kelten in Baden-Württemberg“, 1981, S. 477.
10. s. Anm. 9.
11. Franz Schmider und Manfred Hildenbrand, „Ur- und Frühgeschichtliche Funde“, in: Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Wolfach, 1970, S. 36, Nr. 3.
12. Josef Naudascher, „Frühgeschichte der Oberen Ortenau“, in: „Die Ortenau“, 1976, Bd. 56, S. 114–140.
13. Paul Revellio, „Römisches Gehöft bei Überrauchen“, Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, 15, S. 29 ff.
14. Alfred Bauer, „Hie Frankenland – Hie Alemannenland“, in: „Die Ortenau“ 1969, Bd. 49, S. 341 ff.
15. s. Anm. 12; vgl. Putzger, „Historischer Weltatlas“, S. 30 f; Gutmann-Götz, S. 68.
16. s. Anm. 15.
17. „Badischer Fundbericht“, 2, 1931, „Neue Funde der Latènezeit aus Oberbaden“. Ernst Fabricius, „Die Besitznahme Badens durch die Römer“ 1905.
18. Friedrich Garscha, Römische Zeit, Schenkenzell, in: „Badische Fundberichte“, 17. Jahrg. (1941–1947), S. 333 u. Tafel 87; Philipp Filtzinger, „Fundbericht aus Schwaben“, Folge 19, 1971, S. 178 ff.
19. s. Anm. 12.
20. Alex Jaeckle, „Der Luftkurort Hornberg“, 1911; Bernd Ottrad u. Karl Siegfried Bader, „Der Schwarzwald Baarkreis“, Theiss Verlag Stuttgart, 1977.
21. s. Anm. 20.
22. s. Anm. 12.
23. J. B. Kolb, „Lexicon von dem Großherzogtum Baden“, 1814.
24. Mone, „Urgeschichte des Badischen Landes“, Bd. I., 1845.
25. Fritz Frommer, „Der nördliche Schwarzwald“, Karlsruhe i. B., 1927.
26. Dieter Klepper, „St. Georgen den Pässen nahe gelegen“, 1983.
27. s. Anm. 26.
28. Wilhelm Jensen, „Der Schwarzwald“, 1901, Nachdruck 1980.
29. F. Hertlein, „Die Römer in Württemberg“, I. 1928.
30. Paul Revellio, „Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen“, Schriftenreihe der Stadt Villingen, 1964.
31. s. Anm. 26.
- 31a. s. Anm. 52.
- 31b. s. Anm. 26.
32. Walter Schlesinger, „Die Entstehung der Landesherrschaft“, 1969.
33. Michael Schaab und Ferdinand Werner, „Historischer Atlas Baden Württemberg“, „Das merowingische Herzogtum Alemannien“, Beiwort V. 1.
34. Michael Walter, „Die Ortenau“, 1960, Heft 40, S. 90.
35. Paul Revellio, „Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen“, S. 61.
36. A. Bauer, „Die Ortenau“, 1969.

37. s. Anm. 32.
38. s. Anm. 32.
39. Meinrad Schaab, „Histor. Atlas Baden Württemberg“, „Das merowingische Herzogtum“, Beiwort V, 1.
40. Gerhard Baaken, „Königtum, Burgen und Königsfreie“, 1981, S. 13–26.
41. s. Anm. 34.
42. s. Anm. 32.
43. s. Anm. 36.
44. Grimm, Mannus, 32, 1940, S. 288.
45. s. Anm. 40.
46. s. Anm. 32.
47. s. Anm. 32.
48. Theo Mayer, „Die Entstehung des modernen Staates im Mittelalter und die freien Bauern“, Zeitschrift der Savigny-Stiftung, Germ. Abteilung. Bd. 57, 1937, S. 252.
49. Gerhard Streich, „Vorträge und Forschungen“, Teil I. Sonderband 29.
50. A. Helbok, „Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs“, 1935, S. 376.
51. Prof. Dr. H. Dannenbauer, „Grundlagen der mittelalterlichen Welt“ 1958, S. 284–308.
52. Elmar Blessing, „Hist. Atlas Baden-Württemberg“, „Patrozinien des Mittelalters“, Beilage VIII, 1a.
53. Gerhard Streich, „Burg und Kirche im deutschen Mittelalter“, Teil I., 1984. s. a. Anm. 9.
54. Georg Tumbült, „Die Eigenkirchen der ehemals Fürstenbergischen Baar“, 1941.
55. s. Anm. 52.
56. Dr. Berthold Sütterlin, „Geschichte Badens“, Bd. I. S. 97–98.
57. s. Anm. 52.
58. s. Anm. 53.
59. s. Anm. 14.
60. s. Anm. 53.
61. s. Anm. 54.
62. Wolfgang Müller, „Villingen und die Westbaar“, 1972, S. 100–102.
63. Urkundenbuch St. Gallen I. 88, – Abdruck: cod. Trad. 59 u. 101.
64. s. Anm. 33.

Die Entstehung der bischöflich-straßburgischen Landesherrschaft in der mittleren Ortenau

Hans-Martin Pillin

Am 2. Dezember 1316 wurde jene Urkunde ausgestellt, die den geschichtlichen Werdegang des Sasbach-, Acher- und Renchtales und unmittelbar an diese Täler angrenzender Teile der Rheinebene für fast 500 Jahre entscheidend beeinflusste. Mit dieser Urkunde übertrug Friedrich der Schöne von Habsburg, der Gegenkönig zu Ludwig dem Bayern, in Schaffhausen dem Straßburger Bischof Johann I. von Dirbheim die uneingeschränkte Herrschaftsgewalt über ein verhältnismäßig genau abgegrenztes Gebiet der mittleren Ortenau, in dem das Bistum Straßburg unter anderem durch die große Schenkung des fränkischen Adligen Siegfried vom Jahre 1070 bereits beträchtliche Besitzrechte erworben hatte.

Die in lateinischer Sprache verfaßte Königsurkunde vom 2. Dezember 1316, eine Pergamenturkunde, die ohne Siegel erhalten geblieben ist, hat – ins Deutsche übersetzt – folgenden Wortlaut¹:

„Friedrich, der immer erhabene König der Römer von Gottes Gnaden. Dem ehrwürdigen Straßburger Bischof Johannes, seinem geschätzten Fürsten, seine Gunst und alles Gute. Im vollen Vertrauen auf die Beständigkeit deiner Gerechtigkeit und auf die Sorgfalt deiner Fürsorge vertrauen wir dir für die Zeit deines Lebens unwiderruflich die Leute an, welche auch immer im Dorf Reinicheim (= Renchen) und im Banngebiet desselben und am Ufer des Sahsbaches, nämlich von der Mühle, die „die überslage“ genannt wird, über den Bergabhang hinweg bis Malgers (= Malghurst), und im Tal Noppenowe (= Oppenau) ihre Wohnsitze haben und die anderswo wohnen und unter der Gerichtsbarkeit des oben genannten Tales stehen und zu uns und zum Reich gehören, und überlassen sie dir unwiderruflich für die Zeit deines Lebens und ordnen an, daß dieselben Leute sich an dich und an deinen Vogt in der Ullemburg, der in deinem Namen für bestimmte Zeit dort sein sollte, wenden, und zwar mit allen Steuern, Dienstleistungen und allen uns und dem Reich gleichermaßen von ihnen geschuldeten Gehorsamspflichten, und daß sie dir und deinem Vogt über alles Bescheid geben und in allem gehorchen anstelle von uns. Diese Leute, die dir, wie gesagt, anvertraut worden sind, entbinden wir von der (Amtsgewalt) unseres Vogtes, der für bestimmte Zeit im Gau Mortenowe (= Ortenau) eingesetzt sein sollte, und von der Gerichtsbarkeit und Amtsgewalt aller Richter und Ministerialen, die von demselben Vogt eingesetzt sind, während der Dauer der besagten Übertragung dieser Art, und wir wollen, daß über diese Leute durch deinen



*Friedrich der Schöne von Habsburg, deutscher König von 1314 bis 1330
(Porträtsammlung Erzherzog Ferdinands II.,
Tafel H, n. 30, Kunsthistorisches Museum Wien)*




*Bischof Johann I. von Straßburg (1306 – 1328)
(Wachssiegel an einer Urkunde; Archives de la ville de Strasbourg)*

von dir ernannten Vogt nur am Dinghof deiner Kirche, der in Sahsbach ist, in allem gemäß den Gewohnheiten und Statuten desselben Dinghofes gerichtlich entschieden wird. Wir geben diesen unseren Brief, mit dem Siegel unserer Majestät versehen und bezeugt. Scaffuse (= Schaffhausen), den 2. Dezember 1316, im dritten Jahr unserer Herrschaft.“

Dem Text dieser Urkunde ist unmißverständlich zu entnehmen, daß Friedrich der Schöne, deutscher König von 1314 bis 1330, dem „geschätzten“ Bischof Johann I., der den Straßburger Bischofsstuhl von 1306 bis 1328 innehatte, auf Lebenszeit unwiderruflich alle Leute überantwortete, die im Gebiet von Sasbach über Renchen – unter Ausschluß des Gerichtsbezirkes Achern – bis ins Oppenauer Tal bisher noch der Reichsgewalt direkt unterstanden. Sie sollten fortan „mit allen Steuern, Dienstleistungen und allen Gehorsamspflichten“ Untertanen des Straßburger Bischofs Johann I. von Dirbheim sein. Anstelle des Reichslandvogtes der Ortenau, dem im Auftrag des deutschen Königs bis zum 2. Dezember 1316 die Hoheitsgewalt über die genannten Leute der drei Schwarzwaldtäler und angrenzender Teile der Rheinebene zugestanden war, sollte nunmehr der bischöflich-straßburgische Vogt auf der Ullenburg im Namen Bischof Johanns I. die Herrschaft über die Reichsleute in dem abgegrenzten Gebiet der Ortenau ausüben. Als Gerichtsort bestimmte der deutsche König den bischöflich-straßburgischen Dinghof in Sasbach, wo der Ullenburgische Vogt „gemäß den Gewohnheiten und Statuten desselben Dinghofes gerichtlich“ entscheiden sollte.

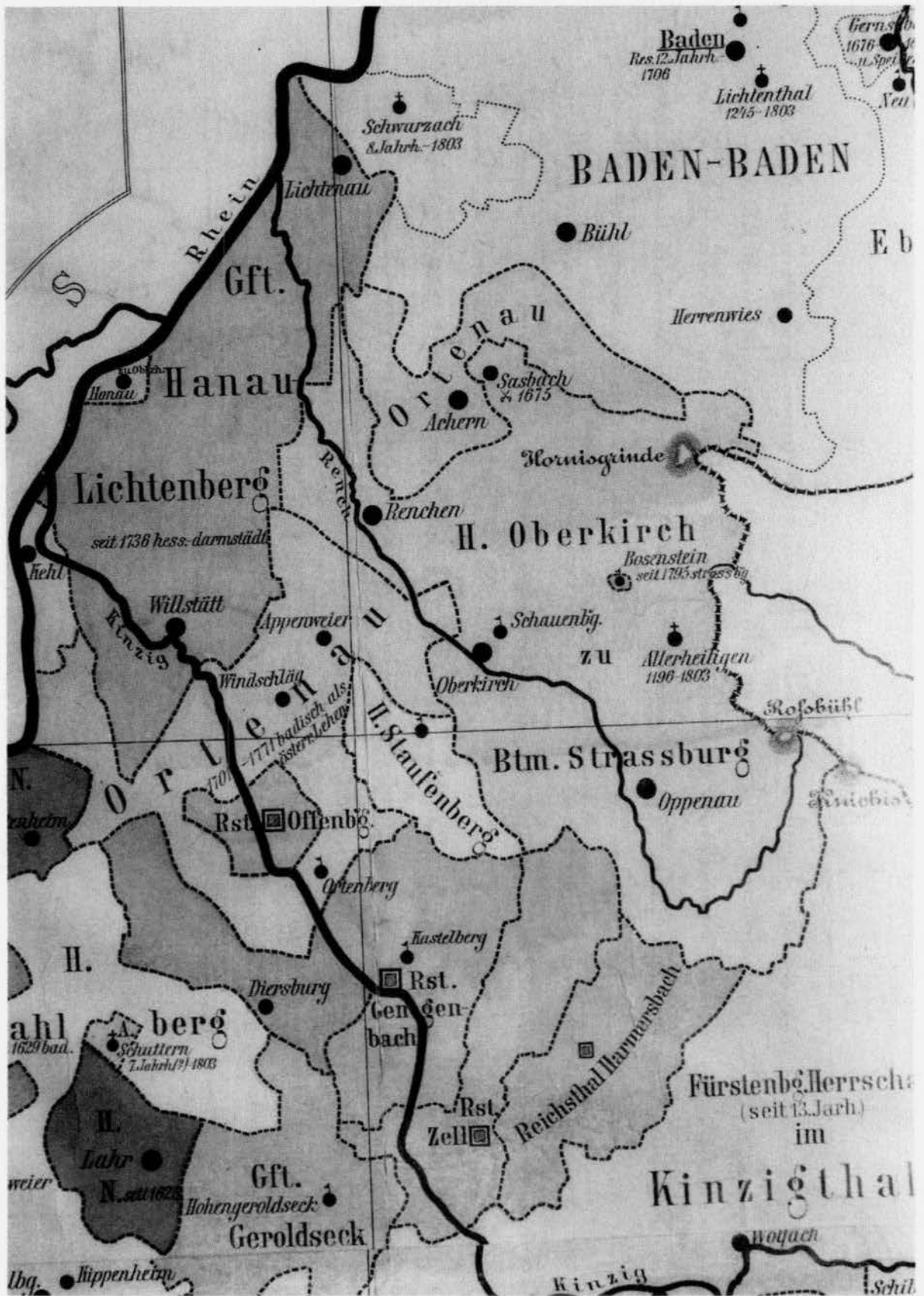
Der wesentliche Inhalt der Urkunde Friedrichs des Schönen vom 2. Dezember 1316 wurde lange Zeit nicht erkannt². Der deutsche König hat mit dieser Schenkung dem Bistum Straßburg weder zur Vergrößerung seines Grundbesitzes in der Ortenau verholfen, noch eine Erweiterung des bischöflich-straßburgischen Territoriums beabsichtigt – ein solches wurde ja erst aufgrund der Urkunde vom 2. Dezember 1316 geschaffen –, noch erschöpft sich der Inhalt der besagten Urkunde allein in der Feststellung, König Friedrich der Schöne habe dem Bischof von Straßburg lediglich die Reichsleute eines bestimmten Gebietes der Ortenau übertragen.

Die Urkunde vom 2. Dezember 1316 besagt zunächst einmal nicht mehr, als daß König Friedrich den Straßburger Bischof Johann I. mit dem Besitz und der Ausübung sämtlicher Hoheitsrechte über die dem deutschen König und damit dem deutschen Reich verbliebenen Untertanen innerhalb des abgegrenzten Gebietes zwischen Sasbach, Renchen und Oppenau betraute. Durch den Rückzug der Reichsgewalt aus einem räumlich geschlossenen Gebiet der Ortenau und die Ersetzung der wenn auch de facto beschränkten Hoheitsbefugnis des Reiches in diesem Gebiet durch die bischöflich-straßburgische war infolgedessen der Straßburger Bischof Johann I. der *alleini-*


 Fredericus dei gratia Romanorum Rex semper Augustus. Venabili Johanni Argentineri Episcopi Principi suo dilecto
 gratiam suam litterarum et sigilli communis. De tue equitatis constantia et sollicitudinis diligentia habentes fiduciam ple-
 nariam homines quoscumque in villa Reimichem et eiusdem districtu et sup Ripam Sabstuch de Axlen-
 dino quod dicitur die Oberstage per descensum usque Walgers ac in valle Goppenone domalia sua habentes
 et habitantes seu etiam alibi et de iurisdictione nullis preter existentes nobisque et Imperio accitentes Tibi ad
 tempus vite tue irrevocabilitur committimus et mandamus ut ipse homines tibi et tuo Advocato in Collem-
 burg qui per tempore fuit tuo nomine cum omnibus bonis servitiis et obsequiis nobis et Imperio qualitercumque
 ab ipsis debitis accendant et Tibi et Advocato tuo de omnibus respondeant ac per omnia obediant vite tue.
 Quos etiam homines tibi ut predictum est commissos ab Advocato nostro qui per tempore in pago Ardenone
 fuit constitutus et quozulibet eiusdem Advocati substitutorum iudicium et amitionalium iurisdictione et po-
 testate durante commissione huiusmodi examinamus et eos per Advocatum tuum predictum tantum in Curia
 Ecclesie tue que est in Sabstuch volumus in omnibus iudicari iuxta eiusdem Curie consuetudines et statu-
 ta. Dantes has litteras sigillo auctoritatis nostre signatas in testimonium sup eo. Dat. Saffuse-
 uij. Nonas Decembris. Anno domini millesimo Trecentesimo sexagesimo. Regni vero nostri Anno Tercio.

Urkunde König Friedrichs des Schönen von Habsburg vom 2. Dezember 1316

(Archives Départementales du Bas-Rhin, Strasbourg, G 117 (8))



Ausschnitt aus einer historischen Karte, auf dem u. a. das 1316 entstandene Herrschaftsgebiet des Bistums Straßburg in der mittleren Ortenau zu sehen ist. (Schulwandkarte zur Geschichte des Großherzogtums Baden. Bearbeitet von O. Kienitz. I: Die jetzt badischen Länder von 1771–1803, Leipzig o. J.; Maßstab 1 : 150 000) Foto: B. Gallinat

ge und *legitime* Vertreter der öffentlichen Gewalt im Sasbach-, Acher- und Renchtal und in angrenzenden Teilen der Rheinebene geworden. Kraft dieser von König Friedrich dem Schönen geschaffenen Rechtslage konnte der Straßburger Bischof deshalb zu jeder Zeit den berechtigten Anspruch auf die Unterordnung *aller* Bewohner des genannten Gebietes unter den rechtmäßigen Inhaber der öffentlichen Herrschaftsrechte erheben. Hierdurch also zeichnete sich der Straßburger Bischof gegenüber den übrigen Machträgern in der „Vogtei Ullenburg“ bzw. im „Amt Oberkirch“ aus, wie das aus der Reichslandvogtei Ortenau herausgelöste Gebiet der mittleren Ortenau in der Folgezeit genannt wurde.

Da die bischöflich-straßburgische Gebiets- bzw. Landesherrschaft über die „Vogtei Ullenburg“ sich nur auf die Lebenszeit Bischof Johanns I. bezog, mußte es im Interesse des neuen Landesherrn und in demjenigen seiner Nachfolger liegen, die zeitliche Begrenzung der besagten bischöflich-straßburgischen Landesherrschaft teilweise oder ganz aufzuheben. Diesem Ansinnen wurde im Jahre 1321 ein beachtlicher Teilerfolg beschieden:

Am 13. März dieses Jahres stellte nämlich König Friedrich der Schöne eine weitere, in Latein abgefaßte Urkunde aus, in der er Bischof Johann I. von Straßburg die Reichsleute in dem von der Reichsgewalt abgetrennten Gebiet der mittleren Ortenau für 300 Mark Silber verpfändete, und zwar mit folgendem Zusatz: „... und daß dasselbe Pfand durch ihn (= Bischof Johann I.) oder seine Nachfolger solange behalten werden soll, bis es durch uns oder unsere Nachfolger in der Herrschaft für die genannten 300 Mark Silber abgelöst sein wird“. Sein Entgegenkommen begründete der deutsche König mit den „nützlichen und angenehmen Diensten“, die Johann I. als „geschätzter Kanzler ... unverzagt und furchtlos“ geleistet habe. Friedrich der Schöne nimmt hier einmal Bezug auf die Tätigkeit Johanns von Dirbheim vor seiner Wahl zum Straßburger Bischof in der königlichen Kanzlei seines Vaters, des Königs Albrecht, dem Johann von Dirbheim treu gedient hat, zum andern möchte König Friedrich die Treue und Unterstützung belohnen, die Bischof Johann I. von Straßburg ihm bei der Königswahl des Jahres 1314 und seither in der Auseinandersetzung mit dem Gegenkönig Ludwig dem Bayern tatkräftig zuteil werden ließ³.

Die Königsurkunde vom 13. März 1321, die leider nur in einer beglaubigten Abschrift vom 24. Februar 1343 überliefert ist⁴, enthält im Vergleich mit der erwähnten Urkunde vom 2. Dezember 1316 überdies noch einige Präzisierungen und zusätzliche Angaben. Die Präzisierung bezieht sich auf Sasbach, wozu angeführt wird, daß die dem Straßburger Bischof verpfändeten Reichsleute Sasbachs am Ufer des Sasbaches von der Mühle, welche „die überslage“ genannt werde, bis nach Malghurst wohnen würden, wobei

die Sasbacher Gerichtsbarkeit sich auf das Gebiet zwischen Horbach und Smalembach erstreckte. Die zusätzliche Angabe gilt dem Dorf Ulm, von dem es heißt, auch die Reichsleute im Gerichtsbezirk des Dorfes Ulm unterstünden der Gebiets Herrschaft des Straßburger Bischofs, denn der Gerichtsbezirk des Dorfes Ulm gehöre mit vollem Recht zur Straßburger Kirche.

Die genannten Klarstellungen und Ergänzungen wurden wohl deshalb notwendig, weil inzwischen offensichtlich Streitigkeiten um die Reichsleute in Sasbach und Ulm ausgebrochen waren. Als Beleg hierfür kann eine vom 18. Mai 1343 datierte Urkunde herangezogen werden⁵, in der die Streitigkeiten zwischen der Stadt Offenburg und dem Bistum Straßburg dahingehend beigelegt wurden, daß die Leute von Ulm, „die vom ríche rúrent“ und das Bürgerrecht von Offenburg erhalten hatten, dem Straßburger Bischof „dienen súllent, die wíle sú hinder imme (= ihm) sint geseßen, und sol sú do vor ir burgreht (= Bürgerrecht in Offenburg) nüt schirmen“.

Spätestens bei den in besagter Urkunde vom 13. März 1321 vorgenommenen Präzisierungen und Ergänzungen vermißt man Hinweise auf andere größere Ortschaften des neuen Herrschaftsgebietes, wie z. B. auf Oberkirch, das im endenden 14. Jahrhundert zum Verwaltungsmittelpunkt und Namensgeber des bischöflich-straßburgischen Herrschaftsgebietes in der mittleren Ortenau werden sollte. Daß dies nicht geschehen ist, hängt ursächlich damit zusammen, daß in diesen Ortschaften keine Reichsleute mehr ansässig waren. Beispielsweise war Oberkirch bis 1303 im Besitz der Grafen von Fürstenberg und in diesem Jahr durch Kauf an das Bistum Straßburg übergegangen⁶.

Aufgrund der Verpfändung der genannten Reichsleute an den Straßburger Bischof bestand für die Reichsgewalt immer noch die Möglichkeit, durch Einlösung der Pfandschaft die bischöflich-straßburgische Landesherrschaft in der mittleren Ortenau wieder aufzuheben. Der Nachfolger Bischof Johanns I., Berthold II. von Buheck (1328 – 1353), versuchte dies verständlicherweise zu verhindern, indem er die Verwüstung der bischöflich-straßburgischen Stadt Benfeld im Elsaß durch den Verbündeten Ludwigs des Bayern, Graf Ulrich III. von Württemberg, zum Anlaß nahm, mit König Ludwig dem Bayern folgenden Vertrag auszuhandeln⁷:

Ludwig der Bayer gewährt dem Straßburger Bischof für die in Benfeld verursachten Schäden eine Abfindungssumme von 4000 Pfund Pfennigen; 3700 Pfund Pfennige soll Bischof Berthold II. aus dem Zoll von Oppenheim erhalten, der Restbetrag von 300 Pfund Pfennigen wird „auf die Leute, Gerichte und Rechte des Reiches im Oppenauer Tal und auf die dazu-

gehörigen benachbarten Gebiete mit all den damit verbundenen Verpflichtungen und Steuern dieser Leute“ übertragen, und zwar dergestalt, daß Bischof Berthold II. die verbleibenden 300 Pfund Pfennige nicht ausbezahlt, sondern vom deutschen König und Kaiser dafür die Reichsleute des in der Ortenau von der Reichsgewalt losgelösten Gebietes zum endgültigen Besitz überantwortet bekommt.

Damit war die bischöflich-straßburgische Landesherrschaft über das Sasbach-, Acher- und Renchtal und angrenzende Teile der Rheinebene auf Dauer gesichert. Kaiser Karl IV. festigte die bischöflich-straßburgische Hoheitsgewalt noch dadurch, daß er Bischof Berthold II. und seinen Nachfolgern am 4. Januar 1348 die uneingeschränkte Jurisdiktion über *alle* dem Bistum Straßburg untergebenen Leute zusprach⁸.

Anmerkungen:

- 1 Archives Départementales du Bas-Rhin, Strasbourg, G 117 (8); der lateinische Text dieser Urkunde ist ediert in: N. Rosenkränzer, Bischof Johann I. von Straßburg genannt von Dürbheim. Diss. Straßburg, Trier 1881, S. 95:
„Fridericus dei gratia Romanorum rex semper augustus. Venerabili Johanni Argentinensi episcopo, principi suo dilecto, gratiam suam et omne bonum. De tue equitatis constantia et sollicitudinis diligentia habentes fiduciam pleniorum, homines quoscunque in villa Reinicheim et eiusdem districtu et super ripam Sahsbach, de molendino quod dicitur ‚die überslage‘ per descensum usque Malgers ac in valle Noppenowe domicilia sua habentes et habitantes, seu etiam alibi, et de iurisdictione vallis predictae existentes, nobisque et imperio attinentes, tibi ad tempus vite tue irrevocabiliter committimus et mandamus, ut iidem homines tibi et tuo advocato in Ullemburg, qui pro tempore fuerit, tuo nomine, cum omnibus stüris, serviciis et obsequiis nobis et imperio qualitercunque ab ipsis debitis, intendant et tibi et advocato tuo de omnibus respondeant ac per omnia obediant vice nostra. Quos etiam homines tibi, ut predictum est, commissos ab ... advocati nostri qui pro tempore in pago Mortenowe fuerit constitutus, et quorumlibet eiusdem advocati substitutorum iudicium et ministerialium iurisdictione et potestate durante commissione huiusmodi eximimus et eos per advocatum tuum predictum tantum in curti ecclesie tue que est in Sahsbach, volumus in omnibus iudicari iuxta eiusdem curtis consuetudines et statuta. Dantes has nostras litteras sigillo maiestatis nostre signatas in testimonium super eo. Datum Scaffuse, IIII. nonas decembris, anno domini millesimo trecentesimo sexto-decimo, regni vero nostri anno tertio.“
- 2 L. P. Behrle, Ortenau 5, 1914, S. 47, vertritt die Auffassung, daß die Übertragung der Reichsleute an Bischof Johann I. zugleich eine Erweiterung des bischöflich-straßburgischen Territoriums zur Folge gehabt habe. F. J. Mone, ZGO 12, 1861, S. 332, versteht unter Reichsleuten königliche Leibeigene. J. Fritz, Das Territorium des Bistums Straßburg um die Mitte des 14. Jahrhunderts und seine Geschichte, Diss. Straßburg, Köthen 1885, S. 150, stellt bei der Erwähnung der Urkunde von 1316 lediglich fest, daß Friedrich der Schöne dem Straßburger Bischof Johann I. Reichsleute übertragen habe. F.

Kiener, Studien zur Verfassung des Territoriums der Bischöfe von Straßburg, Leipzig 1912, S. 95, geht bei seinen Überlegungen nicht weiter als J. Fritz, weshalb er schließlich vermerkt: „Auf welchem Wege die Gebiets Herrschaft in diesen neuen Erwerbungen entstanden ist, liegt im Dunkeln.“ J. Börsig, Geschichte des Oppenauer Tales, Karlsruhe 1951, S. 218 f., versteht es nicht, seine richtige Schlußfolgerung mit Belegen aus der Urkunde von 1316 zu belegen und zu begründen.

- 3 Näheres hierzu: N. Rosenkränzer, Bischof Johann I. von Straßburg genannt von Dürbheim. Diss. Straßburg, Trier 1881, S. 43 ff.
- 4 Archives Départementales du Bas-Rhin, Strasbourg, G 119 (3); Druckort: N. Rosenkränzer, Bischof Johann I. von Straßburg genannt von Dürbheim, Diss. Straßburg, Trier 1881, S. 96/97:

„Nos Fridericus dei gratia Romanorum rex semper augustus tenore presentium recognoscimus, publice profitentes quod contemplatione utilium et gratorum obsequiorum nobis et imperio per venerabilem Johannem Argentinensem episcopum, principem et cancellarium nostrum dilectum, non sine gravi dampno, at imperterrita, abiecta formidine, rerum et corporum impensorum et in antea impendendorum, homines quoscunque in villa Remicheim et in eiusdem districtu et super ripam Sahsbach de molendino quod dicitur ‚die überslage‘ per descensum usque in Malgers, nec non iudicium cum omni iure suo infra terminos banni de Sahsbach inter Horbach et Smalembach, homines quoscunque utriusque sexus residentes et domicilia habentes infra terminos iudicii ville Ulme, quod quidem iudicium cum pleno iure ad ecclesiam Argentinensem dinoscitur pertinere, ac homines utriusque sexus in valle Noppenowe domicilia sua habentes et habentes*, seu etiam alibi, et de iurisdictione vallis predictae existentes nobisque et imperio quocunque titulo pertinentes cum omnibus stüris, serviciis et obsequiis seu iuribus nobis et dicto imperio ab ipsis debitis predicto Johanni, Argentinensi episcopo, pro trecentis marcis argenti puri Argentinensis ponderis nomine pignoris obligavimus et obligamus presentibus, tamdiu per ipsum seu suos successores idem pignus habendum, tenendum et possidendum, quousque per nos seu nostros in imperio successores pro predictis trecentis marcis argenti fuerit absolutum, fructibus exinde, obligatione predicta pendente, percipiendis, quo sibi ratione ditorum obsequiorum liberaliter elargimur, in sortem principalem nullatenus computandis, dantes nichilominus sibi suisque in Ullemburg advocatis qui pro tempore fuerint et eorundem substitutis obligatione predicta durante auctoritatem et facultatem plenariam iudicandi homines prenotatos ac exercendi iudicium de eisdem. In cuius rei testimonium presentes litteras nostre maiestatis sigillo fecimus communiri. Datum in Columbaria, XIII. kalendas marcii, anno domini millesimo trecentesimo vicesimo primo, regni vero nostri anno septimo.“

- 5 GLA 33/68 (18. Mai 1343)
- 6 FUB II, Nr. 11, S. 6–9, ZGO 4, 1853, S. 283 – 285
- 7 J. F. Böhmer, Regesta Imperii 1314–1347, Nr. 1182, S. 73. Druckort: MG. LL. IV, Const. VI 1 Nr. 840, S. 706. Der Wortlaut der edierten Urkunde wurde einer ungenauen Kopie des Originals aus dem „liber cancellariae imperialis“ entnommen. Die Abweichungen des im „Archives Départementales du Bas-Rhin, Strasbourg, aufbewahrten Originals von der besagten Kopie sind zusammengestellt in: NA 50, 1935, Nr. 29, S. 411
- 8 J. F. Böhmer, A. Huber, Regesta Imperii VIII, Nr. 6502. Druckort: Straßburger Urkundenbuch V, Nr. 162, S. 156/157

*) Soll wohl heißen habitantes.

Kern und Ausgangspunkt war das Mundat, ein erweiterter Immunitätsbezirk, der in lat. Sprache im 13. Jh. bezüglich der Fischereirechte so definiert war: Vom Ort, der „Ronogieze“ heißt, bis zu der Stelle namens „birkvelt“, an der Seite, wo das Kloster liegt, und von der andern Seite des Rheins vom Ort, der „beriloch“ genannt wird, bis zum Ort namens „Krumbenlache“ darf niemand etwas errichten, was in unserer Sprache „vach“ heißt, es sei denn mit Erlaubnis des Abts des obengenannten Klosters. [...] Die St. Petersleute (familia s. Petri), welche innerhalb dieses Raumes wohnen, der „Muntat“ genannt wird, haben das Recht, wenn ein derart großer Überfluß herrscht, Fischfanggeräte zu benutzen².

Im 13. und 14. Jh. wird das Recht zu gebieten und zu verbieten mit unterschiedlicher Akzentuierung teils als Bann³, teils als „twing und bann“ bezeichnet, wobei letzterer Ausdruck die Gerichtsherrschaft betonte. Bann beinhaltet aber auch gleichzeitig die Herrschaft über einen bestimmten Bezirk⁴.

Bannherr ist der Abt nach dem Schwarzacher Weistum von Michelbuch „mitten in der bach“ bis nach „Onelbach“ an das Brücklein, von dort bis in den „Illehag“ bis mitten in den Rhein, der Mitte des Flußverlaufs nach bis in den „Zehengraben“ und aus dem Zehengraben bis in das „dicke lohe“⁵. Innerhalb dieses Distrikts hat der Abt Zwing und Bann, Herrschaft über Wald und Weide, Zins, Zehnte, Fälle, Wildbann, Vogellege (-fang), Goldgrien (-wäscherei), Mühlstaden (-plätze).

Das Marktprivileg von 994 brachte dem Kloster das Münzregal. Nach den Weistümern von Stollhofen und Schwarzach konnte der Abt (dreimal)⁶ 14 Tage Münze schlagen (Straßburger Währung), wenn er das notwendige Silber dazu hatte. Der Abt hat, wie einige Münzen aus dem 13. Jh. zeigen⁷, von diesem Recht auch Gebrauch gemacht.

Eine weitere in dem Schwarzacher Weistum aufgezählte Gerechtigkeit war das Grundruhrrecht. Wenn ein Schiff strandete und nicht aus eigener Kraft innerhalb eines Tages vom Land wieder ablegen konnte, so mußte man mit dem Abt um den dritten Teil der Grundruhr „übereinkommen“.

Fuhr ein Schiff mit einem gestellten Ruder den Rhein herauf, so sollte man dem Gotteshaus ein Pfund Pfeffer, zwei Herrenbrote und ein Viertel Wein geben.

Der Abt konnte dreimal 14 Tage im Jahr Bannwein ausschenken. Allen andern war in dieser Zeit die Ausgabe von Wein verboten, „es war den daß ein kintbetterin oder ein siech mensch dis nit enmöcht und bessern win veil

funde“. Wenn ein Wirt einen bessern Wein hatte, durfte er dem Kranken oder der Kindbetterin ein oder zwei Maß geben. Er konnte auch einem Fremden zu Tisch einen Imen bessern Wein ausschenken, „wann er aber daß tischlach uffgehebt, so sol er im keinen win me geben“⁸.



Abb. 2: Münster zu Schwarzach

Dinghöfe und Gerichtsbarkeit

Eine wichtige Quelle für die rechtlichen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der klösterlichen Herrschaft, den Vögten und der abhängigen bäuerlichen Bevölkerung stellen die Weistümer dar⁹.

Die früheste Schicht ist in lateinischer Sprache abgefaßt und stammt aus dem 13. Jh.¹⁰. Diese lateinischen Aufzeichnungen enthalten hauptsächlich Angaben über die Leistungen, Abgaben und Dienste der im grundherrlichen Hofverband lebenden Bauern und Zinspflichtigen an das Schwarzacher Kloster bzw. deren Repräsentanten. Dagegen sind in den deutschsprachigen Weistümern des 14. und 15. Jh. in stärkerem Maße die Rechte der „Genossen“ berücksichtigt.

In den meisten Fällen tragen die Weistümer keine Datierung. Die zeitliche Fixierung ist dadurch erschwert, daß ältere Bestimmungen mitgeschleppt

werden, bei denen es fraglich ist, ob sie noch in irgendeiner Form rechtswirksam waren¹¹.

Änderungen der politischen und sozialen Verhältnisse wirkten sich, wenn vielleicht auch mit zeitlicher Verzögerung, auf die Weistumstexte aus, ohne daß man immer den unmittelbaren Anlaß für den Wegfall oder die Abänderung einer Bestimmung erkennen kann. Manche Weistümer sind hingegen über Jahrhunderte in fast unveränderten Fassungen überliefert (z. B. Dangolsheim, Tränheim). Links des Rheins besaß das Kloster Gerichte und Dinghöfe in: Dangolsheim (Kr. Molsheim)¹², Tränheim¹³, Dossenheim (Kt. Truchtersheim)¹⁴, Küttolsheim¹⁵, Schwindratzheim¹⁶ und Drusenheim¹⁷.

Auf der rechten Rheinseite hatte die Abtei vier eigene Gerichte und in jedem Gericht einen Schultheißen mit zwölf Richtern¹⁸ in: Stollhofen¹⁹, Ulm²⁰, Vimbuch²¹ und Schwarzach²².

Je nachdem, ob das Kloster grundherrschaftliche oder darüber hinausgehende Rechte besaß, erstreckte sich die *Teilnahmepflicht* am Dinghof entweder nur auf die dem Hofverband angehörigen Huber und Zinspflichtigen oder schloß alle ein, die Allmendrechte hatten, St. Petersleute waren, zum Kirchspiel bzw. zum Gerichtsstab gehörten²³. Wer unerlaubt ohne Herren- oder Leibesnot ausblieb, mußte zwei Schilling Pfennig Strafe zahlen²⁴.

Die Versammlung der Dingpflichtigen tagte zumeist in oder bei den Höfen der Grundherrschaft. In Dangolsheim begann man am 11. Jan. 1464 den Dinghof im Hof des Abtes zu Schwarzach zu halten. In Schwindratzheim kamen die Huber im „fronegarten“ zusammen²⁵, und in Stollhofen sprachen die St. Petersleute von Hügelsheim, Söllingen und Stollhofen dem Abt und seinem Gotteshaus die Rechte im Kirchhof unter der Tanne²⁶.

Im allgemeinen fanden jährlich drei (echte) Dingtage statt, meist Anfang Januar, im April, Mai, Ende August bzw. im Herbst. Sie durften nicht auf Sonn- und Feiertage fallen²⁷.

Nach der *Justicia curie* in Swindratesheim wurde das Placitum am Tag nach Epiphanie (6. Jan.), an Ostern (im 15. Jh. am Montag nach der Osterwoche) gehalten. In Dangolsheim (1375) am Dienstag nach dem 12. Tag (Jan. 6), Mitte Mai und Mitte August.

Auf rechtsrheinischer Seite gab es folgende Dinghoftermine:

Schwarzach: Montag nach dem 20. Tag (13. Jan.)
Montag nach dem Maitag (1. Mai)
Montag nach St. Adolfstag (29. August)

<i>Stollhofen:</i>	Montag nach St. Adolfstag
<i>Ulm:</i>	Mittwoch nach St. Adolf ²⁸
<i>Vimbuch:</i>	Donnerstag nach dem 20. Tag Donnerstag nach dem Maitag Donnerstag nach St. Adolf

Nach dem Ulmer Weistum mußte der Büttel die Zusammenkunft vor der Kirche zu Scherzheim²⁹ und zu Ulm verkündigen. Sonst wurde der Termin nur bei den Nachgerichten bzw. ungebotenen Dingtagen eigens mitgeteilt: Am Sonntag zuvor durch den Gerichtsboten oder einen Richter in der Kirche zu Vimbuch und am folgenden Mittwoch den Moosern, die ebenfalls zum Vimbucher Kirchspiel gehörten. Entsprechend handhabte man es in Schwarzach.

Bei der Androhung von 2 Pf. mußten die Dingpflichtigen des Schwarzacher und Vimbucher Gerichts dableiben, bis das erste Urteil gesprochen wurde.

Der Meier oder Schultheiß leitete die Versammlung. In Stollhofen (15. Jh.) war der Abt selbst zusammen mit dem Schultheißen und Büttel von Stollhofen, dem Werkmeister von Hügelsheim und den Förstern anwesend. Der Abt kam mit anderthalb Rossen (d. h. mit einem Roß und einem Maultier) in den freien Hof geritten, und man mußte den Tieren soviel Futter vor-schütten, daß es bis ans Vorderzeug reichte.

In den Hof zu Ulm ritt der Abt „salbsibende zu roß“ ein „und der eins sol eyn mule sein“. Der Hofsesse mußte ihn ehrbar empfangen und das Saum- und Sattelzeug seiner Tiere aufbewahren. Wenn etwas davon verlorenging, mußte er es ersetzen. Für die Pferde des Abts hatten die 32 Huben, die in den Hof gehörten, jährlich je eine Garbe Hafer zu reichen. Was übrigblieb, gehörte dem Hofsessern für die Aufbewahrung des Pferdegeschirrs. Der Schultheiß sollte dem Abt und seinem Gesinde ein Mahl bereiten. Aufgrund der Ermächtigung des Abts konnte er alle Fischer, die unter dem Gerichtsstab saßen, von der Alzenach bis nach Ulm an die Mühle fischen lassen, um so die Mahlzeit zu bereichern.

Im Hof des Abts zu Drusenheim befanden sich die gültigen Maßgeschirre, die mit dem „Ere“ (Eisen) von Schwarzach, wie es von alters her Recht war, zu eichen waren. Der Meier zu Vimbuch mußte alle Meßgeschirre (Maß, Ellen und Sester) im Hof bereithalten. In beiden Höfen stand auch Deck- oder Faselvieh.

In manchen Weistümern waren auch die Wald-, Weide- und Fischereirechte der Genossen geregelt³⁰. Nach dem Schwarzacher Weistum brauchte ein St.

Petersmann dem Kloster jährlich nicht mehr als einen pfundigen Pfennig geben. In St. Peters Gerichten konnten die St. Petersleute untereinander heiraten. Ein St. Petersmann durfte nicht für seinen Eigenherrn gepfändet werden, es sei denn, er war Amtmann oder hatte es mit der Hand gelobt. Keiner von denen, die im Gerichtsstab saßen, sollte wegen einer Schuld zum Frondienst herangezogen werden.

Jeder, der über 14 Jahre alt war, mußte dem Gotteshaus (bzw. dem Dinghof) hulden und schwören.

Die Gerichte auf linksrheinischer Seite waren jeweils mit sieben Schöffen, die rechtsrheinischen mit zwölf Richtern besetzt. Ihnen mußte der Meier für ihre Tätigkeit zu essen und zu trinken geben³¹.

Im Jahre 1395 suchten die Schöffen des Küttolsheimer Hofes ihre Rechte im Hof zu Schwindratzheim³². Man kam über folgende Punkte überein:

Wenn ein Meier Ding halten will, soll er den Schöffen Essen und Trinken geben.

Wenn ein Schöffe beim Hofding fehlt oder seinen Zins nicht abgeliefert, zahlt er als Strafe 2 ß d, ebensoviel wie ein Huber. Stirbt ein Schöffe oder ein Huber, dann erhalten von dem fälligen Hubrecht 2/3 der Meier, 1/3 die Schöffen. Nach dem Tod eines Schöffen oder eines Hubers sollen die Erben in den folgenden acht Tagen vom Meier das Gut empfangen. Unterlassen sie es, so muß der Erbe dem Meier 2 ß d. Strafe zahlen, solange der Meier die Güter nicht verbietet. Wenn der Meier ein Gut verbieten will und dazu zwei Schöffen oder einen Huber und Schöffen nimmt, so soll er ihnen ein halbes Viertel Wein geben und das Gut sechs Wochen und zwei Tage verbieten.

Wird ein Hubrecht fällig, das den Schöffen gehört, so soll der Meier den Teil eines jeden Schöffen einbehalten und es nicht einem, zwei oder drei Schöffen geben, es sei denn mit Einwilligung aller Schöffen.

Man soll den alten „Briefen“ Glauben schenken. Steht in ihnen mehr als in den neuen, so soll man dies in die neuen schreiben. Wenn jedoch mehr in den neuen enthalten ist, so soll man es in die neuen übernehmen.

Der Dinghof soll folgende Freiheit besitzen: Wenn ein Schöffe auf dem Weg zum Dinghof gefangen wird, so muß ihn der Abt freimachen, es sei denn „von der gefiht [Fehde]“. Damit hat der Abt nichts zu schaffen.

Keiner kann Schöffe sein oder Recht sprechen, der keine zinsbaren zum Hof gehörigen Güter hat.

Am 15. August 1402 ordneten Abt Kraft von Gamburg, Ritter Reinhard von Windeck und die Gemeinde Vimbuch das Vimbacher Gericht neu „wane es also swach was, und das nüt die menige das reht spreche, der hirte und der swein“ (Schweinehirte)³³. Sie wählten zwölf Männer aus, die das Gericht „besitzen“ sollen. Die Schöffen haben die gleichen Rechte wie die 14 Richter des Schwarzacher Saalgerichts. Von einem Urteil sollen sie nicht mehr als vier Pfennige nehmen. Beim Tode eines Schöffen wählen diese einen neuen hinzu. Er muß schwören, dem Kloster und dem Gericht Recht zu sprechen. Tut er es nicht, so hat er dem Abt fünf Pfund Pf. „verbrochen“, ebensoviel dem Vogt von Windeck und den Schöffen des Gerichts. Er soll weder Wald noch Weide „nießen“ und in Jahr und Tag aus dem Gericht ziehen. Am Donnerstag nach dem zwanzigsten Tag und am Donnerstag nach dem Maientag erhalten die Schöffen vom Schultheiß je 2 ß Pf. Am Donnerstag nach St. Adolf muß dieser der Gemeinde, dem Gericht und den Schöffen 2 ß Pf., für 7 ß Fleisch oder 7 ß Pf., 32 Herrenbrote und viereinhalb Schweigkäse geben.

Die 14 Richter des Schwarzacher Saalgerichts, von denen gleich noch die Rede sein wird, erhalten an den beiden Gerichtstagen 1/4 Wein, 24 Herrenbrote und Käse von „dryczenhalben rinde“³⁴.

Rechtszug zum Saalgericht

Der Dinghof zu Dangolsheim hatte seinen Zug (Appellation) in den Dinghof zu Tränheim; dieser und der Dinghof zu Dossenheim nach Küttolsheim. Von dort konnte an den obersten Dinghof des Klosters im Elsaß, nach Schwindratzheim, appelliert werden. Vom Schwindratzheimer Gericht kam die Rechtssache gegebenenfalls an das Saalgericht³⁵ nach Schwarzach, wo sie endgültig ausgetragen werden sollte. Nach Schwarzach auf den Saal hatten auch das Gericht zu Drusenheim und zu Sesenheim ihren Zug³⁶.

Das Schwarzacher Saalgericht hatte die Funktion einer letzten Instanz. Auch mußten dort alle Rechtsstreitigkeiten, die Eigen, Erbe und „treffliche“ Sachen betrafen, verhandelt werden³⁷.

Der älteste bekannte Fall dürfte der Streit zwischen dem Kloster und Heinrich von Stollhofen um den Mansus in Hügelsheim aus dem Jahre 1212 sein. Die Anrainer mußten auf dem Placitum „sancti Petri quod fit proxima feria secunda post festum sancti Petri“ ihre Aussage über die Berechtigung

der Ansprüche Heinrichs machen³⁸. Der zweite Versammlungstermin des Gerichts, das in Schwarzach auf dem Saal tagte, war der Montag nach Unser Liebfrauentag – Lichtmeß (Februar 2).

Das Saalgericht war das Hochgericht des Klosters, an dem der Windecker Vogt teilnahm. Im 15. Jh. nahm dessen Funktion der Schultheiß von Stollhofen wahr³⁹.

Die 14 Saalrichter setzten sich wie folgt zusammen: 7 Richter aus dem Stollhofer Gericht, 3 aus dem Gericht zu Ulm, 2 aus dem Schwarzacher und ebensoviel aus dem Vimbacher Gericht⁴⁰. Änderungen in der Besetzung des Saalgerichts ergaben sich im Jahre 1493 durch den Verkauf des Stollhofer Gerichts.

An den beiden Gerichtstagen mußten alle Sankt Petersleute anwesend sein bei Strafe von 2 ß Pf.

Ende des 15. Jh. traf man eine neue Regelung. Der Spruch, d. h. die Rechte des Klosters und der Genossen, wurde nicht mehr am Montag nach St. Peter und Paul gesprochen bzw. dem Volk vorgelesen, sondern am Montag nach Purificationis (2. Febr.), weil der andere Dingtag „den genossen des gerichts wider ist unnd schaden bringt, der ern unnd unmüssiger zitt halb, so sollent die salrichter ir gericht besitzen unnd die in rechten verfangen sind by der genanten pen zwen schilling pfenig gehorsam sin, die anderen genossen mogent ir arbeit nachkumen, ob sie wollent“⁴¹.

Die Strafsumme für einen Frevel betrug im Jahre 1318 und in späterer Zeit in den Gerichten des Klosters 30 ß d. Straßb.⁴².

Eine um 1478 verfaßte Gerichtsordnung für den Stab Schwarzach⁴³ enthält einen eigenen Abschnitt für die Frevel. Sie mußten aufgezeichnet⁴⁴ und verrechnet werden. Der Abt oder der Schaffner konnten die Strafsumme mindern oder mehren.

Wer gegen einen andern zum Messer griff oder über ihn „zuckte“, war dem Kloster mit 30 ß d. verfallen; ebenso der, der einen andern mit „trockenen“, d. h. unblutigen Streichen schlug. Wer auf den andern eindrang, ihn niederwarf oder sich unterstand, ihn zu schlagen oder zu „prechen“, mußte 3 lib. d. zahlen.

Wer „by unsers hern gotz lyden oder by sinen glidern“ schwört, „sol alle mol geben unser lieben frowen 1 1/2 lib. wachs in daz closter“.

Wenn einer einen Totschlug, so mußten ihn die anwesenden Einwohner festhalten. Schultheiß und Schaffner sollten dann bei den Eiden, die sie geschworen hatten, dafür sorgen, daß das, was man für Recht erkannte, auch vollzogen wurde.

Wenn jemand die ihm zuerkannte Strafe wegen seiner Armut nicht bezahlen noch dafür Bürgen beibringen konnte, so sollte ihn der Klosterschaffner „türnen“ (ins Gefängnis legen)⁴⁵, bis daß die Strafe den Frevel getilgt hatte.

Malefiztäter wurden in späterer Zeit dem markgräflichen Vogt zu Stollhofen übergeben⁴⁶.

Der Hochgerichtsplatz befand sich auf der Galgenbühn an der Stollhofer Landstraße bei Greffern⁴⁷.

Tätigkeiten des Saalgerichts

1443: Streitigkeiten mit dem Kloster Sankt Klara auf dem Roßmarkt zu Straßburg wegen einiger Zinsen. Beide Parteien sind vom Dinghof zu Schwindratzheim nach Schwarzach auf den Saal und von dort wieder in den Dinghof gewiesen worden. (GLA 67/1321, 97r, N 19).

1443 Sept. 1: Schultheiß und die Richter auf dem Saal fällen ein Urteil im Streit zwischen dem Abt und den Dorfleuten von Gisenheim und Röschoog über deren Güter auf einem Teilstück der Langenau. Der Schultheiß siegelt neben dem Heimbürgen und den Vierern von Stollhofen, die ihr Stadtsiegel anhängen. (GLA 37/226; 67/1321, 5v, F 14).

1448 Juli 2: Johannes Schriber, Schultheiß, und die Richter des Saalgerichts fällen ein Urteil in Streitigkeiten um das Erbe des Abrecht Rust. (GLA 35/28).

1453 März 8: Johannes Schriber, Schultheiß und die Richter auf dem Saal zu Schwarzach urteilen in dem Streit zwischen Abt Conrad und der Gemeinde „Kientenhurst“ (Oberbruch) wegen des Holzhauens im Abtsmuhr. Siegel des Schultheißen und der Stadt Stollhofen. (GLA 37/147; 67/1321, E 39).

1454 Mai 19: Aussage der Schöffen⁴⁸ des Saalgerichts über Rechte und Freiheiten des Klosters. Schöffen: Kirchherren Hans, Bertschen Mathis und Claus Ziegler von Stollhofen, Cretze Cunze von Hildmannsfeld, Wernher zum Burnen von Vimbuch, Heintze Oleyman und Heylmann Ruffelin von Greffern, Herbst Claus von Söllingen, Ulrich Hotteler von Balzhofen,

Vor 1489 Aug. 20: Das Saalgericht entscheidet im Streit zwischen Conrad Seiler von Moos, der nach Ulm gezogen war, aber weiterhin Weiderechte im Bannbezirk der Mooser beanspruchte, zugunsten der Gemeinde Moos. (Dem Vertrag zwischen der Gemeinde Moos und Kloster Schwarzach vom 20. Aug. 1489 zu entnehmen, GLA 37/164; 67/1334, 37r–41r).

Zur Teilnahme an den beiden Gerichtsterminen des Saalgerichts sind alle Leute verpflichtet, die in den vier Gerichten des Klosters (Stollhofen, Schwarzach, Ulm und Vimbuch) sitzen und zu ihren Tagen gekommen sind (d. h. über 14 Jahre alt sind) bei einer Strafe von 2 β d. Sie müssen dem Gotteshaus huldigen und schwören, es vor Schaden warnen und seinen Nutzen fördern.

1490 April 5: Sigel, Oberschultheiß, Jung Bechtold, Schöffenmeister, Georgen Jacob und Contzmanns Diebold, alle vier von Stollhofen, Conrad Mötzger von Schwarzach, Trost Peter von Vimbuch und Höschen Hans von Ulm, Richter und Urteilssprecher des Obergerichts, das Saalgericht genannt, verkünden auf Anforderung Abt Johanns, der sich vom Amtmann des Markgrafen zu Bühl in seinen Rechten bezüglich der Wildfänge und ihrer Kinder beeinträchtigt fühlte, die alten Gerechtigkeiten des Klosters (GLA 67/1314, 5–7).

Im Jahre 1493 verkaufte Abt Johann das Stollhofer Gericht an Markgraf Christoph für 200 rheinische Gulden⁵⁰. Dadurch wurde auch eine Reorganisation des Saalgerichts notwendig. An die Stelle des Schultheißen⁵¹ und der Richter von Stollhofen traten der Schultheiß von Schwarzach und Richter aus anderen Gerichten des Klosters.

Im Jahre 1499 appellierte Hermann Erhart von Zell an das Hofgericht des Markgrafen zu Baden. Abt Johann klagte deswegen beim badischen Statthalter und den Räten, daß eine derartige Appellation den Freiheiten und dem Herkommen des Klosters zuwiderlaufe. Wenn schon vom Saalgericht appelliert werde, obwohl es bisher die letzte Instanz gewesen sei, so müsse man sich an die kaiserliche oder königliche Majestät als gemeinen Obern wenden. Der Markgraf möge diese Neuerung abstellen und die Appellation wieder ans Saalgericht weisen⁵².

Trotz dieser Beschwerde nahmen in der Folgezeit die Appellationen vom Saalgericht an das badische Hofgericht zu. Das Saalgericht verlor damit seinen Charakter als letzte Instanz und oberstes Gericht im Bereich des Klostergebiets.

Anmerkungen

- 1 Vgl. auch den ersten Teil der Abhandlung: Vogtei, Dinghöfe und Weistümer des Klosters Schwarzach, Die Ortenau 71 (1991), S. 126–137. – Zu Schwarzach: S. Gartner, Kloster Schwarzach (Rheinmünster), in: Die Klöster der Ortenau, hrsg. W. Müller, S. 263–341
- 2 GLA 67/1315, 75f. ZGO 17 (1865), S. 161 f.
- 3 Zum Bannbegriff: H. DUBLED, La notion du ban en Alsace au moyen âge. In: Revue de droit français et étranger 39 (1961) S. 30–75.
- 4 So bezeichnet sich z. B. Abt Johann 1326 in dem Vertrag mit Vogt Andres von Achern über die Rechte der Michelbacher im Oberwald als Bannherr der Mark. – Bann als Dorfbann: 1325 März 20, „in banno ville Otterswiler“, im Bann „Baldelczhofen“ in der Pfarrei Vimbuch, im Bann Moos in der Pfarrei Schwarzach. GLA 66/7853; ähnlich im Weistum vom Stollhofen.
- 5 Die Identifizierung dieser Namen bereitet Schwierigkeiten: Onelsbach, manchmal auch Ansbach genannt, ist nicht Önsbach bei Achern, sondern der Bach, der durch Unzhurst fließt. Den Illehag hält ein Klosterschreiber für identisch mit dem Wild- oder Gefällhag, ein anderer meint, es sei „das bächlein oder die scheid des Membrechtshöfer und Muckenschopffer banns zwischen dem bach Hirsach und Membrechtshofen gelegen“, GLA 66/7841, 87r; vgl. 65/1782. Im Jahre 1312 kauft das Kloster die Hälfte eines Hofes zu Rencherloch, Illhack genannt. GLA 67/1321, 62r, G 10 – Vgl. auch RMB Nr. 10577, 10588.
- 6 Siehe Anm. 10
- 7 X. NESSEL, Die Münzen der Bischöfe zu Straßburg. In: Frankfurter Münzzeitung Nr. 89 (1. Mai 1908): Nr. 24 (S. 255), Nr. 29 (S. 256), Nr. 90 (1. Juni 1908); Nr. 63 (S. 269); Nr. 91/2 (1. Juli 1908); Nr. 74 (S. 292f.); Nr. 81 (S. 284); Nr. 93 (1. Sept. 1908); Nr. 122 (S. 308).
- 8 GLA 67/1318, 206r–209r; 67/1314, 369–374
- 9 Zur Definition: K. R. KOLLNIG, Elsässische Weistümer. (Schriften des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt NF. 26) 1941, S. 15ff. (Im folgenden zitiert als KOLLNIG). – W. KLEIBER, Urbare als sprachgeschichtliche Quelle. In: Vorarbeiten u. Studien zur Vertiefung der südwestdeutschen Sprachgeschichte. (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte. Bd. XVII), 1965, S. 152. Urbar: Verzeichnis von Gütern, Gerechtsamen und Abgaben einer Grundherrschaft in systematischer Ordnung. Urbaralien: Detailverzeichnisse. Weistümer: vorwiegend Aufzeichnungen der Rechtsverhältnisse einer Hof- oder Dorfgemeinschaft in ihrer Gesamtheit.
- 10 Aus dem 13. Jh.: *Justicia claustris Swarzahe*: GLA 67/1315, 75–78; 67/1316, 40f. Druck: ZGO 17 (1865), 161–163; J. GRIMM, Weistümer V, S. 230f. – *Justicia curie in Swindratesheim*: GLA 67/1315, 71–75. Druck: ZGO 17 (1865), 163–165; J. GRIMM, Weistümer V, S. 537f. – *Justicia in Stadelhofen*: GLA 67/1315, 69–71; 67/1316, 37ff. Druck: GLA Deduktionen 31a, Nr. 53, S. 37; ZGO 17 (1865), S. 160f; J. GRIMM, Weistümer V, S. 229f.
- 11 Z. B. Drusenheim, Kotzenhusen und Schüre, GLA 67/1318, 193v–194r: „Es ist ouch reht daz die geburen in den vorgeschriben drien dorffern nit mogent noch ensollent keinerley almende klein oder groß, luczel oder vil, es si acker oder matten, verköffen noch verseczen, es si dene einis apts von Swarczach wille oder gehelle.
Es ist ouch zu wissen wen die vorgeschriben geburen von den drien dorffern undergont oder teilent die almende, es sy klein oder groß, luczel oder vil, es si acker oder matten,

so wurt ein apt von Swarczach zweiger geburen teil und reht vnd sollent ouch die almende teillen vnd vndergon die almende mit eines apt's vrloup.“

- 12 Eine lückenlose Erfassung und überlieferungsgeschichtliche Auswertung ist hier nicht möglich. Manche z. T. auch von KOLLNIG übernommenen Datierungen in den Schwarzacher Kopialbüchern stammen aus dem 17. und 18. Jh. und treffen nicht in jedem Fall zu. Die folgenden Ergänzungen mit Nr. nach KOLLNIG, S. 171 ff.
Dangolsheim und Tränheim: Nr. 85: Dinghofrecht 1375, GLA 67/1314, 314f.; GLA 67/1318, 195; Druck: GRIMM, Weisthümer I, S. 736–739. – Nr. 86: Dinghofrecht 1458, GLA 67/1317, 217f. – Nr. 87: Dinghofrecht 1464 Jan. 11, ADBR H 497 mit Zinsregister. – Nr. 88: Dinghofrecht 1495, GLA 67/1317, 225–227r. – Nr. 89: Dinghofrecht 1524: ADBR H 527. – Nr. 90: Dinghofrecht 1663: ADBR H 528, Druck GRIMM, Weisthümer V, S. 430–432. – Nr. 91: Dinghofrecht 17.–18. Jh., ADBR H 494.
- 13 Die Dinghöfe Dangolsheim und Tränheim besaßen ein gleiches Recht.
- 14 *Dossenheim*: Nr. 102 und Nr. 103, Dinghöfe der Klöster Mauersmünster und Niedermünster. – Nr. 104: Dinghofrecht erneuert 1464 (Abschrift des 16. Jh.), ADBR H 502.
- 15 *Küttolsheim*: Nr. 296: Weisung über die Rechte der Schöffen, 1395, ADBR H 510. – Nr. 297: Dinghofrecht erneuert 1516, ADBR H 516, 507. – Nr. 298: Weisung der Huber über das Hubrecht 1533, ADBR H 507. Nr. 299: Dinghofrecht erneuert 1547, ADBR H 516.
- 16 *Schwindratzheim*: Nr. 463: Dinghofrecht 1437, ADBR H 481 (10) mit Zusätzen Mitte 15. Jh. in H 482 (1), H 524, Abschrift um 1500 und 16. Jh.; Druck GRIMM, Weisthümer I, S. 739–742. – Nr. 464: Dinghofrecht 1458, GLA 67/1314, 417–420; 67/1317, 13–15r. – Nr. 465: Zusätze zum Dinghofrecht, Abschrift 1536, in ADBR H 526 sind die Zusätze einer Erneuerung von 1682 angehängt; Druck GRIMM V, S. 539. – Nr. 466: Dinghofrecht vor 1550, ADBR H 1070, H 1071, H 1072, H 1073. – Nr. 467: Hubersprüche, 17. Jh., ADBR H 523.
- 17 *Drusenheim, Kotzenhusen, Schüre*: Nr. 106: Weistum 14. Jh. GLA 67/1318, 193r–194r. GLA 67/1314, 396–399; ADBR H 480; Druck GRIMM, Weisthümer I, S. 734–736 (nach schlechter Abschrift des 18. Jhs.).
- 18 GLA 67/1318, 220f. (ca. 1480), 67/1314, 404f.
- 19 *Stollhofen*: Weistum 14./15. Jh.: GLA 67/1314, 375–378; 67/1318, 215r–217r; Druck GRIMM, Weisthümer I, S. 426–428.
- 20 *Ulm*: Weistum 14./15. Jh. (mit Teilen, die bis ins 13. und 14. Jh. zurückreichen): GLA 67/1318, 184r–186v; 67/1314, 381–387; Druck: GRIMM, Weisthümer I, S. 428–433.
- 21 *Vimbuch*: Neuaufrichtung des Gerichts 1402 Aug. 2, GLA 37/261 (Orig.). – Weistum 15. Jh.: GLA 67/1318, 199–200v; 67/1314, 389–395; 37/261 (zwei Pergamentrodel); Druck GRIMM, Weisthümer I, S. 433–437.
- 22 *Schwarzach*: Weistum 15. Jh.: GLA 67/1318, 132r–137r. – Weistum um 1478: GLA 66/7853; 67/1318, 153–155v. – Gerichtsordnung 1496: GLA 67/1318, 137v–144v; 1522: GLA 67/1318, 144v–145v.
- 23 Schwindratzheim (1437) und Dangolsheim (1464); Ulm: Lehens- und Eigenleute, alle, die Wald, Wasser und Weide nutzen, welche zu dem Hof gehören. Stollhofen (13. Jh.): Alle parochiani müssen beim „Buding“ anwesend sein. Vimbuch und Schwarzach (15. Jh.): Jeder St. Petersmann, der unter dem Stab sitzt. Drusenheim: Die Leute von Drusenheim, weil sie St. Peter eigen sind.
- 24 Schwindratzheim: Falls er die Schuld nicht gleich bezahlte, fielen für die nächsten zwei Tage jeweils weitere 2 ß Pf. Strafe an. Danach stand der Meier mit seiner Forderung still und wandte sich an den Hauptherrn. Falls keine Übereinkunft erzielt wurde, konnte der Meier das Gut verbieten und dann an jemand anders ausgeben. Arbeitete der

- Schuldner weiter auf seinem Gut, so mußte er für jede Pflugwende dem Vogt 30 ß Pf. geben. Wenn der Hauptherr nicht „inländisch“ war, so durfte der Meier das Gut nach Jahr und Tag einziehen und in Frondienst bearbeiten lassen.
- 25 (1458), GLA 67/1317, 13–15r.
 - 26 GLA 67/1314, 375.
 - 27 GLA 66/7853, 4v. Dagegen Memprechtshofen: Sonntag nach St. Adolfstag (vielleicht nur Abgabetermin), GLA 67/1318, 203r (ad 1462?); 67/1314, 395: Druck GRIMM, Weistümer I, S. 437f.
 - 28 Zum Ulmer Gericht gehörten Hunden und Greffern. Es wurde abwechselnd zu Ulm und Greffern gehalten, (1494) GLA 66/8915, 1v.
 - 29 Der Schultheiß des Klosters zu Scherzheim sollte jede Woche am Dienstag „uf sant Peters eygen“ zu Gericht sitzen. Er mußte richten über die St. Petersleute und über das, was auf St. Petersgut und Huben an Frevel geschah. Von den Freveln erhielt der Schultheiß des Klosters 2 ß, der des Grafen 5 ß; die niederen Bußen bekam der Klosterschultheiß. GLA 67/1318; 186v; GRIMM I, S. 432.
 - 30 Besonders in den Weistümern von Stollhofen und Ulm. – In den Weistümern von Schwarzach und Stollhofen findet sich ein bemerkenswerter Passus über den Schutz des Hausfriedens. Wenn der Amtmann (Gerichtsbote bzw. Förster) um eine Strafe einzutreiben, in das Haus des Schuldners eindrang „... steckt denn ein axe one alle geuerde jn der mittel süln, vnd sleht den botten für den Kopffe, das er stirbt, vnd zühet jn under der swelln heruß, so soll er ungefreuelt han.“ Zit. nach GRIMM, Weistümer I, S. 425 f. (Schwarzacher Saalgericht). Vgl. E. OSENBRÜGGEN, Der Hausfriede, 1857, S. 21.
 - 31 Dangolsheim (1375), Memprechtshofen (ad 1462?), Dossenheim (ADBR H 502) bei einem ungebotenen Ding; von den Strafen bei den in Verbot getanen Gütern erhielt der Meier 2/3, die Schöffen 1/3; Schwarzach (Weistum 15. Jh.), die Richter erhalten an den drei Rüggerichten jeweils 2 ß Pf., ebenso Vimbuch, GLA 67/215 (15. Jh.).
 - 32 ADBR H 510.
 - 33 GLA 37/261 (Orig.).
 - 34 GLA 67/1318, 209r.
 - 35 Schwarzach, Saalgerichtsordnung und Rechte des Klosters und der Genossen (14. Jh.): GLA 67/1314, 369–374; 67/1318, 206r–209r; 67/1318, 220v–221v; Druck GRIMM, Weistümer I, S. 423–426.
 - 36 GRIMM, Weistümer I, S. 737.
 - 37 GLA 67/1314, 404f.; 67/1318, 220 (ca. 1480); 67/1321, 43v, E24: Die 14 Saalrichter sollen über die Güter des Klosters urteilen und niemand anders.
 - 38 GLA 37/237 (Original); derselbe Termin wird in 67/1321, 24r, C 1 (ca. 1198) genannt. Siehe auch: S. Gartner, Die Windecker und ihre Burgen, Bühl, 1991, S. 7
 - 39 „Item es sol auch ein yglicher sant Peters schultheiß zü Stollhoffen eyme apte sin hochgericht zü Swartzach uff deme sale besitzen, wan ez not beschicht.“ GLA 67/1314, 404f.
 - 40 Siehe S. Gartner, Schwarzach, S. 303
 - 41 GLA 67/1318, 155v.
 - 42 Ablegung „böser Gewohnheiten“ zu Drusenheim; Kotzenhusen und Schüre. Dort sollen dieselben „Gewohnheiten“ gehalten werden, wie von den St. Petersleuten zu Ulm, in Stollhofen und auf dem Saal zu Schwarzach. Ein Frevel soll 30 ß d. Straßb. gelten. GLA 67/1321, 125v, S. 11.
 - 43 GLA 66/7853, 3 v ff.
 - 44 Vgl. Anm. 49.
 - 45 Im Vimbacher Weistum wird der „stock“ eigens erwähnt.

- 46 GLA 67/1884, 166r.
- 47 GLA 105/156, Aussage eines Bürgers von Stollhofen anlässlich der Neuaufrichtung eines Galgens 1742.
- 48 Schöffen auf dem Saal: 1427 März 5, Oberlin Smerlin, Meier zu Büre, Cuntz Gretz von Hildmannsfeld. (GLA 67/1314, 131). Der letztere auch 1429 Febr. 13 (GLA 67/1314, 132). – 1429 Okt. 15: Lütold, Schultheiß „aule“. (GLA 67/1334, 11r–16v).
- 49 Am Rande dieser Urkunde finden sich Aufzeichnungen über einige wahrscheinlich vor dem Saalgericht verhandelte Fälle und deren Strafen: Frevel: u. a. Meister Hanns hat dem Kleyn Hensen von Oberweier mit dem Lichtstock auf die Stirn gestoßen; Hallen Hanns hat dem Panthel eine Hand abgehauen; Schniders Hannse, Thoman von Zell und Wilhelm des Trosts Knecht von Henkhurst haben einander „gerufft“.
- 50 GLA 37/249. – Vor dem Verkauf waren die Zuständigkeiten und Abgaben folgendermaßen geregelt: „Das gericht zu Stollhoffen ist eyns appts zu Swartzach, der nympt die freveln on das der herrschaft von Baden umb lybe und gut an die hant herteilt wirt, daz ist ir.“
GLA 66/8383, 4v, vom Jahre 1472.
- 51 Der Schultheiß des Klosters zu Stollhofen mußte des Abts höchstes Gericht zu Schwarzach „besitzen wanne es not beschieht“. GLA 67/1318, 220r–221v.
- 52 GLA 105/146, 1499 Dez. 5.

Dr. Johann Küffer (1614 – 1674), Prototyp der sozial aufsteigenden Akademikerschicht des 17. Jahrhunderts.

Walter Ernst Schäfer

Er hätte zwar die Statur für eine Figur der Sage gehabt, denn er war reich, sagenhaft reich. Er hatte Beziehungen zu Fürsten und großen Herren. Sein Metier war, zu dieser Zeit noch, halb mit der Alchemie, halb mit der spekulativen Pansophie verbunden.

Man staunt dann aber, vom wissenschaftlichen Feld herkommend, doch, wenn man Johann Küffer, den Straßburger Arzt, im Verbund mit Tod und Teufel wirklich in einer Sage antrifft:

Das Ende der Ulmburg

Im 17. Jahrhundert kaufte der berühmte Straßburger Arzt Dr. Kiefer die Ulmburg und diente als Schaffner (Verwalter) keinen geringeren als Johann Jakob von Grimmelshausen. Doch schon nach zwei Jahren quittierte der große Dichter den Dienst, zog nach Renchen und überließ seinem Sohn das Schaffneramt auf der Ulmburg.

Während der Burgherr mehr und mehr den erlesenen Weinen zusprach, die im tiefen Schloßkeller in bauchigen Fässern schlummerten, verliebte sich der junge Grimmelshausen in das Töchterlein des kauzigen Doktors. Nur so war es zu verstehen, daß der tüchtige Schaffner die Launen des Alten ertrug und sogar auf der Burg verblieb, als Krieg ausbrach und der Feind von Oberkirch her sich bereits der Ulmburg näherte.

Jetzt galt es zuerst das Burgfräulein in Sicherheit zu bringen. Der Schloßherr aber lehnte es kurzweg ab, zu fliehen. Keinesfalls wollte er dem Feind seine köstlichen Weine ausliefern. So ließ er sich mit seinem getreuen Schaffner zusammen in den Keller einschließen und hinter sich den Zugang vermauern.

Kaum war dies geschehen, forderte ein Abgesandter des Feindes die Burg zur Übergabe auf. Inzwischen hatte das Gesinde bereits die Feste verlassen und war im nahen Dorf Tiergarten untergetaucht. So fand der Feind keinen Widerstand. Was nicht niet- und nagelfest war, wurde kurzerhand zerschlagen oder verbrannt. Die Plünderer erbrachen auch die große Kellertür, waren aber enttäuscht, nur einen schlechten Wein vorzufinden. Da entdeckte einer der wilden Gesellen die geheime Stiege zum untersten Keller, in dem sich der Schloßherr verborgen hielt. Kaum war der Soldat an der Kellertür

angelangt, krachte ein Schuß und streckte den Burschen nieder. Auch den Nachfolgenden erging es nicht besser. Bald häuften sich die Leichen in dem niederen Kellergang.

Berauscht von seinem Siege und dem im Übermaß getrunkenen Wein schwang sich der Schloßherr auf das größte Faß und schrie: „Sie sollen nur kommen, die Halunken. Alle werde ich mir holen. Ich bin der Satan! Ja, der bin ich!“ Bei diesen Worten verlor er das Gleichgewicht, rutschte vom Faß und brach sich das Genick. Der junge Grimmelshausen, der herbeistürzte, konnte im Kerzenschein nur noch in die gebrochenen Augen eines Toten blicken. Plötzlich erschütterte eine Sprengung das ganze Gebäude. Unter furchtbarem Getöse polterten Steine nieder und versperrten den Kellereingang.

Der junge Schaffner war eingeschlossen. Vergebens suchte er sich zu befreien. Vor Hunger erschöpft, sank er in einen todähnlichen Schlaf. Erst nach drei Tagen gruben ihn ein paar Getreue aus den Trümmern und brachten ihn nach Tiergarten, wo er unter der Fürsorge des Schloßfräuleins bald wieder zu Kräften kam. Der erste Gang sollte die Wiedervereinten zu der Ulmburg führen. Doch unterwegs warnte sie ein Bursche: „Geht nicht hinauf, der alte Kiefer ist nicht tot. Er sitzt auf einem Weinfäß und schreit: „Ich bin der Teufel!“

Nicht lange, da wurden der junge Grimmelshausen und das Schloßfräulein ein glückliches Paar. Einer ihrer Urenkel ließ die letzten Reste der Ulmburg abbrechen und mit den Steinen einen am Burghügel angelegten Reberg befestigen. Dort wächst heute noch ein besonders feuriger Wein, an dem der alte Dr. Kiefer seine Freude gehabt hätte.

Großzügig genug für eine Sage geht man da mit der Historie um. Es gab weder einen Krieg am Oberrhein als Grimmelshausen, von 1662 bis 1665 Schaffner und Burgvogt Johann Küffers auf der Ullenburg bei Tiergarten war, noch ist etwas davon bekannt, daß irgendeines der zahlreichen Kinder Grimmelshausens je mit der Ullenburg zu tun hatte. So stimmt auch das Altersverhältnis zwischen beiden, Dr. Küffer und dem nur etwa acht Jahre jüngeren Grimmelshausen, nicht.

Max Rieple, der in seinem Band ‚Sagen und Schwänke vom Oberrhein‘¹ die Erzählung so zum Druck gebracht hat, verweist auf eine ältere Quelle, auf Johannes Künzigs ‚Schwarzwald Sagen‘, Jena 1930. Seltsam, daß man auch beim zweiten Durchgang dieser (etwas unübersichtlich angelegten) Sammlung keine derartige Erzählung von der Ullenburg finden kann. Dagegen findet sie sich bei Wilhelm Straub: Sagen des Schwarzwaldes, Bühl 1956 (S. 86–89). Ältere Sagensammlungen, etwa die von August Schnezler: Badisches Sagenbuch, Karlsruhe 1846, die den Grundfundus aller badi-

schen Sagen enthält, kennen keinen solchen Bericht von der Ullenburg. Prüft man andererseits die Standardwerke der mittelbadischen Burgenkunde, die Burgenbände der ‚Ortenau‘ von 1934 und 1984, oder auch Artur Bechtold: Die Ullenburg bei Tiergarten (in: Die Ortenau 4 (1913), S. 106–122) oder Berta Freifrau von Schauenburg: Die Ullenburg bei Tiergarten (in: Die Ortenau 21 (1934), S. 246–249), dann greift man auch hier ins Leere. Offenbar hat sich erst im 20. Jahrhundert jemand die Freiheit genommen, eine historisch relativ gut dokumentierte Figur wie Dr. Johann Küffer in eine Sagengestalt zu verwandeln. Wir lassen diesen bedenklichen Fall beiseite.

Einen tüchtigen Beitrag dazu, daß sich um die Gestalt des Straßburger Arztes der Nimbus des Sagenhaften bilden konnte, hat Grimmelshausen selbst geleistet. Er hat, so vermutete man längst, in einem zentralen Teil des ‚Simplicissimus‘, in den ersten fünf Kapiteln des vierten Buches, Dr. Küffer unter dem Namen Monseigneur Canard zu einer Figur – einer recht fragwürdigen Figur – seines Romans gemacht. Die Hinweise auf einzelne Züge der Person Küffers sind so dicht, daß daran kein Zweifel mehr sein kann. Das fängt mit dem Beruf Küffers an: Monseigneur Canard verdient als Arzt hochadliger Kreise reichliche Honorare. Es betrifft den gesellschaftlichen Umgang mit vornehmen Leuten, geht dann aber bis in solche Details wie Sprachkenntnisse, die beide, Küffer und Canard, haben. Von Canard heißt es: „Dieser Doctor redte so gut teutsch / als ich / und das Italiänisch / wie seine Muttersprach“² – für Dr. Küffer ohne weiteres plausibel: er hatte längere Zeit in Padua Medizin studiert. Simplicissimus im Roman fragt Canard: „Warumb er sich nit von seinem Adelichen Sitz schreibe / den er neulich nahend Pariß umb 20 000. Cronen gekaufft hätte? item / warumb er lauter Doctores auß seinen Söhnen zu machen gedencke / und sie so streng studiren lasse?“³ In der Tat hatte Küffer 1661 die Ullenburg vom Haus Württemberg als Lehen gekauft, erhob Präntentionen auf den Adelsstand (davon gleich mehr), nannte sich aber nicht nach der Ullenburg. Über seine vier Söhne ist wenig bekannt, doch weiß man von einem sicher, daß er Medizin studierte und in Straßburg 1675 zum Doktor der Medizin promovierte⁴. Die Leser von Grimmelshausens ‚Lebensbeschreibung‘, soweit sie in Straßburg und der Ortenau zuhause waren, mußten die Züge Dr. Küffers wiedererkennen und die Satire verstehen: Monseigneur Canard im Roman sorgt sich nicht nur um die Gesundheit seiner hochadligen Patienten, er verschafft ihnen auch Vergnügungen, gibt Gastereien, läßt köstliche Speisen auftragen, denen gelegentlich Aphrodisiaka beigemischt sind, und vermittelt auch schon einmal Liebesdienste. Der Umgang mit dem Hochadel ist ihm zu Kopf gestiegen: „dann weil Mons. Canard sehr reich / als war er auch überauß hoffärtig ...“. Mehr noch, er konnte es wagen, sich Monseigneur anreden zu lassen, mit dem Titel, der sonst nur Prinzen und Bischöfen

zukam. Küffer, so weiß man aus einigen Urkunden, ließ sich mit ‚Excel- lenz‘ ansprechen⁵.

Weniger bekannt, auch in der Forschungsliteratur, ist, daß auch eine Passa- ge in der frühesten Schrift Grimmelshausens, im ‚Satyrischen Pilgram‘ (1666) deutlich auf Johann Küffer zielt. Es heißt da zunächst von Ärzten allgemein, unter Hinweis auf Johann Michael Moscheroschs ‚Gesichte‘: „Aber die grosse und Nobilissime Herren Doctores Medicinae haben eben so wohl auch ihre Mängel.“ Dann wird es persönlich:

„Der allergröste aber bedünckt mich dieser zu sein / daß wann ih- nen ein paar Proben gerathen / also / daß sie in einen Rueff kom- men / und sie sich bey grossen Herren insinuiren, und bekant ma- chen können / daß sie alsobald anfangen hoffärtig zu werden / seind stracks keine Dreybatzen=Doctor mehr / und sehen keinen armen Patienten mehr an / dem sie sonst gern umb Gottes Willen wo nit geholffen: doch wenigst einen Gifft gegen seinem Anti- doto ahn ihnen probiret hetten / dann sie haben ietzt wohl andere Kühe zu melcken; lassen sich anfänglich für kurtzweilige Råthe oder Cupler gebrauchen [wieder eine Anspielung auf spezielle Dienstleistungen! W. E. Schäfer] / biß sie endlich so kirr werden / daß sie mit den Fürsten schertzen dörfen / wie vor diesem des Königs in Ungarn Balbirer thät ... [dezente Ablenkung des Lesers in eine unverfängliche Richtung! W. E. Schäfer]⁶.

Es muß sich in Grimmelshausen allerhand Unmut gegen seinen früheren Dienstherrn aufgestaut haben, daß er ihn solcherart zum Repräsentanten der höchsten Schicht des Berufsstandes macht.

Soweit ich sehe, hat sich in der Fachliteratur bisher niemand über den Na- men Canard Gedanken gemacht. Le canard, die Ente, hat in Fabeln und al- legorischen Tierdarstellungen keine eindeutigen stereotypen Qualitäten. Von daher ist wenig zu gewinnen. Doch bemerkt man nach einigem Suchen in der zeitgenössischen Literatur eine topische Verbindung zwischen der Vorstellung von der Stadt Paris und der von Enten. Johann Fischart, von dem Grimmelshausen ohnehin manche Idee und manches Motiv aufgenom- men hat, beschäftigt sich im 14. Kapitel der ‚Geschichtklitterung‘ einge- hend mit Paris, mit dem Namen der Stadt, seiner Etymologie und schlägt, als Witz, einen unter andern Erklärungsversuchen des Namens vor: „Viel heißen die statt von luto, weils Luter Kaat Endten da hat“⁷. – Schmutz und Dreck (lutum), Wasser (die Seine) und Enten, die im Schlamm wühlen – das scheint eine feste Assoziationskette zu sein. Daß man auch für Grim- melshausen auf der richtigen Spur ist, bemerkt man spätestens dort, wo er

vom Empfang des Simplicissimus in der vornehmen Pariser Liebeslaube durch eine adlige Hofdame erzählt: „Diß war unser Discurs, dieweil mir eine Adelige Jungfer / so dem Feuer pflegte / Schuh und Strümpff außzoge / die ich überall im Finstern besudelt hatte / wie dann Pariß ohne das eine sehr kothige Statt ist“⁸. Sumpftümpel und Enten gehören zusammen, so wie Paris und Monsieur Canard.

Trägt man nun die in zeitgenössischen Zeugnissen der verschiedensten Art und in der Forschungsliteratur weit verstreuten Fakten über den historischen Dr. Küffer zusammen, so verliert die Figur einiges von ihrem sagenhaften Nimbus, bleibt aber erstaunlich genug. Ihr Reichtum und ihr Ruf bei Fürsten und großen Herren erklärt sich zum guten Teil aus den Vorleistungen und Vorgaben der vorhergehenden Generationen, besonders des Vaters. Schon Johann Küffer der Ältere (1579 – 1648), der aus Eßlingen stammte, hatte in Straßburg Humanwissenschaften studiert, 1600 bzw. 1601 an der Straßburger Akademie die Grade des Baccalaureus, dann des Magisters erlangt und danach – nach dem Erwerb des Doktordiploms in Basel 1605 – sich in Straßburg auch niedergelassen⁹. Durch seine Heirat im Jahr 1607 mit Maria Jacobe Hoffmann, der Tochter eines baden-durlachischen Hofrats, muß er mit höfischen Kreisen in Kontakt gekommen sein, blieb aber in Straßburg und erwarb hier 1609 das Bürgerrecht. Im Mannesalter stand schon er, nicht erst sein Sohn, im gelegentlichen oder andauernden Dienst regierender Fürsten. 1625 übernahm er den Auftrag des Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden (Regent 1622 – 1677), eine Empfehlung und Beschreibung der Baden-Badener Quellen und Kuren zu erarbeiten. Die Schrift erschien unter dem Titel ‚Beschreibung des Marggrävischen Warmen Bades Sampt Beygefügetem Natürlichem discurs von aller fliessenden und insunderheit der warmen wasser ursprung‘ 1625 in Straßburg¹⁰. In noch bedeutendere Funktion stieg er als Leibarzt des württembergischen Hofes unter Eberhard III. auf, der sich mit seinem Hofstaat nach der Niederlage der protestantischen Sache 1634 vor Nördlingen nach Straßburg geflüchtet hatte. Als Herzogin Barbara Sophia von Württemberg, die Witwe des bis 1628 regierenden Herzogs Johann Friedrich, 1636, während des großen Seuchenjahrs in Straßburg, gestorben war, schritt Küffer der Ältere, zusammen mit einem zweiten Leibarzt, in dem pompösen Leichenzug mit, der sich durch die Stadt bewegte. Die erhaltene Darstellung dieses Zeremonialaktes – bisher unbekannt – vermerkt als Trauernde, die unmittelbar hinter dem elsässischen Hochadel plaziert sind:

„Auff dise seynd gefolgt / beede Fürstl. Leib-Medici
Johann Küffer / Med.Doct.
Gottlieb Breuning / Med.doct.“¹¹

(Übrigens marschierte im Trauerzug auch Anton von Lützelburg, der spätere Oberamtmann des württembergischen Herzogs in Oberkirch, mit, mit dem Grimmelshausen später geschäftlich als Schaffner zu tun bekam.) Es muß sich wohl um eine feste Anstellung als Leibarzt gehandelt haben, ein Faktum, das dann die engen Beziehungen des jüngeren Küffer zum württembergischen Hof, auch als dieser nach Stuttgart zurückgekehrt war, verständlich macht. Doch müssen noch andere regierende Häupter die Dienste des älteren Küffer in Anspruch genommen haben. Denn ein Epicedium des Straßburgers Johann Matthias Schneuber, des in allen Straßburger Leichab dankungen der Zeit am häufigsten mit Trauergedichten vertretenen Mitglieds der Tannengesellschaft, auf Johann Küffer den Älteren trägt den Titel: In obitum JOHANNIS KÜFFERI Consummatae Doctrinae & peristiae Medici, variorumque Principum & Magnatum Archiatri, & Consilarii¹³. Ganz ähnlich werden die Formeln beim Tod des Sohnes lauten.

Die herausragende Position des Vaters innerhalb der Straßburger Bürgerschaft, seine Dienste und seine Bekanntheit an fürstlichen Höfen legten den Grund für die eminente soziale Position des Sohnes. Johann Küffer der Jüngere, 1614 in Straßburg geboren, genoß in den dreißig Jahren bis zum Tod seines Vaters 1648 eine sorgfältige, wohlüberlegte Erziehung. Er schrieb sich im Januar 1633 in die Matrikel der Humanistenfakultät in Straßburg ein, im Jahr der Gründung der literarischen Gesellschaft von der Tanne durch Jesaias Rompler von Löwenhalt und Johann Matthias Schneuber, war etwa gleichaltrig wie die gleicherweise frisch immatrikulierten Mitgenossen dieser Gesellschaft Andreas Hecht und Peter Samuel Thiedrich, poetisch begabt und zögerte nicht, ein Poem beizutragen, wenn es um eine Feier, eine Trauerfeierlichkeit ging¹⁴. Es sind nicht wenige meist deutschsprachige Gedichte seiner Hand in den Sammlungen der Gelegenheitsschriften Straßburgs erhalten. Er konnte sich, mehr als die andern, mit den Studien Zeit lassen. Im Herbst 1633 und im nächsten Jahr ist er als Medizinstudent in Basel nachweisbar, im Herbst 1637 in Padua, einer Hochburg medizinischer Studien. Man trifft ihn 1638 in London an, wo er dem aus Württemberg stammenden Georg Rodolf Weckherlin (1584 – 1653), zu dieser Zeit Sekretär im Dienst der englischen Krone, einen Besuch machte, der sich in einem Tagebucheintrag dokumentiert¹⁵. Italien und England waren jedoch nicht die einzigen Länder, in denen er, während zu Hause in Straßburg Hungersnöte und Seuchen die Bevölkerung dezimierten, seine Studien fortsetzte. Er muß auch in Frankreich und den Niederlanden sich aufgehalten haben¹⁶ – eine Ausdehnung und Zeitdauer der akademischen Studienreise (peregrinatio), die sich seine Freunde in der Tannengesellschaft nicht leisten konnten. Erst am 9. April 1640 – die Kriegssituation am Oberrhein hatte sich etwas beruhigt – stellte er sich der Disputation an der Straßburger Universität, die den Erwerb der medizinischen Doktorwürde abschloß.

Noch im gleichen Jahr ehelichte er Anna Maria Eyselin, Tochter des Brandenburgisch-Ansbachischen Geheimen Rats Philipp Eyselin und nahm endgültig in Straßburg Wohnung und Praxis. Dank des Vaters hatte er keine Mühe, sich zu etablieren.

Seine Kundschaft waren zunächst bürgerliche Patrizier und Adelsfamilien im Straßburger Umkreis (Wenn man die Andeutungen Grimmelshausens in Bezug auf Monsieur Canard auf Küffer beziehen darf, dann behandelte er ärmere Leute selten und nur, um dem Ruf ausschließlichen Profitstrebens zuvorzukommen.)¹⁷. Aus dem Bereich seiner Straßburger Tätigkeit sind wenig Spuren geblieben. Doch versteht sich, daß man sich den Beruf eines Arztes vielseitiger als in der Moderne vorstellen muß. Johann Küffer hatte eine gesellschaftliche Stellung (ohne daß man von einem Sitz in einem der Ratsgremien Straßburgs wüßte), die es mit sich brachte, daß er an den Fest- und Trauerakten der guten Gesellschaft der Stadt teilnahm. In einigen Fällen läßt sich die Art der Teilnahme dokumentieren, so, als ein junger Adliger aus Danzig, Konstantin Kratzer, der an der Straßburger Universität studiert hatte und Anfang 1642 im Alter von 21 Jahren plötzlich gestorben war, beerdigt wurde. Sehr wahrscheinlich, daß Küffer ihn behandelt hatte. Zu den in diesem Fall aufwendigen Trauerfeierlichkeiten trug Küffer ein Gedicht, ein Epicedium, bei, das wohl, zusammen mit andern Gedichten auf den Verstorbenen, nach dem Trauergottesdienst in oder vor der Kirche gedruckt verteilt worden ist:

Der Bimbssteins-Augen hat / das Hertz gantz von Corallen;
Kan jetzt nicht ohnbewegt / noch ohne thränen sein:
Kombt liebste Jugend kombt / stelt' Euch im Klag-hauß ein /
Uns ist die schönste Blum von unsrem Krantz gefallen /
Ein jeder lasse heut ein Todten-liedt erschallen /
Ein jeder under uns nehm' einen augenschein /
Und Lehrne daß der weg auch Jungen sey gemein /
Gewiß der Sicherst folgt am ersten von uns allen /
Herr Kratzer gehet nur ein wenig zeit voran /
Uns last Gott noch ein weil allhier zum büssen gehen /
Er nimbt die Rosen weg / und last die distlen stehen.
Wer in den Garten will der suche Gottes Lohn.
Der guten meinung ist / der seh' in dieses grab
Gib Ihm den letzten gruß / wisch dan die thränen ab¹⁸.

Bezeichnend, daß Küffer mit keinem Wort von der Art der Krankheit des Verstorbenen, von ärztlichen Bemühungen spricht. Nachdem es im Rat-schluß Gottes so beschlossen war, daß der junge Student sterben mußte, erfüllte auch der Arzt Küffer Christenpflichten und rückte das Ereignis in die

Perspektive christlicher Heilshoffnung. Zugleich ist das Gedicht in der Leichtigkeit seiner Verbindungen, in der Wahl der Metaphern, ein Zeugnis für die poetische Begabung Küffers. Einer, der es wissen mußte, Balthasar Venator (1594 – 1664), zu dieser Zeit Hofrat in Zweibrücken und selbst vielseitiger Literat, zählte Küffer gleich nach Jesaias Rompler von Löwenhalt zu den herausragenden Vertretern der Poesie in Straßburg und schloß eines seiner Gedichte so:

Ach daß das Elsas müsst' an statt der dreyen Buchen
Drey Lorbörbäum' anheim zur stethen pflanzung suchen /
Darab Herr Rumpler hätt' oft eine newe Cron:
Doch daß Herr Kieffer auch bekäm' ein theil darvon¹⁹.

Doch gehen wir hier auf die weiteren erhaltenen Gedichte Küffers nicht ein und wenden uns jenen Geschäften des Arztes zu, mit denen er in die Spuren seines Vaters trat. Auch er war Leibarzt am Württembergischen Hof, jetzt in Stuttgart, am Hof Eberhards III., wie die Hofämterregister ausweisen, um 1660 in der Stellung des dritten „Leibmedikus“²⁰. Sicher nicht bloßes Ehrenamt. Küffer begleitete den württembergischen Herrscher auf Reisen, so schon 1652 auf den Reichstag in Regensburg. Er muß darüber hinaus an zahlreichen anderen Höfen medizinischen Rat gegeben haben. Jedenfalls führt der Verfasser der akademischen Gedächtnisrede auf Küffer, der Mathematikprofessor Julius Reichelt, nach seinem Tod 1674 weitschweifig aus, Küffer habe drei Kurfürsten, zwei Kardinälen, drei Bischöfen, acht Fürsten, neun Prälaten, sechs Grafen und einer Reihe von Freiherrn ärztliche Dienste geleistet²¹. Da mag es sich um gelegentliche Beratungen gehandelt haben, die nun, wie so oft in Gedächtnisschriften, zum Lob des Verstorbenen aufgebauscht wurden. Doch muß sein ärztliches Renomee groß gewesen sein.

Nur in einem Fall, über Eberhard von Württemberg hinaus, läßt sich ein festes Anstellungsverhältnis nachweisen. 1652 wurde Küffer durch den Probst Norbert Hodapp von Allerheiligen zum Klosterarzt bestellt und seine Pflichten schriftlich geregelt:

„October.15. dedimus d.doctori Küeffer literas sub sigillo praepositi et conventus und ihn pro medico monasterii confirmiert. Soll im früeling und herbst vor und in der aderlässe aufwarten. dafür haben 12 ohmen wein, 12 fiertel korn und 12 daler, item darbey obligiert sein, zu allen religiosis infirmis, auch den pfarherrn zu kommen, solle aber seine aigne pferdt haben und ihm das kloster

niemahl ein pferdt zu schickhen schuldig sein. Doch soll ihm das kloster wegen der pferdt jürlich 10 frtl. haber geben und wan er ausserhalb obbemelten zeiten zu einem kranckhen erfordert wirdt, ihme täglich ein daler gegeben werden“²².

Wie lange dieses Vertragsverhältnis gedauert hat, ließ sich nicht ermitteln. Doch ist es sicher noch für Grimmelshausen als Schaffner Küffers auf der Ullenburg bedeutsam geworden.

Auch war Küffer einige Zeit Leibarzt eines Grafen von Nassau, zumindest wenn dieser in seiner Straßburger Residenz abstieg²³. Ärztliche Verpflichtungen an anderen Höfen lassen sich auf Grund spärlicher Hinweise vermuten, so am Hof Franz Egons von Fürstenberg in Zabern, dem Straßburger Bischof, auch am Hof in Baden-Baden²⁴. Der dortige Markgraf Wilhelm bestimmte Küffer zu einem unbestimmten Zeitpunkt zu seinem Residenten, seinem diplomatischen Vertreter also, bei der Stadt Straßburg. Als solcher trat Küffer 1662 auf, als es darum ging, für Markgraf Wilhelm Erkundigungen über die Pläne Johann Michael Moscheroschs einzuholen, der sich zu dieser Zeit in Straßburg aufhielt²⁵. Man kann annehmen, daß Aufenthalte Küffers an diesem Hof in ärztlichen Angelegenheiten vorausgingen. Solche diplomatischen Funktionen ergaben sich in dieser Epoche öfters aus einer beruflichen Tätigkeit an Höfen, als ein Teil der Belohnung. Matthias Merian der Jüngere zum Beispiel, der als Porträtist häufig an Höfen verkehrte, auch am Hof in Baden-Baden, wurde mit diplomatischen Missionen, selbst vom Kurfürsten von Brandenburg, betraut²⁶. Voraussetzung war allerdings gewiß, daß man solchen Ärzten und Malern diplomatisches Geschick zutraute.

Man geht sicher nicht fehl in der Annahme, die Honorarsätze für die ärztlichen Dienstleistungen Küffers an Höfen seien nicht weniger fürstlich gewesen als die – nachweislich – fürstlichen Honorare, die sich Matthäus Merian d. J. für seine Porträts bezahlen ließ²⁷. Jedenfalls brachte es Küffer d. J. nicht allein durch sein Erbe zu beträchtlichem Reichtum. Er investierte ihn in einen Landsitz und in ein Straßburger Stadtpalais, die beide wohl mehr der Repräsentation dienten als den Wohnbedürfnissen seiner, zugegeben, großen Familie – er hatte vier Söhne und zwei Töchter. Das Bemühen um Hebung seines sozialen Prestiges, über das städtische akademische Großbürgertum und den Stadtadel hinaus, ist schon beim Erwerb der Ullenburg bei Tiergarten im Jahr 1661 bemerkbar. Er kaufte die im Dreißigjährigen Krieg zerstörte Ullenburg vom Haus Württemberg als sogenanntes Pfandlehen, nur auf eine beschränkte Zeit über seinen Tod hinaus und mit der Auflage, die Burg wieder instand zu setzen²⁸. Das Terrain selbst und die Burgreste können nicht sonderlich wertvoll gewesen sein. Es kam Küffer

wohl mehr auf jene zwei Rebhöfe an, die der Ullenburg zugehörten und auf die Standesrechte, die an sie gebunden waren. Zwar war Küffer schon seit etwa 1640 (wohl durch das Erbe seines Vaters) Mitglied der Ortenauer Reichsritterschaft aufgrund von freiadligen Gütern in Durbach. Er hatte Sitz und Stimme auf den Rittertagen in Offenburg, zwischen den Landadligen aus dem Elsaß und der Ortenau, doch der Besitz der Burg gab ihm in diesem Umkreis zusätzliches Gewicht²⁹.

Ähnliche Motive müssen im Spiel gewesen sein, als Küffer im Herbst 1663 in der Krutenau, in einer Vorstadt am östlichen Rand der Altstadt Straßburgs, das traditionsreiche Haus „Zum Seidenfaden“ erwarb³⁰. Auch dieses Anwesen war in baufälligem Zustand, kam aber aus hochadligem Besitz. Graf Johann von Nassau-Saarbrücken hatte es besessen, jedoch die Hypotheken nicht abtragen können oder wollen, die auf ihm lagen. Küffer überraschte 1663 den Magistrat der Stadt mit der Mitteilung, daß Johann von Nassau-Saarbrücken, dessen Leibarzt er wohl schon war, ihn beauftragt habe, die Gläubiger des Grafen auszuzahlen und auf diese Weise das Haus zu „liberieren“. Dafür wurden ihm die Besitzrechte übertragen. Der „Seidenfaden“ hatte eine Generation zuvor den Wild- und Rheingrafen gedient. Johann Michael Moscherosch erzählt in der ‚Patientia‘ die Episode, wie sich ein gerissener junger Mann ohne ernsthaftes Studium, ein „Politischkerl aber ein schlechter Christ“ 1629 in diesem Haus bei Johann Georg, Wild- und Rheingraf (gest. 1650), um eine Sekretärstelle bewarb³¹. Offenbar war es schon seit Generationen Residenz regierender Herren, das Ambiente, das Küffer suchte. Und er erweiterte den Besitz durch Zukäufe, im Mai 1664 durch den Erwerb eines angrenzenden Gartens, im Juli dieses Jahres durch den Kauf des daneben liegenden sogenannten Boschischen Anwesens, des späteren Badischen Hofes, der an einem Wasserlauf, am Rheingiessen, lag. Die idyllische Umgebung inspirierte Küffer zu der Idee, ein Sommerhaus auf die den Garten gegen den Rheingiessen abschließende Stadtmauer setzen zu lassen. Am Ende des Jahres 1664 muß auf diesem breiten Platz ein Anwesen von herrschaftlichem Gepräge zu sehen gewesen sein. Von ihm gibt nun, nach den Ausgrabungen des Jahres 1990, eine Brunnenfassung mit dem Allianzwappen Küffer/Eyselin und der Jahreszahl 1666 Zeugnis. Mag sein, daß der Brunnen den Abschluß der Bauarbeiten krönte³².

Dem sozialen Ansehen diene sicher auch das Kunstkabinett, das Küffer in diesem Haus einrichtete. Zwar hat sich nicht, wie bei andern Straßburger Sammlungen der Zeit, ein Inventar erhalten, doch muß es zu den sehenswertesten Sammlungen der an Kunstdenkmälern reichen Stadt gehört haben. Dafür spricht auch, daß die Sammlung später an eine „fürstliche Person“, wahrscheinlich an einen Markgrafen von Baden-Baden verkauft wurde³³.

Die andauernden und, wie es scheint, systematisch angelegten Bemühungen um Verbesserung des sozialen Status zielten letztendlich auf die Standeshebung, auf das Adelsprädikat. Dr. Küffer erreichte dieses Ziel nicht mehr. Erst seinen Söhnen gelang es, am Anfang des 18. Jahrhunderts das Adelsprädikat zu erlangen – Ergebnis von Bemühungen über drei Generationen hinweg.

Doch auch die Ehrungen, die Dr. Küffer zu Lebzeiten erfuhr, sind beträchtlich. Mehrere Fürsten – sicher gilt dies von Herzog Eberhard III. von Württemberg – ernannten ihn zum Hofrat. Der renommierteste deutsche Porträtist der Zeit, eben Matthäus Merian der Jüngere, der ansonsten nur von Höfen Aufträge entgegennahm, porträtierte ihn 1669 und titulierte ihn als „diversorum Electorum et Principum Consiliarius et Medicus artis pictoriae ac omnium Elegantiarum admirator“³⁴.



Aus: „*Simplicius Simplicissimus. Grimmelshausen und seine Zeit*“, Münster 1976, Ausstellungskatalog hrsg. v. Westfäl. Landesmuseum f. Kunst und Kulturgeschichte Münster

Der Titel Exzellenz, mit dem Küffer in vereinzelt Urkunden bedacht wurde, scheint dagegen nicht fürstlicher Ehrung und höfischen Diensten zu verdanken, vielmehr reichsstädtischen sozialen Rangbezeichnungen zu entsprechen, denen zufolge Küffer die höchste Würde innerhalb der Bürgerschaft zukam³⁵.

Man kann sich vorstellen, daß diese außergewöhnlichen Ehrungen eines Mitbürgers in Straßburg Aufmerksamkeit, Staunen und wohl auch Gerüchte hervorriefen. Das mag der emotionale Grund für Sagenstoffe gewesen sein – immer vorausgesetzt, daß die eingangs wiedergegebene Sage nicht erst in der Mitte des 20. Jahrhunderts als schöne Literatur entstanden ist.

Im Grunde aber repräsentiert Dr. Küffer nur einen gewissen Typ des städtischen akademischen Großbürgers im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, der die durch seinen Reichtum und durch seinen Zugang zu fürstlichen Familien sich eröffnenden Möglichkeiten nutzte, um sich in seiner Lebensführung und seinem sozialen

Prestige dem Hofadel anzugleichen. Anders als der zu gleicher Zeit sich etablierende Amtsadel legte er Wert auf einen repräsentativen Lebensschnitt und gab sich gern als Mäzen („*artis pictoriae ac omnium Elegantiarum admirator*“). Einheirat in Familien des Hofadels, Kauf von landadligen Gütern, Verwendung in diplomatischen Diensten waren die Mittel des sozialen Aufstiegs, der häufig in den ersten Dezennien des nächsten Jahrhunderts Söhne oder Enkel in den Adelsstand führte³⁶. Daß dieser soziale Ehrgeiz letztendlich das Band der stadtbürgerlichen genossenschaftlichen Gemeinschaft zerstören mußte, versteht sich von selbst. Hier mag eine tiefere Ursache der Aversionen Grimmelshausen, über persönliche Gegensätze hinaus, gegen Küffer/Canard liegen.

Anmerkungen

- 1 Sagen und Schwänke vom Oberrhein, Konstanz 1965, S. 176–178
- 2 Grimmelshausen: Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch und Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi, hrsg. v. Rolf Tarot, 2. Aufl., Tübingen 1984, S. 293
- 3 ebd. S. 295
- 4 Erste Informationen über Dr. Johann Küffer und seine Familie sind bei J. Kindler von Knobloch: Oberbadisches Geschlechterbuch, Bd. 2,2, Heidelberg 1905, S. 401, zu finden, hier auch über die Promotion des ältesten Sohnes Wilhelm Christian zum Dr. med. 1675. Von seiten der Literaturwissenschaft sind in jüngerer Zeit zwei Beiträge zur Biographie Dr. Küffers erschienen: Peter Heßelmann: Grimmelshausen – „gesellschaftlich alleingelassen“?. Auf den Spuren seiner Gönner und Leser im 17. Jahrhundert. In: *Simpliciana VIII* (1986), S. 61–70. Susanne Hast: Die beiden Johann Küffer und ihre Beziehungen zu Grimmelshausen. In: *Simpliciana X* (1988), S. 199–210. Ich ziehe zusätzliches Archivmaterial und Druckschriften des 17. Jahrhunderts heran. In früheren Darstellungen, z. B. in Otto Winckelmann: Zur Geschichte des Badischen und Nassauischen Hofes in Strassburg – eine sonst wichtige Studie zum Wohnsitz Dr. Küffers in Straßburg – in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N. F.* 24 (1909), S. 569–595, sind dadurch Irrtümer entstanden, daß es in drei aufeinanderfolgenden Generationen Familienmitglieder gibt, die den Namen Johann Küffer tragen, nämlich Dr. Johann Küffer der Ältere (1579 – 1648), Dr. Johann Küffer der Jüngere (1614 – 1674) und dessen Sohn Johann Albrecht, die die militärische Laufbahn einschlug.
- 5 Gustav Könnecke: Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelshausens. Hildesheim, New York 1977 (reprogr. Nachdruck der Ausgabe Weimar 1926 – 1928, S. 169
- 6 Grimmelshausen: Satyrischer Pilgram, hrsg. v. Wolfgang Bender, Tübingen 1970, S. 143
- 7 Johann Fischart: Geschichtklitterung (Gargantua). Synoptischer Abdruck der Bearbeitungen von 1575, 1582 und 1590. Hrsg. v. A. Alsleben, Halle a. S. 1891 (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts Nr. 65–71), S. 233. Auf diese Motiventsprechung bei Fischart und Grimmelshausen hat Dieter Breuer: Grimmelshausen und Fischart. In: *Simpliciana XII* (1990), S. 163 aufmerksam gemacht.
- 8 *Simplicissimus* (s. Anm. 2), S. 304. Welche Vorstellungen mit Enten verbunden waren, erhellt z. B. aus Antoine Furetière: *Dictionnaire universel* Bd. I, La Haye 1690, unter dem Lemma Canard (keine Paginierung): „Oiseau aquatique ... Le canard domestique qu'on nourrit près des moulins est peu estimé, & on l'appelle barboteur, parcequ'il trempe toujours son bec dans la bourbe“ – im Gegensatz zu den Wildenten, die mehr geschätzt werden.

- 9 Die Daten nach J. Kindler von Knobloch und Susanne Hast (Anm. 1)
- 10 Jacques Betz (Hg.): Répertoire bibliographique des livres imprimés en France au XVII^e siècle. T. VI. Baden-Baden 1984 (= Bibliotheca bibliographica Aureliana 92), S. 110
- 11 Ich fand diese für das württembergische Herzogshaus im Straßburger Exil aufschlußreiche Darstellung im Hohenlohischen Zentralarchiv Neuenstein unter der Nr. LP SA Bd. N (4) 1
- 12 Anton von Lützelburg (1595 – 1662), 1629 – 1633 württemberg. Oberamtmann in Oberkirch. S. Walther Pfeilsticker: Neues Württembergisches Dienerbuch Bd. 2, Stuttgart 1963, § 2719. Gustav Könnecke (Anm. 5), S. 100 ff.
- 13 Matthias Schneuber: Fasciculus Poematum Latinorum. Straßburg 1656, S. 13
- 14 Die Lebensdaten Küffers d. J. nach der akademischen Trauerrede von Julius Reichelt: Programma Funebre Jean Küffer, Straßburg 1674 (BNU Strasbourg Mg 25927) in Übereinstimmung mit G. Könnecke und Susanne Hast. Über die ‚Tannengesellschaft‘ informiert Karl F. Otto: Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, Stuttgart 1972, S. 57 ff. und unsere Edition: Des Jesaias Romplers von Löwenhalt erstes gebüsch seiner Reim-getichte 1647, hrsg. v. Wilhelm Kühlmann und Walter E. Schäfer, Tübingen 1988, Nachwort S. 51–96. Vgl. auch Wilhelm Kühlmann: Rompler, Hecht und Thiederich – Neues zu den Mitbegründern der Straßburger Tannengesellschaft. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft XXV (1981), S. 171–195
- 15 Darauf machte Leonard Forster: Aus der Korrespondenz G. R. Weckherlins. In: Schiller Jb. 4 (1960) S. 182–184 aufmerksam.
- 16 nach der Gedächtnisrede von Julius Reichelt (Anm. 13)
- 17 Simplicissimus (Anm. 2), S. 295: „er theilte zwar geringen Leuten auch von seinen Mitteln mit / er nam aber kein gering Geld / sondern schenckte ihnen eher ihre Schuldigkeit / damit er einen grossen Nahmen haben möchte.“
- 18 Parentalia Beatis Manibus Juvenis Nobilissimi Eruditissimi DN. Constantini Kratzer Gedanensis Borussi ... Straßburg 1642 (British Library London, 11408 ec-2)
- 19 Des Jesaias Romplers von Löwenhalt ... Reim-getichte (s. Anm. 14), S. 232. Nach alter Überlieferung soll an der Stelle, wo sich heute das Straßburger Münster erhebt, in vorchristlicher Zeit ein Heiligtum der Druiden unter drei Buchen gewesen sein. Vgl. J. D. Schoepflin: Alsatia Illustrata Celtica Romana Francica, Bd. I, Kolmar 1751, S. 87, 134–135. August Stöber: Die Sagen des Elsasses. St. Gallen 1858, S. 451–454
- 20 Walther Pfeilsticker (Anm. 12), Bd. I, Stuttgart 1957, S. 329
- 21 Vgl. Anm. 14
- 22 Herrmann Baier: Die zeitgeschichtlichen Aufzeichnungen des Probstes Norbert Hodapp von Allerheiligen (1640 – 1653). In: ZGO N. F. 32 (1917), S. 118. Vgl. auch Gustav Könnecke (Anm. 5) Bd. II, S. 169
- 23 Nach Otto Winckelmann (Anm. 4), S. 582, allerdings ohne Beleg. Winckelmann muß sich wohl in der Person geirrt haben. Er nennt einen Grafen Johann von Nassau-Saarbrücken. Einen solchen gibt es zu der fraglichen Zeit nicht, wohl aber Johann, Graf von Nassau-Idstein (1603 – 1677), der 1629 die Herrschaft antrat. S. Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte, hrsg. v. Karl Bosl u. a., Bd. II, München 1974, S. 1995
- 24 Franz Egon von Fürstenberg forderte ihn 1663 auf, nach Zabern zu kommen. S. Jan Hendrik Scholte: Der Simplicissimus und sein Dichter. Tübingen 1950, S. 124. Ein Epicedium Küffers von 1649 trägt die Unterschrift „Johannes Küfer. Fürstl. Badischer wie auch vieler andern Fürsten und Herrn Leib Medicus.“ (Rudolf Lenz (Hg.): Katalog der Leichenpredigten in Bibliotheken und Archiven der Vogelbergregion Marburg 1987 (= Marburger Personalschriften = Forschungen Bd. 9), S. 261, Nr. 68)
- 25 Jan Hendrik Scholte (Anm. 24), S. 125

- 26 Krieger: Wallerant Vaillant und Matthäus Merian der Jüngere am baden-badischen Hofe. In: ZGO N. F. VIII (1893), S. 381–382
- 27 Markgraf Carl Ludwig von Baden-Baden schätzte Merian d. J. so ein: „Er vertieffet sich bißweilen zimlich in die Politic und Historie, aber nicht viel in die Moralitet, wann er einem ein 100 Rth. vor ein Contrefait zu mahlen abfordert. Ich aestimire seine Kunst aber nicht seinen Preis.“ (Krieger, Anm. 26, S. 382)
- 28 Über den Kauf informiert detailliert Gustav Könnecke (Anm. 5) S. 168–170
- 29 Die Matrikel der Reichsritterschaft Ortenau von 1664 (GLA Karlsruhe 127 – Fasc. 274, Blatt 67) führen an:
 „Item Herr Johann Kieffer der Artzney Doctor hatt Fünff Rebhöff in Durbach
 Daß Schloß Ulenburg Undt dabey zwey Rebhöff“
- 30 Über diesen Kauf ausführlich Otto Winckelmann (Anm. 4)
- 31 H. M. Moscherosch: Die Patientia, hrsg. v. Ludwig Pariser. Hildesheim 1976 (Reprogr. Nachdruck der Ausgabe München 1897), S. 105
- 32 S. den Bericht darüber von Carl Helmut Steckner: Fund des Küffer'schen Wappens in Straßburg. In: Die Ortenau 71 (1991), S. 681–685
- 33 Spärliche Berichte darüber bei Léon Dacheux: Fragments des anciens chroniques d'Alsace. In: Bulletin de la société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace Bd. XVIII, Straßburg 1898, S. 140, und Hans Rott: Straßburger Kunstkammern im 17. und 18. Jahrhundert. In: ZGO N. F. 44 (1931), S. 25
- 34 Dieses Porträt ist reproduziert in dem Katalog: Simplicius Simplicissimus. Grimmelshausen und seine Zeit. Hrsg. v. Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster in Zusammenarbeit mit dem Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität, Münster 1976, S. 178
- 35 Johann Christoph Adelung: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart, Bd. I, 1774, S. 1986: „In den alten Reichsstädten hat dieser Titel noch mehr von seiner Würde verloren, indem er daselbst sogar den Doctoren der Medicin beigelegt wird.“
- 36 Den Prozeß der Angleichung der obersten Schicht des städtischen Bürgertums an den Hofadel hat u. a. Otto Brunner in: Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, 3. Aufl. Göttingen 1980, S. 275 ff. am Beispiel österreichischer Verhältnisse dargestellt.

Stollhofen

Die Vorburg, ein Verteidigungsschwerpunkt des alten Stollhofen.

Ernst Gutmann

Der Katasterplan zeigt im Ortsbild des Dorfes Stollhofen, am Ostrand der älteren Bebauung ein beachtenswertes Gebäude, das als „das Dorsner'sche Haus“ oder als „die Ölmühle“ bekannt ist. Dieses Haus steht auf den alten Grundmauern der Burg oder des „Reduits“ (Stadtplan von 1640¹) oder des von Samson Schmalkalder im Jahre 1689 als „daß Schloß“ bezeichneten Gebäudes².

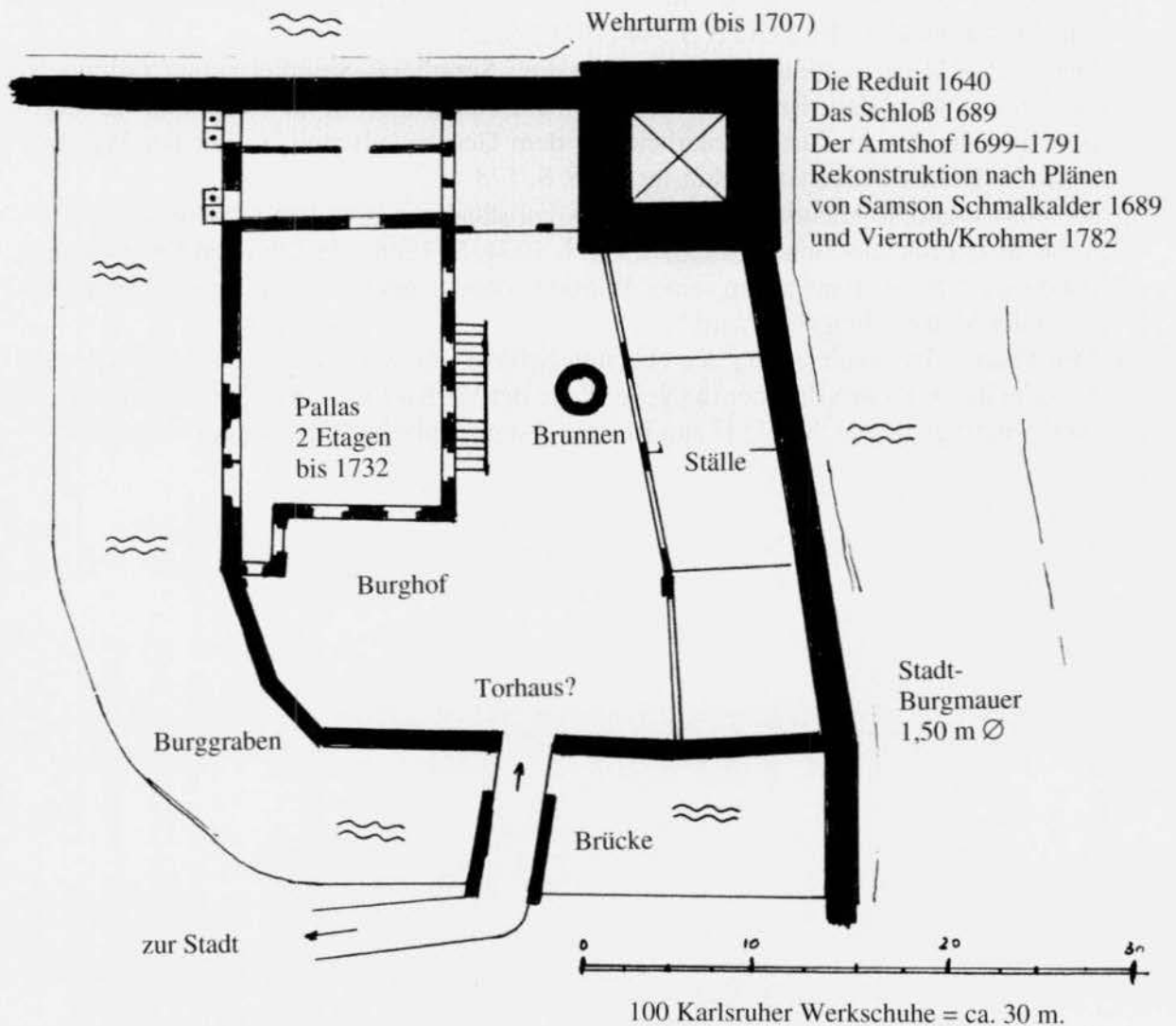


Abb. 1: Zustand der Anlage um 1689 Rekonstruktion

1. Das Wohnhaus, der ehemalige Pallas

Das heutige Haus steht auf einem mächtigen Kellergewölbe, das früher den Pallas der Burg trug. Mit einer Spannweite von nahezu 10 Metern und einer heutigen Höhe von ca. 4 Metern, vom Kellerboden aus gemessen, stellt es für Stollhofen ein einmaliges Baudenkmal dar. Unter dem heutigen Kellerboden begann ein Verbindungsgang zur Wasserburg im Westen der Stadtanlage. Um eine Gefährdung neugieriger Kinder vorzubeugen, hat man den Eingang zugeschüttet. Die Kellerfenster liegen auch heute noch hoch über dem Hof- und Gartenniveau; früher konnten sie durch Sandsteinschieber geschlossen werden (Teile noch erhalten).

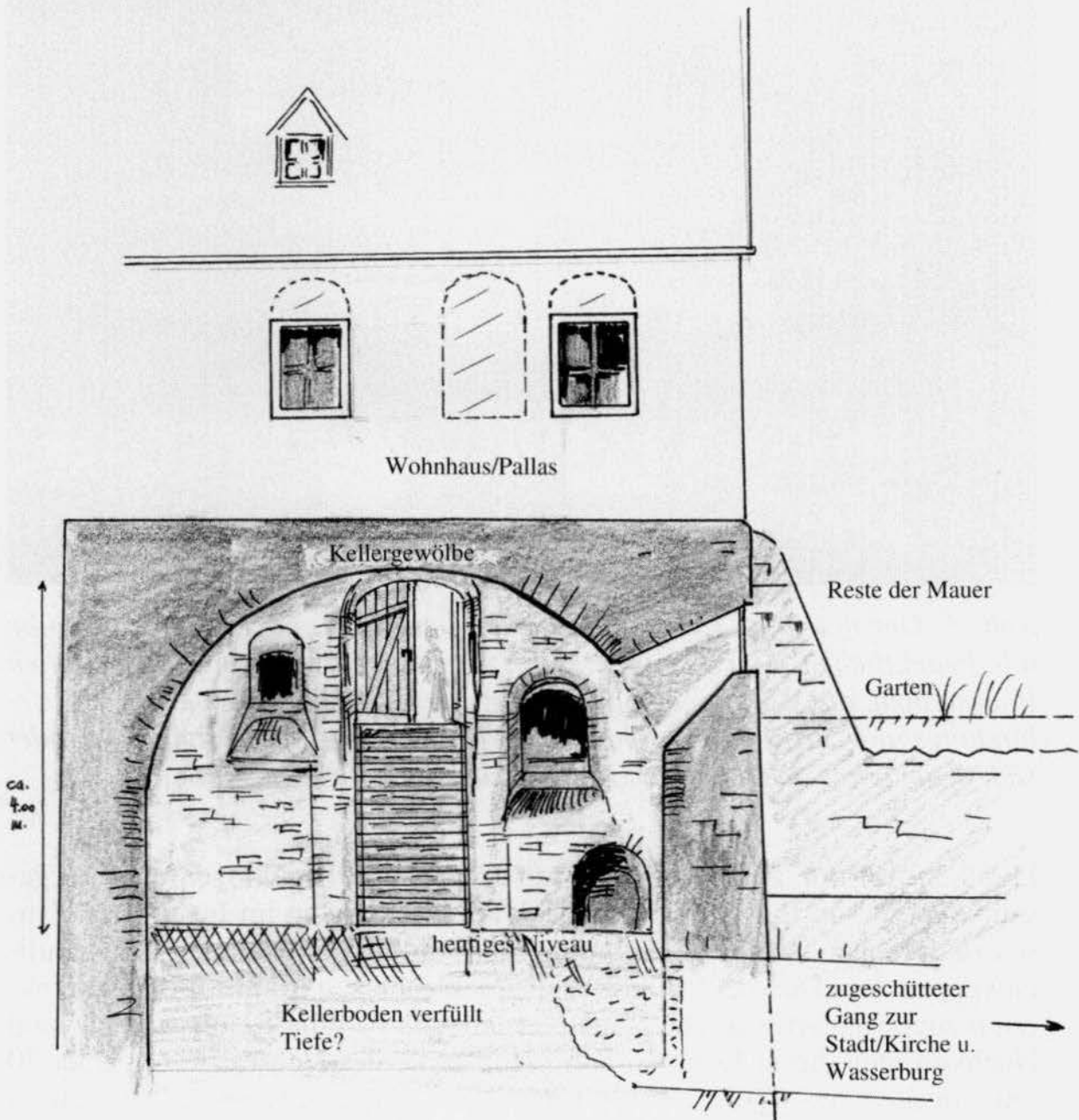


Abb. 2

Beachtenswert ist die uralte Steintreppe die mit über 15 Stufen vom ehemaligen Burghof in die Tiefe führt. Das Wohnhaus wird über eine beachtlich hohe Freitreppe betreten. Das zweite Geschöß wurde 1732 abgebrochen, so daß das Haus heute noch 1 1/2 Etagen hat.

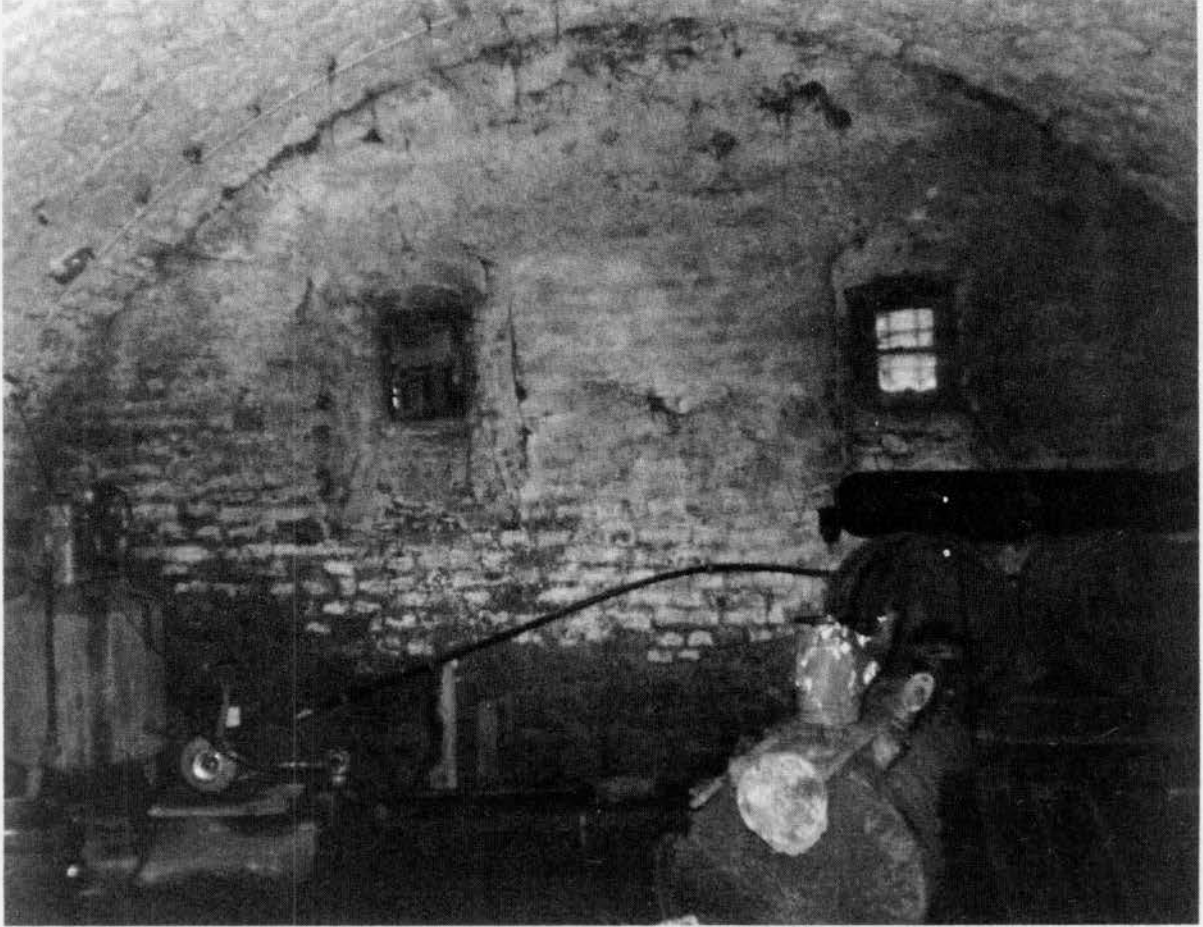


Abb. 3: Der mächtige Keller der ehemaligen Burg, ein Natursteingewölbe mit beachtlichen Abmessungen. Die Seitenwände bestehen aus uralten Backsteinen, die Wölbungen aus Natursteinen. Von hier aus verlief ein Verbindungsgang in Richtung Kirche und Wasserburg. Der Eingang befindet sich heute unter dem heutigen Kellerboden und ist zugeschüttet.

Die Fensterfront zum Burghof war früher mit Rundbogenfenstern geschmückt, deren Bestand noch an den Wandschränken im Innern des Hauses zu erkennen ist. Im Wohnzimmer der Familie befindet sich das Familienwappen der „Dorsner“, eines Adelsgeschlechtes, das um 1790 aus Frankreich zugewandert war. Die heute hier lebende Familie Reinfried/Vick sind Nachkommen dieser Dorsner. Die Wandstärke des Hauses beträgt über 70 cm. Ansätze zur Wehrmauer und Reste des Archivanbaues findet man an der Südseite des Wohnhauses mit einer Mauerstärke von ebenfalls um 70 cm.

Zwischen dem Wohnhaus und der nördlichen Außenmauer befindet sich heute ein Schuppen, der früher den Wehrgang der Burg beherbergte. Die nördliche Außenmauer besteht aus Sandsteinen verschiedener Art, im älteren unteren Teil sauber vermauert, im oberen Teil, das nachträglich um 1782 wieder aufgemauert wurde, sind Gerölle und Bruchstücke vermauert.



Abb. 4: Treppe aus Sandsteinen

In diesem Mauerteil sind mehrere Wappenreste eingemauert, die früher sicher den Eingang des Schlosses oder des Stadttors schmückten.

1. Nordseite außen: Wappenbild des Markgrafen Philipp II., 1569–1588, aus hellem harten Sandstein. Markgraf Philipp II. ließ 1583–89 die Schloßanlage durch den markgräflichen Baumeister Caspar Weinhardt neu errichten³.
2. Nord-Ost außen: Wappenschild des Markgrafen Philibert, des Vaters Philipps II., mit der Jahreszahl 1546 aus rotem Sandstein.
3. Innenseite Nord: Bruchstück eines zweiten Wappens des Markgrafen Philipp II. aus hellem Sandstein.
4. Neben dem Bruchstück: Ein Löwenfragment aus hellem Sandstein.

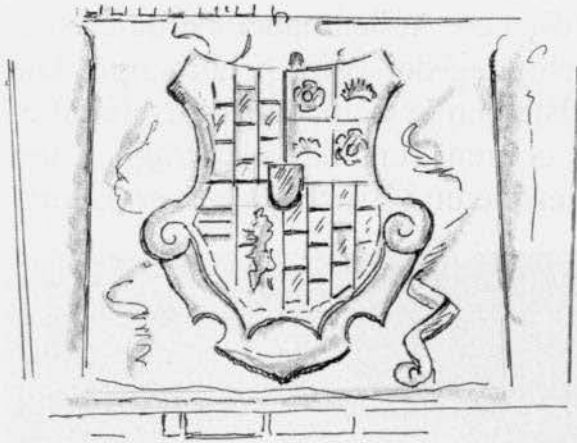


Abb. 5: Reste des Wappens des Markgrafen Philipp II. (1583–89)



Abb. 6: Reste des Wappens des Markgrafen Philipp II. und das Bruchstück eines Löwen. Innenseite.

2. Der Burgfried

An der Nord-Ost-Seite stand der Burgfried, der auf den Plänen von 1640/89 und 97 deutlich zu erkennen ist. Die Grundmauern wurden bei dem Stallumbau unlängst angeschnitten, er schützte die Burg gegen Osten und überragte die der Burg vorgelagerte Bastion. Auf dem Plan von 1640 ist ein Übergang zur Bastion zu erkennen, der aber 1689 und 1697 nicht mehr erscheint. Deutlich sieht man, daß der Turm über die Außenmauer hinausragte. Ebenfalls bei dem oben erwähnten Stallumbau wurde der Burgbrunnen im Hof angeschnitten.



Abb. 7: Heutiger Zustand des Hauses Dorsner/Reinfried ehem. Pallas (Süden)

3. Der Burggraben

Geschützt war die Burg durch den Graben, der heute noch als Trockengraben teilweise zu erkennen ist. Der Eingang zur Burg lag dem Stadtkern zu, als Verlängerung der Herrenstraße (vergl. Pläne und Katasterplan), ein Torhaus scheint die Anlage nicht gehabt zu haben.

Die Burg war durch eine Verbindungsmauer von beiden Seiten mit der Stadtmauer verbunden, vorgelagert der inneren Mauer war eine weitere Verteidigungsanlage, dessen Schwerpunkt in diesem Bereich die Bastion darstellte. Heute sind diese vorgelagerten Anlagen noch deutlich durch Geländeunterschiede festzustellen.

4. Die Geschichte der Burg

Leider ist es nicht möglich, das Alter der Anlage oder dessen Erbauer festzustellen. Die im GLA vorhandenen Akten sind zu spärlich und zu unbestimmt.

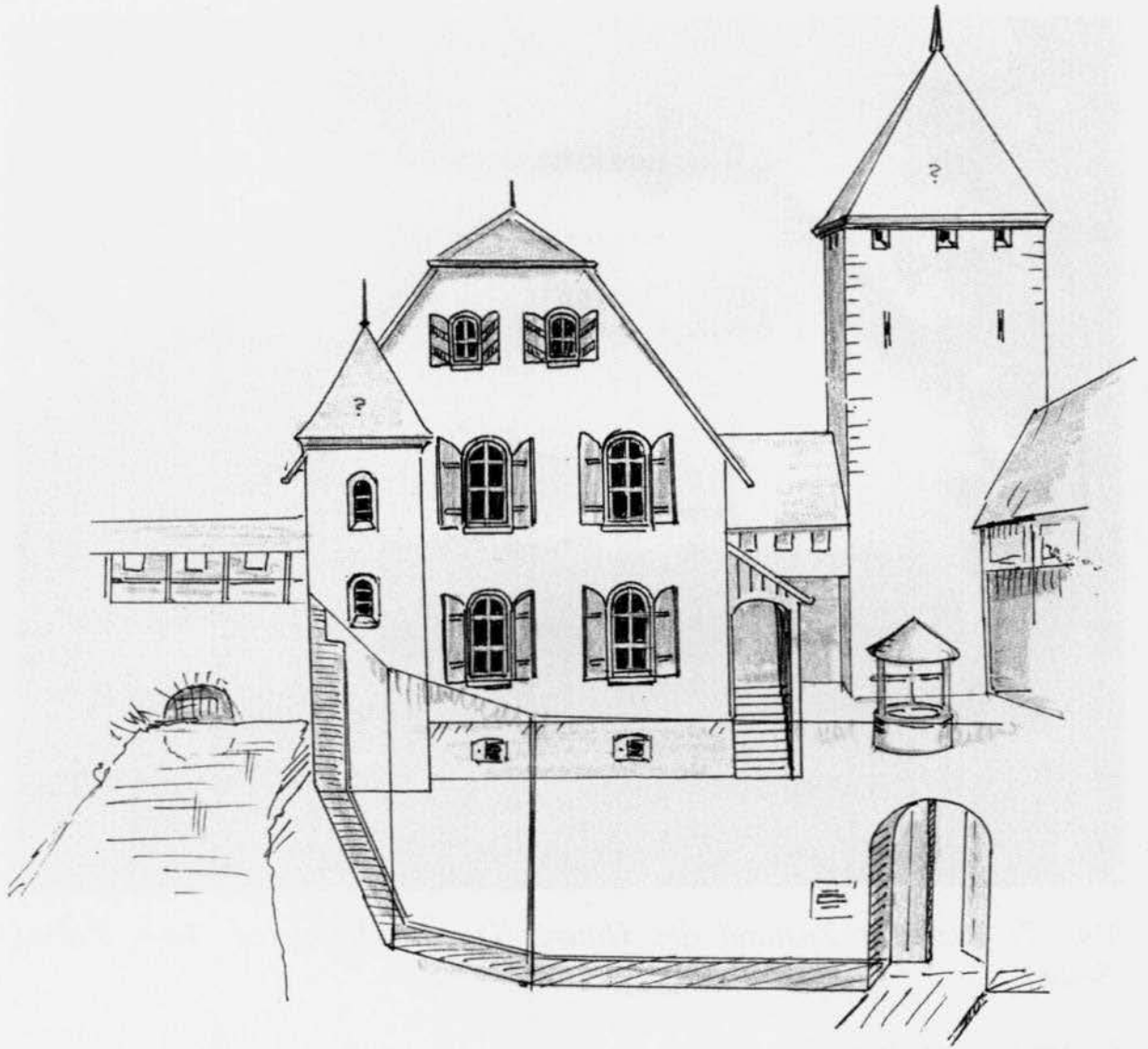


Abb. 8: *Rekonstruktion der Burg vor 1707 mit Wehrturm und Archivanbau (Turm?)*

Außerdem sind Überschneidungen mit der größeren Wasserburg im Westen nicht zu vermeiden.

Die Vorburg scheint aus einem Adelssitz entstanden zu sein und war bis zur Zerstörung der großen Burg nur eine zweitrangige Befestigung. Erstmals erscheint in den Urkunden eine Burg oder Veste in den Kaufurkunden der Stadt von 1309/10/11⁴. Allerdings hatten die Ministerialen „von Stollhofen“ (1212) ihren Wohnsitz in der Burg, wobei hier auch die Zuordnung fehlt⁵.

5. Veränderungen durch den Festungsausbau 1583–89

dürften sich auch auf die Vorburg (Reduit) ausgewirkt haben. Im Dreißigjährigen Krieg wurde unter anderem auch die Burg im Westen zerstört, so

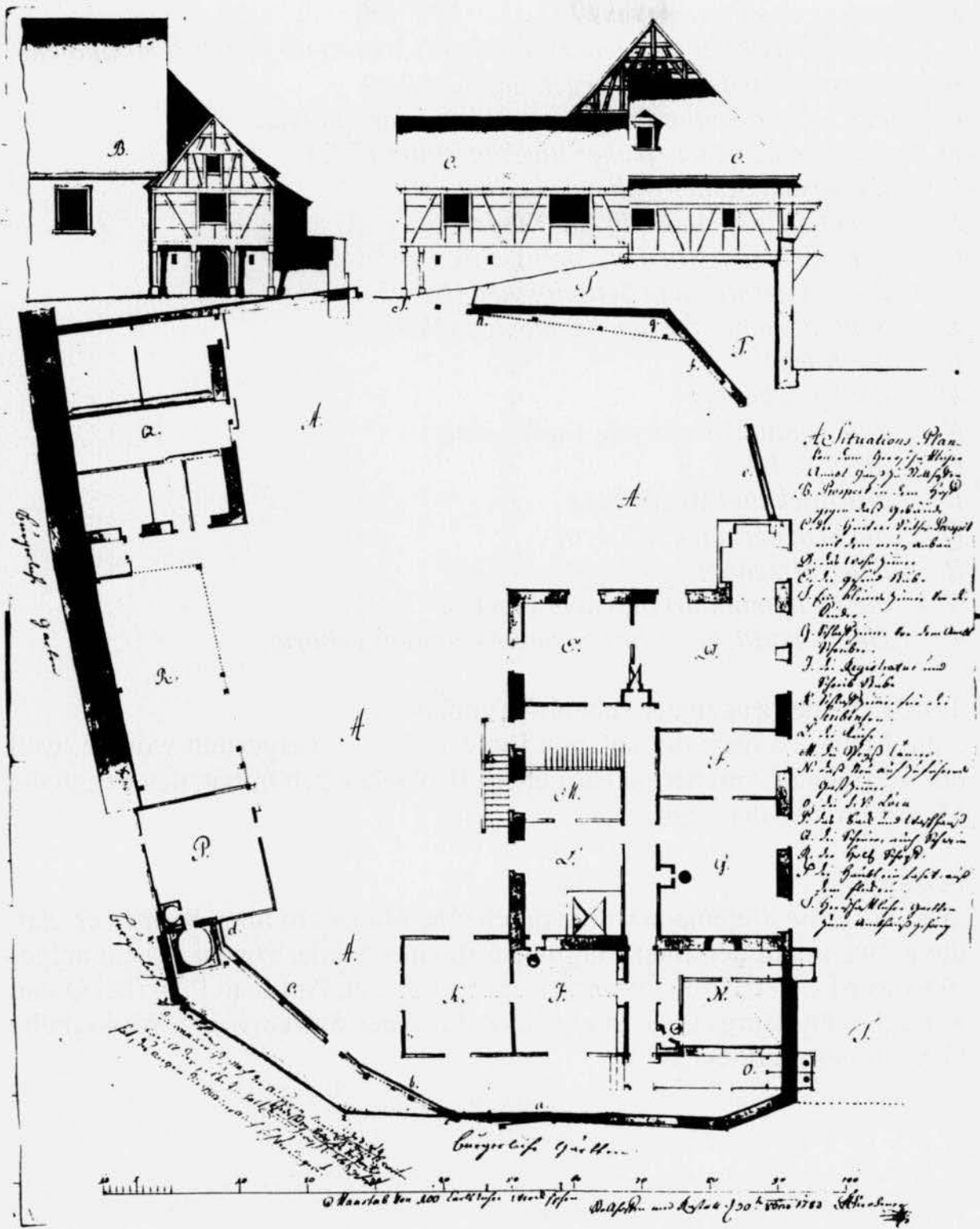


Abb. 9

Erläuterung des Planes von 1782

- A Situations Plan von dem Herrschaftlichen Ambt Hauß zu Stollhofen.*
- B Prospect in dem Hoff gegen daß Gebäude*
- C der hintere Seithe Prospect mit dem neuen anbau.*
- D das Wohnzimmer (früher die Amtsstube 1732)*
- E die gesind Stube (früher Schreibstube)*
- F ein kleines Zimmer für die Kinder*
- G Schlafzimmer von dem Amtsschreiber*
- I die Registratur und Schreibstube (Neu)*
- K Schlafzimmer für den Seribenten (Neu)*
- L die Küche*
- M die Speißkammer*
- N daß Neuaufzurichtende Gaßzimmer*
- O die S:V: Loca*
- P das Back und Waschhaus*
- Q die Scheuer auch Schwein*
- R der Holzschopf*
- S die Haupteinfahrt auß dem Flecken*
- T Herrschaftlicher Gartten zum Ambthauß gehörig.*

Text: Ecke des Zugemäch (ehem. Turmplatz)

„ die Mauer ist nach der äußeren Linie 1. 2. 3. 4. hergestellt worden, weil der selbs inhalt zum herr(schaftlichen) H(of)platz gehört hat, des wegen die Mauer auf sich der liegert.“

Erklärung:

„Das hölzerne Zugemäch wurde durch eine Mauer aus alten Steinen ersetzt, die teilweise auf der alten Burgmauer in einer Stärke von ca. 70 cm aufgeführt wurde. Der Turmplatz wurde quer überbaut. Auf dem Plan (bei Q und R ist die alte Burg- oder Stadtmauer mit einer Stärke von 5 Werkschuhe (1,50 m) noch erkennbar“¹⁰.

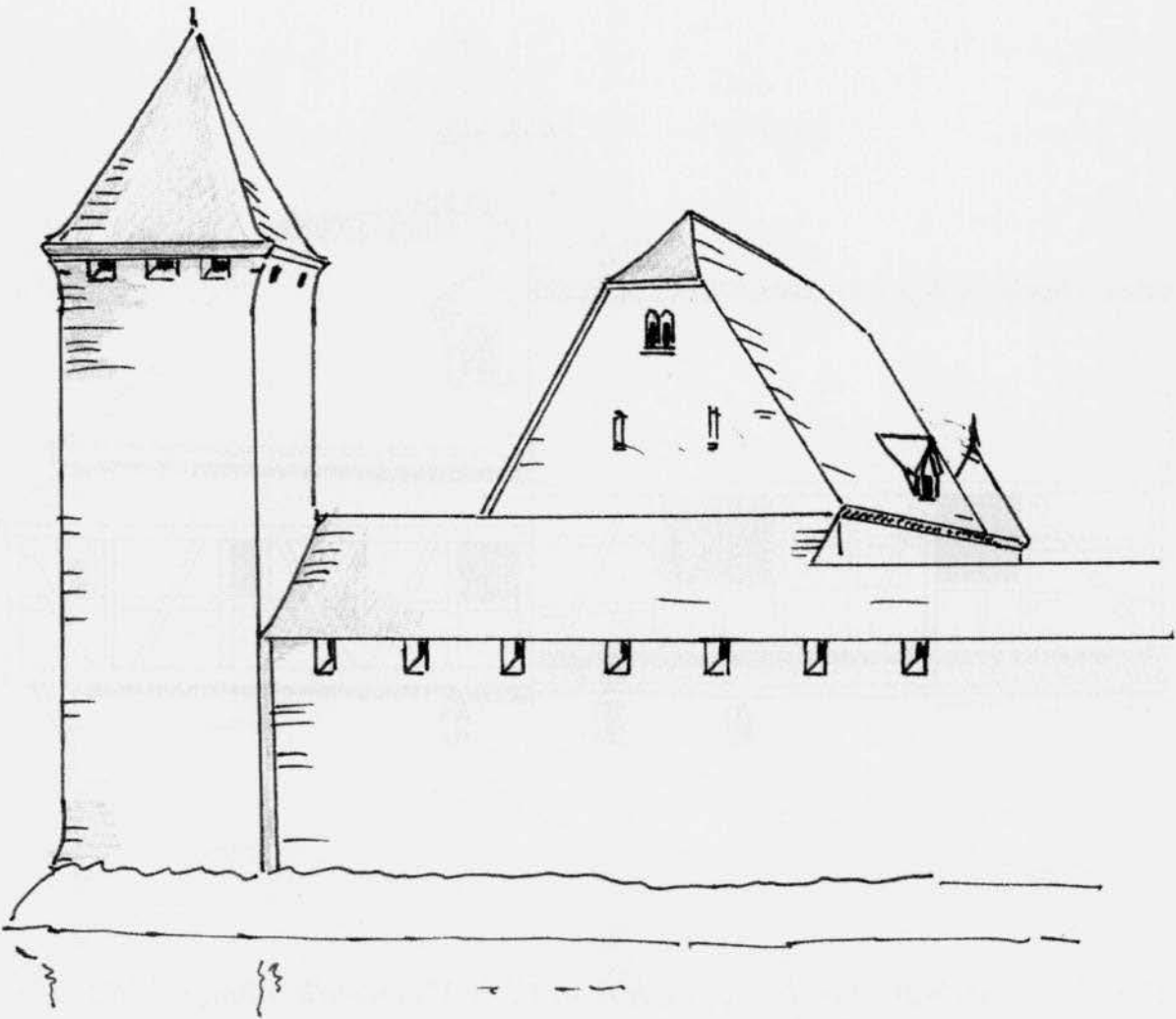


Abb. 10: Rekonstruktion Burg/Schloß Nordseite um 1689 mit Wehrturm

daß Schmalkalder 1689 die Anlage im Westen nur noch als „Vorhof“ bezeichnet. Der nächste Plan von 1697 zeigt die Burgstätte im Westen schon mit Häusern überbaut, so daß nun das dominierende Reduit zu „Schloß“ aufgewertet wurde. Die Burgstätte im Westen wurde bis 1754 vollständig überbaut⁶, doch das ehemalige Reduit veränderte seinen Grundriß nur unwesentlich.

6. Die Burg wird zum Amtshof

Im Jahre 1732 wurde das ehemalige Schloßgebäude, in dem seit 1698⁷ die Amtsverwaltung untergebracht war, nach einem Brand während des polnischen Erbfolgekrieges (1733–35) wieder hergestellt. Eine umfangreiche Akte bezeugt diesen Umbau, bei dem auf den zweiten Stock verzichtet wurde. Der Wehrturm war schon im Jahre 1707 abgebrochen worden, an

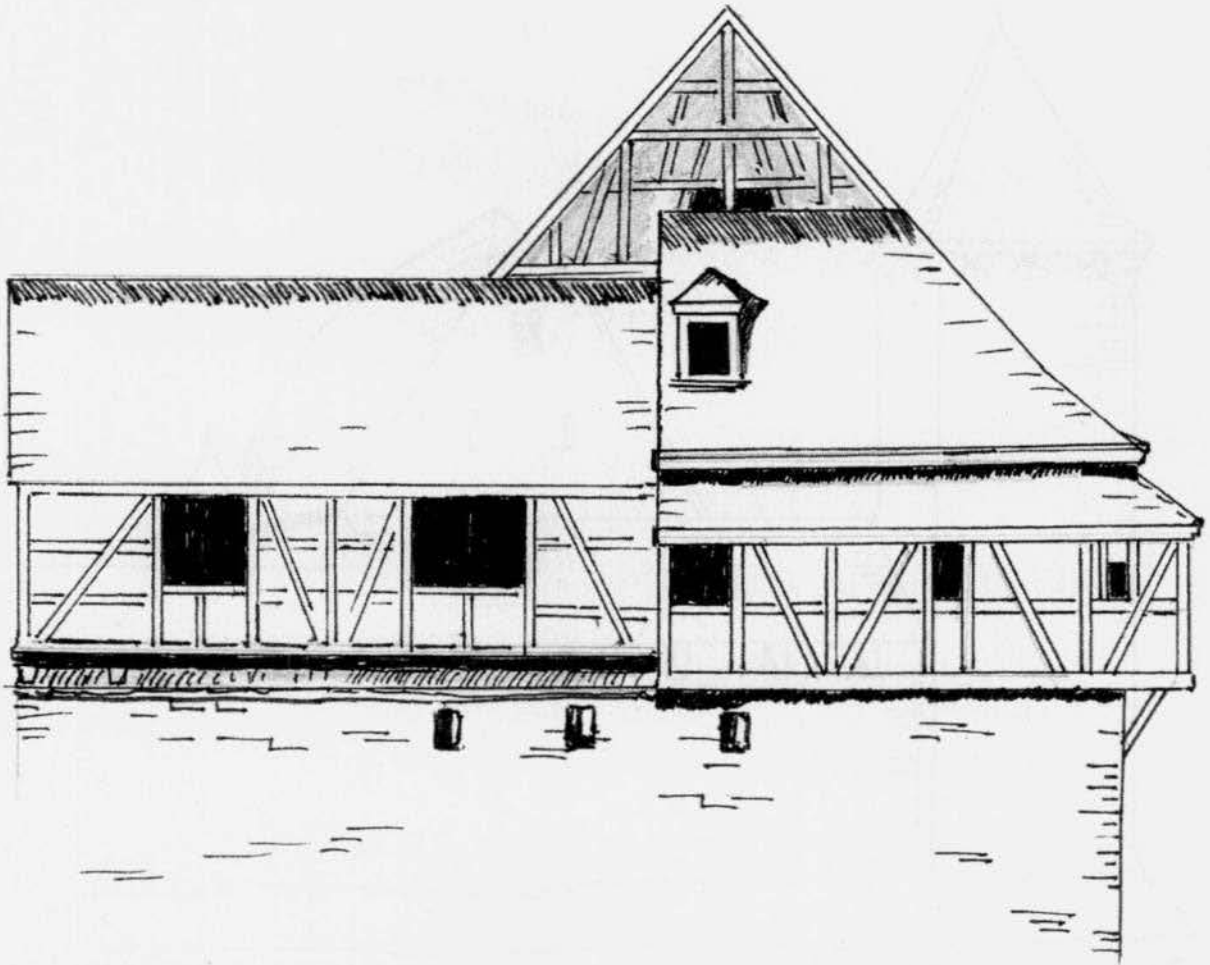


Abb. 11: Amtshaus Nordseite nach dem Plan Vierroth/Krohmer 1782 (Verbindungsmauer zur Stadtmauer entfernt)

der gleichen Stelle wurde nun ein „Zugemäch“ aus Holz errichtet, um den Hof wieder abzuschließen.

Die Stadt Stollhofen hatte zur damaligen Zeit kein eigenes Rathaus mehr, die Schule in der Vorstadt war ebenso ruiniert, so mußten auch diese Belange hier abgewickelt werden.

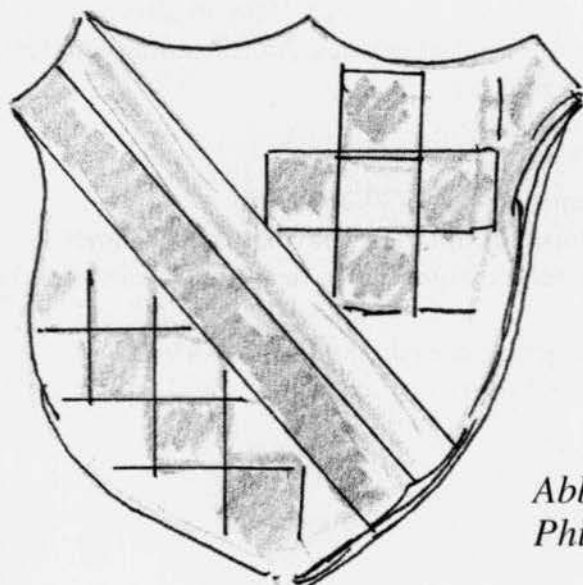
Auf der Bauskizze von 1732 sind die einzelnen Amtsräume eingezeichnet. So „ein kleiner Winckel“ wo die „Amtschrifften“ aufbewahrt werden, die „Ambstube“, wo die „Gerichtstäg“ abgehalten werden, u. a. auch die Amtschreiberei. Der Amtmann hatte seinen Wohnsitz hier, wobei er auch das Klosteramt Schwarzach mitverwaltete und daher zwischen beiden Orten hin und her pendelte⁸.

Eine im Jahre 1782 erstellte Bauaufnahme von dem Ingenieur Vierroth und ein von Franz Ignatz Krohmer gezeichneter Bauplan beleuchten den Zustand des Hofes.



*Abb. 12: Heutiger Zustand des Hauses. Wappen Nr. 1 (Pfeil) Erkennbar der
Trockengraben (Verbindungsmauer zur Stadtmauer entfernt)
(links Schutthügel vom Wehrturm)*

1546



*Abb. 13: Wappen des Markgrafen
Philibert 1546*

Nordost-Seite außen

Das hölzerne „Zugemäch“ wurde durch eine Steinmauer, die heute die Außenmauer mit den Wappenresten darstellt, ersetzt. Um den Platzmangel zu mildern, wurde im hinteren Hofteil ein neuer Anbau erstellt. Der untere Teil des Baues war aus Stein aufgeführt, der zweite Stock aus Holz, der die Amtsschreiberei nebst einem Schlafzimmer für den Hilfsschreiber aufnehmen konnte. Auch ein Gästezimmer wurde eingerichtet. Bemerkenswert sind die über die Außenmauer hängenden Aborterker^{9/10/11}.

Im Jahre 1790 wurde das Amt Stollhofen aufgelöst, ein Jahr später wurde der Amtshof von der badischen Regierung zur Versteigerung angeboten. Er ging an den Adlerwirt Anton Mast; die hölzerne Amtsschreiberei mit dem steinernen Untergeschoß fielen ebenso wie der Gefängnisturm der Spitzhacke zum Opfer. Die Steine, das Turmholz und auch den „unteren und oberen Ofen“ holten sich die Bürger. Der Turm stand im „Amtsgarten“, ist aber leider nicht im Plan von 1782 eingezeichnet¹².

So wurde der Hof zum Bauernhof und zur „Ölmühle“.

Anmerkungen

- 1 GLA Gemarkungskarten Gemarkungsplan Stollhofen Nr. 5 (ca. 1640)
- 2 GLA Hfk. XIX, 18 und Stadtplan von 1693/97, GLA H. D. Nr. 4
- 3 GLA 229/102425/102520 und GLA L Nr. 261/1884
Neubau des Schlosses zu Stollhofen 1583/89
- 4 RMB. I. Nr. 682 vom 30. Jan. 1309/HZB Schöpflin cod. dipl. Nr. 204 von 1310, Juni 22/RMB. I. Nr. 683 von 1311 Jan. 7.
Verkauf der Stadt und „Veste“ Stollhofen.
- 5 Schwarzacher Urkundenbuch Nr. 19, s. a. Die Ortenau 49/1969 S. 300.
- 6 GLA 229/102457 Verkauf von herrschaftlichen Allmend- und Gartenplätzen an Privat 1699–1757.
- 7 Neubau des Amtshauses unter dem Amtmann Brombach 1698, in „Burgen und Schlösser in Mittelbaden“ S. 129 ebenso die Akten des Amtes Stollhofen 1595–1707 GLA 229/102516 u. 102517 (ca. 500 Blätter)
- 8 GLA 229/102387 Amtshaus mit Bauskizze
- 9 GLA 229/102392 Gefängnisturm 1739/41/42/85
- 10 GLA 229/102388 Bausachen am Amtshaus 1735/39/45/46–90
- 11 GLA 229/102390 Bausachen am Amtshaus mit Plan von Vierroth/Krohmer 1775/82/90
- 12 GLA 229/102494 Verkauf des Amtsschreibergebäudes, des Amtshauses, des Amtsgartens und des Gefängnisturms 1791.
Fotografien mit freundlicher Genehmigung der Familie Reinfried/Vick.
Aufnahmen und Zeichnungen vom Verfasser.

Zwei Kleindenkmäler in Lichtenau und Ulm.

Ludwig Uibel

I. Die Grabplatte beim Portal der Lichtenauer Kirche.

Anlässlich der Renovierung der Lichtenauer Kirche im Jahre 1967 stellten die Handwerker fest, daß der Brunnenschacht im Pfarrhof unter anderem mit einer dicken Sandsteinplatte abgedeckt war, die sich beim näheren Hinsehen als eine Grabplatte erwies. Auf Anregung von Pfarrer Friedrich Steger wurde diese Grabplatte rechts vom Kirchenportal an der Kirchenmauer angebracht.

Da sich die Grabplatte ursprünglich über dem zugehörigen Grab unter der Kanzel befand und dort wie üblich von den Kirchenbesuchern auch begangen wurde, sind einige Textstellen der Aufschrift vollkommen oder teilweise weggetreten worden und sind so nicht mehr eindeutig zu entziffern. Der Name des Begrabenen ist aber noch gut zu lesen. Es ist

Graf Philipp Ernst zu Isenburg und Büdingen

Wer war dieser Mann? Was wird uns in den einschlägigen Archiven über ihn berichtet?

Über den Begrabenen ist im Lichtenauer Pfarrarchiv folgende Notiz zu lesen: „An Toten aus den Linien wurden in Lichtenau beigesetzt: Am 10. November 1705 unter der Kanzel Graf Philipp Ernst von Isenburg-Büdingen“¹.

Ergiebiger sind die Auskünfte aus der Heimatstadt des Verstorbenen (Büdingen in Oberhessen):

„Philipp Ernst wurde am 23. April 1686 in Büdingen geboren. Er war der 3. Sohn und das 3. Kind von acht des Grafen Johann Casimir (1660 – 1693) und der Sophie Elisabeth von Isenburg-Birstein (1660 – 1692). Mit seinen Geschwistern stand er unter der Vormundschaft seiner Oheime aus Isenburg-Meerholz und Isenburg-Marienborn. Anfangs von einem französischen Geistlichen, Mr. de Beaumont, erzogen, wurden die Söhne zwischen 1690 und 1702 dem Regierungsrat Tromp aus Frankfurt übergeben, der sie auch nach Utrecht an die Universität begleitete, wo sie sich zwei Jahre aufhielten“².

Urkunden aus dem Büdinger Archiv machen über den Tod von Graf Philipp Ernst folgende Angaben:

„Philipp Ernst diente als „Captain“ (Hauptmann) im oberrheinischen Kreisregiment zu Fuß. Er starb am 30. Oktober 1705 morgens gegen 4 Uhr an den schädlichen Urschlechten d. sind Blattern, in der fürstlich badischen Residenz Baden, wohin er sich aus den Linien unter dem Lager von Oberbühl hatte bringen lassen“³.

Als besonders günstiger Umstand dürfte die Tatsache zu werten sein, daß sich unter den o. a. Urkunden auch der Entwurf der Grabplatte befand. Dadurch war der genaue Text der Grabplatte bekannt, denn auf der Platte selbst waren von 310 Buchstaben des Textes 60 durch Wegtreten unleserlich geworden ($\approx 20\%$).

Entwurf der Grabplatte

(lateinischer Originaltext) (Isenbg. Wappen)	Deutsche Übersetzung
Quiescit sub hoc monumentum sepultus illustrissima gente prognatus	Es ruht unter diesem Grabmal begraben aus vornehmsten Geschlecht entsprossen
Philippus Ernestus Comes Isenburgi et Büdingae flos iuventutis Circuli Rhenani Superioris cohortis praefectus virtute praeclarus	Philipp Ernst Graf von Isenburg und Büdingen eine Blüte der Jugend ein Anführer eines Truppenteils des Oberrheinischen Kreises durch Tapferkeit ausgezeichnet
Heu morbo variolarum iniquo in campe prope Bühl oppressus coeloq. Badenae redditus	Ach von der bösen Krankheit der Pocken im Feldlager nahe bei Bühl befallen starb er unter dem Himmel Badens
Anno 1705 die 30t octobris cum nondum vixisset annis viginti in totum expletis	im Jahre 1705 am Tage des 30. Oktobers da er noch nicht 20 volle Jahre gelebt hatte

Die Grabplatte ist bar jeder künstlerischen Ausformung. Das oberhalb des Textes vorgesehene Wappen und das erste Wort (Quiescit) fehlen. Der Text

ist ohne Rücksicht auf Zeilen bzw. Wortgruppen eingemeißelt worden. Wie aus ihm hervorgeht, spielte sich die militärische Tätigkeit des so früh ver-



storbenen Grafen in den Bühl-Stollhofener Linien ab. Diese Linien waren von Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (Türkenlouis) während des Spanischen Erbfolgekriegs (1701 – 1713) als eine Art „Südwall“ errichtet worden, der das Vordringen der französischen Truppen nach Norden verhindern sollte.

Warum die Kirche von Lichtenau als Bestattungsort gewählt wurde, ist un schwer zu erklären. In der Zeit der Vorrechte des Adels wurden dessen Angehörige in besonderen Grabkapellen oder auch in Kirchen beigesetzt. Graf Philipp Ernst sollte in einer nicht allzuweit von Baden-Baden entfernten, evangelischen Kirche bestattet werden. Bei der geographischen Nachbarschaft von Hanau und Büdingen, den Stammsitzen der beiden regierenden Geschlechter der Hanau-Lichtenberger und der Isenburg-Büdingen, bestanden sicher freundschaftliche, vielleicht sogar verwandschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Familien, so daß einer Bewilligung der Beisetzung in der Lichtenauer Kirche nichts im Wege stand.

Die Beisetzung von Graf Philipp Ernst war kein Einzelfall. Allein im Jahre 1705 wurden in der Lichtenauer Kirche drei weitere adlige Offiziere beigesetzt. Leider sind von ihnen bis heute keine Grabmäler bekannt geworden⁴.

Die sehr ansteckende Krankheit der Pocken war für die Teilnehmer an den Feldzügen der vergangenen Jahrhunderte gelegentlich genau so gefährlich wie der bewaffnete Gegner. So rafften sie z. B. im preußisch-österreichischen Krieg von 1866 genau so viele Soldaten hinweg wie die Kampfhandlungen.

Bei der Seltenheit steinerner Zeugen aus der Vergangenheit unserer engeren Heimat, wollen wir uns darüber freuen, daß die beschriebene Grabplatte der Nachwelt erhalten blieb.

II. Der Dorfbrunnen von Hunden.

Wenn man durch den östlichen Teil des Dorfes Ulm (bei Lichtenau) fährt, kommt man in der Dorfmitte auch am Pfarrhaus vorbei. Bei genauem Hinsehen fällt einem dabei in dem geräumigen Pfarrgarten ein steinerner Ziehbrunnen auf, wie er in seiner Art mehrfach in unserer weiteren Heimat zu finden ist. Der Brunnen steht erst seit ungefähr zwei Jahrzehnten an seinem heutigen Platz.

Über seine Geschichte berichtet uns der Ulmer Bürger Franz Josef Hertle⁵:

Nach der mündlichen Überlieferung in der Familie Hertle stand der Brunnen im Bereich des ehemaligen Dorfes Hunden auf einem Acker, der der Familie Hertle gehörte (und noch gehört). Ein Vorfahre machte sich das zunutze und versetzte den Brunnen vom Acker in den eigenen Hof (Stollhofe-



ner Straße 10). Der genaue Zeitpunkt ist unbekannt. Als die Wasserversorgung des Hofes von diesem Brunnen unabhängig wurde, trug sich F. J. Hertle mit dem Gedanken, den Brunnen zu entfernen, da er die Einfahrt in den Hof etwas behinderte. Sofort stellten sich Interessenten ein. Es gelang Pfarrer Bäuerle von Ulm, den Brunnen zu erwerben (1965). Er stellte ihn im Pfarrgarten auf, damit er von jedermann gut zu sehen wäre. Die beige-fügte Abbildung spricht für sich, doch sei auf die Jahreszahl 1584 wie auch auf die Buchstaben R. O. V. am oberen Querbalken hingewiesen. Eine Erklärung dieser Zeichen kann nicht gegeben werden.

In der Bevölkerung des Dorfes Ulm lebt die Erinnerung an die ehemalige Siedlung Hunden durchaus weiter. Auch heute noch kommen beim Pflügen am alten Standort Ziegelstücke zum Vorschein. Wenn wir Näheres über das untergegangene Dorf wissen wollen, müssen wir uns den heimatgeschichtlichen Arbeiten mehrerer Autoren zuwenden:

Das Dörflein lag etwa ein Kilometer nordwestlich vom letzten Haus von Ulm (Greffener Straße) entfernt in der Rheinaue, noch rund 500 Meter vom Hochgestade entfernt, das hier eine Geländestufe von über drei Meter Höhendifferenz ausmacht. Es müssen schon triftige Gründe gewesen sein, die die Gründer des Weilers veranlaßten, ihn in die hochwassergefährdete Rheinaue zu bauen anstatt auf das nahe Hochgestade. Die Nachbarn in Grauelsbaum und Greffern mußten diese Gefährdung in Kauf nehmen, da sie den Fährbetrieb über den Rhein zu versehen hatten.

Die Ortschaft Hunden war auf zweifache Weise mit Ulm verbunden

1. Es bildete mit Ulm und dem Hof Sippenesch zusammen ein Heimburgtum des Fünfheimburger Waldes.
2. Es war kirchlich ein Teil der Kaplanei Ulm⁶.

Die Siedlung war klein und bestand nur aus etwa sieben Hofstätten⁷. Fünf erhaltene Urkunden des 16. Jahrhunderts zeugen von der Existenz des Ortes (Vergleich wegen des Bauernkriegs, Grenzumfang, Landesschatzungs-erneuerung etc.). Die letzte dieser Urkunden stammt von 1592. „Auffällig ist aber das vollständige Schweigen der Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts“ (A. Kastner)⁸. Mit einer gründlichen Analyse des Ortsnamens befaßt sich eine Arbeit von Erwin Dittler⁹.

Das Ende von Hunden wurde durch den 30-jährigen Krieg und seine Folgen bewirkt:

„Aus militärischen Gründen hatte der Kommandant – Kommandant von Lichtenau war Hans Ludwig von Hornberg – das Lichtenauer Vorstädtel so-

wie das nahe Hunden ... durch Brand niederlegen lassen.“ So geschehen kurz vor dem 20. April 1632, an dem Lichtenau durch den kaiserlichen Generalwachtmeister Haracourt erobert und in Schutt und Asche gelegt wurde¹⁰.

Nach Kriegsende war die Lage katastrophal. Abt Placidus von Schwarzach berichtet: „In Ulm und Hunden sind von 65 Bürgern noch 10 da; die beiden Dörfer sind gänzlich niedergebrannt und 10 Jahre blieben die Felder unbebaut“¹¹. In Greffern war es nicht viel besser. Die überlebenden Bürger von Hunden standen also 1648 vor dem gleichen Aschenhaufen wie ihre nächsten Nachbarn.

Sollten diese gewagt haben am alten Platz wieder von vorne anzufangen? Lange Zeit haben die Heimathistoriker das bezweifelt¹². Wieder ist es Abt Gallus Wagner, der das Schweigen der Archivalien durchbricht (Er hat den Bericht seines Vorgängers Placidus überliefert):

1651: „Mit Nachen konnte man nach Stollhofen und Baden fahren. Gräferen und Hunden standen in den Wassern, die sich in der Höhe eines aufrecht stehenden Mannes durch die Fenster in die Häuser ergossen!

1652: „Am 15. Juni konnte man von Gräfern bis an die Klosterpforte fahren“.

Diese Überlieferung wurde erst 1978 durch Adolf Hirth allgemein bekannt¹³. Angesichts dieser überraschenden Entdeckung erhebt sich natürlich der Wunsch, trotz der resignierenden Feststellung von A. Kastner (vollständiges Schweigen der Quellen!) noch nach weiteren Spuren eines Neuanfangs der Bürger von Hunden nach 1648 zu fahnden.

Als bis heute noch nicht befragte Quellen boten sich die Kirchenbücher von Schwarzach an. Das Ergebnis einer Durchmusterung der Taufbücher von 1612 – 1681 war positiv (Das Totenbuch beginnt erst 1666, das Ehebuch von Ulm erst 1681):

a) Zwei Einträge mit Paten aus Hunden vor dem Katastrophenjahr 1632.

1. 13. Nov. 1614, Taufe von „Martin“
Patin: Maria gda, vidua ex Hunden.

2. 1630: Zwillingstaufer: „Johann“, „Maria“
Pate: Michael Kintz, Fil. sol. ex Hunden

b) Drei Einträge nach Friedensschluß 1648.

1. 4. März 1652, Taufe von „Martha“
Pate: Martin Koch von Hunden

2. 16. Dez. 1653, Taufe „Hans“
Eltern: Marzloff Riebold, Margarete Riebold
Pate: Michael Koch von Hunden.
 3. 22. Sept. 1658, Taufe „Michael“
Eltern: Michael Kintz, Maria Götz
Patin: Barbara Götzin, uxor Michaels Kintz von Hunden
- c) Ein Eintrag mit einem Paten, der sehr wahrscheinlich ein ehemaliger Bürger von Hunden war.
8. Nov. 1654, Taufe von „Nikolaus“
Eltern: Marzolf Riebold, Margarita Riebold
Pate: Michael Koch ex Ulm

Bei der Taufe b2 handelt es sich um dasselbe Ehepaar wie hier. Dieses hatte offenbar denselben Paten gewählt wie ein Jahr zuvor, denn die Auswahl war gering, d. h. die Michael Koch aus b2 und c sind identisch.

Im Ehebuch, Filiale Greffern, ist 1672 eine Trauung (Johann Stolz und Anna Dubin) eingetragen. Als Trauzeugen fungierte hier ein Martin Koch von Ulm. Bei diesem M. Koch kann es sich um den Paten aus b1 handeln.

In dem ebenfalls untersuchten Zeitabschnitt von 1658 – 1681 tritt der Dorfname Hunden nicht mehr auf¹⁴.

Im Hinblick auf die geringe Zahl der Überlebenden (10 in Ulm und Hunden) darf die kleine Zahl der Kirchenbucheinträge, die Hunden betreffen, als repräsentativ angesehen werden. Was kann aus ihnen gefolgert werden?

Einmal, daß nach Kriegsende der Aufbauwillen der übrig gebliebenen Bürger von Hunden genau so kräftig ans Werk ging wie in den Nachbardörfern. Die Hochwassermeldung von Abt Gallus, Hunden betreffend, wird dadurch in seinem ganzen Gehalt bestätigt. Nach ein bis zwei Jahrzehnten verließen aber die Hundener Bürger ihren angestammten Wohnplatz endgültig, um nach Ulm zu ziehen. Was veranlaßte die Hundener, ihre mit vieler Mühe wieder aufgebaute Heimat zu verlassen?

Drei Gründe dürften dabei eine Rolle gespielt haben:

1. Die Hochwasser des Rheins, z. B. die von Abt Gallus Wagner beschriebenen der Jahre 1651 und 1652, hatte ihnen wieder die andauernde Gefährdung durch die Fluten des Rheins vor Augen geführt, wie sie seit Bestehen des Orts ihnen und ihren Vorfahren das Leben schwer gemacht haben.
2. Anders als früher hatten sie aber jetzt die Möglichkeit, ihre Wohnstätten nach Ulm (oder Greffern) zu verlegen, da dort Dutzende von verlassenen

Erklärung der Landkarten:

- a. Das Dorf Hunden im Detail (Deutsche Grundkarte 1 : 5000): Der Ortsetter von Hunden ist anhand der besonderen Form der heutigen Grundstücke zu vermuten (gestrichelte Linie!). Die Flurnamen östlich des Ortsetters (Habergarten, Langenbühnd) weisen darauf hin, daß sich diese umzäunten Fluren wie üblich direkt an das Dorf anschlossen. Der ehemalige Standort des Brunnens ist durch ein Kreuz gekennzeichnet.
- b. Das Dorf Hunden mit Umgebung (1 : 20 000):
Rechts: Straße nach Ulm bzw. Greffern.
Links: Straße nach Grauelsbaum mit Rheindamm.



Anmerkungen:

1. Ludwig Lauppe, Burg, Stadt und Gericht Lichtenau
Herausgegeben von Lisbeth Lauppe und Dr.ing. Wilhelm Lauppe, Weinheim 1984,
S. 349.
2. a). Dr. Wilhelm Karl Prinz von Isenburg (Professor an der Universität München),
„Isenburg – Ysenburg“, Stammtafel des Geschlechts, Berlin 1941 bei J. A. Star-
gardt.
b). H. Simon, Dekan und Hofprediger zu Michelstadt, „Die Geschichte des reichsständischen Hauses Ysenburg und Büdingen“, (Drei Bände. 1. Bd. Geschichte des

Ysenburg – Büdingen'schen Landes. 2. Bd. Die Ysenburg und Büding'sche Hausgeschichte. 3. Bd. Das Ysenburg und Büding'sche Urkundenbuch.

Gedruckt bei Heinr. Ludw. Brönnner's Verlag, 1865, Frankfurt.

3. Büdinger Archiv: Ys. Trauer und Todesfälle, Fasc. 4 Nr. 49.
4. Wie Anm. 1.
5. Franz Josef Hertle, Landwirt in Ulm bei 7585 Lichtenau, Stollhofener Straße 10.
6. Reinfried, Die Pfarrei Ulm bei Lichtenau, Freiburger Diözesanarchiv, Bd. 22 S. 111 f.
7. Ludwig Lauppe (Wie Anm. 1) S. 262.
8. Adolf Kastner, Die Wüstungen im Kreis Baden (I), „Die Ortenau“ 1922 S. 75 f.
9. Erwin Dittler, Hundsfeld, in „Die Ortenau“ 1988, S. 98.
10. Ludwig Lauppe, wie Anm. 7.
11. Alfons Harbrecht, Die Reichsabtei Schwarzach (II), in „Die Ortenau“ 1952, S. 35.
12. Wie Anm. 8.
13. Adolf Hirth, Landkreis Rastatt, Heimatbuch 5/78, „Rheinmünster“ S. 35.
14. Die Untersuchungen der Schwarzacher Kirchenbücher wurden vom Verf. (L. Uibel) durchgeführt.

Die Genealogie der Patrizierfamilie BENDER in Gengenbach

Julius Roschach

Einleitung

Das Geschlecht der BENDER war eine der bedeutendsten Patrizierfamilien in Gengenbach. Über drei Jahrhunderte stellten sie bürgerliche, geistliche und militärische Würdenträger. An diese verdienstvolle und ruhmreiche Familie erinnern in Gengenbach eine Grabkapelle auf dem Friedhof, das sogenannte „Frauenbild“ an der Landstraße nach Fußbach und der Bildstock am unteren Friedhofseingang sowie das Familienwappen über dem von der Familie Bender gestifteten „St. Sebastians-Altar“ in der Leutkirche „St. Martin“.

Soweit bekannt, gab es bislang keine umfassende Darstellung der Genealogie der BENDER-Familie in Gengenbach. Eine Fülle von Detailberichten und sonstigen Quellen gestattete es, nachstehende Familienchronik zu erstellen.

Über die Herkunft gibt es drei Lesarten.

1. Version: Nach einer Legende in „Aus den Bergen Gengenbachs, Sagen und Erzählungen“ von Gottfried Armbruster soll einst ein armer Handwerksbursche, Küfer (Bender, Binder) nach Gengenbach gekommen sein, in der Hoffnung nach vorausgegangenem vergeblichem Suchen Arbeit in seinem Handwerk zu finden, was auch der Fall war. Er gründete in der Stadt eine Familie die der BENDER. Das bei Fußbach an der Landstraße von Feldmarschall Blasius Columbanus von Bender errichtete „Frauenbild“ soll an diesen Küfergesellen erinnern. Doch das ist eben nur eine Sage.

2. Version: In einem Gesuch¹ der kaiserlich-königlichen Stiftsdame Baronesse Klara von Löwenberg an den Kaiser und Apostolische Majestät Franz Josef I. wurde erwähnt, daß ursprünglich die schwäbisch-österreichische Familie Bender viele Generationen hindurch teils als Beamte in österreichischen Diensten tätig war, teils als Offiziere in der k.k.Armeedienten. So sollen ein Jakob Bender 1563 vom Kaiser Ferdinand I. und 1583 sein Bruder Georg durch Kaiser Rudolf II. je einen Wappenbrief erhalten haben, d. h. sie wurden in den Reichsritterstand erhoben. Letzterer, Georg Bender soll 1617 das Stammhaus (heute Haus Löwenberg) erbaut haben.



Bildstock am unteren Friedhofeingang



„Frauenbild“ bei Fußbach

Wann und weshalb dieser Georg Bender nach Gengenbach gekommen war, ist nicht belegt und kann daher zum Nachweis der Herkunft nicht beigezogen werden.

3. Version: Sicher ist, daß ein Jörg (Georg) Bender in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts von Lauterburg, Unterelsaß nach Gengenbach gekommen ist und in der Benediktiner Reichsabtei als Küfer tätig war. Das Taufbuch² der kath. Pfarrei „St. Marien“ weist 1590 die Taufe einer Tochter – Anna Maria – aus. Als Vater ist Georg Bender aus Lauterburg eingetragen. Dieser ist somit zweifelsfrei der Stammvater der Bender-Familie in Gengenbach.

Auszug aus dem Taufbuch von 1590

Parentes	Infantes	Patrini. Anno 90 in Julio
Stephan Sunk auß dem Orte „ mußgrach	²⁶⁶ Elizabeth & Anna Gemina.	Jacob Bünstlin Elisabethen S. J. Veronica Bünstlin Roman fe Sunk fe Grigora Jansn.
Sebastian R... müßgrach	²⁶⁷ Matts S...	Elisabethen S. J. Matts S... Magdalen Matts S...
Johannes S... Müßgrach	²⁶⁸ Johann S...	Pater des Abbas des Ludwig. G. S... Verula S. S...
Jörg Bender Lauterburg	²⁶⁹ Anna Maria	Jörg S... Abbas M. S... Maria S. S...

Die Geschlechterfolge der BENDER³

Im Verlauf der Familiengeschichte konnten von den Söhnen des Georg Bender ausgehend, drei verschiedene Ahnenfolgen festgestellt werden.

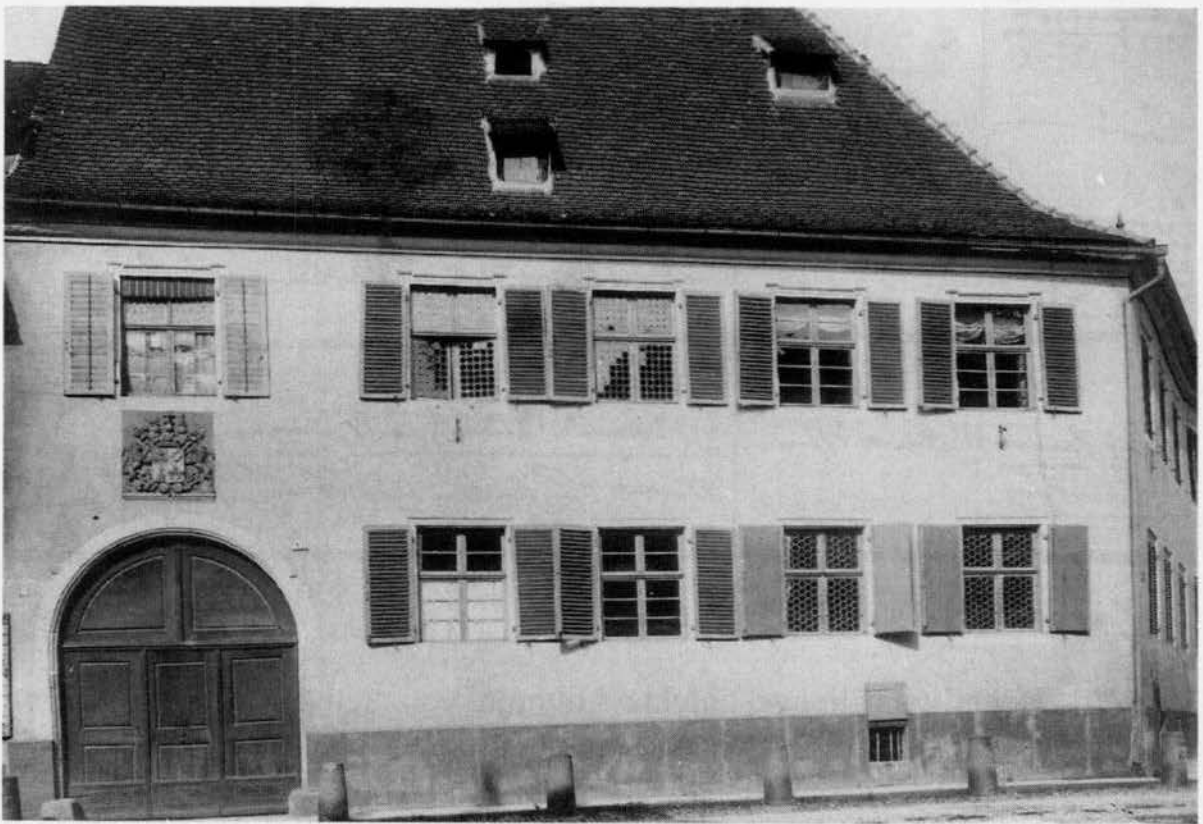
1. Die Ahnenfolge der bürgerlichen Linie von Georg Bender (3) geboren vor 1590.

2. Die Ahnenfolge der bürgerlichen Linie von Laurentius Bender (6), geboren 4.10.1656, ausgehend.

3. Die Ahnenfolge der späteren adeligen Linie, ausgehend von Johann Konrad Bender (4), geboren 22.11.1601.

Die Zahl in der Klammer () bezieht sich auf die Numerierung in der schematischen Darstellung der Ahnenfolge im Anhang.

Georg Bender (1) trat in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Schaffner der Benediktiner-Reichsabtei in klösterliche Dienste. Bei der Taufe seiner Tochter Anna-Maria geb. 1590 standen Abt Johann Ludwig Sorg und Stettmeister⁴ Konrad Klausmann Pate. 1602 trat er in reichstädtische Dienste und wurde in den „Jungen Rat“ berufen. 1604 wurde er Spitalschaffner und 1606 Kirchenschaffner von „St. Martin“ und der „St. Sebastians-Bruderschaft“. Ab 1607 begleitete er das Amt des Stettmeisters des Alten Rates, 1617 wurde er Lohnherr⁵. Er war dreimal verheiratet, mit Perpetua Kaiserin, Wallburga Nirschin und Elisabeth N.; Georg Bender hatte 5 Söhne und 5 Töchter, wovon die ältesten Söhne Michael und Georg nicht in Gengenbach geboren sind, so daß angenommen werden kann, daß Georg Bender bereits verheiratet mit seiner Familie um 1585 nach Gengenbach ge-



Stammhaus, heute Haus Löwenberg

kommen ist. Er ließ 1617⁶ das Stammhaus der Familie Bender (heute Haus Löwenberg) errichten und 1618⁷ den Bildstock, jetzt am unteren Friedhofseingang, restaurieren. Georg Bender dürfte um 1643 gestorben sein.

Laurentius Bender (6), geboren am 4.10.1656, heiratete 1680 die Bürgers-
tochter Magdalena Hagenauer. Aus dieser Ehe gingen 5 Kinder hervor.
1712 wurde Laurentius Bender in den „Jungen Rat“ aufgenommen und als-
bald zum Weinsticher⁸ der Reichsstadt ernannt.

Die Ahnenfolge der bürgerlichen Linie, von Laurentius B. ausgehend, läßt
sich bis in das 20. Jahrhundert nachweisen, und zwar über Johann Georg
Bender, geb. am 9.4.1693, und seine Söhne Franz Johann Bender, geb. am
11.10.1729, und Josef Fidel, geb. am 8.2.1732, Chirurg, und dessen Nach-
kommen Maria Barbara, geb. am 6.9.1765, sowie Franz-Josef Fidel Ben-
der, geb. am 21.4.1772, Mönch im Benediktiner-Kloster zu Schuttern,
nach der Klostersaufhebung 1806 Pfarrer in Bombach bei Kenzingen, ge-
storben am 31. Mai 1820. Maria Barbara Bender verheiratete sich 1802 mit
Schreinermeister Bernhard Bächler, deren Tochter Carolina, geboren
1807, heiratete in das heute noch lebende bürgerliche Geschlecht der Rubi
in Offenburg.

Michael Bender (2)⁹, Sohn von (1), ist vor 1590 geboren, wohnte im Ober-
dorf. Er wurde auf Vorschlag des Reichsabtes zum Stabhalter in Haigerach
von der Stadt „auf- und angenommen“. Dieser Stamm verliert sich bereits
Ende des 17. Jahrhunderts in Gengenbach.

Georg Bender (3)¹⁰, Sohn des Georg Bender (1), vor 1587 geboren, war
Schreiner und Glaser und verheiratete sich mit Anna Maria Rumin; die Fa-
milie hatte 9 Kinder. Georg Bender wurde vom Rat der Stadt 1639 zum
Wächter auf dem Kinzigorturm und im gleichen Jahre zum städtischen
Kellermeister ernannt. Die Ahnenfolge des Georg Bender (3), geboren vor
1590, ließ sich in den Kirchenbüchern bis Ende des 18. Jahrhunderts verfol-
gen, im 19. Jahrhundert waren keine Einträge mehr zu finden.

Johannes Konrad Bender (4)¹¹

Als Sohn von (1) wurde er am 22.11.1601 geboren. Er kam am 10.8.1625
in die Lehre bei Hosenstricker Diebold Halder. Am 10.11.1633 verheiratete
sich Johann Konrad Bender mit der ledigen Eva Hermann, Tochter des Ad-
lerwirts, Senators und Ökonomie-Aufsehers Hans Hermann. 1649 wird er
in den „Jungen Rat“ gezogen. 1654 wurde er Stettmeister und erhielt
schließlich 1667 das Lohnherrenamt der Reichsstadt Gengenbach.

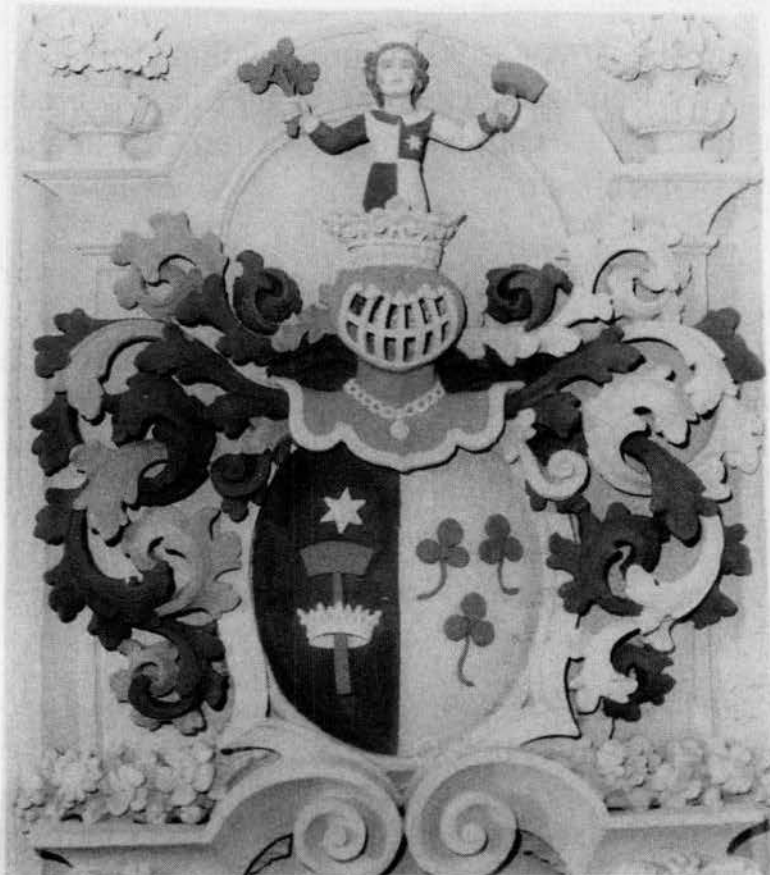
Johannes Bender (5)¹²

Von den 8 Kindern des Johann Konrad Bender (4) überragte ob der Persönlichkeit Johannes Bender, geboren am 6.9.1646, alle anderen. Er führte zunächst das Handwerk – Hosenstricker – seines Vaters fort. Am 9.11.1669 heiratete er Anna Maria Hiller. 1678 wurde er im „Jungen Rat“ aufgenommen. 1681 wurde er Lohnherr und Zwölfer des „Alten Rates“, Kirchenschaffner¹³ der Leutkirche „St. Martin“ sowie Schaffner¹⁴ der „St. Erhards-Stift-Schaffnei“. Von 1686 bis 1694 regierte er schließlich als Reichsschultheiß. 1688 kaufte er das Steinkellerhaus (heute Weinstube Frei). Er starb 58jährig 1704 und seine Ehefrau 66jährig 1715. Das Epitaph der beiden befindet sich an der linken Seitenwand im Innern der Bender'schen Grabkapelle. Die Inschrift lautet aus dem Lateinischen übersetzt:

„Oh Wanderer, lies und trauere: Hier liegt der Heimat Spitze und Säule, der durch seine Tugenden und Dank seiner und den seinen Zier so allem mit Liebe diente, gleich wie dem Gast, wer?“

Herr Johann Bender, Reichsschultheiß.

Er regierte in Gegenbach als überaus ehrenwerter Vorsteher über dem Rat zusammen und seiner erwählten Gattin, Frau Anna Maria Hillerin. Wie lange? Je-



Wappen der Familie Bender

ner starb im Alter von 58 Jahren am 30. Juli 1704. Diese im Alter von 66 Jahren am 10. April 1715. Eltern, von deren Kinder glänzt der Erstgeborene in der Abtei des Heiligen Blasius als Abt, der spätere als Reichsschultheiß Herr Joachimus Bender. Ihnen sagen diese und andere er möge ihnen das ewigliche Licht in außergewöhnlicher Helligkeit leuchten oh Herr“.

Franz Blasius Bender (7), geboren 1670, Sohn von (5), war Hofkaplan bei Kaiser Joseph I. und

danach Reichsprälät und Fürstabt im Kloster St. Blasien sowie kirchlicher Gesandter in der Schweiz.

Die Nachkommen von (5), die Gebrüder Johann Kaspar und Joachim, wurden in Würdigung der Verdienste und Ansehen der Familie Bender 1708 von Kaiser Josef I. in den Reichsritterstand erhoben mit dem Adelsprädikat „von“ und gleichzeitiger Verleihung eines Wappenbriefes, Wappenbild: gekrönter Hammer mit drei Kleeblätter.



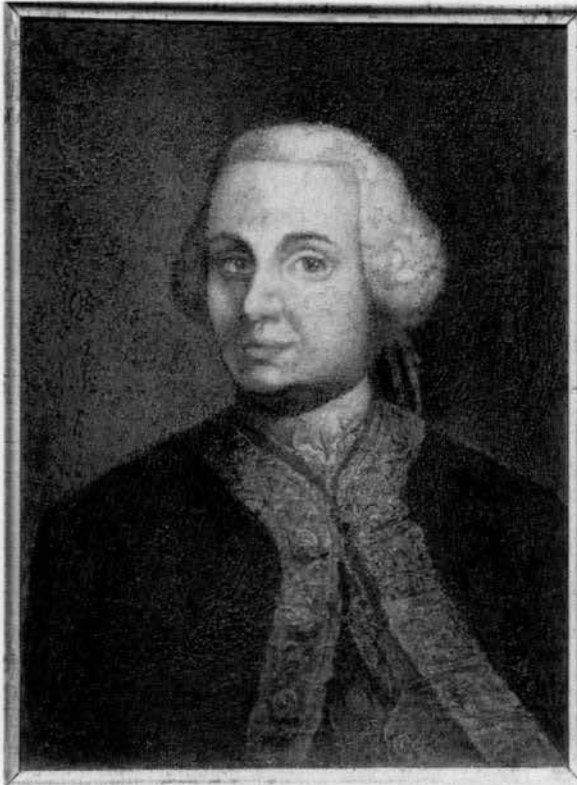
Bender'sche Grabkapelle

Johann Caspar von Bender (9), geboren am 7.1.1678, ebenfalls Sohn von (5), heiratete 1701 Maria Eva Luitgard Jüngling aus einem Gengenbacher Patriziergeschlecht. Er gehörte dem „Jungen Rat“ und dem „Alten Rat“ an, desweiteren begleitete er das Amt des Reichsschultheißen der Ortenau (Landvogt). Er starb 1721, 44 Jahre alt, und hinterließ 10 Kinder. Seine Frau starb 75-jährig 1757.

Joachim von Bender (10), geboren 1685, Sohn von (5), heiratete ebenfalls eine geborene Jüngling, Maria Anna, um 1705. Im Jahre 1707 wurde er bereits in den „Jungen Rat“ aufgenommen. In rascher Folge begleitet er verschiedene Ämter der Reichsstadt. 1718 war er durch den Reichsabt Augustin Müller zum Reichsschultheiß ernannt worden. Dieses Amt begleitete er bis 1761. Er starb im 77. Lebensjahr 1761. Seine Ehefrau ging im Tode voraus am 24.7.1752. Ihre 7 Kinder starben bereits im Kindesalter. In der Bender'schen Grabkapelle erinnert ein Epitaph an das Ehepaar Johann Kaspar von Bender und das Ehepaar Joachim von Bender mit nachstehender Inschrift:

„Dem frommen Gedenken und der Nachkommenschaft: In diesem Familien- und Erbbegräbnis für sich und für die Ihrigen sind hier zwei Brüder von gleicher Tugend, Abstammung und Frömmigkeit begraben. Nämlich Johannes Caspar und Joachim von Bender, Ritter des Hl. Römischen Reiches, jener starb fromm am 12. Okt. 1721 44 Jahre alt, dieser am 5. Mai 1761, im Alter von 77 Jahre. Der erste hatte 10 Kinder von seiner sehr geliebten Gattin, Maria Luitgard, geborene Jüngling, die gestorben ist am 1. März 1754 im Alter von 75 Jahren nach dem Willen Gottes. Dem anderen ging im Tode voraus die sehr geliebte Gattin Frau Maria Anna Jüngling mit 7 Kindern am 24. Juli 1752 im Alter von 59 Jahren. Beide verwalteten das Bürgermeisteramt mit der größten Klugheit und allergrößten Sorgfalt für ihr Vaterland, in dem sie sich für das Reich sehr verdient machten, sind sie so gestorben, daß ihr Tod mit Recht angesehen werden kann, als ein Eintritt zum ewigen Leben. Und Du, der Du vorbeigehst, bete für die, denen dieses Denkmal errichtet haben: Die traurigen und dankbaren Söhne, die in gleicher Weise ihre Erben und Nachfolger waren“.

Durch den ältesten Sohn von Johann Caspar Bender (9) Severin von Bender (11), geboren 1707, wurde das Geschlecht der adeligen Linie weitergeführt. Er war mit einer Freiin von Sulcher verheiratet und kaiserlich-königlicher geheimer Regierungsrat in Freiburg. Sie hatten eine Tochter und vier Söhne. Severin von Bender starb 1765.



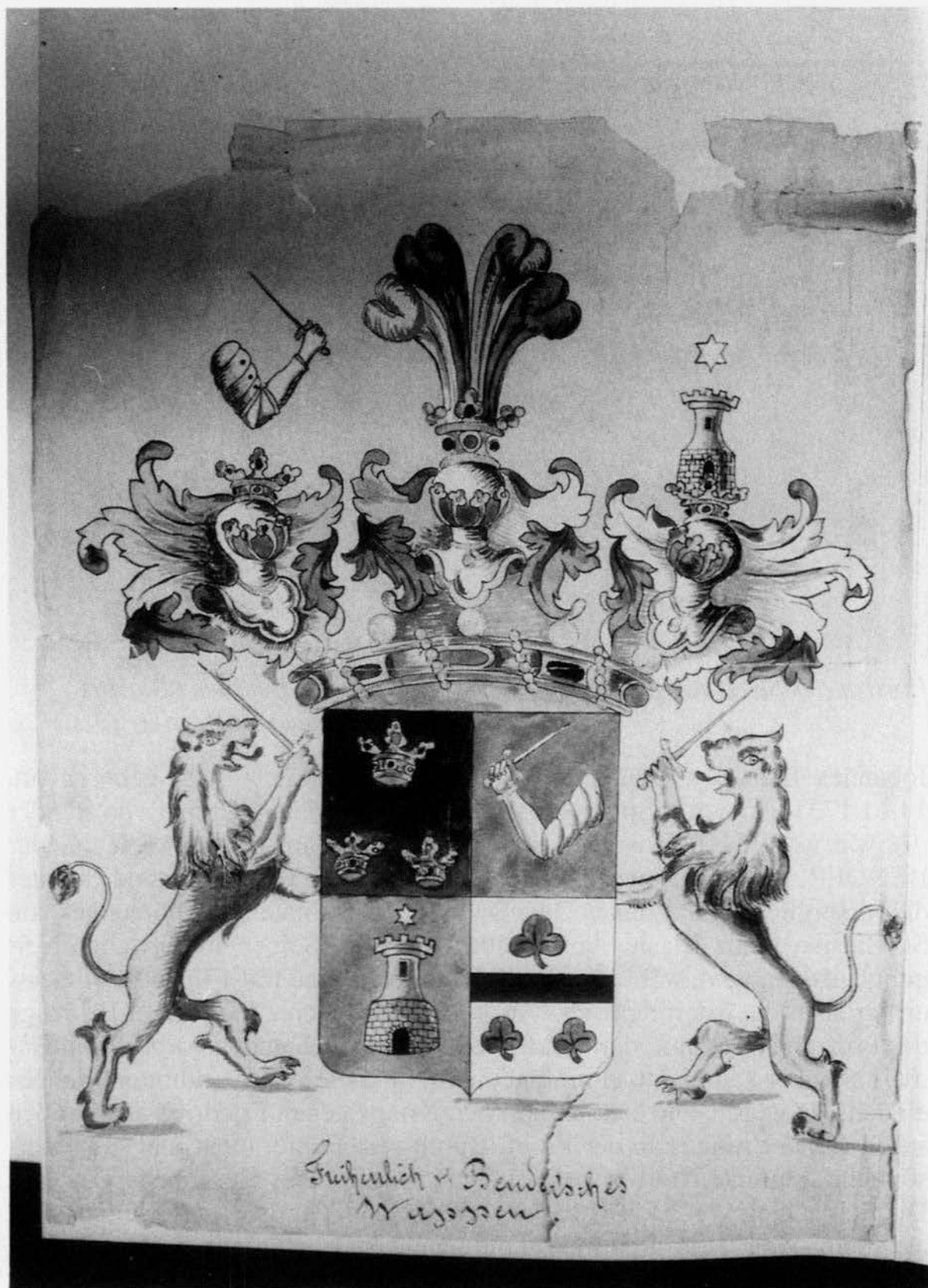
Porträt des Severin v. Bender



*Porträt des Johannes Blasius
Columbanus von Bender*

Johannes Blasius Columbanus von Bender (12)^{17, 18, 19, 20}, geboren am 14.11.1731 als vierter Sohn von 10 Kindern des Johann Caspar von Bender (9), war wohl die herausragendste Persönlichkeit aus dem Geschlechte der BENDER. Acht Jahre war der Knabe alt, als sein Vater starb und er unter die fürsorgliche Hand seines Onkels, des Reichsprälaten und Fürststabtes von St. Blasien Franz Blasius von Bender (7), kam. Seiner militärischen Neigung entsprechend, wählte er den Soldatenberuf und trat 1733 als Offiziersanwärter in die österreichische Armee ein. Er machte die letzten Feldzüge des Prinzen Eugen mit, der ihm zeitlebens ein leuchtendes Vorbild war. Damals ahnte er kaum, daß er einmal die Stelle dieses weltberühmten Mannes einnehmen werde. Die österreichischen Kriege gegen Friedrich den Großen sahen Bender immer an der Front. Durch sein Führtalent und seine persönliche Tapferkeit fiel er bald auf und wurde mehrfach lobend erwähnt. Die Schlachten von Mollwitz, Prag, Berlin und Thorgau sind Meilensteine auf dem Weg zum Regimentskommandeur. Nach dem Siebenjährigen Krieg wurde er Kommandant von Philippsburg, wenige Jahre später Kommandant der wichtigen Festung Olmütz im Range eines Feldmarschall-Leutnants.

Mit 65 Jahren avancierte er in Anerkennung seiner Verdienste zum Chef des k.k. Infanterieregiments 41. Dieses Regiment „Bender“ lag in Freiburg (Karlskaserne) und rekrutierte sich aus der Ortenau. Während bei vielen



Persönliches Wappen des Freiherrn Johannes Blasius Columbanus von Bender

Menschen die öffentliche Tätigkeit mit diesem Lebensjahr zu Ende geht, fing sie bei Bender erst richtig an. 10 Jahre lang leitete Bender die Operationen in den Niederlanden, und zum Dank ernannte ihn Kaiser Leopold

zum Marschall und schmückte den Heldengreis mit dem Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens, der höchsten Auszeichnung, die er zu vergeben hatte. Als 83-jähriger hielt Bender die von den Revolutionsfranzosen belagerte Festung Luxemburg acht Monate lang gegen erdrückende Übermacht. Anlässlich dieser heldenhaften Verteidigung Luxemburgs und der Würdigung der Verdienste um die Fürsorge der notleidenden Bevölkerung wurde ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt Luxemburg verliehen.

Kaiser Joseph II. erhob ihn zusammen mit seinen vier Neffen in den Fre Herrenstand mit persönlichem Wappen. Der Kaiser schrieb ihm:

„Ihr Schreiben vom 24. des vorigen Monats (Juni 1795), habe ich gleich ihre übrigen Briefe an den Hofkriegsrat gelesen und könnte meine Hochachtung Ihrer verdienstvollen Person noch vergrößert werden, so müßten Sie es durch die so lange, rühmliche und ehrenvolle Verteidigung der Festung Luxemburg.

Mit der Ihnen eigenen Klugheit und Einsicht haben Sie die angemessenen Mittel zur Erhaltung dieser wichtigen Festung zu finden und bis auf den letzten Augenblick mit Ehre zu benutzen, ja selbst die der Umstände wegen notwendige Übergabe derselben an den Feind, noch so vorteilhaft als es möglich wär, zu machen gewesen. Ich verkenne nicht die guten Dienste, welche Sie dadurch mir und dem Staate geleistet haben, und wünsche nichts so sehnlichst, als Ihnen Beweise meiner Erkenntlichkeit geben zu können. Da Sie die unter Ihrem Kommando gestandenen Generals-Stabs- und Ober- Offiziere, wie überhaupt die ganze Garnison, rühmen, ist mir genug um denselben insgesamt auch meine volle Zufriedenheit zu erteilen und glauben Sie mir, daß sich bei geeigneten Gelegenheiten auf alle mir von Ihnen Anempfohlen mit Vergnügen den tunlichsten Bedacht nehmen werde. Ich gebe Ihnen hierzu, wie es nur billig ist, die Erlaubnis, und wünsche die baldigste und vollkommene Herstellung Ihrer Gesundheit, welche nach einer so rastlosen Verwendung nicht anderst als geschwächt sein könne; dann hoffe ich Sie bei mir in Wien zu sehen um das nähere wegen Ihrer Anstellung zu verabreden. Mit Wiederholung meines Dankes gebe ich Ihnen mein lieber Feldmarschall die Versicherung meiner vollkommensten Wohlgewogenheit und Hochachtung.

Franz“

Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er zum Statthalter des Königreiches Böhmen ernannt. Blasius Columbanus von Bender war dreimal verheiratet: Erste Ehe mit Freiin Anna von Kollin, zweite Ehe mit Johanna von Gutental, dritte Ehe mit Luise Gräfin von Isenburg-Budingen. Er hatte aus der ersten Ehe eine Tochter und einen Sohn. Letzterer ist jung als Fähnrich

gestorben. Blasius Columbanus von Bender diente in vier Regimentern, war viermal verwundet, machte 29 Feldzüge, 12 Schlachten und 9 Belagerungen mit. Er starb hochbetagt am 20.11.1798 im Alter von 85 Jahren in Prag. Die vier Neffen des Blasius Columbanus von Bender, die mit ihm in den Freiherrenstand erhoben wurden, waren:

1. Joachim Johann Evangelist Freiherr von Bender, geboren 1741, Feldmarschall-Leutnant, gestorben 1818, unverheiratet.
2. Josef August Jakob Freiherr von Bender, geboren 1742, Oberst und Kommandeur des 40. Infanterieregimentes, gestorben 1797.
3. Franz Felician Freiherr von Bender, geboren 1745, kaiserlich-königlicher Major, gefallen in Belgien, unvermählt.
4. Karl Freiherr von Bender, geboren 1750, gestorben 1813,

Ein weiterer Sohn von Caspar von Bender (9) war Franz Friedrich von Bender (13), Stettmeister und Zwölfer in Gengenbach, verheiratet 1744 mit Ida Genofeva Häsin aus einem Gengenbacher Bürgergeschlecht; ihre Tochter Maria Anna heiratete 1780 den kaiserlich-königlichen General Karl Ferdinand von Mayr. Nach dessen Tod 1798 verbrachte sie als Witwe in Gengenbach, liebevoll die „Generalin“ genannt, ihren Lebensabend im heutigen Haus Hodapp am Marktplatz.

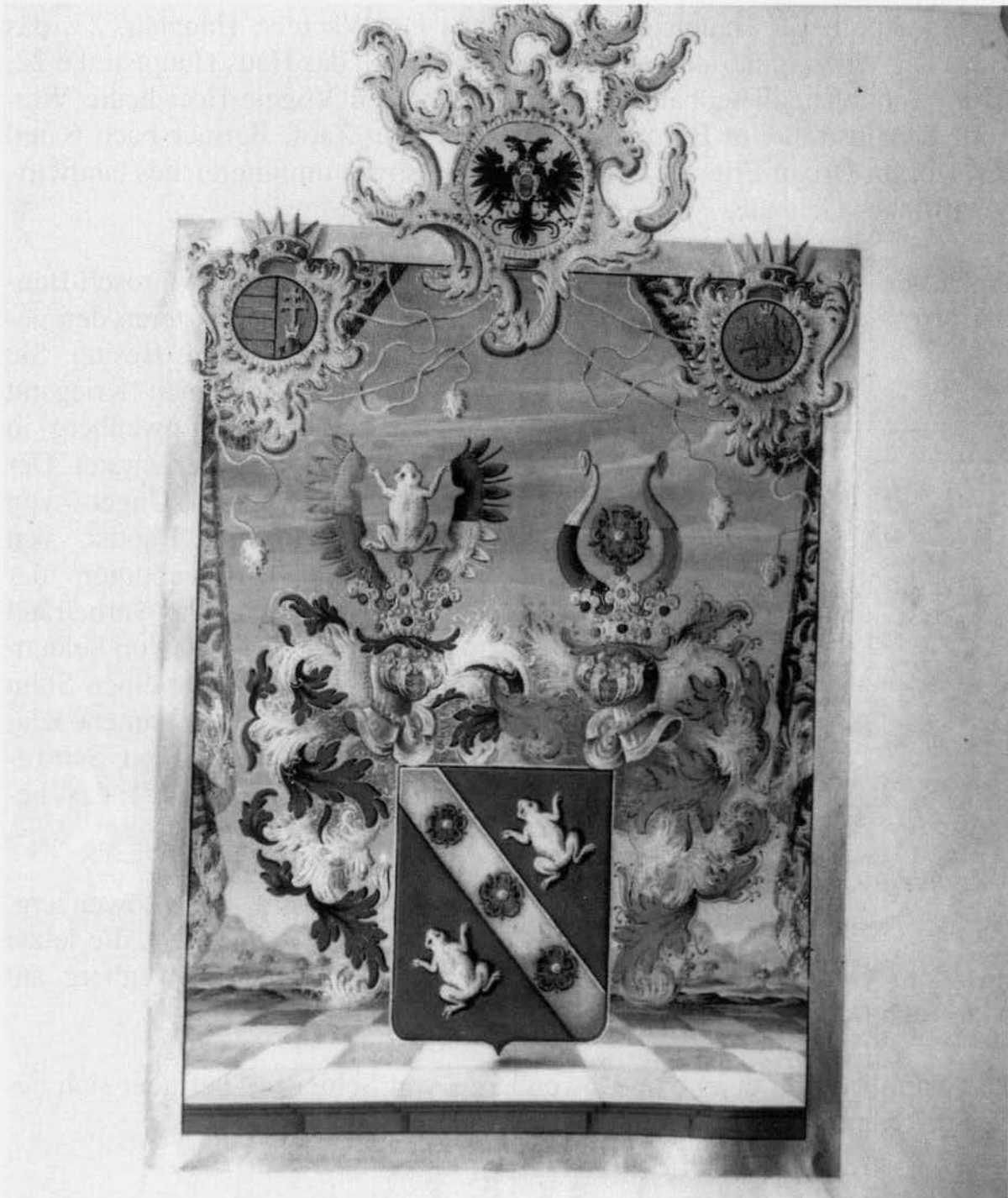
Joachim von Bender (14), Sohn des Severin von Bender (11), geboren 1749, war ebenfalls Offizier, der sich besonders in den napoleonischen Kriegen rühmlichst hervorgetan hat und daher zum Feldmarschall-Leutnant befördert wurde. Nach seiner Pensionierung verbrachte er den Rest des Lebens in Gengenbach, wo er anno 1818 verstarb. Er war unverheiratet. Sein Neffe und Adoptiv-Sohn widmete ihm auf dem Friedhof ein heute verschwundenes Epitaph mit nachstehender Inschrift:

„Hier ruht Johann Joachim Freiherr von Bender k.k. Feldmarschall-Leutnant, geboren am 1. Febr. 1741, gestorben am 26. Februar 1818.

Ein Blitz dem Feind,
ein Trost dem Freund
nie Tod Scheu
der Jugend treu
in dem zu kühnen Mutes
des Lorbeers ewig grün umgrenzt
dem auch die zarte Bürgerkrone
mild in dem Silberhaare glänzt.
In dessen kühn und gütigem Herzen,
da Held und Mensch verbrüdet war

ihm weiht der Sohn mit heißem Schmerze,
den kalten Stein zum Dankaltar.
Er war. Sein Name aber schwebet in
manchem Nachtgebet empor; doch wenn
sich einst der Vorhang hebet, dann
strahlt herein durch's Dunkel vor.

Franz von Frosch-Bender kk. österreichischer Hauptmann“



Wappen der Familie von Frosch

Die Familien von Frosch-Bender und von Löwenberg

Maria Anna von Bender (15), Tochter des Severin von Bender (11), heiratete den kk. Oberkommissär von Frosch. Sie hatten 4 Töchter und einen Sohn, Franz. Um den Familiennamen „von Bender“ weiterleben zu lassen, adoptierte Joachim von Bender (14) 1818 den Sohn Franz und hinterließ ihm Namen und umfangreiches Vermögen. Die Familie von Bender hatte in Gengenbach einen großen Grundbesitz²¹. Das Haus Löwenberg, das Haus Hodapp, Viktor-Kretz-Str. 1, das Haus Ahne, Viktor-Kretz-Str. 3, die heutige Stadtapotheke, Hauptstr. 21, das Haus Dr. Wächter, Hauptstr. 27, das Haus der Winzergenossenschaft, Hauptstraße 18, das Haus Hauptstraße 22, heute Schuhhaus Theobald, in Schwaibach, den Vögele-Hof, heute Wiegert, Kinzigstraße, in Bermersbach, das Hofgut Zapf, Bermersbach 6 und das Hofgut Urban-Fritsch, Bermersbach 39, sowie umfangreiches landwirtschaftliches Gelände.

Anna von Frosch-Bender (17), eine Schwester von Franz von Frosch-Bender (16), erhielt mit ihren drei weiteren Schwestern vom letzteren den gesamten Bender'schen Besitz. Sie



war mit dem geheimen Kriegsrat August Unger von Löwenberg in Olmütz (Schlesien) verheiratet. Der Sohn von August Unger von Löwenberg Johann Baptist von Löwenberg (18), Ehrenbürger²² der Stadt Gengenbach, war verheiratet mit der Freiin Charlotte von Seldeneck. Das Ehepaar hatte einen Sohn Artur und eine Tochter namens Klara. Beide erbten von den Schwestern Frosch-Bender (17) das beträchtliche Vermögen.

Wappen der Familie von Löwenberg

Baronesse Klara von Löwenberg, kk. Ehrenstiftsdame (19), die letzte aus dem Geschlecht derer von Bender, lebte im Haus Löwenberg am Marktplatz. Sie starb am 28.6.1930.

Das Familiengrab derer von Löwenberg / von Seldeneck befindet sich neben der Kapelle „Christi Verspottung“ auf dem Friedhof.



Baroness Klara v. Löwenberg in bäuerlicher Tracht



Familiengrab derer v. Löwenberg und v. Seldeneck

Schlußwort:

Das Geschlecht der Adelsfamilie erlosch mit Klara von Löwenberg nach rund 350 Jahren in Gengenbach. Das Geschlecht der bürgerlichen Linien der Familie BENDER, ausgehend von den Söhnen des Stammvaters Georg Bender (1), Michael und Georg, sowie Laurentius (6), Sohn des Johann Konrad (4), hat sich im badischen Raum weit verbreitet. Die Stadt Gengenbach hat zum Gedenken an das Geschlecht von BENDER eine Straße in den Brückenhäusern „von Bender-Straße“ benannt.

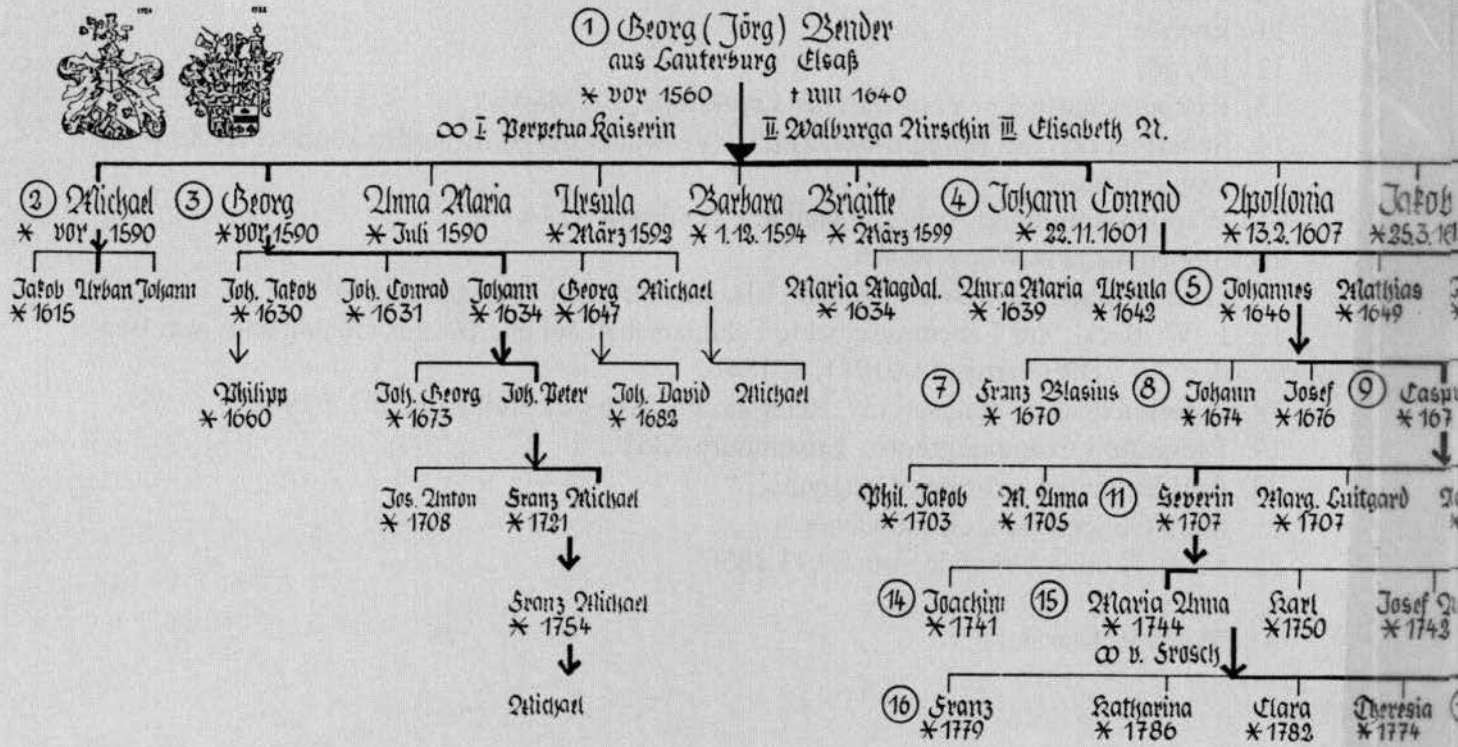
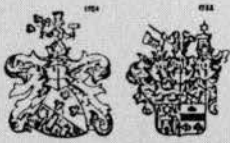
Anmerkungen

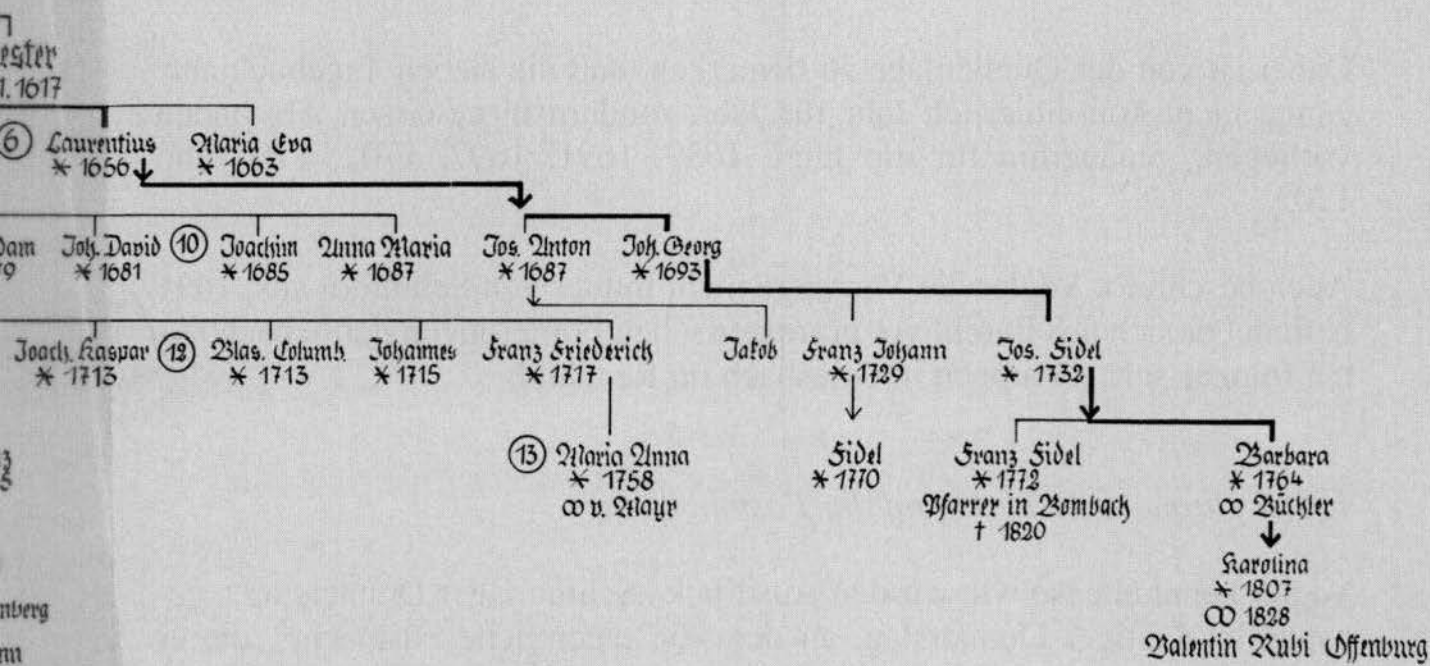
1. Städt. Archiv Gengenbach, Bibliothek, in Kindler von Knobloch „Oberbadisches Geschlechterbuch“ nicht nachgewiesen.
2. Kath. Pfarrei „St. Marien“ Kirchenbücher
3. Ebenda
4. Stettmeister = Meister des „Alten Rates“ bzw. des „Jungen Rates“
5. Lohnherr = Städtischer Kämmerer oder Stadtrechner
6. Jahreszahl im Schlußstein der Toreinfahrt des Hauses
7. Jahreszahl in der Inschrift des Bildstockes
8. Weinsticher = Städtischer Bediensteter zur Kontrolle der Weinmaße und der Weinpreise
9. Städtisches Archiv Gengenbach V/3/4
10. Ebenda
11. Ebenda
12. Ebenda
13. Kirchenschaffner = Verwalter der Leutkirche „St. Martin“
14. Schaffner der „St. Ehrhard-Schaffnei = Verwalter der St. Erhardspfründe (Private wohl-tätige Stiftung)
15. Wappensammlung: Armorial General, Baltimore USA
16. Siebenmachers Wappenbuch
„Die Wappen des Adels in Baden, Elsaß Lothringen und Luxemburg“
17. F. W. Beck „Zur Lebensgeschichte Feldmarschall Johann Blasius Columbanus von Bender“, in: „Die Ortenau“ 18/1931, S. 184 f.
18. Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv Wien, Schreiben vom 3.7.1968
19. Biografie Luxembourgeoise, Luxemburg 1861
20. Carl Isenmann „Chronik Gengenbach“
21. Stadt Gengenbach, Grundbücher
22. Städt. Archiv, Urkunde vom 29.11.1850

Alle Fotos R. Marzluf

Genealogie

Patrizierfamilie Bender in Bengenbach Schematische Darstellung





Anmerkung: Namen und Daten sind
 den Kirchenbüchern der kath. Pfar=
 rei "St. Marien" entnommen.

Fastnachtsbrauchtum im Umfeld des Klosters Schuttern zwischen 1689 und 1705

Gerhard Silberer

Es wird zuweilen die Auffassung vertreten, daß im 16. und 17. Jahrhundert in unserer Gegend ein Rückgang des Fastnachtsbrauchtums zu beobachten sei¹. Zur Abklärung dieser Frage möchte ich hier aufgrund von 7 Tagebuchjahren des Schutterner Abtes Jakob II Vogler aufzeigen, wie um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert im Klostergebiet um Schuttern Fastnacht gefeiert wurde.

Dabei ist von der Quellenlage zu bemerken, daß die sieben Tagebuchjahre nicht kontinuierlich Jahr für Jahr, sondern in gewissen Abständen vorliegen, genauerhin für die Jahre 1689, 1691, 1697, 1702, 1704 und 1705.

Auch beschreibt Vogler die Vorgänge nicht immer von Schuttern aus; 1691 befindet er sich aus Furcht vor erpresserischen Forderungen der benachbarten französischen Truppen in Griesbach im Renchtal.

1. Der chronologische Ablauf der Fastnachtstage.

Vogler kennt ebenso wie wir den Ausdruck „Schmutziger Donnerstag“, genauerhin: Fettiger Donnerstag, an dem die eigentliche Fastnacht², die er „Bachanalia“ nennt, beginnt.

Er muß den ganzen Tag über gefeiert worden sein³ und 1704 wird ausdrücklich bedauert, daß er durch die Einquartierung einer 60 Mann starken französischen Abteilung „verdorben“ worden sei⁴.

Diese Bachanalien bestehen in den ersten Tagen zumeist aus festlicheren Mahlzeiten, zu denen die Honoratioren der benachbarten Städte Offenburg, Lahr und Straßburg, die Kapuziner von Mahlberg und zuweilen auch Pfarrer und Standespersonen der Umgegend eingeladen werden⁵.

Dies trifft besonders auf den Fastnachtssonntag zu, für den einmal auch die Aufstellung einer Lotterie mit 500 gewinnenden und 100 leeren Losen erwähnt wird⁶.

Beliebt sind hierbei auch musikalische Darbietungen, die zuweilen genauerhin als Gesang und Instrumentalmusik bezeichnet werden⁷.

Der eigentliche Höhepunkt der Fastnachtsbräuche scheint aber doch der Fastnachtsmontag, unser Rosenmontag, zu sein. Er wird auch Schaurtag oder Schurtag genannt⁸ und dadurch gekennzeichnet, daß die Frauen des Ortes Eier anbieten und vom Abt dafür als Gegengabe Wein⁹ oder einen Eichbaum¹⁰ präsentiert bekommen.

Sofern Gäste da sind, verlangen die Frauen von ihnen, auch auf zudringliche Weise, ein Geldgeschenk¹¹, ehe sie auf die übliche Weise Eier anbieten.

An diesem Tag findet auch häufiger ein festliches Essen statt, das, wie eigens vermerkt wird, im oberen Festsaal¹² des Klosters, also nicht im üblichen Refektorium, veranstaltet wird. Der Grund hierfür ist möglicherweise der, um außerhalb der Klausur auch die Ehefrauen der geladenen Honoratioren¹³, Hausangestellten¹⁴ und zuweilen auch Bauersfrauen bewirten zu können.

Was den Namen „Schurtag“ oder „Schaurtag“ angeht, so ist seine Herkunft nicht unbestritten, wird von den einen auf das „Scheuern“ im Sinne von „reinigen“ zurückgeführt¹⁵, von anderen mit den an Fastnacht üblichen Hagelfeuern in Verbindung gebracht. „Schur“, verwandt mit unserem heutigen Wort „Schauer“, bedeutet im Mittelhochdeutschen „Hagel“.

Während dieser Schurtag nach Grotfend (1891) im eigentlichen Sinn als der „Mittwoch **vor** Invocabit, der Aschermittwoch“ gilt, scheint es auch einen „kleinen Schurtag“ gegeben zu haben¹⁶, der jedoch auf den Montag **nach** dem ersten Fastensonntag gefallen wäre. Die Gewohnheit, an diesem Tag „alle Innwohner ... sambt dem Probst und seinem Convent uff denn Imbisz“ zu laden, scheint aber jener Gewohnheit in Schuttern, zu einem Festessen einzuladen, zu entsprechen.

W. Marx berichtet von der Altenheimer Fischerzunft¹⁷, sie habe nach 1610 jeweils am Schaurtag, den er mit dem „Montag **nach** dem alten Fastnachtssonntag (dem Kuchlesonntag)“ identifiziert, ihren Zunfttag im Wirtshaus gehalten¹⁸. Auch wenn es sich hier um verschiedene Tätigkeiten handelt, ist doch die Frage, ob der in den einzelnen Fällen genannte „Schaurtag“ nicht jeweils der Montag **vor** Aschermittwoch ist. Denkbar wäre es jedoch auch, daß der Schurtag in Schuttern sich nach der sog. Herrenfastnacht, der in Altenheim sich nach der sog. Bauernfastnacht richtete. Die eine lag **vor**, die andere **nach** dem Aschermittwoch¹⁹.

Am Fastnachtsdienstag scheint der Abt seinem „Gesindt“ „Fasnachtsküchlein“ gegeben zu haben²⁰, was immer man darunter genauerhin zu verstehen hat. Am Abend dieses Tages muß es auch noch einmal ein besonderes Mahl gegeben haben, zu dem außer den noch anwesenden Gästen auch die Lehrer²¹ und Handwerksmeister²² eingeladen und, wie es heißt, „auf übliche Weise“ bewirtet wurden.

Ganz ohne „Schaden“ mochte die Fastnachtszeit zumindest an den betagteren Teilnehmern nicht vorübergegangen sein, denn zumindest für seine Person muß der damals 43jährige Abt einmal zugestehen, daß er an einem Fastnachtsdienstag wegen Durchfall auf das üblicherweise festlichere Abendessen verzichten mußte. Wie es scheint, ohne Gram, denn er bemerkt dabei, daß die „Jugend“ sich wohl fühlt – oder „gut benimmt“? – und so die Fastnachtstage zu Ende gehen²³.

2. Einige Beobachtungen und Fragen zum Verlauf der Fastnachtstage

Wie sehr die Fastnachtszeit geschätzt wurde, zeigt eine Bemerkung Voglers 1689, wenn er am Sonntag vor Aschermittwoch rückschauend feststellt, die „Bachanalia“ seien in „traurigem Schweigen verbracht worden“²⁴. Aber auch in diesem durch die Kriegshandlungen verdüsterten Jahr hatte er an diesem Sonntag auch Gäste aus der Umgebung, den Schultheiß und Bürgermeister zu Tisch geladen. Am Schaurtag, dem folgenden Montag, verzichteten die Frauen des Ortes trotz der Kriegszeit nicht auf ihren Fastnachtsbrauch, Eier zu verschenken, um dabei ein Weinpräsent zu erhalten²⁵.

Nicht zu überhören sind zuweilen auch Klagen Voglers über das ausgelassene Verhalten einzelner Ordensleute bei den gewährten Freiheiten während der Fastnachtstage²⁶ oder eine wohl als belastend empfundene Schnorrerei einzelner Gäste, die sich selbst eingeladen hatten²⁷.

In der Regel scheint diese Einladung vom Abt selbst ausgegangen zu sein²⁸, auch wo es nicht ausdrücklich erwähnt wird, wie etwa 1699, als eine Kommission der badischen Markgrafschaft, die zur Untersuchung von Vorwürfen gegen den Mahlberger Oberamtmann in Friesenheim tagte, eigens durch den Prior zur Fastnacht eingeladen wurde²⁹. In Einzelfällen bemühte sich der Abt auch durch Zusendung von Reisepferden die Annahme seiner Einladung zu erleichtern³⁰.

Wie das zuweilen eingestreute: „auf übliche Weise“ andeutet³¹, ist anzunehmen, daß die Fastnachtsveranstaltungen in jedem Jahr ähnlich abgelaufen sind, auch wenn sie von dem referierenden Abt nicht immer ausführlich be-

schrieben werden. Oft dürfte es die Fülle dringlicherer Geschäfte gewesen sein³², die ihn nur die wichtigsten Tage, etwa den Sonntag und Montag vor Aschermittwoch, erwähnen ließen.

Interessant ist auch eine Bemerkung von 1702, daß bereits am Mittwoch vor dem „Fettigen Donnerstag“ den ganzen Tag über „Bacchus“ gefeiert worden sei, weil auf den folgenden Tag, also den Schmutzigen Donnerstag, ein Fasten falle³³.

Nicht weniger verwunderlich ist die Tatsache, daß am sog. Schaurtag den Frauen des Ortes Schuttern für die von ihnen angebotenen Eier als Präsent Wein, den Friesenheimer Frauen jedoch ein Eichbaum verehrt wird³⁴.

Alles in allem ist kaum zu übersehen, daß es in der dargestellten Zeitspanne ein recht ansehnliches Fastnachtsbrauchtum in der Umgebung Schutterns gab. Die grundsätzlich positive Wertung des Fastnachtsbrauchtums entspricht auch ganz der Auffassung, wie wir sie etwa bei Voglers Landsmann Abraham a Santa Clara, alias Johann Ulrich Megerle (1644–1709), vorfinden³⁵.

Was seine Ausgestaltung angeht, so scheint es sich weniger als sog. Straßenfastnacht geäußert zu haben und, von den am Schaurtag beschriebenen Aktivitäten abgesehen, auf festlichere Mahlzeiten mit z. T. geladenen Gästen beschränkt zu haben.

Etwa 150 Jahre später, nach der eigentlichen Klosterzeit, sind kaum mehr Spuren dieser Fastnacht nachweisbar, denn Fridolin Löffler berichtet aus seiner Jugend in Schuttern nur von dem Scheibenschlagen, wie es im oberdeutschen Raum schon seit dem Frühmittelalter nachweisbar ist³⁶. Vielleicht ist diese Beschreibung aufgrund ihres Lokalkolorits nicht uninteressant³⁷:

„Am Sonntag nach Fastnacht war der sogenannte Funkensonntag. Auf der Straße nach Kürzell wurde von den ledigen Burschen ein mächtiges Feuer angezündet. Die Burschen brachten eine Menge runder Holzscheiben, in welche in der Mitte ein Loch gebohrt war. Diese Scheiben wurden nun an einen langen Haselnußstecken gespießt und ins Feuer gehalten, bis sie glühend waren. Dann wurden sie auf einer schiefen Ebene aufgeschlagen, daß sie in einem mächtigen Bogen feuersprühend durch die Luft flogen. Bei dem Aufschlag der Scheibe sprach der Schläger eine Widmung oder wie der Deutsche sagt „Dedication“ aus, welche eine Auszeichnung oder auch ein Hohn sein konnte.

Nachdem die mitgebrachten Scheiben abgeschlagen, das Feuer verglimmt war, zogen die Schläger singend in den „Prinz“ oder in den „Adler“, wo Fastnachtsküchle, sogenannte „Scherben“ aufgetischt und das Fest beschlossen wurde“.

Da Löffler sich in der Folge darüber beklagt, daß sich solche „alte hergebrachte Sitten verlieren“, und zuvor die verschiedensten Gebräuche, etwa an Neujahr, Palmsonntag, Ostern und anderen Tagen beschreibt, ist anzunehmen, daß in Schuttern an Fastnacht keine anderen bestanden. Dies käme im 19. Jahrhundert im Vergleich zu früher tatsächlich einer Verarmung gleich.

Anmerkungen

1. Vgl. Michael Friedmann, Die Tradition der alemannischen Fastnacht. In: Offenburger Tagblatt, 22/23. Februar 1992: „Auch während der Religions- und Erbfolgekriege des 16. und 17. Jahrhunderts kann sich kaum Fastnachtsbrauch entfalten“.
2. 1702, 22.2.: „in diem Jovis crassum“
1704, 31.1.: „Diem Jovis crassum ...“
Die Zitation erfolgt ähnlich wie in dem Aufsatz: Heiligenzell und das Kloster Schuttern um 1700, ORTENAU 62 (1982) S. 92–98 nach der Handschrift Nr. 590 des Generallandesarchivs Karlsruhe. Vgl. hierzu jetzt: M. Klein, Die Handschriften 65/1–1200 im Generallandesarchiv Karlsruhe, Wiesbaden 1987, S. 212; Zitate werden in eigener Übersetzung oder im lateinischen Originaltext der eigenen Transkription gegeben, wobei jeweils das Datum des Tagebucheintrags vermerkt wird. Geschlossene Jahrgänge der in Vorbereitung befindlichen Transkription sind noch nicht erschienen.
3. 1702, 22.2. scheint man den Schmutzigen Donnerstag am Mittwoch vorweggenommen zu haben: „Da auf den morgigen Fettigen Donnerstag ein Fasten fällt, wurde heute den ganzen Tag über in Freude Bacchus gefeiert“. Unklar bleibt dabei, warum damals auf den Schmutzigen Donnerstag ein Fasten fiel.
4. 1704, 31.1.: „Den Fettigen Donnerstag verdarb uns fast H. Latour, der mit einer Abteilung von 60 Soldaten in gewohnter Weise hier übernachten wollte“.
5. 1689, 20.2.: „Fastnacht ging in traurigem Schweigen vorbei. Es waren an diesem Tag hier Herr Barois von Sternenberg, unser Schultheiß und der Bürgermeister Nikolaus“.
1691, 22.2.: „Mit mir essen zu Mittag aus Offenburg Herr Stättmeister Geppert und Witsch und Lohnherr Heldt ...“
1697, 17.2.: „P. Guardian von Malberg ist mit einem Begleiter, P. Daniel, hier, um Fastnacht zu feiern“.
1702, 27.2.: „Aus Lahr sind zur Fastnacht eingeladen und anwesend H. Lament und Amtsschreiber H. Krieg, Schnellin, Sempach, Bürgermeister Morstatt usw.“.
1704, 5.2.: „Mit den obengenannten Gästen sind auch die H. Pfarrer in Ichenheim und Oberweier da ...“
1705, 22.2.: „Herr Lerse und Barbet, jener Buchhändler, dieser Goldschmied, kommen

6. 1697, 17.2.: „... ollam fortunae constituo 500 plenis et 100 schedulis vacuis constantem ...“
7. 1697, 17.2.
1699, 2.3.: „... sub musica tum Vocali tum instrumentali tum pneumatica per tubas continuò personante“.
8. 1689, 21.2.: Schaurtag
1702, 27.2.: Schurtag
1705, 23.2.: Schaurtag
Während F. J. Himly, Dictionnaire Acien Alsacien-Français, XIII–XVIII siècles, Strasbourg 1983, p. 199 den „Schurtag“ nur als Aschermittwoch kennt, führt Hubert Baum, Alemannisches Taschenwörterbuch, Freiburg 1972, S. 190 daneben auch, mit Nennung der Ortenau, den Fastnachtsmontag auf. Carl Mengis vermutet hier folgendermaßen: „Auch in dem in Südwestdeutschland am Fastnachts**dienstag** oder Aschermittwoch gefeierten Frauenrecht (Schurtag) hat man es anscheinend mit dem verblaßten Rest eines Fruchtbarkeitszaubers zu tun. Der Name Schurtag hängt vielleicht mit den Hagelfeuern auf Fastnacht (mhd. schûr=Hagel) zusammen.“ Handwörterbuch des Dt. Aberglaubens, Bd. III, Berlin/Leipzig 1930/31, S. 150
9. 1689, 21.2.: 2 Ohm
1704, 4.2.: 1 Ohm
1705, 23.2.: 1 Ohm; ein Ohm in Baden enthielt etwa 150 Liter
10. 1705, 23.2.
11. 1705, 23.2.: „qui tamen omnes â petulantibus mulierculis an dem schaurtag detinentur non dimissi nisi persoluto lytro ...“ Der Name für „Geldgeschenk“ ist schwer leserlich: ich lese lytro im Sinne von „Lösegeld“ (griech. lytron)
12. 1699, 2.3.
1704, 4.2.
13. 1697, 18.2.: „ebenso die Frau des Schaffners mit der Frau des Apothekers und unseres Metzgers aus Lahr ...“
14. 1704, 4.2.: „...„eingeladen waren die Frauen der Angestellten und Bauersfrauen“.
15. J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, 8. Bd. Leipzig 1893, dtv München 1984, Bd. 14, Sp. 2623; vgl. dagegen C. Mengis in Anm. 8
16. Scherz, J. G., Glossarium germanicum medii aevi, hrsg. v. J. J. Oberlinus, Straßburg 1781–1784: „item uff montag nach dem sontag Invoc (abit) ...“ nach Grimm, dtv. 14. Bd. a.a.O. Sp. 2623
17. Wilhelm Marx, Aus der Geschichte der Altenheimer Fischerzunft bis zum Jahre 1874, ORTENAU 67 (1987) S. 298
18. Dieser „Küchleinssonntag“ ist auch für das Schweizer Rheintal und die angrenzende Ostschweiz für den Sonntag der Bauernfastnacht, also nach dem Aschermittwoch, nachgewiesen: Atlas der schweizerischen Volkskunde, Kommentar 2. Teil, Basel 1949/57, S. 103. In Anmerkung 20 der wohl auch sonst geltende Hinweis, daß es „nicht immer genaue Angaben“ gebe, „um welche Woche es sich handle“.
19. ebd. Oder sollte H. Marx sich über den gemeinten Tag getäuscht haben? Dann wäre in der Ortenau allgemein der Schurtag wie in Schuttern gehalten worden. Vgl. H. Baum in Anm. 8
20. 1691, 27.2.: „Den Hausangestellten ‚oder dem gesindt gibe das Fasnachtsküchlin‘ und esse mit dem H. Amtmann im größeren Bau zu Mittag“.
21. 1702, 28.2.: „magistris de nocte ad coenam adhibitiss“.
22. 1704, 5.2.: „magistri nostri mechanici“
1705, 24.2.: „artifices Monasterii“

23. 1699, 3.3.: „Hodie non benè me habeo propter Dyarhaeam ideo abstineo à coena; iuventus benè se habet et sic clauduntur bachanalia“.
24. 1689, 20.2.: „Bachanalia sub tristi silentio peracta“. Vgl. Anm. 5
25. 1689, 21.2.: „Unsere Frauen brachten ‚wegen dem schaurtag‘ eine große Menge Eier herbei. Ich gab ihnen 2 Ohm Wein.“ Vgl. Jakob Vogler, Abt des Klosters Schuttern 1688–1708. Sein Tagebuch von 1689, bearb. v. G. Silberer, ORTENAU 45 (1965) S. 111; „schauntag“ ist zu berichtigen.
26. 1691, 27.2.: „Ein Stelldichein gaben sich auch der Verwaltungsbeamte selbst mit seiner Familie, H. Geppert und Geßler, P. Franciscus und F. Maurus, der in diesen Tagen die zugestandene Fastnachtserholung ziemlich ausgelassen mißbraucht hat; aus seinen Ausschweifungen und der lockeren Zunge konnte ich unschwer den Geist des P. Vincentius, der einst sein Vertrauter war, heraushören“.
27. 1705, 24.2.: „Trotz des heiteren Himmels erwarten wir vergeblich die Gäste aus Lahr, die sich selbst eingeladen haben“.
28. 1699, 28.2.
1702, 27.2.
29. 1699, 2.3.
30. 1704, 2.2.
31. 1705, 23.2.: „ut moris est“; 24.2.: „more solito“.
32. 1689, 17.–20.2.
1697, 14.–16.2.
1705, 19.–21.2.
33. 1702, 22.2.; vgl. Anm. 3
34. 1705, 23.2.: „arborem quercinam“.
35. L. A. Veit & L. Lenhart, Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock, Freiburg 1956, S. 152 und Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. I, Freiburg ²1957, Sp. 64 f.
36. J. & W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, dtv 1984 Bd. 14, Sp. 2386: hierfür werden die Lorscher Annalen zum Jahr 1090 angeführt. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. VII, Berlin 1935/36 Sp. 1021–1024 und Bd. III, Berlin 1930/31, Sp. 211 zu „Funkensonntag“.
37. Fridolin Löffler, Aus der Jugendzeit. Ernstes und Heiteres. Konstanz o. J. S. 66 f

Die „gut dotierte Pfarrei“ Rippoldsau

Adolf Schmid

Das Wolfstal war „seit Menschengedenken“ katholisch und in seiner Einstellung und Entwicklung bis in die jüngste Zeit hinein geprägt von einer gewissen „Grenzlandmentalität“ gegenüber dem württembergischen evangelischen Nachbarn. Seit 1974 sind aber die Wolfstalgemeinden Bad Rippoldsau und Schapbach nicht nur wiedervereinigt, sondern auch dem Landkreis Freudenstadt zugeordnet. Geschichtlich zwangsläufig war dies sicher nicht, auch wenn es für heute wohl politisch richtig ist und auch akzeptiert wird.

Ein wichtiges Faktum aus der Zeit vor fast zwei Jahrhunderten paßt nämlich ganz und gar nicht ins Geschichtsbuch dieser Landschaft – und dies mit Auswirkungen bis heute und für die weitere Zukunft. Sie hängt mit der Frage zusammen: Woher kommt der ungewöhnliche Besitz der Rippoldsauer katholischen Pfarrei?



Die spätklassizistische Rippoldsauer Kirche von 1828/29

„... am meisten die bildende Kunst beschäftigt“

Professor J. Sauer, allseits anerkannt als Kunst- und Kirchenhistoriker Südwestdeutschlands, urteilte 1933 in seinem Buch über „Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden“¹ auch auf vier Seiten über das konsequente und erfolgreiche Bemühen der 1822 gegründeten katholischen Pfarrei von Bad Rippoldsau, die 1828/29 vom Weinbrennerschüler Christoph Arnold² erbaute spätklassizistische Kirche mit dem polygonalen Chor künstlerisch auszugestalten. Sein erstaunliches Fazit: „Von allen Kirchen aus der von uns berücksichtigten Periode hat die von Rippoldsau wohl am meisten die bildende Kunst beschäftigt und fast alle namhaften Künstler des Landes aus jener Zeit sind mit oder ohne Erfolg mit ihm in Verbindung gebracht worden“. Wie war dies möglich geworden?

Langer Streit zwischen St. Nikolaus und St. Cyriak

Es war nach den langen ärgerlichen und unergiebigem Streitereien zwischen dem alten Rippoldsauer Priorat St. Nikolaus und der Pfarrei St. Cyriak,



St. Nikolaus in Rippoldsau – Lithographie von A. Merian/Basel um 1820

Schapbach, die für das ganze obere Wolfstal zuständig war, vor allem aber wegen der Weitläufigkeit dieses Pfarrbezirks unerlässlich geworden, eine prinzipielle Neuordnung der kirchlichen Betreuung der Wolfstaler anzustreben³. Soweit war „man“ sich einig um 1800. Die Kardinalfrage war dabei allerdings, und sie wurde vor allem vom Schapbacher Pfarrer deutlich formuliert: Wie sollte eine neu gegründete Pfarrei Rippoldsau wirtschaftlich existieren können, worin sollte die Pfründe bestehen?

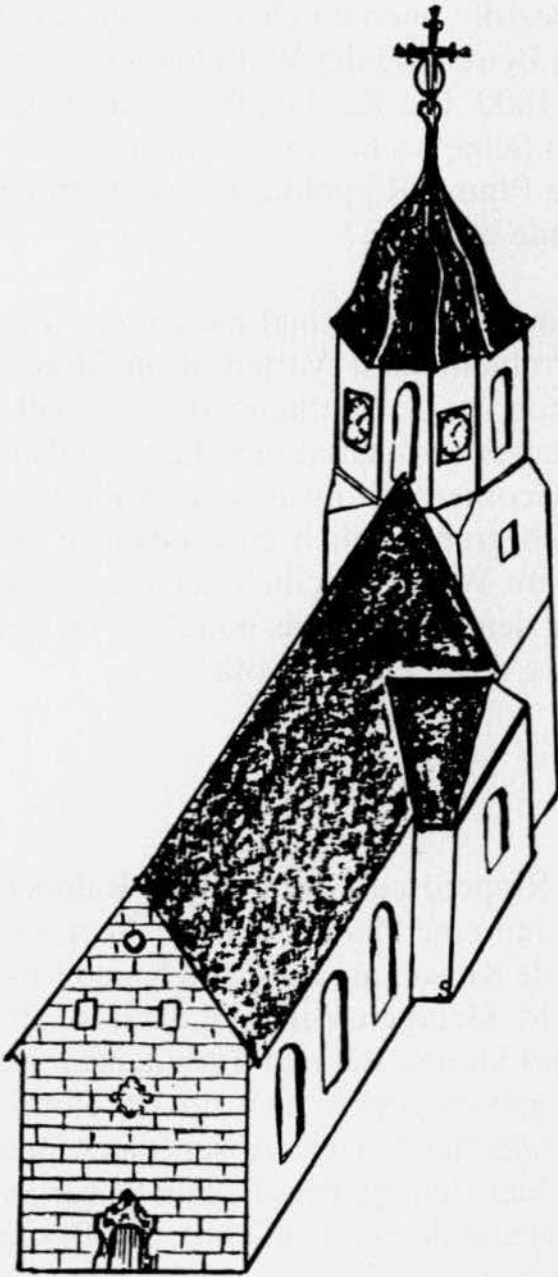
Die große Flurbereinigung Napoleons und – mit ihm und nach ihm – des badischen Großherzogs löste dieses Problem zum Vorteil Rippoldsaus, ohne daß Schapbach Schaden nahm. Schon vor der Jahrhundertwende hatte sich das noch immer zuständige Konstanzer Ordinariat ernstliche Gedanken gemacht, und auch der Abt von St. Georgen/Villingen, dem Mutterkloster des Rippoldsauer Priorats, hatte sich grundsätzlich einverstanden erklärt mit einer neuen Seelsorgestruktur im Wolfstal, freilich auch mit dem Hinweis, „daß durch diese Austauschung denen Privilegiis und Rechten des Klösterleins und Pfarrey Rippolzau nichts vergeben seyn solle“.

Das Ende des Priorats 1802 bzw. 1806

Das Ende des Klosters St. Nikolaus in Rippoldsau⁴ verdient im Rahmen des großen Welttheaters jener Zeit wohl nur eine kleine Fußnote. Aber wie dieses seit dem 12. Jahrhundert bestehende Kloster am Fuße des Kniebis im Besitz des vorderösterreichischen Stifts St. Georgen/Villingen damals „abgewickelt“ wurde, war schon seltsam und kurios. Bei den Turbulenzen im Gefolge der Französischen Revolution gab es gewiß auch im Hl. Römischen Reich, das ja kurz vor seinem Ende stand, viele Absurditäten und Merkwürdigkeiten. So war es nur ein kleiner Beitrag, den die Fürstenberger hierzu leisteten, als sie 1802 St. Nikolaus und dessen beträchtlichen Besitz als ihren „Zivilbesitz“ einzogen. Immerhin waren sie doch seit Jahrhunderten engagierte Kastvögte dieses recht exponierten Kirchengutes gewesen; ein wichtiges Teilstück, die Quellen und Kuranlagen, hatten sie freilich bereits nach dem Dreißigjährigen Krieg übernommen.

Baden beerbt auch Fürstenberg

Inzwischen war aber auch die Markgrafschaft Baden, von Napoleon aus familiären und politischen Gründen ganz kräftig gefördert, auf sicherem Weg, seine Ländereien zu mehren, zu vervielfachen. Die Vereinnahmung ehemals kirchlicher Besitztümer bot vielerorts die einfachsten Lösungen. So stellte auch der badische Kommissar Maler, der Beauftragte Carl Frie-



*Die alte Rippoldsauer Klosterkirche
(Rekonstruktion nach alten Stichen)*

drichs (ab 1803 Kurfürst und 1806 Großherzog von Baden), beim definitiven Säkularisationsakt im Stift St. Georgen/Villingen am 8. November 1806 (hier ist wohl das verbindliche Ende auch des Rippoldsauer Klosters beschlossen worden) fest, daß St. Nikolaus in Rippoldsau 1802 von den Fürstenbergern nur „okkupiert“ worden sei mit der eindeutigen Zusicherung, „daß die dort weilenden Geistlichen und deren Nachfolger, solange sie die Klosterpfarrei versehen mochten, im vollen Genuß der Einkünfte bleiben würden“⁵.

Hat Württemberg Besitzrechte?

Die Besitzverhältnisse im Rippoldsauer Kloster waren wegen nicht gerade vorbildlicher Buchhaltung und Geschäftsführung schwer zu verdeutlichen. Aber weitaus der größte Anteil der Einkünfte bzw. Besitzrechte von St. Nikolaus lag auf württembergischem Territorium, und dies hatte Konsequenzen. Der König von Württemberg bzw. seine Berater hatten zum Jahreswechsel 1805/06 – nach den zum Teil recht unklaren Beschlüssen von Preßburg – zunächst allen Ernstes überlegt,

St. Nikolaus im Wolfstal zu besetzen und damit natürlich auch alle seine Besitzungen zu sequestrieren, als „würtembergisch“ zu vereinnahmen. Die fürstenbergische Regierung in Donaueschingen sah ihre Beute von 1802 gefährdet und wollte nicht kampflos zusehen, gab deshalb am 6. Dezember 1805 dem Wolfacher Amtmann vorsorglich den Befehl, sich einem kommenden württembergischen Angriff im Wolfstal zu widersetzen. Sie erklärte⁶, „daß sowohl die Klostergebäude als die Güter Appertinentien der Pfarrey in Rippolzau, die ganz in dem diesseitigen Territorio liege, und keineswegs im Eigenthum des Klosters zu St. Georgen in Villingen seye, mit-

hin nicht in die Kategorie derjenigen Güter des Klosters St. Georgen falle, welche das Kurhaus aus was für einem Titel auch immer in Besitz zu nehmen sich bemächtigt glaube“. – Stuttgart nahm Abstand von militärischen Gewaltmaßnahmen gegen das kleine Rippoldsau.

Juristische Spitzfindigkeiten

Aber nun wurde diese Rippoldsauer Affaire mit juristischer Spitzfindigkeit dennoch weitergetrieben: 1803 war im Reichsrezeß geregelt worden, es könnten nur Klöster, nicht aber Pfarreien bzw. deren Ortskirchen säkularisiert werden. Die einfache Frage drängte sich also auf: War das St. Nikolaus-Klösterle Pfarrei oder war es bloß Kloster? Als Kloster hätte es ohne weiteres „verstaatlicht“ werden dürfen, als Pfarrei aber eben nicht. Und: war es als Kloster einzuschätzen, dann wäre es auch Württemberg rechtlich nicht zu verwehren gewesen, die auf württembergischem Gebiet befindlichen Güter sich einfach zu nehmen.

Der schon genannte badische Kommissar Maler, der das Kloster St. Georgen/Villingen mit all seinen Besitzungen, Rechten und Gefällen entsprechend den Bestimmungen des Reichsdeputations-Hauptschlusses „abzuwickeln“ hatte, veranlaßte in dieser unklaren Situation die Fürstenberger in Donaueschingen, die ja von Karlsruhe wegen der voreiligen Besitznahme und des allzu schnellen Zugriffs von 1802 als eigentlich Schuldige betrachtet wurden, den alten Besitz des Klosters St. Nikolaus als Bestand der „Pfarrei Rippoldsau“ zu reklamieren – und dies, obwohl nie zuvor, z. B. auch nicht im offiziellen Schematismus der Diözese Konstanz, von einer solchen je die Rede war.

Rippoldsau wurde damals nicht von schwäbischen Truppen besetzt. Aber das Recht, die innerhalb des württembergischen Staatsgebiets liegenden Güter des alten Priorats zu nutzen, praktizierte Württemberg sofort konsequent⁷: Da wurde z. B. viel Holz verkauft aus dem alten Klosterwald, der eben in der Tat „im Schwäbischen“ lag. Und aus der Buchhaltung der Fürstenberger geht hervor, daß z. B. 1807 immerhin 3941 fl aus dem alten Klosterbesitz erwirtschaftet wurden, daß Württemberg davon 1429 fl forderte und auch bekam⁸.

Am 17. Oktober 1806 schloß das Großherzogtum Baden einen „Tauschvertrag“, durch den alle Besitzungen und Ansprüche des Mutterklosters St. Georgen, soweit sie auf württembergischem Territorium lagen, dem Königreich abgetreten wurden. Dies betraf natürlich auch Rippoldsauer Klosterrechte, z. B. in und um Dornstetten, in und um Sulz usw. Betraf es aber auch den

jenseits der Staatsgrenze liegenden Rippoldsauer „Pfaffenwald“? – Sowohl Fürstenberg wie Baden sprachen nun konsequent immer von der „Pfarrei Rippoldsau“ als Besitzer und vom „sogenannten Klösterle Rippoldsau“.

„zur Pfarr-Dotazion gehörig ...“

Im Staatsvertrag vom 31.12.1808⁹ zwischen Karlsruhe und Stuttgart wurde schließlich die vertrackte Situation geklärt und entschieden. Aber es verblüfft dabei doch, daß sich Friedrich von Württemberg bereit fand, daß „die bisher von Königreich Württembergs Seite sequestrierten Gefälle ... als nunmehr zur Pfarr-Dotazion von Rippolzau gehörig zurückgegeben“ werden. Im Rippoldsauer Pfarrhaus sollte man dieses württembergischen Königs allezeit liebevoll gedenken: Die Prioratsgebäude – erst 1769/70 unter Abt Cölestin Wahl bzw. Prior Beda Reichert neu und sehr solide und großzügig errichtet –, standen nun für kirchliche Zwecke, einfach als repräsentatives, vielräumiges Pfarrhaus zur Verfügung. Die eigentliche Pfründe aber blieb der große Waldbesitz auf württembergischem Gebiet (während Baden dafür sorgte, daß alle ehemaligen Besitzungen auf neu-badischem Boden sofort bzw. im Laufe der nächsten Jahrzehnte in staatlichen bzw. kommunalen Besitz übergangen!). Und so kam es dazu, daß die Pfarrei Rippoldsau tatsächlich eine der bestdotierten im ganzen katholischen Erzbistum Freiburg (die Breisgaustadt war der neue Vorort der „oberrheinischen Kirchenprovinz“ nach Auflösung des Bistums Konstanz) wurde: Immerhin 338 ha umfaßt heute der Wald des Katholischen Kirchenfonds Bad Rippoldsau; davon auf der Gemarkung Bad Rippoldsau-Schapbach 54 ha, auf der Gemarkung Alpirsbach/Reinerzau 78 ha und auf der Gemarkung von Freudenstadt 206 ha. Wenn man dann noch weiß, daß der Waldbesitz in Rippoldsau erst in jüngerer Zeit erfolgte (Kauf vom Jochems-Hof und „Höfle“/vor Seebach), bleibt die Verwunderung über diesen Waldreichtum „im Schwäbischen“ umso größer.

Schwierige Übergangsphase

Aber noch einmal zurück ins frühe 19. Jahrhundert: Seit 1806 war ja auch Fürstenberg mediatisiert, dem groß gewordenen Herzogtum Baden zugeacht und einverleibt. Doch dieses Randproblem badischer Geschichte, wie es nun mit der Rippoldsauer Pfarrei weitergehen sollte, wartete noch immer auf eine gute organisatorische Lösung. Die Regierung in Karlsruhe und die noch immer zuständige Kirchenbehörde in Konstanz hatten gewiß vordringlichere Probleme.

Dazu kam das Ärgernis, daß es schwer bis unmöglich war, im alten Kloster-
gut von St. Nikolaus die notwendige Einsicht bzw. Übersicht zu gewinnen,
um eine Bilanz zu erstellen. Die letzten Prioren waren schlechte Verwalter
gewesen. Dem Konstanzer Fürstbischof wurde z. B. 1807 gemeldet¹⁰: „Zu
bedauern ist, daß im Zeitpunkt, wo die Rippoldsauer geistlichen Gefälle
von Fürstenberg als Pfarrfonds pragmatisiert wurden, gerade ein Prior da
seyn mußte, der durch Schlagfuß der Verwaltung ohnmächtig ist, und dem
ein Adjunkt an die Seite gegeben war, dessen Bequemlichkeitsliebe die Sa-
che gehen ließ, wie sie wollte“. Prior Philipp Motsch starb in diesen turbu-
lenten Zeiten, er hinterließ kein Testament und nur eine nachlässige,
lückenhafte Buchführung. Der Visitationsbericht von 1808 war dement-
sprechend: „Bey allen dort gefundenen Verhältnissen fand er (der Visitor)
Gelegenheit zu bedauern, daß das Kloster Villingen nicht ein Paar diesem
Posten gewachsene und mehr Ehre machende Männer dahin versetzt“ habe.
Romuald Blösch, inzwischen Hausherr in St. Nikolaus, sei ohne Ahnung,
„da der Verstorbene, eifersüchtig auf sein Directorium, dem Mitgeistlichen
nichts anvertraute; dieser selbst aber so viel bonnhomie und klösterliche In-
dolenz besaß, sich, da er wohl genährt und gepflegt war, um nichts weiter
zu bekümmern“¹¹.

Romuald Blösch war als „Pfarrektor“ vor Aufgaben gestellt, die ihn offen-
sichtlich überforderten. Auch der Regierungsvertreter des „Kinzigkreises“
aus Offenburg äußerte in einem Brief an den zuständigen Dekan
(25.9.1811) größte Bedenken¹², „indem die Aufführung des dermaligen
Pfarrers Blösch nicht so beschaffen sein soll, daß man ihm die Besorgung
derselben (Pfarrei) fernerhin anvertrauen könne“. Blösch blieb aber „Pfarr-
verweser“ bis ins Jahr 1816.

1822: Offizielle Gründung der Pfarrei Bad Rippoldsau

Es wurde weiter diskutiert, wie nun eine neue Pfarrei sich aus dem alten
Pfarrverband St. Cyriak/Schapbach und dieser „Klosterpfarrei“ mittendrin
entwickeln ließe. Aber die „große“ Geschichte Europas überdeckte eben er-
neut solche Nebensächlichkeiten. Erst 1819 wurde wieder ernsthaft ge-
plant; die Menschen im Holzwald und auf dem Kniebis klagten wieder lau-
ter darüber, daß sie und ihre Vorfahren seit Jahrhunderten diesen unsinnig
weiten Weg zur Kirche nach Schapbach gehen mußten – drei Stunden weit
und unsinnig, weil sie dabei am „Klösterle“ vorbeigehen mußten. Die
Schapbacher Wirte waren natürlich daran interessiert, daß diese allsonntäg-
lichen Wallfahrten nicht aufhörten; sie machten ja schließlich hungrig und
durstig.



Pfarr- und Wallfahrtskirche RIPPOLDSAU

In dieser Kirche waren viele Künstler tätig.

Aber 1822 kam die Lösung: Das badische Innenministerium legte die Pfarrgrenzen fest zwischen Rippoldsau und Schapbach, wie sie noch heute verlaufen. Und am 24. Oktober 1822 dekretierte der Konstanzer Bischof¹³: „... die vorstehende neue Einrichtung und Arrondierung der Pfarrei Rippoldsau ist mit dem Eintritt des neuen Pfarrers Johann Georg Probst daselbst in den Genuß der PfarrRevenüen in Vollzug zu setzen“. Diese Pfarrfründe hatte inzwischen niemand mehr in Frage gestellt, und so hatte der alte „Pfaffenwald“ auf königlich-württembergischem Gebiet nun endgültig einen katholischen, badischen Besitzer, diese neu gegründete Pfarrei Bad Rippoldsau.

Großherzog Ludwig von Baden, der übrigens gerne und häufig ins Wolftal zur Kur kam und der dort z. B. am 23. Juli 1821 die „Sanktion“ zur Union der evangelischen Kirchen in Baden unterschrieben hat¹⁴, unterzeichnete 1822 die Dotationsurkunde der neuen „Säkularpfarre“. Sie hat u. a. folgenden Wortlaut¹⁵: „Wir haben für uns und unsere Regierungsnachfolger gnädigst zu beschließen geruht, sämtliche sowohl im diesseitigen als Königlich Württembergischem Gebiet gelegenen Rippoldsauer Gefälle, Güter und Gebäulichkeiten, mit Einschluß der im Königreich Württemberg befindlichen Waldungen als Rippoldsauer Pfarr – und Kirchenvermögen, wofür es die Krone im Staatsvertrag mit Baden vom 31. Dezember 1808 auch erkannt hat, hiermit, jedoch mit Ausnahme der im großherzoglichen Gebiete gelegenen Waldungen, zu erklären, und anbey die verbindliche Zusicherung zu ertheilen, daß wenn der Fonds, aus welchem die Pfarrei Rippoldsau zu dotieren, die Kirchen- und Pfarrgebäulichkeiten herzustellen, auch zu unterhalten und überhaupt zu bestreiten sind, nicht ausreichen sollte, der nöthige Zuschuß vom Großherzoglichen Finanz-Ministerium geleistet werde“. Diese Urkunde von 1822 schließt: „Dagegen befehlen wir zuversichtlich, daß der jeweilige, von Uns als Landesfürsten allein zu ernennende Pfarrer die theuern Pflichten eines Seelsorgers im ganzen Umfange zur Beförderung des wahren Guten und zum Besten der seiner Sorge anvertrauten Gemeinde mit rühmlichem Eifer erfüllen werde“.

Bei der ersten allgemeinen Stellenausschreibung 1822 waren immerhin acht Bewerber an der Pfarrei Rippoldsau interessiert. Der damals 39jährige Pfarrverweser Johann Georg Probst¹⁶, der schon 1816 Romuald Blösch abgelöst hatte, wurde nun endgültig als Pfarrer installiert, als erster Rippoldsauer Gemeindepfarrer; er hat bis 1856 sein Amt wahrgenommen.

Seelsorge und Geschäftsführung

Neben der Seelsorge in der langgestreckten Pfarrei (vom Kniebis bis „vor Seebach“) war selbstverständlich die erfolgreiche Geschäftsführung im



Simmler & Venator aus Offenburg gestalteten vor 100 Jahren den „Gnadenaltar“, der der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Pietà einen würdigen Rahmen geben sollte.

„Kirchenfonds-Wald“ eine wichtige Aufgabe – auch für alle Nachfolger im Rippoldsauer Pfarrhaus. Für den wirtschaftlichen Erfolg dieses Unternehmens war es besonders wichtig, qualifizierte Fachkräfte, zuverlässige Mitarbeiter zu gewinnen. Es ist vielfach belegt, daß in Rippoldsau immer vorbildliche Waldarbeit geleistet wurde.

So alt wie die ersten Berichte über die Heilkraft des Rippoldsauer Wassers sind die Informationen zur Nutzung des Waldreichtums im Kniebisgebiet. Wer hier leben wollte bzw. leben mußte, der brauchte Holz, Bauholz, für seine einfache Blockhütte, er brauchte Brennholz für Küche und Kamin. Der ganz „normale“ Beruf des Rippoldsauers war eben so der des Waldarbeiters – normal in der Tat noch bis in unser Jahrhundert hinein: Holzhauer, Harzer (die wichtigste und früheste Urkunde stammt aus dem Jahre 1494!), Flößer (bis 1887, als das letzte Floß unter dem „Floßmeister“ Melchior Vetter der Kinzig und dem Rhein zusteuerte)¹⁷. Einfach war dieser Beruf gewiß nicht; er war hart, schlecht bezahlt, vor allem aber sehr gefährlich. Eine gute Ausbildung gehörte schon immer dazu. Und bei guter Leistung und Bewährung war auch die Chance gegeben, als „Waldschütz“ größere Verantwortung zu tragen. Immer wieder wird sie genutzt. Generationen derselben Familien übernehmen „Waldarbeit“ als Traditionsberuf, z. B. die Familie Schmid, die nach dem Dreißigjährigen Krieg aus Tirol in das entvölkerte Schwarzwaldtal einwanderte und sich nachweislich seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts bis heute bemüht, erst dem Kloster St. Nikolaus, dann der Pfarrei Rippoldsau den ererbten Wohlstand zu erhalten.

Anmerkungen

- 1 Vgl. J. Sauer, Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden. 1933. S. 414 ff.
- 2 Vgl. A. Schmid, Christoph Arnold (1779–1844). Zum 200. Geburtstag eines badischen Baumeisters. In: Badische Heimat 1980, Heft 1.
- 3 Vgl. u. a.: A. Schmid, Kloster und Pfarrei Bad Rippoldsau. 1964. S. 33 ff. Ders.: Schapbach im Wolfstal. Chronik einer Schwarzwaldgemeinde. 1989. S. 176 ff.
- 4 Vgl. hierzu: A. Schmid, wie Anm. 3, S. 53 ff. Ferner: H. Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811, in: Freiburger Diözesan-Archiv 1979, S. 307 ff. Und: W. Müller, Das Benediktinerklösterlein Rippoldsau, in: Die Klöster der Ortenau. Hg. von W. Müller, Hist. Verein für Mittelbaden. 1978. S. 388 ff.
- 5 Vgl. H. Schmid, wie Anm. 4, S. 307
- 6 Vgl. H. Schmid, wie Anm. 4, S. 308
- 7 Vgl. die Bad.Org.Prot. vom 8.11.1806 ff im GLA 100/49 bzw. die Schilderung bei H. Schmid (wie Anm. 4), S. 308
- 8 Vgl. H. Schmid, wie Anm. 4, S. 309 bzw. Aktenstücke FFA Eccl 11/I und 11/1/6 sowie GLA 233/1068

- 9 Vgl. Bad.Reg.blatt 4/1809
- 10 Vgl. A. Schmid, wie Anm. 3, S. 54
- 11 Vgl. Akten zu Pfarrei Rippoldsau in der Steh.Registratur im Freiburger Ordinariat
- 12 Wie Anm. 11
- 13 Wie Anm. 11
- 14 Vgl. A. Schmid, 23. Juli 1821: Union der evangelischen Kirchen in Baden. „Sanktion“ des Kirchenvertrages in Bad Rippoldsau. In: Badische Heimat 1983, Heft 3.
- 15 Vgl. das Original im GLA Karlsruhe und die Kopie im Pfarrarchiv Bad Rippoldsau.
- 16 Vgl. zu J. G. Probst: A. Schmid, wie Anm. 3, S. 59
- 17 Vgl. A. Schmid, 1887 – Vor 100 Jahren ging im Wolftal die Flößerzeit zu Ende. In: Badische Heimat 1987, Heft 2.

Lorenz Oken,
der große Arzt und Naturwissenschaftler
aus Offenburg-Bohlsbach (1779 – 1851)

Gerhard Darr

Lorenz Oken, ein Bauernsohn aus Offenburg-Bohlsbach

Eine Gedenktafel an Okens Geburtshaus in Offenburg-Bohlsbach erinnert daran, daß hier am 1. August 1779 der große Arzt und Naturforscher Lorenz Oken (eigentl. Ockenfuß) zur Welt kam.

Sein Vater, Johann Adam Ockenfuß, der im Dorfe Hans Aedele genannt wurde und als temperamentvoller, oft hitzig politisierender, rechthaberischer Mann bekannt war, bewirtschaftete mit seiner Frau, der Maria Anna, geborene Fröhle (auch: Fröhlein), ein kleines bäuerliches Anwesen, das die Familie kaum zu ernähren vermochte. Vom Elternhaus her waren dem kleinen Lorenz – den Namen erhielt er nach dem Bohlsbacher Kirchenpatron St. Laurentius –, keine großen Zukunftschancen in die Wiege gelegt, aber der Lehrer Anton Herr sowie der katholische Ortsgeistliche, Pfarrer Kolmann, erkannten seine guten Verstandesanlagen und förderten ihn. 1793 kam er an das Gymnasium der Franziskaner-Patres nach Offenburg, 1799 in die Stiftsschule nach Baden-Baden.

Aus der Offenburger Zeit sind Erinnerungen eines Unbekannten erhalten geblieben:

„Der kleine Ockenfuß war mit einem Geiste begabt, der ihn über alle seine Mitschüler erhob, so daß er in kurzer Zeit erkennen ließ, daß aus ihm etwas Bedeutendes werden würde. Seine Sprache war beim ersten Auftreten nicht die eines Dorfknaben, sie war scharf, bestimmt, klar. Bei ihm konnte das Sprichwort ‚pueri puerilia tractant‘ keine Anwendung finden. Ockenfuß war selten in Gesellschaft seiner Mitschüler, desto mehr mit seinen Schul- und anderen Aufgaben beschäftigt. So blieb er sich gleich durch alle fünf Classen, die er in Offenburg zurücklegte, und es ist nur natürlich, daß er ein Liebling seiner Lehrer war“¹.

Über den Fortgang seiner schulischen Ausbildung sagte Oken:

„Als ich dort ausstudirt hatte, wie man es nennt, gieng ich nach Baden, wo mir zuerst die Augen geöffnet wurden über die Wissenschaft und wo ich die erste Richtung erhielt zur Natur“².

Schulprotokolle, die im Landesarchiv Karlsruhe aufbewahrt werden, bezeugen, daß er die besten Fähigkeiten und sehr viel Fleiß besaß, sehr guten Fortgang machte und Sitten zeigte, gegen welche mit Recht nichts einzuwenden war. In einer Beurteilung hieß es:

„Eine gute und im ganzen sehr richtige Entwicklung der Begriffe, fast überall logischer Zusammenhang und eine, wenn auch nicht immer runde und geschliffene, doch lichte Sprache“³.



Okens Geburtshaus

Bei einer Typhusepidemie, von der auch Bohlsbach heimgesucht wurde, kamen die Eltern von Lorenz Ockenfuß ums Leben, so daß er früh Vollwaise wurde. Stolz auf den intelligenten Bruder, unterstützten ihn seine Geschwister nach besten Kräften, obwohl sie selbst nicht über Reichtümer verfügten. Es wird berichtet, daß Matthis Ockenfuß auf den Kauf einer Kuh verzichtete, um seinem Bruder finanziell beistehen zu können. Auch die Schwester Therese steckte ihm Geld zu. Diese aufopfernde Hilfsbereitschaft dankte Oken seinen Geschwistern, nachdem er zu Ruhm und Ansehen gekommen war⁴.

Studentenjahre in Freiburg

Um das Reisegeld zu sparen, begab sich Lorenz Oken nach erfolgreichem Schulabschluß zu Fuß von seinem Heimatdorf Bohlsbach in die Breisgau-metropole Freiburg, um sich an der dortigen Universität als Medizinstudent immatrikulieren zu lassen. Im Wintersemester 1800/01 nahm er das Studium auf.

Aus den Universitätsakten geht hervor, daß ihm ein Jahresstipendium von 120 Gulden zugebilligt wurde, weil er ganz arm und elternlos sei und in den Wissenschaften ausgezeichnete Fortschritte mache⁵.

Seine bemitleidenswerte Lage veranlaßte einige Professorenfrauen, sich seiner anzunehmen. Im Hause des Geheimrates Joseph Albert von Ittner, seit 1807 Kurator der Freiburger Universität, lernte er dessen Tochter Charlotte kennen. Eine Liebesromanze begann, die aber nicht zu einer festen Bindung führen sollte.

Gern erinnerte sich Oken an seine Studentenzeit:

„In Freiburgs reicher und schöner Umgebung angekommen, hatte ich Gelegenheit die mannigfaltigen Produkte aller drei Reiche kennen zu lernen. Ich wurde von einer fröhlichen und biederer Bevölkerung kräftig und wohlwollend unterstützt. Nueffer lehrte mit Fleiß und Gründlichkeit die Anatomie, Menzinger brachte mir Liebe zur Chemie und Botanik bei, vor Allem aber hat Ecker durch seinen blühenden Vortrag uns angezogen und durch seine umfassenden literarischen Kenntnisse und seine Einsicht in das weite Feld der Wissenschaft uns Achtung für dieselbe ein geflößt und uns ermuntert, uns selbst darin zu versuchen“⁶.

Übrigens hieß Oken damals noch „Ockenfuß“. Erst später „hackte er sich den Fuß ab“, weil er mit seinem Familiennamen immer gehänselt wurde.

Diese Namensänderung, zu der sich Oken erst nach Beendigung seines Medizinstudiums entschloß, wurde in einem Fakultätsprotokoll vom 1. August 1805 mit der hämischen Bemerkung quittiert, daß man das Werk „Über die Zeugung“ des „Doctor OKENFUES, der sich in fremden Ländern Oken nennt“, erhalten und in die Freiburger Universitätsbibliothek aufgenommen habe⁷.

Der Theologieprofessor Leonhard Hug, ein gerngesehener Gast im Hause Ittner und immer zu Scherzen aufgelegt, überbrachte die Neuigkeit auf seine Weise und jagte Okens Freundin einen tüchtigen Schrecken ein: „Aber, liebe Lotte, haben Sie denn schon gehört, daß der gute Lorenz seinen Fuß verloren hat?“⁸. 1804 promovierte Lorenz Oken zum Doktor der Medizin.

Vor dem Examen schrieb er an seinen Freund Mathias Keller nach Oberriemsingen, er möge ihm ein gebügeltes Hemd bringen, einen Anzug habe er sich geliehen, ein Paar Schuhe auf dem Trödlermarkt erstanden und den Rest im Kopfe⁹.

Als neugebackener Arzt fragte er sich: „Soll ich nun Ochsendoktor auf dem Feldzug werden oder Brunnenarzt im schweflichten Hinterzarten oder gar Naturphilosoph?“ – Er entschied sich für letzteres!

Hinwendung zur Naturphilosophie

Der Aufschwung, den die Naturwissenschaften im 18. Jahrhundert erfuhren, war nicht zuletzt das Verdienst des französischen Grafen Buffon. Seine philosophischen Versuche, Naturerscheinungen zu deuten, kamen auch im deutschen Sprachraum in Mode. Kein Wunder, daß sich Oken ebenfalls zur Naturphilosophie hingezogen fühlte!

Während seines Studiums befaßte er sich mit einschlägiger Fachliteratur, darunter Franz von Baaders Schrift „Über das phytogoräische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden“ (Tübingen 1798), Heinrich Steffens „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde“ (Freiberg 1801) und Schellings „Von der Weltseele; eine Hypothese der höhern Physik“ (Hamburg 1798). Auszüge, die er angefertigt hatte, befinden sich noch im Oken-Nachlaß zu Freiburg.

1802 verfaßte Oken seinen „Grundriß der Naturphilosophie“, den er seinem Professor Johann Mathias Alexander Ecker zur Begutachtung vorlegte. Statt anerkennender Worte gab es nur herbe Kritik:

„Was wollen Sie mit diesem Mystizismus? Das versteht kein Mensch als einige der neuen, aber überall verachteten Naturphilosophen. Ich kann Ihnen sagen, lieber Freund, daß dieser Wisch hier nicht gedruckt werden darf – ein Geschmier, das unter aller Kritik ist!“¹⁰

Oken, zunächst deprimiert, ließ das abgelehnte Manuskript 1804 bei O. W. Eichenberg in Frankfurt am Main auf eigene Kosten drucken. Er beschloß, seine naturwissenschaftlichen Studien bei F. W. J. Schelling und Ignaz Döllinger in Würzburg fortzusetzen.

Mit seinen „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ (Leipzig 1797) und anderen Veröffentlichungen hatte Friedrich Wilhelm Schelling schon in jun-

gen Jahren von sich reden gemacht. Auf Empfehlung Fichtes und Goethes erhielt er 1798 eine Professur an der Jenaer Universität, folgte aber 1803 einem Ruf nach Würzburg, wo er Oken kennenlernte.

In Oken hatte Schelling einen genialen Partner gefunden, den er bald zu seinem engsten Freundeskreis zählte und auch materiell unterstützte. Bei abendlichen Zusammenkünften in seinem Hause erörterte man wissenschaftliche Probleme und diskutierte oft bis tief in die Nacht.

In der Hoffnung, seinem jungen Freund Starthilfe für die angestrebte akademische Laufbahn geben zu können, empfahl ihn Schelling seinem Amtskollegen Prof. Dr. Blumenbach in Göttingen, der ihm dann auch 1806 eine Stelle als Privatdozent verschaffte.

Okens Wunsch, eine Berufung an die Universität Freiburg oder Heidelberg zu erhalten, ging trotz Unterstützung einiger Freunde nicht in Erfüllung¹¹.

Oken betreibt exakte Forschung

Aus Okens Tagebuchaufzeichnungen¹² geht hervor, daß er 1806 nach Abschluß des Sommersemesters mit zwei Studenten von Göttingen aus über den Harz nach Bremen wanderte, Zwischenaufenthalte in Helmstedt, Braunschweig und Hannover einlegte und schließlich Ende Oktober auf der Insel Wangerooge ankam.

Unterwegs machte er Notizen über den Fund von Schädelknochen einer Hindin, der die Vermutung aufkommen ließ, der Kopf könne ein umgebildeter Wirbel sein, eine „Spekulation, ruhend auf dem festen Gebäude einer rein objektiven Erfahrung“. Außerdem beobachtete und sammelte er Spinnen und schrieb seine Untersuchungsergebnisse über deren Freßwerkzeuge auf¹³.



Oken während seiner Zeit in München

Im Gegensatz zu Schelling, der bei Gewinnung neuer Erkenntnisse die Idee in den Vordergrund stellte und die Tatsachenforschung zur bloßen Hilfswissenschaft degradierte, entwickelte Oken schon sehr früh eine wissenschafts-methodische Grundeinstellung, die der exakten Forschung galt. Für ihn war „die Empirie das Objekt ohne Handeln, die Spekulation das Handeln ohne Objekt“¹⁴. Er versuchte, beides miteinander zu verbinden, was aus seiner Vorrede zum „Lehrbuch der Naturphilosophie“ (2. Bd., Jena 1809/11) hervorgeht:

„Ich weiß nicht, durch welche Schrift ich Veranlassung gegeben habe, von mir zu glauben, als untersuche ich nicht natürliche Dinge und ich hätte Freude daran, in fantastischen Regionen der Spekulation, die nur über sich spekuliert, herumzufahren, da mir vielmehr dieses Zeug widerlich ist und doch alle meine Schriften bloß naturhistorische, physiologische und medizinische Gegenstände abhandeln“.

Okens Naturphilosophie gipfelte in der kühnen Behauptung, daß alles Leben aus Urschleim im Meere entstanden sei. Die hier existierenden Infusorien sind, wie er es ausdrückte, „Urthiere, von denen ich behaupte, daß sie bei der Schöpfung ebenso allgemein und unverilgbar entstanden wie Erde, Luft und Wasser, daß sie, wie diese Elemente in ihrer Sphäre, Elemente in der organischen Welt sind und nicht bloß den Urstoff der Thiere, sondern auch den der Pflanzen ausmachen“¹⁵.

Wie Kaspar Friedrich Wolff, dessen Dissertationsarbeit „Theoria generatio- nis“ (Halle 1759) in Vergessenheit geraten war, erkannte Oken erneut, daß weder im Samen noch im Ei ein fertig angelegter Körper vorhanden war. Aus dem Keimling, einem amorphen Bläschen, entwickle sich erst nach der Befruchtung ein Fötus. Dabei habe der Samen zersetzende Wirkung, und wie aus der Fäulnis des Bodens neues Leben emporsprießt, entstehe nun ein neues Wesen, das als Embryo alle Stufen der niederen Organismen zu durchlaufen habe. Alle Tiere seien in ihrer Entwicklung zum Menschen stehengeblieben und sozusagen unfertige Menschen.

Durch Umbildung der vordersten Wirbel hätten sich aus schädellosen Lebewesen Schädeltiere entwickelt. Der Schädel, der den Wurm zum Fisch macht, war nach Okens Auffassung ein Privileg des Tieradels.

Oken sah in der Natur ein lebendiges Ganzes, in dem die gleichen Kräfte wirkten wie im Menschen. Sie war bewußtloser Geist, Geist aber zum Bewußtsein erwachte Natur, in der die geheimnisvolle Schöpferkraft existierte. Der Mensch galt ihm als Maß und Messer der Schöpfung, er sei gottgewolltes Endziel eines komplizierten Entwicklungsweges.

Das umfassende Wissen, das sich Oken angeeignet hatte, erlaubte ihm, bei der Forschung aus dem Reichtum seiner naturwissenschaftlichen Kenntnis-

se zu schöpfen, Bekanntes aufzugreifen, neu zu überdenken, weiterzuführen und schließlich eigene Schlußfolgerungen daraus zu ziehen. Daß ihm auch Fehler unterliefen, bleibt unbestritten, aber der Irrtum ist nun einmal ständiger Begleiter auf dem Wege zur Wahrheit. Bei seinen naturphilosophischen Konstruktionen verstieg er sich zuweilen in geistige Höhen, in die ihm der Unbedarfte kaum zu folgen vermochte. Seine Mystik war vielen ein Buch mit sieben Siegeln: wirr, unverständlich und grotesk. Dennoch hat Oken manches Forschungsprogramm erst auf den Weg gebracht, und es war sein Verdienst, es wegweisend auf die richtige Spur geführt zu haben.

Universitätsprofessor in Jena

Oken, durch mehrere Publikationen bekannt geworden, wurde am 30. Juli 1807 als Professor medizinal-ordinarius an die Gesamtuniversität Jena gerufen, schien er doch der geeignete Mann, die abgewanderten Professoren Hegel und Schelling ersetzen zu können. Als Minister für Wissenschaft und Kunst forcierte Johann Wolfgang von Goethe Verhandlungen mit Oken zwecks Übernahme eines Lehrstuhles an der thüringischen Landesuniversität. Selbst mit naturwissenschaftlichen Studien befaßt, erwartete er von dem jungen Gelehrten Unterstützung seiner eigenen Forschungsarbeiten. In einem Brief bedankte sich Oken bei Goethe für seine Berufung, war er doch zunächst seiner finanziellen Sorgen enthoben:

„Hochwohlgeborner!
Höchstgeehrter Herr!

Ich bin endlich von der Reise zur Ruhe und an den Ort gekommen, wohin mich die Ehre und das Vergnügen der Regierung, woran Ew. Hochwohlgeborn Theil nehmen, gerufen haben. Ich fühle dieses Vertrauen mit Rührung, fühle aber auch, wie viel ich dadurch in Anspruch genommen werde, Erwartungen zu entsprechen, die man von mir haben mag, und die mich ohne Zweifel übertreffen. Indessen soll es mir an dem Bestreben nicht fehlen, um so weniger, da die Liberalität der Regierung und der Universität jeder wissenschaftlichen Entwicklung vorzugsweise günstig ist. Wenn der Mensch für sich das werden soll, was er von Natur und Wesen ist, so muß er auch für die Welt die Stelle finden, welche in ihr ihm correspondirt – ich glaube hierinn glücklich gewesen zu sein, und dafür mögen Ew. Hochwohlgeborn meinen innigsten Dank gütigst annehmen.

Jena den 23^{ten} October 1807

Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamster
D^r OKEN¹⁶

Das Zusammentreffen dieser beiden Männer stand von Anfang an unter einem ungünstigen Stern, denn Oken war, ohne es zu ahnen, mit seiner Antrittsvorlesung über den Knochenaufbau des Schädels in eine Domäne Goethes eingedrungen, die nach 13 Jahren zu einem leidigen Prioritätsstreit führen sollte.

Während Goethe eine heile Welt verkörperte, sah Lorenz Oken die Probleme seiner Zeit, zu denen er sich auch öffentlich äußerte. In seiner geheimen Kampfschrift „Über die Kriegskunst“, die 1811 entstand und nur in wenigen Exemplaren verbreitet war, wandte er sich gegen Napoleon. Er forderte die allgemeine Wehrpflicht und trat für die Konzentration der einzelnen Truppenverbände ein. „Alles zusammengezogen ergibt den Sieg.“ Okens erweiterte Abhandlung erfuhr 1814, also nach dem Sturz Napoleons, eine Neuauflage. Sie wurde unter dem Titel „Neue Bewaffnung – Neues Frankreich – Neues Deutschland“ von der Crökerischen Verlagsbuchhandlung in Jena herausgegeben und allgemein bekannt.

Goethe hingegen war ein Bewunderer des Franzosen. Im Herbst des Jahres 1808 kam er im Gefolge des Herzogs Carl August zum Fürstenkongreß nach Erfurt. Napoleon wurde durch seinen Minister, den Herzog Maret, der Goethe bereits vorher kennengelernt hatte, auf den bekannten deutschen Dichter aufmerksam, gewährte ihm eine Audienz und verlieh ihm am 2. Oktober 1808 das „Kreuz der Ehrenlegion“, nach Goethes Auffassung die höchste Auszeichnung in seinem Leben. Auch nach dem Sieg über die Franzosen zeigte er noch Sympathien für den gestürzten Kaiser.

Die charakterlichen und politischen Gegensätze zwischen Goethe und Oken, die sich im Laufe der Zeit immer deutlicher bemerkbar machten, waren unüberbrückbar und trugen nicht zu einer Verbesserung der persönlichen Beziehungen bei.

Goethes Eitelkeit und sein patriarchisches Auftreten waren Oken zuwider. Es lag ihm nicht, den „Dichturfürsten“ zu hofieren, was dieser in seiner Umgebung gewöhnt war und letztlich auch von Oken erwartete. 1809 schrieb Oken an Schelling: „Sie wissen, daß Goethe ein eitler Mensch ist, besser als ich. Er verlangt, daß man sich nach ihm modle, auch wohl, daß man sein Tagelöhner sei“¹⁷.

Weitere Querelen verschärfen die Spannungen. Der Direktor des Botanischen Gartens in Jena, Prof. Dr. Friedrich Siegmund Voigt, verweigerte Oken wegen persönlicher Differenzen und aus Sorge um die seltenen exotischen Pflanzen, aber auch aus der Erkenntnis heraus, daß Oken mit dem ihm anvertrauten Lehrmaterial doch etwas großzügig umging, die Geneh-

migung, Vorlesungen im Botanischen Garten zu halten. Voigt forderte von Goethe eine schriftliche Bestätigung seines Verbotes, die er Oken bei Zuwiderhandlungen vorlegen wollte.

Das Schreiben des Ministers lautete:

„Da bei der Commission Nichts vorgekommen ist, was dem Prof. Oken erlaubt, in dem botanischen Garten zu lesen, so wird hiermit der Prof. Voigt angewiesen, solches Ansinnen abzulehnen und falls es nöthig sein sollte, dieses zu seiner Legitimation vorzuweisen.

3. April 1811

Goethe“¹⁸.

In einem Brief an Schelling empörte sich Oken über das Verhalten seines Widersachers:

„... ein schwaches läppisches Individuum, das sich alles gefallen läßt und selbst den Stiefelknecht macht und das ein Schwachkopf ist und dessen Anstellung als Professor ein Machwerk von Knebel und Goethe ist. Wer die bürgerliche Obrigkeit herbeizieht, um Äußerungen seines Geistes zu retten, ist ein erbärmlicher Wicht ...“¹⁹

Unstimmigkeiten gab es auch wegen der Benutzung der herzoglichen Bibliothek in Weimar. Oken mußte es sich gefallen lassen, daß ihm der Bibliothekar Christian August Vulpis, ein Schwager Goethes, den Zugang zu den Bücherschätzen wegen unsachgemäßen Gebrauchs verwehrte. Oken erhob Einspruch und ließ wissen, daß es höchstens drittrangig sei, wie eine Bibliothek benutzt werde, er halte es für wichtiger, daß sie benutzt wird, selbst wenn es nach wenigen Jahren nichts mehr zu benutzen gäbe²⁰.

Oken, dem Bauernsohn aus Bohlsbach, fiel es schwer, sich in seiner neuen Umgebung zurechtzufinden, obwohl anfangs der Eindruck entstand, daß er in Jena schnell Fuß fassen würde.

Selbst der Herzog Carl August hatte an dem Gelehrten Gefallen gefunden, lud ihn ein und informierte sich über seine wissenschaftlichen Arbeiten. In einem Brief an Schelling vom 25. Januar 1809 berichtete Oken über das gute Verhältnis zu seinem Landesherren: „Der Herzog ist doch ein sehr unterrichteter und gescheiter Mann“. Er stellte Mittel für die Erweiterung des Naturalienkabinetts zur Verfügung, bestimmte, daß Werke aus der Weimarer Bibliothek und dem Kupferstichkabinett für Unterrichtszwecke nach Jena gebracht werden sollten und bewilligte dem Professor eine „Pension von 150 Reichsthalern“²¹.

Mit Argwohn und Mißtrauen beobachtete Goethe das Verhältnis Okens zum Weimarer Herrscherhaus. Er fühlte sich zurückgesetzt und übergan-

gen, weil die Belange der Universität zu seinem Zuständigkeitsbereich gehörten.

Am 13. März 1808 unterrichtete Oken den Herzog über die Schritte, die er bereits in die Wege geleitet hatte, das bewilligte Material zu beschaffen.

„Ich habe die Erlaubniß Ew. Durchlaucht, nach und nach für die vergleichende Anatomie zu sammeln, sogleich benutzt und verschiedenen Freunden, besonders in Stuttgart, Braunschweig, Bremen und Amsterdam Aufträge gegeben, bei Gelegenheit für mich zu sorgen. Ich hoffe besonders von beiden letzten Orten, wenn einmal die Schifffahrt wieder frei ist. In Paris habe ich noch keinen passenden Korrespondenten finden können, werde aber mit einem angesehenen Naturforscher in Genua in Verbindung kommen, der besonders die Mollusken des mittelländischen Meeres verschaffen kann, in welchem Felde Cuvier eigentlich seinen Ruhm geärndet hat. Indessen ist es unnöthig, daß ich es schnell betreibe, weil die Seeproducte die wichtigsten, noch am meisten untersuchten, und für die Physiologie des Menschen am reichhaltigsten sind, die aber jetzt niemand verschaffen kann“²².

Seine Verärgerung über Okens eigenmächtiges Handeln konnte der Minister nicht verbergen.

„Mit Goethe bin ich noch nicht auf dem gehörigen Fuß“, schrieb Oken am 3. September 1808 an Schelling. „Es ist komisch, wie wir einander noch studieren. Wir sind wirklich in einer Schwebelage gegeneinander, stutzig beide, und doch sagt es sich noch keiner. Es ist mir aber wahrscheinlich, daß wir uns noch einige Wochen ansehen – und dann werden wir auseinanderfahren. Er hat nichts dabei zu verlieren – und ich auch nicht“²³.

Dem gleichen Briefempfänger gegenüber äußerte Oken am 3. Februar 1809 nochmals seine Meinung über Goethe:

„Er scheint anfangs nur nicht gewußt zu haben, ob ich als ein untertäniger Diener oder als ein selbständiger Mensch mich gegen ihn stellen werde. Ich habe mich gegen alle hiesigen Menschen unabhängig betragen und nun ist mein Verhältnis gegen alle festgesetzt ...“²⁴

Goethe zog als erster Konsequenzen aus der gespannten Lage. Er teilte seinem Ministerkollegen Christian Gottlob von Voigt am 3. März 1810 mit, daß er nie wieder ein persönliches Verhältnis zu Oken haben wolle²⁵.

Durch seinen Eigensinn und seine Unbeherrschtheit bei Auseinandersetzungen war Oken ins Abseits geraten, so daß er im Herbst des Jahres 1809 ernstlich erwog, Jena den Rücken zu kehren, aber es gab zu diesem Zeitpunkt kein anderes Betätigungsfeld für ihn. Die Rostocker Professoren hatten Okens Bewerbung um einen Lehrstuhl an der dortigen Universität mit der Begründung zurückgewiesen, daß dessen „sublime, zum großen Theil

in pomphaften, unverständlichen Worten und Phrasen bestehende Weisheit nicht mit der Physik, Chemie und Arzneiwissenschaft, überhaupt mit keiner Erfahrungswissenschaft“ in Einklang zu bringen sei. Außerdem gaben sie zu verstehen, daß sie in ihren Reihen keinen Naturphilosophen haben wollten, obwohl sie „die Talente, die anderweitigen Verdienste und den originellen Scharfsinn“ Oken's durchaus anerkannten. Dieser rächte sich später und bezeichnete diejenigen, die seine Berufung abgelehnt hatten, als „GeL(ang)öhrte Esel“²⁶.

Am 31. Dezember 1816 machte Oken noch einmal einen Versuch, seine Beziehungen zu Goethe zu normalisieren, und übersandte ihm sein „Lehrbuch der Zoologie“ mit folgendem Begleitschreiben:

„Soll ich dem Glauben beimessen, was man mir sagt, so hätten E. Excellenz sich von mir abgewendet. Ich habe das nicht verdient, und hoffe von dem Gleichbleiben meines Betragens, daß Ew. Exc. mir nach einigen Jahren auch dieses Zeugniß geben werden.

Was endlich mein persönliches Verhältnis zu Ew. Exc. betrifft, so bin ich Hochdensenben durch die Gunst, Gnade, Aufmunterung und Unterstützung, welche Hochd. mir während meines Hierseyens haben angedeihen lassen, wenn auch gleich die Folgen nicht E. Exc. Absichten entsprochen haben, so verpflichtet, daß ich die Gefühle der Dankbarkeit, was mir auch geschehen mag, nie außer Acht setzen werde. Auch ist es gewiß, daß nichts in der „Isis“ (Oken's enzyklopädischer Zeitung) steht, welches nicht diesem Gefühle gemäß wäre. Ohne dieses müßte ich mich vor mir selbst schämen“²⁷.

Goethe ignorierte diesen Brief. Der Riß war zu tief, als daß er noch gekittet werden konnte. Oken hielt das gegebene Versprechen. Er lehnte es beispielsweise ab, ein Epigramm Hoffmann von Fallersleben, in dem Goethe namentlich erwähnt wurde, in der von ihm herausgegebenen Zeitung abzu drucken²⁸.

Oken unterhielt zu vielen Persönlichkeiten gute Beziehungen, auch zu Charlotte von Schiller, der Witwe des bekannten deutschen Dichters. Als Wissenschaftler war Oken hochgeachtet, 1810 wurde er Hofrat, 1812 Ordentlicher Professor der Naturgeschichte und Honorarprofessor der Philosophie.

Bei den Jenaer Studenten war er sehr beliebt. Viele rühmten seine Lehrbefähigung und sein umfassendes Wissen. Der Hochschullehrer Dr. med. Christian Huschke, der Oken an der thüringischen Landesuniversität erlebt hatte, erklärte in einem Nachruf:

„So bizarr oft sein Stil, so gewandt und fließend war sein lebendiger Vortrag, so daß die Schüler auf die Worte des gefeierten Meisters schwören mochten. Alles Breite vermeidend, war er stets anregend, indem er nicht nur zu merken, sondern auch zu denken gab“²⁹.

Okens Familie

Durch die lange Trennung hatten sich Okens Beziehungen zu Charlotte von Ittner gelockert. Bei seinem Kollegen, dem Prof. Dr. med. Christian Stark, lernte er dessen Tochter Louise kennen. Man kam überein, den heiligen Bund der Ehe zu schließen. Ein Hindernis galt es noch aus dem Wege zu räumen. Okens Braut stammte aus einer evangelischen Familie, und „Mischehen“ waren ein Makel, den Oken mit dem Übertritt zum Protestantismus aus der Welt schaffte. Wie das Trauregister des Ev. Kirchenamtes in Leutenberg ausweist, fand die Vermählung am 11. Oktober 1814 statt.

Obwohl der gemeinsame Lebensweg oft sorgenvoll war, stand Frau Oken ihrem Mann in allen Lebenslagen treu zur Seite. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor. Beide kamen in Jena zur Welt. Im Gedenken an seine angestammte Heimat ließ Lorenz Oken seinen Sohn nach dem legendären Gründer Offenburgs „Offo“ taufen. Die Tochter hieß Clotilde. Offo, Okens einziger Sohn, der noch in Zürich studierte, soll bei einem Duell ums Leben gekommen sein.

Die „Isis“, Okens enzyklopädische Zeitschrift

Oken hatte die Absicht, eine eigene Zeitung zu gründen. Friedrich Arnold Brockhaus, der Herausgeber des berühmten Konversationslexikons, gab ihm die Möglichkeit, seine „Deutschen Blätter“, die er aufgab, in anderer Weise fortzuführen.

Die „Isis“, Okens angekündigte enzyklopädische Zeitschrift, bezeichnete Goethe bereits vor ihrem Erscheinen als „Hydra“, denn er fürchtete Konkurrenz für die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung“, die er 1804 mit dem Philologen Prof. Heinrich Karl Abraham Eichstädt aus der Taufe gehoben hatte. Okens Absicht, auch politische Themen zu behandeln, weckten in ihm düstere Vorahnungen. Als Minister verlangte er, Okens Vorhaben nicht zuzulassen³⁰.

Der Großherzog war in einer mißlichen Lage. Einerseits mußte er Zugeständnisse an Eichstädt aufrechterhalten, andererseits war er an die am 5. Mai 1806 in Kraft getretene Verfassung gebunden, die Pressefreiheit garantierte.

Er versuchte, Okens Pläne zu durchkreuzen, indem er der „Gesamttacemie zu Jena“ am 17. Juli 1816 in Erinnerung brachte, daß „dem Institute der

Allgemeinen Litteratur-Zeitung das Privilegium exclusivum ertheilt“ wurde, und davor warnte, den Herausgeber des angekündigten Blattes in irgendeiner Form zu unterstützen, weil er glaubte, „daß ohne Mitwirkung eines oder mehreren Gelehrten, jenes Vorhaben nicht gefaßt werden könne“³¹.

Oken ließ sich nicht beirren und gab das erste Heft seiner „Isis“ am 1. August 1816 heraus. Er machte von der in der Verfassung verankerten Pressefreiheit uneingeschränkten Gebrauch und nahm auch solche Artikel auf, die anderswo nicht veröffentlicht werden konnten. Durch seine freimütige Berichterstattung hatte er den Zorn der Betroffenen heraufbeschworen, die ihm dann feindlich gegenüberstanden.

„Ich sage gern grade heraus“, erklärte Oken, „wie ich es meine und was ich weiß, darauf vertrauend, daß es auf keine Weise mißbraucht wird. Auch habe ich keine Zeit, durch Umschweife und Schnirkel zu schleichen, um den Leser durch Anstrich angenehmer Farben, durch geselliges, einwiegendes, rhythmisches Unterhalten empfänglicher zu stimmen ...“

Dieses Zitat ist zwar der Vorrede zum „Lehrbuch der Naturphilosophie“ entnommen, zeigt aber in aller Deutlichkeit seine Wesensart³².

Empörung löste vor allem Okens Kritik an der Landesverfassung aus. Er hatte den Verfassungsgebern vorgeworfen, daß das Dokument unvollkommen sei, weil es nichts über die Meinungsfreiheit der Bürger, die Wahrung des Briefgeheimnisses, die Unverletzlichkeit der Wohnung, die Öffentlichkeit der Staatsverwaltung, eine gerechte Verteilung der Steuern und andere notwendige Regelungen aussage. „Und so dürfen wir wohl mit Zuversicht erwarten“, sagte Oken am Schluß seiner Ausführungen, „daß die hohen Stände bei nächstem Landtag mit der hohen Regierung und mit dem Fürsten an das große Werk einer in bestimmte Worte gefaßten Verfassung schreiten werden“.

Auf Grund dieses Artikels erhielt Goethe am 2. Oktober 1816 von seinem Landesvater folgendes Schreiben:

„Den ersten Mißbrauch der Preßfreiheit wolte ich, der Folgen halber, recht gründlich zu Leibe gehn und veranlaßte deßhalben die oberste Policey Behörde, welche für öffentliche Sicherheit in allen Stücken wachen muß, anzeigend aufzutreten. Da ich die Sache biß zu VOIGTs Rückkunft liegen laße, so benutze ich die Zeit, um dich zu bitten, mir dein Urtheil über die Ansichten der obern Policey Behörde zu überschreiben“³³.

Der Geheimrat kam diesem Wunsche sofort nach und verfertigte bereits am 5. Oktober 1816 einen Bericht, in dem er erneut ein Verbot der „Isis“ for-

derte. „Mein einziger Wunsch ist, Ew. K. Hoheit und alle Wohldenkenen zu überzeugen nicht sowohl von einem Uebel, das uns bedroht, sondern von einem, das uns befallen hat“³⁴.

Auftragsgemäß hatte der Präsident des Staatsministeriums, Minister Ch. G. Voigt, belastendes Material gegen die „Isis“ in der „Acta Geheimer Staats-Canzley Den Unfug der Preßfrechheit besonders der Isis betr. 1816“ gesammelt, um Oken zu gegebener Zeit mundtot zu machen³⁵.

Am 22. Oktober 1816 schrieb Oken an Brockhaus:

„Ich habe bereits eine Menge Verdruß gehabt. Können Sie's sich denken, daß die Regierung vorzüglich das Ministerium, ja sogar der Adel in Weimar völlig wüthend sind über meine Abhandlung über die landesständische Verfassung? Es ist deshalb Ministerrath gehalten worden, und man hat den Großherzog angegangen, als Souverän und polizeilich einzugreifen, ja man hat sogar von Dienstentsetzung gesprochen. Der Großherzog sagte dabei: ‚Ich als Souverän tue nichts. Man muß sich jetzt vor Gewaltstreichen höllisch in Acht nehmen. Wenn Ihr ihm aber rechtlich etwas anhaben könnt, so mag es seinen Gang gehen.‘ So weit geht es in unserm liberalen Weimar ...“³⁶.

Goethe, dem die „Isis“ von Anfang an ein Dorn im Auge war, ließ keine Gelegenheit aus, seine ablehnende Haltung zu bekunden, und wie es sich für einen Dichter geziemt, tat er es auch in Versform:

Isis

Sie fährt in alles rasch hinein,
Mit Ungestüm und Besen,
Und will doch auch papistisch sein,
Das ist ein seltsam Wesen.

Zahme Xenien II

Auf ewig hab' ich sie vertrieben,
Vielköpf'ge Götter trifft mein Bann,
So Wischnu, Cama, Brama Schiven,
Sogar den Affen Hannemann.

Nun soll am Nil ich mir gefallen,
Hundsköpf'ge Götter heißen groß:
O, wär' ich doch aus meinen Hallen
Auch Isis und Osiris los!

Durch seine Aggressivität hatte Oken den Unmut der Regierenden auf sich gezogen. Seine Freunde, darunter Brockhaus, Schelling und Jahn, sahen ein Gewitter heraufziehen und rieten zur Mäßigung, aber Oken schlug alle Warnungen in den Wind und war nicht bereit, sanftere Töne anzuschlagen.

„Ich schrieb nach wie vor, recht nach meiner Ueberzeugung“, bemerkte Oken. „Das ging auch ganz ruhig fort bis zum großen Wartburgfest und nachher. Bekanntlich haben einige feige Narren über dieses Fest Lärm geschlagen, ihm die schwärzesten Handlungen und Pläne angedichtet, während es eine schöne Vereinigung der deutschen Jünglinge war, wie sie seit Griechenlands Blüthe nicht mehr gewesen. Wir Professoren (Jakob Friedrich Fries, Lorenz Oken, Dietrich Georg Kieser und Christian Wilhelm Schweitzer von der Jenaer Universität waren als Ehrengäste geladen) wurden als Rädelsführer verschrien; besonders hatte sich die Wuth auf mich geworfen, was Manchem gelegen kam.

Der Reigenführer dieser Schreier war Kamptz in Berlin; und er brachte es endlich so weit, daß alle Minister in Europa darob in Schrecken geriethen. Er wagte es sogar, an Se. Königl. Hoheit unsern Großherzog in einem Tone zu schreiben, den die Zurücksetzung characterisiert, die er jetzt erleidet“³⁷.

Das Wartburgfest der studentischen Jugend in Eisenach

Um der Reformation Martin Luthers und der „Völkerschlacht bei Leipzig“ zu gedenken und ihren Freiheitswillen offen zu bekunden, versammelten sich am 18. Oktober 1817 die deutschen Burschenschaftler auf der Wartburg bei Eisenach. Die Redner, unter ihnen auch Oken, artikulierten ihre politischen Forderungen. Am Abend wurde ein Freudenfeuer entzündet. Eine Gruppe aus Gießen, die sich die „Unbedingten“ nannte, inszenierte ein Spektakel, bei dem eine Schnürbrust, ein Korporalstock und ein alter Zopf als Symbole der Rückständigkeit und Unterdrückung den Flammen übergeben wurden. Außerdem verbrannte man mißliebige Schriften (in Wirklichkeit war es Makulatur). Der Jenaer Student Ludwig Roediger hielt die „Feuerrede“. Die Aktionen der studentischen Jugend sollten noch schwerwiegende Folgen haben!

Im letzten Heft seiner „Isis“ von 1817 (Nr. 195) bemühte sich Oken, den friedlichen Charakter des Festes zu unterstreichen, indem er den Ablauf der Ereignisse ausführlich darlegte, aber ein Verzeichnis der verbrannten Gegenstände, mit höhnischen Vignetten versehen, empörte die Politiker der europäischen Staaten.

Unter dem Druck der Großmächte Preußen, Österreich und Rußland entschloß sich der Landesfürst nach anfänglichem Zögern zum Handeln. Er ließ das Heft, in dem der Bericht über das Wartburgfest abgedruckt war, beschlagnahmen und leitete ein Gerichtsverfahren gegen den Herausgeber der „Isis“ ein. Mit Rücksicht auf Okens akademische Stellung ordnete er an, daß die Verhandlungen nicht vor dem Kriminalgericht, sondern vor einer



oder
Encyclopädische Zeitung.

XI u. XII.

195.

1817.

Der Studentenfrieden
auf
der Wartburg.

Der Vergünstigung seiner kön. Hoheit, untes D. Großherzogs gewiß, haben die Behörden und Bürger von Eisenach alle Anstalten getroffen, den Aufenthalt den zum heiligen Frieden wählenden Studenten billig, bequem und angenehm zu machen. Sie wurden auf drey Tage, für den 17, 18 u. 19n Oct. einquartiert, der Rittersaal auf der Wartburg wurde mit Laubkränzen verzert, und mit Tafeln und Sitzen für 7—800 Menschen versehen. Sodiel waren etwa beyrn Mittagsmahle am Siegestag, uns andere mitgezählt. Es waren aber gekommen von Berlin, Erlangen, Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und Würzburg.

Am 17n jogen die auf dem Markt um 9 Uhr versammelten Studenten auf die Burg, die Fahne und Musik voraus. Wir mit ihnen. Der Professoren, welchen dieses Fest am Herzen lag, die den Keim eines großen Fruchtbaums darinn erblühten, und dabey gekommen waren, um an dem Handeln, Benehmen und den Vorgängen zu ersehen, was von dessen Bedelßen zu erwarten seyn möchte, waren unsrer dier, Fries, Kiefer, Schweiger und wir. Man wies uns den Stand den Sprechern gegenüber an.

Als alles zur Nahe gekommen war, hielt ein Student ungefähr diese Rede; über den Zweck der Zusammenkunft der gebildeten Jünglinge aus allen Kreisen und Volkstümmen des deutschen Vaterlandes, über das verkehrte Leben früher, über den Aufschwung und die erfasste Idee des deutschen Volks jetzt, über verschlehte und getäuschte Hoffnungen, über die Bestimmung des Studirenden und die gerechten Erwartungen, welche das Vaterland an sie

mache, über die Verwaistheit und gar Verfolgtheit der sich den Wissenschaften widmenden Jngend; endlich wie sie selbst bedacht seyn müsse unter sich Ordnung, Regel und Sitte, kurz Barschebrauch einzuführen, ernstlich und gemeinschaftlich bedacht seyn müsse auf die Mittel und Wege, ihrer Bestimmung mit Würde entgegen zu geben, die Blicke des erwachsenen Volkes, das leider nicht mehr zu erreichen vermag, getröstet und aufmunternd auf sie zu lenken, und ihm einst zu werden, was es will, daß sie soll. — Die Anwesenden, und wir Männer waren zu Thränen gerührt — aus Scham, daß wir nicht so gethan, aus Schmerz, daß wir an solcher Kraner Schuld sind, aus Freude über diesen schönen, reinen und klaren Sinn, und unsere Söhne so erzogen zu haben, daß sie einst erringen werden, was wir verscherzten.

Von Diesem und Jenem wurde noch ein und das andere Ermunternde gesprochen; dann gieng man auf den Burghof, bis die Lascen gedreht wären. Da bildeten sich hier Gruppen, dort Haufen, die giengen, jene standen. Was so edel in einem kirchlichen Act vorgetragen worden, wiederholte sich nun im freundschaftlichen, geselligen Kreise. Jeder war begeistert, jeder war zur Annäherung, jeder zur Kläfföhnung, jeder zur Vereinigung gestimmt. Eine große Masse Menschen wirkt mesmetisch auf einander, und regt das Gefühl der Ohnmacht des Einzelnen, die Kraft der Menge auf, und spricht mit Ungeflüm in die Seele: Nur im Ganzen ist Heil!

In einer der Gruppen wurde ungefähr solcher Gestalt gesprochen: Liebe Freunde! Diesen Augenblick der Mäßigung und Stimmung müßt ihr nicht vercauchen lassen. Er kommt nie wieder. Jetzt werdet ihr einig oder niemals!

Die Nummer der Isis mit Oken's Bericht über das Fest auf der Wartburg und den böhnischen Bjanetten zum Verzeichniß der auf dem Scheiterhaufen verbrannten Gegenstände. Diese Nummer machte solches Ansehen, daß man sich in der Druckerei zu Jena um sie rih, und als am folgenden Tage die Konfiskation ausgesprochen wurde, zahlte man einen Dukatens und mehr für das Exemplar. Die Vernichtung der Nummer wurde so vollkommen ausgeführt, daß die Exemplare zu den größten Seltenheiten gehören.

Die Ausgabe der „Isis“, die Oken ein Gerichtsverfahren einbrachte

Kommission, der Mitglieder der Landesregierung angehören sollten, durchzuführen seien. Am 6. Dezember 1817 hatte Oken vor diesem Tribunal zu erscheinen, wo er von morgens 9 Uhr bis abends 5 Uhr mit kurzer Unterbrechung verhört wurde.

Die Beschuldigungen in bezug auf das Wartburgtreffen der Studenten konnten nicht aufrechterhalten werden, da Oken keine Vergehen nachzuweisen waren. So lautete dann die Anklage:

1. Vergehen gegen die höchste Regentenwürde des Landesfürsten.
2. Vergehen gegen die Amtswürde der oberen Landesbehörde sowie Vergehen gegen die Amtswürde des akademischen Senats zu Jena.
3. Öffentliche Verunglimpfung deutscher Regenten und Regierungen.
 - a) Vorgebliche Äußerungen gegen Kurhessen.
 - b) Vorgebliche Äußerungen gegen den großherzogl. Darmstädtischen Hof.
 - c) Äußerungen gegen die badische Regierung.
 - d) Äußerungen gegen deutsche Provincial-Regierungen.
4. Beschimpfungen auswärtiger Amtsbehörden:
 - a) Universität Rostock.
 - b) Akademischer Senat zu Gießen.³⁸

Im Prozeßverlauf zeigte man sogar Entgegenkommen, indem man anbot, das beschlagnahmte Isis-Heft freizugeben, wenn alle anstößigen Stellen wegblieben. Da sich Oken im Recht fühlte, erklärte er, „daß eher die Isis und alle seine litterarischen Unternehmen zu Grunde gehen sollten, ehe er sich entschließen würde, von einer Erlaubnis Gebrauch zu machen, welche ihm verbiete, geschichtliche und durch den Druck bereits bekannt gemachte Thatsachen abzudrucken“³⁹.

Er wurde zu 6 Wochen Festungshaft und Übernahme der Gerichtskosten verurteilt, außerdem darauf verwiesen, daß eine Wiederholung derartiger Verstöße härtere Strafen nach sich ziehen würden. Ein gleichzeitig im ganzen Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach verhängtes Druckverbot war leicht zu umgehen, indem man von Jena in das 30 km entfernte Rudolstadt auswich, das zum Herzogtum Schwarzburg-Rudolstadt gehörte. Später wurde die Isis in Leipzig gedruckt.

Der Kanzler Friedrich von Müller übersandte Goethe eine Abschrift des Urteils, das dieser mit Genugtuung zur Kenntnis nahm. In seinem Dankschreiben hieß es:

„Ew. Hochwohlgeboren

gefällige Sendung erschien freylich höchst contrastirenden Inhalts. An einer Seite fand ich das umständliche, höchst motivirte Urtheil wodurch einem Ta-

geblättler eine harte, ihn auf eine Zeitlang von der Welt ausschließende Strafe zuerkannt wird, auf der andern ersahe ich aus wenigen dichterischen Zeilen daß eine griechische Gottheit, ungestraft, in wenigen Augenblicken mehr Unheil stiften kann als die sämtlichen ägyptischen Götter in einem Jahr. Ich danke meiner Abgeschiedenheit daß ich verschont geblieben, ermangle aber nicht sowohl dem Sonnengotte als dem freundlichen Glück aus der Ferne für die mir schriftlich gegönnten Geschenke den allerschönsten Dank zu sagen ...

Nochmaligen Dank für die schriftliche Copie der wohl ausgesonnenen richterlichen Arbeit, worüber ich, wie über manches andere Dieselben bald zu sprechen wünsche. Für dießmal, sowohl zu Hause als in der Nachbarschaft, mein Andenken geneigt zu erhalten bittend.

Jena den 6. Februar 1818.

gehorsamst
GOETHE⁴⁰.

Die Reaktion auf dieses Urteil war überwältigend und nicht im Sinne der Weimarer Regierung. Am 22. Juli 1818 erhielt Oken von Anhängern aus Frankfurt 200 Gulden zur Bestreitung der Prozeßkosten⁴¹. Ein Isis-Leser brachte folgende Worte zu Papier:

„Du, Oken, sprengst des Geistes lang verschlossene Pforten,
Und eine Welt tritt aus dem Tempel Weitung,
Wie ist das Leben nun lebendig worden!“

Der „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn schrieb Oken zu Ostern 1818 aus Berlin:

„Man hat hier ein Gerücht: Sie wollten von Jena fort. Thun Sie das nicht. Ein Aufbringer neuer Lehren muß einen Hörsaal haben. Ohne zugezogene Jünger ist der Mann von Wissenschaft ein Einling. Die Schüler und Verbreiter verknüpfen ihn mit Zeitgenossen und Nachwelt. Geben Sie auch die Isis nicht auf. Sie können manche Anstößigkeiten vermeiden, ohne daß Sie der Wahrheit und Würde etwas vergeben“⁴².

Oken gab sich mit der gegen ihn gefällten Entscheidung, die ihm am 24. Januar 1818 schriftlich zugestellt wurde, nicht zufrieden, legte beim Jenaer Oberappellationsgericht Berufung ein und erwirkte einen Freispruch, weil die Justiz das erzherzogliche Untersuchungsgremium für nicht zuständig erachtete.

Aber schon zogen neue Wolken am Horizont auf. Der russische Zar Alexander I. hatte die von dem Literaten Stourdza verfaßte Schrift „Mémoire sur l'état de l'Allemagne“ beim Aachener Kongreß im Herbst des Jahres 1818 verbreiten lassen, die sich gegen ein freies Geistesleben an deutschen

Universitäten und gegen die Pressefreiheit richtete. Empört reagierte Oken auf diese Anmaßungen. Nachdem er bereits gegen den russischen Staatsrat August von Kotzebue und den Grafen Stourdza zu Felde gezogen war, griff er nun auch den Zaren und seine Regierung an. Die Folgen blieben nicht aus. Der Großherzog sah sich gezwungen, ein Exempel zu statuieren und Oken vor die Wahl zu stellen, entweder seinen Lehrstuhl oder die „Isis“ aufzugeben⁴³.

Okens Antwort war: „Die Isis wird nicht niedergelegt. Eher soll sie unter türkischem Schutze herauskommen. Mögen sich die Zeiten GALILEIS erneuern, es gibt keinen GALILEI mehr“⁴⁴.

Die Jenaer Professoren, die größtenteils hinter Oken standen, versuchten, ihrem Amtskollegen zu helfen, aber schriftliche und mündliche Einwände wurden zurückgewiesen und seine Amtsenthebung zum 15. Juni 1819 verfügt⁴⁵.

Von nun ab bestritt Prof. Dr. Lorenz Oken seinen Lebensunterhalt vorwiegend aus den spärlichen Überschüssen seiner „Isis“. Nach den „Karlsbader Beschlüssen“, durch die jede freie Meinungsäußerung unterdrückt wurde, verloren auch die „Encyclopädischen Blätter“ an Attraktivität. Die rigorose Pressezensur veranlaßte Oken, von 1824 an keine politischen Artikel mehr in seine Zeitung aufzunehmen.

Goethes Verhalten im Vorfeld von Okens Entlassung wurde nicht widerspruchslos hingenommen, selbst sein Sohn August stand in dieser Angelegenheit in Opposition zu seinem Vater⁴⁶. Auch die Jenaer Studenten hielten nach wie vor zu ihrem Professor und stifteten ihm einen Silberpokal mit der Aufschrift:

„Wermuth war Dir geboten, trink Wein!“

Die Widmung lautete:

„Zum Andenken an Jenas Burschen am 10. August 1819.“

(Naturforsch. Gesellschaft der Univ. Frb.)⁴⁷.

Der Publizist Ludwig Börne (Löb Baruch) schrieb am 19. Juli 1819: „Daß Oken seinen Zwingherren mißfalle, wen sollte das wundern? Seine Rede war der anmaßlichen Gewalt gefährlicher, als sie ihm sich gezeigt. Aber sollen die Schlechten sagen dürfen, er war ein Narr, daß er sich für 30 Millionen Deutsche geopfert? Oder sollen wir ihm zurufen: Seht, er hat es nicht für Undankbare getan!“⁴⁸

Angesichts solcher Reaktionen, die man in diesem Umfange nicht erwartet hatte, stimmten der Kanzler Friedrich von Müller und der Minister Johann Wolfgang von Goethe nach einem Gespräch in ihren Ansichten überein: „Man hätte Oken das Gehalt lassen sollen, aber ihn exilieren müssen“⁴⁹.

Prioritätenstreit

Die Rivalitäten zwischen Goethe und Oken, die von Anfang an bestanden, führten zu neuen Auseinandersetzungen.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein galt das „Fehlen“ des Zwischenkieferknochens beim Menschen als wesentliches Unterscheidungsmerkmal zum Tier. 1784 stellte Goethe das Vorhandensein dieses Knöchleins auch beim Menschen fest.

Johann Gottfried Herder, gerade mit seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ befaßt, erfuhr am 27. März 1784 als erster von dieser Entdeckung:

„Nach Anleitung des Evangelii muß ich dich auf das eiligste mit einem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden – weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht – das os intermaxillare am Menschen!

Ich verglich mit Lodern Menschen- und Tierschädel, kam auf die Spur und siehe da ist es. Nur bitt' ich dich, laß dich nichts merken, denn es muß geheim behandelt werden. Es soll dich auch recht herzlich freuen, denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da! Aber wie! Ich habe mirs auch in Verbindung mit deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird ...“⁵⁰

Am gleichen Tage schrieb er an Charlotte von Stein:

„... Es ist mir ein köstliches Vergnügen geworden, ich habe eine anatomische Entdeckung gemacht, die wichtig und schön ist. Du sollst auch dein Theil daran haben. Sage aber niemand ein Wort. Herdern kündigets auch ein Brief unter dem Siegel der Verschwiegenheit an. Ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen ...“⁵¹

Aus heutiger Sicht ist das Aufspüren dieses kleinen paarig angelegten Zwischenknochens, der so fest im Oberkiefer verankert ist, daß man ihn nicht mehr sieht, bedeutungslos, aber in der damaligen Zeit war die Entdeckung bemerkenswert, weil nun eine bis dahin gültige Lehrmeinung korrigiert werden mußte.

Der Göttinger Anatom, Prof. Dr. Blumenbach, vertrat den Standpunkt, daß nur das Tier einen Zwischenkiefer, ein „Os intermaxillare“, habe, dieser

Knochen aber beim Menschen fehle. Oken konnte sich nicht mit diesen Ansichten identifizieren, denn bei Untersuchungen an Kinderschädeln hatte er erkannt, daß an allen die Gaumennaht ganz deutlich vorhanden war.

Unabhängig voneinander entwickelten Goethe und Oken auch ihre Theorie vom Aufbau des Schädelgerüsts durch Umbildung von Wirbelknochen.

Goethe hoffte, mit den Resultaten seiner anatomischen Studien Ruhm und Anerkennung zu finden, aber die Fachwelt schenkte seiner „Abhandlung aus dem Knochenreiche“ wenig Beachtung, zumal sie bis auf weiteres unveröffentlicht blieb.

Oken hingegen gab seine Erkenntnisse in seiner Antrittsvorlesung⁵², die er am 9. November 1807 in Jena hielt, der Öffentlichkeit preis. Sein Programm „Über die Bedeutung der Schädelknochen“ hatte er vorher bei Johann Gottfried Göpferdt in Bamberg vervielfältigen lassen und den Honoratioren als Empfehlung zugesandt. Auch Goethe erhielt ein Exemplar mit persönlicher Widmung. Betroffen nahm er zur Kenntnis, daß Oken zu den gleichen Forschungsergebnissen kam wie er.

Auf einen Artikel in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 3. April 1836 erwiderte Oken am 20. Juni 1836:

„Wegen Goethe erkläre ich hiermit jedem, der sagt oder zu verstehen gibt, ich wäre mittelbar oder unmittelbar durch Goethe auf meine Idee von der Wirbelbedeutung der Schädelknochen gekommen, für einen boshaften Lügner, Verleumder und Ehrabschneider“⁵³.

Bei den würdelosen Auseinandersetzungen um die Priorität befand sich Oken in einer weitaus schlechteren Position als Goethe. Dem jungen Gelehrten, aus ärmlichen Verhältnissen stammend, war es nach entbehrensreichen Jahren gelungen, sich als geachteter Hochschullehrer in Jena zu etablieren. Er konnte es sich nicht leisten, seinen mühsam erworbenen Ruf durch boshafte Unterstellungen ruinieren zu lassen, deshalb reagierte er mit zunehmender Schärfe auf die gegen ihn geführten Attacken.

Trotz seiner persönlichen Abneigung respektierte Goethe, wie einem Gespräch vom 11. März 1828 mit Eckermann zu entnehmen ist, den großen Naturwissenschaftler:

„... Es gibt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft, und ferner, es kommt dabei gar nicht auf das Geschäft, die Kunst und das Metier an, das einer treibt, es ist alles dasselbige. Ob einer sich in der Wissenschaft als genial erweist, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht

wie Béranger, es ist alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die Tat lebendig sei und fortzuleben vermöge“⁵⁴.

Oken, Mitgründer der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte

1822 gründete Lorenz Oken die „Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte“. Obwohl es bereits ähnliche Zusammenschlüsse in den einzelnen Ländern gab, schwebte Oken seit langem eine Vereinigung vor, die über die damaligen Landesgrenzen hinaus wirken sollte. In handschriftlichen Notizen (1805/06), die in Freiburg unter Okens Nachlaß zu finden sind, hielt er seine Ideen fest:

„Der heilige Bund könnte endlich geschlossen werden von einer Klasse edler Menschen, die heute noch leider in zwei widerstreitenden Heeren gesondert kämpft, wovon es schwer zu sagen ist, wie bald der Geist der regen Liebe ... siegen wird“.

Oken dachte hier zunächst einmal an die Naturwissenschaftler, die in zwei Lager gespalten waren, nämlich die Naturphilosophen, die Spekulationen über Vorgänge im Universum anstellten, und die Naturforscher, die in ihren Fachbereichen nach neuen Erkenntnissen suchten. Auch die Ärzte gehörten zu dem ins Auge gefaßten Personenkreis.

Es sollte noch eine Reihe von Jahren vergehen, bis Okens Vorstellungen mit Unterstützung anderer Wissenschaftler konkrete Formen annahmen. In der „Isis“ warb er für sein Anliegen.

Während in der Schweiz seit 1815 regelmäßige Zusammenkünfte der Naturwissenschaftler stattfanden, erschwerten die politischen Verhältnisse in Deutschland ähnliche Aktivitäten.

Über die Anfänge dieser Gesellschaft berichtet das „Journal für Chemie und Physik“ 1823:

„... So forderte Oken im Jahre 1821 auf, daß die Naturforscher sich in Leipzig versammeln möchten. Aber erst in folgendem Jahre gelangte dieser Vorschlag zur Ausführung. Denn im Herbst 1822 fand, wie den Lesern aus öffentlichen Blättern bekannt ist, wirklich eine solche Versammlung zu Leipzig Statt. Selbst der ehrwürdige Veteran deutscher Naturforscher, Blumenbach, war dabei gegenwärtig, Geheimrath Formey kam aus Berlin, Oken, der Stifter dieses Vereins, aus der Schweiz (wo er Gastvorlesungen hielt), Carus aus Dresden, auch die naturforschende Gesellschaft zu Frankfurt am Main sandte, um ihre Theilnahme auszudrücken, einen Deputirten. Da sich außer den

Gelehrten in Leipzig noch viele Liebhaber der Naturwissenschaften beigesellten, so war eine Anzahl von etwa 60 Personen versammelt. Bekannt durch den Druck wurde die Vorlesung, welche von Dr. Carus am 19. September 1822 in dieser ersten Zusammenkunft (vom 18. – 22.9.1822) deutscher Naturforscher und Aerzte über die Anforderung an eine künftige Bearbeitung der Naturwissenschaften gehalten wurde⁵⁵.

Trotz bescheidener Anfänge konnte die neugegründete Organisation schon nach kurzer Zeit beachtliche Erfolge vorweisen. Sie ermöglichte persönliche Kontakte und stärkte die Kraft der Gemeinschaft, gab den Naturwissenschaften neue Impulse, förderte das Nationalbewußtsein im zersplitterten Deutschland und kompensierte durch den ständigen Wechsel der Versammlungsorte das Fehlen eines deutschen Wissenschaftszentrums. Die Befürchtungen, daß von der deutschen Naturforschergesellschaft staatsfeindliche Aktivitäten ausgehen könnten, erwiesen sich als unbegründet, so daß ihre Arbeit von den einzelnen Landesherren bald unterstützt wurde. Selbst Goethe vertrat die Ansicht: „Es werde sich hier eine Tätigkeit entfalten, wie sie die Welt nur in einem Jahrhundert nach Erfindung des Druckes, bei weit geringeren Hilfsmitteln, erlebt hat“.

Der große Pathologe und Anthropologe Rudolf Virchow referierte bei der 50. Tagung der „Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte“, die 1877 in München stattfand, über das Thema „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staatsleben“ und gedachte dabei auch ihres Gründers:

„Die Tatsache, die uns bei der Erinnerung an Oken unmittelbar berührt, ist die, daß auch er, dieser geschätzte, dieser gefeierte Lehrer, diese Zierde der Hochschule München, im Exil sterben mußte, in demselben schweizerischen Kanton, in dem Ulrich von Hutten sein viel geplagtes und vieldurchkämpftes Leben beschloß. Meine Herren, das bittere Exil, das Okens letzte Jahre bedrückte, das ihn fern von den Stätten, an denen er die besten Kräfte seines Lebens geopfert hatte, hinsiechen ließ, dieses Exil wird die Signatur der Zeit bleiben, die wir überwunden haben. Und solange es eine deutsche Naturforscherversammlung gibt, solange wollen wir uns dankbar erinnern, daß dieser Mann bis zu seinem Tode alle Zeichen des Märtyrers an sich getragen hat, solange wollen wir auf ihn weisen, als auf einen jener Blutzengen, die die Freiheit der Wissenschaft für uns erkämpft haben“⁵⁶.

Die „Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte“ hat zahlreiche Krisen und die Kriegswirren bis auf den heutigen Tag unbeschadet überstanden⁵⁷.

1982 wurde beschlossen, Wissenschaftler, die sich durch deutschsprachige allgemeinverständliche Interpretationen im Bereich der Naturwissenschaf-

ten und der Medizin besondere Verdienste erworben haben, mit einer Oken-Medaille auszuzeichnen. Prof. Dr. Hubert Markl (Konstanz) wurde 1984 diese Ehre zuteil, 1986 wurde sie an Prof. Dr. Rudolf Kippenhahn (München) und 1988 an den Atomphysiker Prof. Dr. Dr. h. c. Heinz Maier-Leibnitz (München) vergeben.

Nach seiner Amtsenthebung in Jena bemühte sich Oken um einen neuen Lehrstuhl. Im Wintersemester 1821/22 nahm er die ihm gebotene Gelegenheit war, an der Baseler Universität Vorlesungen zu halten. Schon bei seinem ersten Auftreten schockierte er die frommen Bürger der Stadt. Er hatte „Eva als Urthier“ bezeichnet und erklärt „Gott ist das absolute Nichts“. Da die meisten nicht in der Lage waren, Okens Gedankengänge nachzuvollziehen, verbreitete sich rasch die Meinung, er sei ein Atheist. Die so entstandene Situation lud nicht zum Verweilen ein, so daß es Oken vorzog, nach Jena zurückzukehren. Hier hatte man versucht, den Geächteten wieder zu Amt und Würden zu verhelfen, aber alle Eingaben waren umsonst.

1827 holte man Prof. Dr. Lorenz Oken als Ordinarius für Physiologie nach München. Die Atmosphäre an seiner neuen Wirkungsstätte war kühl, denn seine Kollegen verhielten sich sehr reserviert. Die Vermutung liegt nahe, daß man dem Protestanten an der katholischen Hochschule von Anfang an mit Argwohn und Mißtrauen begegnete. Äußerungen, die mit den kirchlichen Dogmen nicht im Einklang standen, dürften das Ihre dazu beigetragen haben, das frostige Klima weiter zu verschlechtern. Es kam zu Streitereien wegen der Benutzung der „Königl. Bayerischen Hofbibliothek“ und der „Großen Naturaliensammlung der Akademie der Wissenschaften“. Darüber hinaus geriet Oken mit der Staatsregierung in Kollision, weil er nach wie vor liberale Ideen in den Hörsälen verbreitete. Hier flogen ihm die Herzen seiner Schüler zu.

Der Freiburger Botaniker Alexander Braun, der Oken von seiner Studienzeit in München her kannte, schrieb in einem Brief:

„Oken ist ein kleines, verständiges Männlein, das sehr klug und einsichtsvoll spricht. Er erklärt uns den Bau der ganzen Natur und sucht uns die ewigen Gesetze zu zeigen, nach denen alles in unserer Welt entstehen, bestehen und wieder vergehen muß. Wir haben ihn alle gern, und wie Schubert das Gemüt anregt, so beschäftigt er den Verstand auf das nützlichste und angenehmste“⁵⁸.

Nachdem Oken die Münchener Professoren als einen „Haufen verwilderter Männer“ bezeichnet hatte, sah sich der Bayernkönig Ludwig I. genötigt, wieder Ruhe und Frieden an seiner Universität herzustellen. Er verfügte die Versetzung Okens nach Erlangen.

Oken protestierte gegen diese Maßnahme mit einem einzigen Satze: „Majestät, ein deutscher Professor wird nicht versetzt, er wird berufen. OKEN“⁵⁹.

Der König konstatierte, er habe den „blauen Montagston von Herrn Hofrat Oken“ satt, und entschied, daß dieser das Lehramt in Erlangen zu übernehmen habe oder auf den Staatsdienst in Bayern verzichten müsse. Oken verzichtete und war wieder stellungslos.

In dieser prekären Lage meldete sich die medizinische Fakultät seiner Heimatuniversität Freiburg, die sich nach langem Hin und Her dazu durchgerungen hatte, Lorenz Oken eine Professur für Physiologie anzutragen⁶⁰. Ein entsprechendes Gesuch wurde von der badischen Landesregierung zurückgewiesen, denn man war nicht gewillt, die Stelle mit einem Manne zu besetzen, der durch sein Verhalten schon bei zwei Landesherren in Ungnade gefallen war. Außerdem hatte man sein Eintreten für die Freiburger Universität in der „Isis“ und die damit verbundenen Angriffe gegen die badische Regierung noch nicht vergessen⁶¹.

Als erster Rektor in Zürich

Dennoch gab es für Oken neue Hoffnungen. Die Schweizer holten ihn 1833 nach Zürich und wählten ihn, nachdem aufgetretene Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt waren, zum ersten Rektor der neugegründeten Hochschule. Der kantonale Erziehungsrat, der Oken mit 8 : 3 Stimmen das Vertrauen schenkte, erkannte bald, daß er eine richtige Entscheidung getroffen hatte.

Viele zollten ihm Lob und Anerkennung, unter ihnen Louis Agassiz, der bekannte Schweizer Naturforscher:

„Einer der anziehendsten Professoren war Oken. Ein Meister in der Kunst des Lehrens, übte er einen beinahe unwiderstehlichen Einfluß auf seine Schüler aus, wenn er das ganze Universum aus seinem eigenen Gehirn aufbaute und von a priori gefaßten Vorstellungen den Zusammenhang der drei Reiche ableitete, schien es uns Zuhörern, als ob der langweilige, mühsame Prozeß des Anhäufens genauer, eingehender Erkenntnisse nur die Arbeit von Pedanten sein könne“⁶².

Der Züricher Okulist Friedrich Horner erinnerte sich:

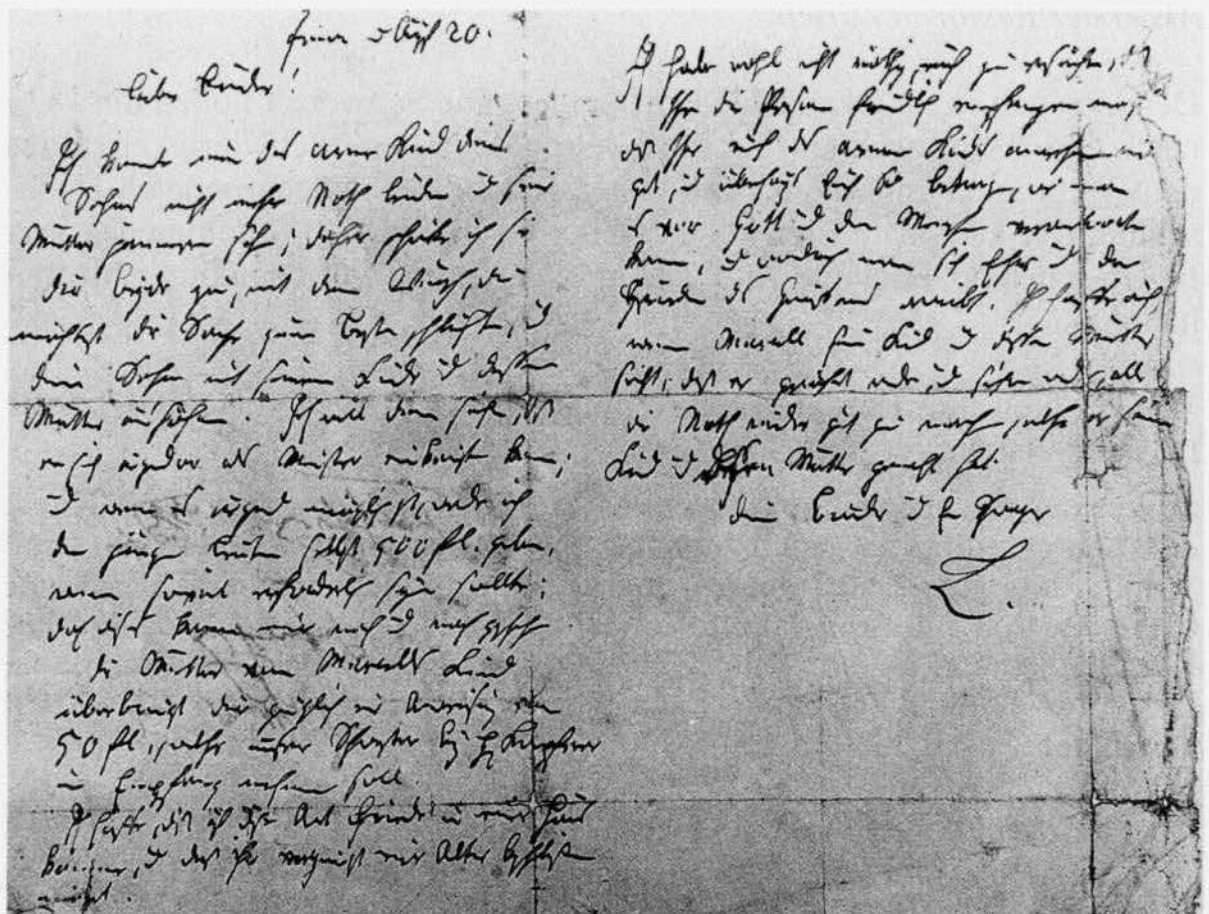
„Den Charakter des Komischen konnte die Zoologie von OKEN leider nicht immer loswerden. Dies war besonders der Fall, wenn das kleine, magere Männlein in seiner Lebhaftigkeit Figur und Form, ja Lebensweise der Tiere

selbst nachzugestalten suchte und, seinen Mantel als Schneckengehäuse benützend, selbst die geheimen Taten dieser friedlichen Tiere kopierte. Aber eine Empfindung von der Begeisterung und dem umfassenden Geiste des Mannes nahmen wir doch in uns auf und gern folgten wir seinen freundlichen Einladungen zum Tee“⁶³.

Der Anatom und Physiologe F. G. J. Henle, den Oken 1840 nach Zürich holte, erklärte:

„Was ich aus den Zeiten meiner züricher Collegenschaft berichten könnte, ist nur, daß Oken bei uns Jüngeren im höchsten Ansehen stand und mit wahrer Pietät verehrt wurde“⁶⁴.

Auch der kleine Mann auf der Straße kannte bald den neuen Professor, einen untersetzten, hageren Mann mit lebendig funkelnden Augen, der großen gebogenen Nase und seinem wilden Haarschopf, dem Standesdünkel fremd war. Man begegnete ihm mit Sympathie und Ehrerbietung. Die Gemeinde Wipkingen bei Zürich bot ihm das Bürgerrecht an, das Oken gerne annahm.



Brief Okens an seinen Bruder in Bohlsbach

Oken half vielen, die in Not und Bedrängnis geraten waren, unter ihnen Karl Georg Büchner, der in Straßburg und Gießen Medizin, Naturwissenschaften und Geschichte studierte und durch seinen literarischen Nachlaß bekannt geworden ist. Als steckbrieflich Gesuchter mußte er 1834 nach Straßburg emigrieren, weil er sich revolutionären Kreisen angeschlossen und Flugschriften verfaßt hatte. Oken bot ihm die Möglichkeit, in Zürich zu promovieren. Für seine Dissertation „Sur le systeme nerveux du barbeau“ erhielt er am 3. September 1836 das Doktordiplom.

Oken regte auch an, den jungen Gelehrten als Privatdozenten nach Zürich zu holen. „Zootomische Demonstrationen“ standen auf Büchners Programm. Enttäuschend war das geringe Interesse für sein erstes und einziges Kolleg, in das Oken auch seinen Sohn Offo schickte. Büchners Wirken war nur von kurzer Dauer. Er starb am 19. Februar 1837 im Alter von 23½ Jahren nach einer Typhusinfektion.

Durch die Verleihung der Ehrendoktorwürde verschaffte Oken dem norwegischen Pastor Michael Sars die ihm gebührende Anerkennung für seine Arbeiten auf dem Gebiete der Zoologie.

Wie aus dem noch teilweise vorhandenen Briefwechsel mit seinen Bohlsbacher Verwandten hervorgeht, wurde seine Freigiebigkeit von diesen weidlich ausgenutzt⁶⁵.

Obwohl er Deutschland als sein Vaterland betrachtete, war die Liebe zu seiner badischen Heimat tief in seinem Inneren verwurzelt. Als Patriot kämpfte er für die deutsche Einheit:

„Eine Schande ist, es nicht weiter gebracht zu haben, als ein Thüringer, ein Hesse, ein Franke, ein Schwabe, ein Rheinländer geblieben zu sein. Eine Schande ist es, darauf sich etwas einzubilden, daß man nichts weiter als ein Provinziallandsmann geworden ist. Sprachen scheiden die Völker, nicht Beschlüsse. Eine Menge, die eine Sprache spricht, ist ein Volk, muß durch einerlei Gesetz sich erhalten. Einerlei Gesetz muß durch einerlei Gewalt gehandhabt werden.“



Lithographie Okens

Okens Worte haben gerade in unserer Zeit wieder an Aktualität gewonnen. Bewundernswert bleibt das große Arbeitspensum, das Oken bis ins hohe Alter hinein bewältigte. Bis kurz vor seinem Tode redigierte er seine „Isis“, auf deren Herausgabe er erst 1849 verzichtete. Er vervollständigte seine „Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände“, die 1845 komplett vorlag. Außerdem ließ er in Verbindung mit der „Antiquarischen Gesellschaft“ archäologische Ausgrabungen durchführen, engagierte sich für seine Universität und kümmerte sich, wenn auch nicht mehr so intensiv wie früher, um die „Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte“.

In der Absicht, die Naturwissenschaften aus der Enge der Gelehrtenstuben herauszuholen und weiten Kreisen der Bevölkerung nahezubringen, schuf Lorenz Oken sein bedeutendstes Werk, die „Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände“. Er bemühte sich, die Fachsprache durch eigene Wortschöpfungen zu vereinfachen. Viele von ihm geprägte Ausdrücke (Infusorien, Kerfe, Kerbtiere, Lurche, Echsen, Nesthocker, Nestflüchter, Zelle usw.) finden heute noch Verwendung in der Biologie, andere (Bäre = Muttertier, Hopser = Sperlingsvogel, Qualster = Wanze usw.) setzten sich nicht durch⁶⁶.

Mit seinem Lebenswerk, das aus zwölf Textbänden und einem Bildteil bestand, präsentierte Oken der Fachwelt und dem Laien eine umfassende Information über die naturwissenschaftlichen Kenntnisse jener Zeit. Die „Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände“ war nicht nur für den Verfasser, sondern auch für den Verleger, den Stuttgarter Verlagsbuchhändler Carl Hoffmann, ein voller Erfolg.



Denkmal Okens in der ehemaligen Réeanlage und am heutigen

Oken erklärte:

„... Ich habe mich bemüht, Alles, was aus den ältesten Zeiten über das Leben und Wesen der Thiere beobachtet und in Reisen und Zeitschriften mitgetheilt worden ist zu vergleichen und ebenfalls mitzutheilen ... Auf jeden Fall, hoffe ich, wird man diesem Buche die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es das Vollständigste seiner Art ist

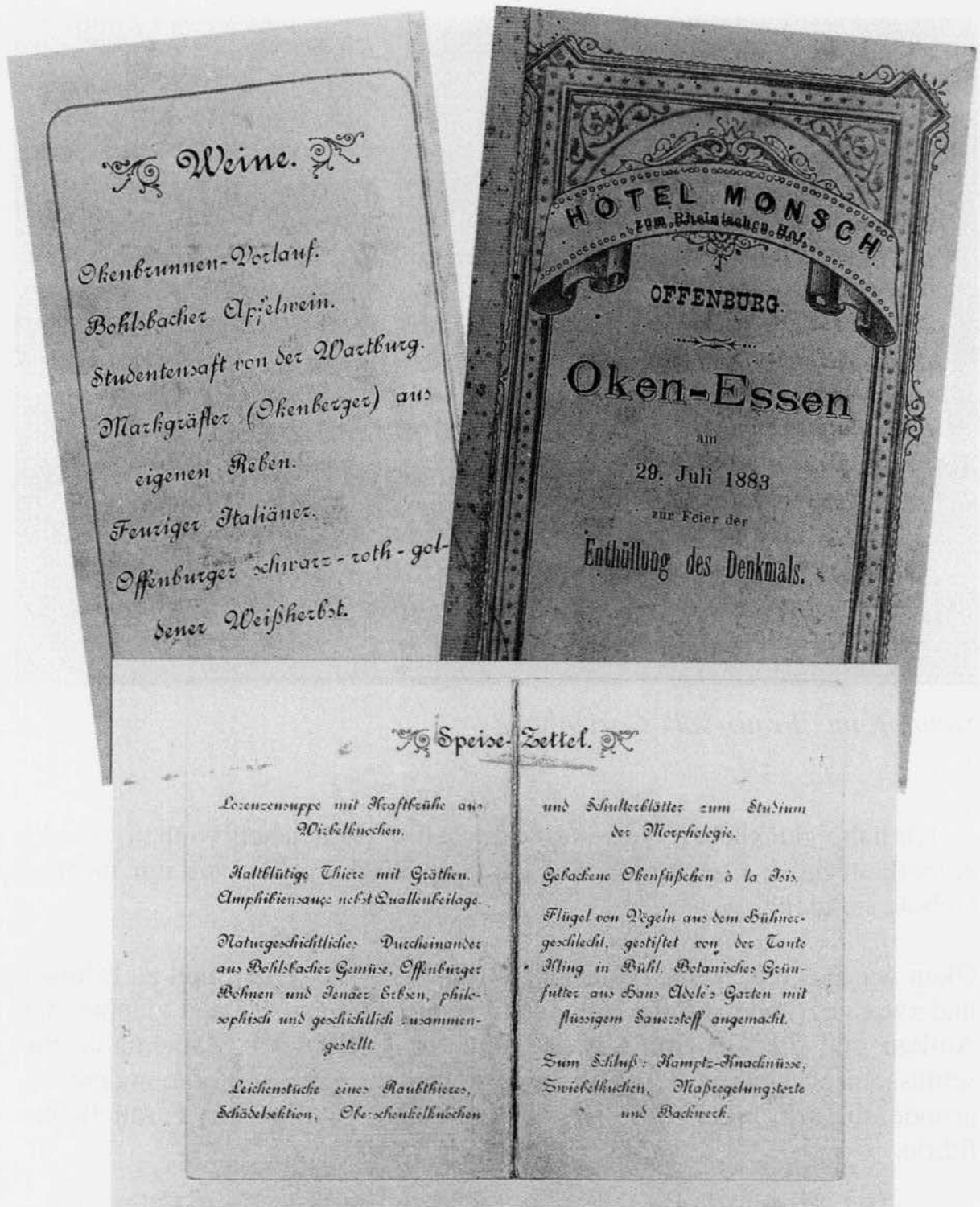


Standort im „Franz-Volk-Garten“

... Ich habe glücklicher Weise fast alles selbst vergleichen können, was ich mitgetheilt habe. Es wird kaum 2 Dutzend Werke geben, die mir nicht zu Gebote standen“.

Oken war bestrebt, „eine natürliche Ordnung in das Thierreich zu bringen, und zwar gegründet auf die Entwicklung seiner Organe“. Da er glaubte, den Aufbau und die Geheimnisse der Natur mit Hilfe der Mathematik entschlüsseln zu können, lag seinem System eine gewisse Zahlenmagie zugrunde, die sehr eigenwillig war und zu einem gekünstelten Parallelismus führte.

„Ich habe daher im Jahre 1810 die Sache ganz vorn angefangen, und bin bey den Pflanzen verfahren wie bey den Thieren. Ich habe nemlich den Pflanzenclassen die Organe zu Grunde gelegt wie den Thierclassen, d. h. ich habe die Pflanzenclassen betrachtet als selbständige Darstellung der Pflanzen-Organen, und habe mithin sovieler Classen bekommen als es Organe gibt. Wie die Insecten das Lungensystem darstellen, die Fische das Knochensystem, die Amphibien das Muschelsystem, die Vögel das Nervensystem, die Haarthiere das Sinnessystem; so gibt es Pflanzen, welche durch die Wurzel, den Stengel, das Laub, die Blume, die Frucht u.s.w. charakterisiert sind“⁶⁷.



Menükarte zum Okenessen 1883

Okens Arbeit diente dem bekannten Zoologen Alfred Edmund Brehm als Vorlage für sein „Illustriertes Thierleben“. Im Vorwort hieß es:

„Wo ich konnte, bin ich an die Quelle gegangen, und nur bei unwesentlichen Angaben, beispielsweise bei der Wiedergabe altklassischer Stellen, habe ich das unterlassen: Ich hatte Wichtigeres zu thun, als in altem Wulste zu

wählen. Wenn also hinsichtlich solcher Angaben Fehler bemerkt werden, mag Oken sie verantworten“.

Im Text fanden sich häufig Zitate:

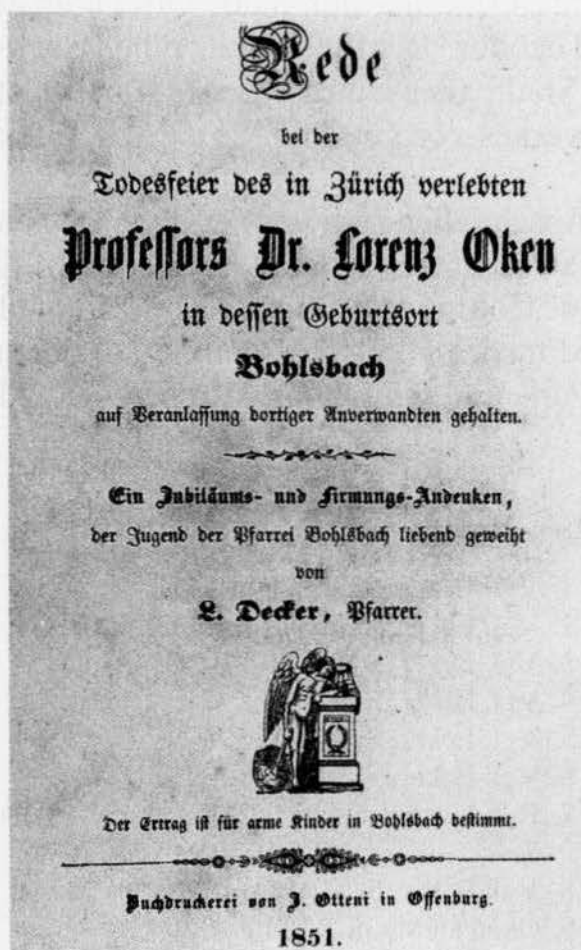
„Auf unseren Esel freilich sind Okens Worte anzuwenden: Der zahme Esel ist durch die lange Mißhandlung so heruntergekommen, daß er seinen Stammeltern fast gar nicht mehr gleicht. Er bleibt nicht nur viel kleiner, sondern hat auch eine mattere aschgraue Farbe und längere schlaffere Ohren. Der Mut hat sich bei ihm in Widerspenstigkeit verwandelt, die Hurligkeit in Langsamkeit, die Lebhaftigkeit in Trägheit, die Klugheit in Dummheit, die Liebe zur Freiheit in Geduld, der Mut in Ertragung der Prügel“⁶⁸.

Treffender hätte der „Tiermaler in Worten“ den Vierbeiner auch nicht beschreiben können. Da es in der Wissenschaft keinen Stillstand gibt, sind Okens Einsichten größtenteils überholt, aber auch Brehm ist heute der Kritik ausgesetzt, denn seine Vermenschlichung der Tiere wird von den Verhaltensforschern abgelehnt.

Professor Dr. Lorenz Oken, einer der größten Gelehrten des 19. Jahrhunderts, starb am 11. August 1851 in Zürich. Er wurde in aller Stille beigesetzt. In einer Trauerrede hieß es: „Ihr alle kanntet ihn, wie scharf und lebhaft war sein Wort, wie mild und offen seine Hand, wie fest und eisern war sein Wille!“

Als die Studenten vom Ableben ihres Professors erfuhren, zogen sie noch am Tage der Beerdigung in einem Fackelzug zum Grab, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Carl Cramer, der spätere Professor der Botanik, hielt die Ansprache.

Okens Frau, die ihren Mann 11 Jahre überlebte, kehrte nach dessen Tod in ihre Heimatstadt Jena zurück, wo sie noch Verwandte hatte. Sie ruht im Grab der Familie Stark, das auf dem Alten Friedhof dort noch erhalten ist.



Titelblatt

Okens Leiche wurde 1873 umgebettet. An der Seite seiner Tochter fand er bei St. Jakob, Außersihl, seine letzte Ruhestätte.

Bereits am 1. September 1851 wurde in Jena beschlossen, dem angesehenen Hochschullehrer ein Denkmal zu setzen. Der Berliner Bildhauer, Prof. Friedrich Drake, der Oken noch persönlich kannte, erhielt den Auftrag, diesen Plan zu realisieren. Sein Werk wurde anlässlich der 35. Tagung der „Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte“ am 18. September 1857 feierlich enthüllt. Es war das erste Porträtendekmal in Jena, dem weitere folgen sollten. Dem Universitätsgründer, Johann Friedrich dem Großmütigen, wurde erst ein Jahr später diese Ehre zuteil. Auch in Offenburg kam der Wunsch auf, dem größten Sohn der Ortenau ein Denkmal zu errichten, aber das Vorhaben scheiterte zunächst an der Finanzierung. Durch Sammlungen brachte der „Naturwissenschaftliche Verein“ dann doch die nötigen Mittel auf, so daß man schließlich den Karlsruher Bildhauer Hermann Volz mit der Anfertigung einer Oken-Skulptur beauftragen konnte. Die einheimischen Steinmetze Konstantin Isenmann und Peter Abele gestalteten das Postament, eine Säule mit zwei Brunnenschalen. Das sprudelnde Wasser sollte den Ursprung des Lebens versinnbildlichen. Am 29. Juli 1883 wurde das Denkmal der Stadt Offenburg übergeben. Der Lahrer Künstler Ernst Theodor Rehfuß schuf eine Oken-Büste, die sich im Heimatmuseum (Stadtpark) seiner Vaterstadt befindet. Der Verbleib eines ähnlichen Kunstwerkes von Christian Friedrich Tieck ist unbekannt.

Abschließend sei vermerkt, daß Oken noch zu Lebzeiten viele Ehrungen erfahren hat. Er war unter anderem Mitglied der „Societät der Wissenschaften“ in Göttingen, der „Kaiserl. Leopoldinischen Akademie“ zu Halle, der Münchner und Stockholmer Akademie, der „Medizinischen Akademie“ in Paris und schließlich Mitglied der „Akademie der Naturforscher“ in Breslau.

Anmerkungen

1. Vgl. Ecker, S. 9.
2. Vgl. Ecker, S. 37, Anm. 61 (S. 100).
3. Vgl. Ecker, S. 6, Anm. 10 (S. 48).
4. Vgl. Ecker, S. 6, Anm. 9 (S. 47).
5. Vgl. Ecker, S. 7.
6. Vgl. Ecker, S. 37, Anm. 6 (S. 100).
7. Fakultätsprotokoll der Universität Freiburg vom 1. August 1805, III/41, vgl. Nauck, S. 34.
8. Vgl. Ecker, S. 8, Anm. 15 (S. 50).
9. Oken an Mathias Keller, 1804.
10. UB Jena, Ms. Prov. 9.81 Nr. 3; Oken an Keller vom 28. November 1802; vgl. Kuhn-Schnyder, S. 13, Anm. 8.

11. Vgl. Nauck, S. 32 ff.
12. Okens Tagebuchaufzeichnungen: Oken-Nachlaß, Universität Freiburg.
13. S. Anm. 12.
14. Oken, System der Naturphilosophie, S. 5.
15. Oken, Die Zeugung, 1805.
16. Oken an Goethe vom 23. Oktober 1807; Goethe-und-Schiller-Archiv Jena; vgl. Pfannenstiel, 1941, S. 6.
17. Oken an Schelling vom 19. Dezember 1809; Ecker, S. 208 ff.
18. Goethe an Voigt vom 3. April 1811, Weimarer Staatsarchiv; vgl. Ecker, S. 29, Anm. 46 (S. 87).
19. Oken an Schelling, S. Anm. 18.
20. Weimarer Staatsarchiv; vgl. Pfannenstiel, 1941, S. 10.
21. Oken an Schelling vom 25. Januar 1809; Ecker, S. 203 ff.
22. Oken an Herzog Carl August vom 13. März 1808; Thüringisches Landeshauptarchiv Weimar, A 6335, Fol. 220.
23. Oken an Schelling vom 3. September 1808; Ecker, S. 115 f.
24. Oken an Schelling vom 3. Februar 1809; Ecker, S. 205 f.
25. Goethe an Voigt vom 3. März 1810; von Bojanowski, S. 5 f; vgl. Pfannenstiel, 1941, S. 11.
26. Vgl. Kuhn-Schnyder, S. 33, Anm. 75 (S. 59).
27. Oken an Goethe vom 31. Dezember 1816; Universitätsbibliothek Bonn; vgl. Pfannenstiel, 1941, S. 21 f.
28. Oken an von Fallersleben vom 25. September 1820; vgl. Pfannenstiel, 1941, S. 55.
29. Huschke, E.: Gedächtnisrede auf Oken, gehalten am 18. September 1851 bei der Versammlung der Deutschen Naturforscher und Ärzte; in: Mitteilungen der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, 1951, Nr. 2, S. 15–18.
30. Vgl. Ecker, S. 23, Anm. 35 (S. 61 f).
31. S. Anm. 30 (S. 62).
32. Oken, Lehrbuch der Naturphilosophie, Vorrede.
33. Wahl, Hans (Hrsg.), Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe, Berlin 1815–18, Bd. 2, S. 165; vgl. Pfannenstiel, 1941, S. 39.
34. Weimarer Staatsarchiv; vgl. Ecker, S. 28, Anm. 45 u. 46 (S. 82–88).
35. Weimarer Staatsarchiv A 7765^m.
36. Oken an Brockhaus vom 22. Oktober 1816; Brockhaus H. E., Bd. 2, S. 170.
37. Weimarer Staatsarchiv; vgl. Ecker, S. 26, Anm. 41 (S. 75).
38. Vgl. Pfannenstiel, 1941, S. 39; Ecker, S. 75–80; Isis 1818, Heft 4, Sp. 739–748; 748–758; Brockhaus, Bd. 2, S. 179–182.
39. Weimarer Staatsarchiv; vgl. Pfannenstiel, 1941, S. 39.
40. Goethe an Kanzler Müller vom 6. Februar 1818, Weimarer Staatsarchiv; Weimarer Ausgabe At. IV, Bd. 29, 1904, S. 40₆–41₁₀.
41. Isis 1818, Heft 6, Sp. 1107.
42. Jahn an Oken, Ostern 1818; Ecker S. 159 f.
43. Vgl. Pfannenstiel, 1941, S. 43 ff.
44. Isis 1819, Heft 4, Sp. 671, 672.
45. Brockhaus F. A., S. 35 ff.
46. Aufzeichnungen des Kanzlers Müller vom 16. Juni 1819.
47. Pfannenstiel, 1963, S. 10.
48. Börne, Ludwig, Zeitschwingen, Nr. 56, S. 222 f.
49. Goethe Gespräch mit Kanzler Müller vom 18. Juni 1819.

50. Goethe an Herder vom 27. März 1784.
51. Goethe an Charlotte von Stein vom 28. März 1784.
52. Okens Antrittsvorlesung am 9. November 1807.
53. Augsburger Allgemeine Zeitung, 3. April 1836, Beilage 150/51; 20. Juni 1836, Beilage 282/83.
54. Goethe Gespräche mit Eckermann, 11. März 1828.
55. Johann Salomo Christian Schweiger, Journal für Chemie und Physik, Nürnberg 1823, Bd. 37, S. 455–458.
56. Virchow, Rudolf, Referat bei der 50. Tagung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte 1877; vgl. Kuhn-Schnyder, S. 51.
57. Vgl. Pfannenstiel, 1958.
58. Alexander Braun an seine Schwester Emmy vom 4. Dezember 1827 in: Mettenius, C., Alexander Brauns Leben nach seinem handschriftlichen Nachlaß, S. 104, 1882; vgl. Kuhn-Schnyder, S. 53.
59. Ecker, S. 32; S. 33, Anm. 51 (S. 92).
60. Vgl. Nauck, S. 64 ff.
61. Isis 1817, Heft 62–65, Sp. 492–516.
62. Agassiz, E. C., Louis Agassiz's Leben und Briefwechsel, Berlin 1886, S. 87 f.
63. Horner, J. F., Ein Lebensbild, geschrieben von ihm selbst, 1887, S. 18.
64. Vgl. Ecker, S. 34, Anm. 56 (S. 98).
65. Stadtarchiv Offenburg, Nachlaß Oken; vgl. a. Ecker, S. 37, Anm. 60 (S. 99).
66. Krause Hermann, Die Geschichte der neueren zoologischen Nomenklatur in deutscher Sprache, Dissertation Göttingen 1918.
67. Oken, Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, Vorrede.
68. Brehm, Thierleben, Vorrede; vgl. Pfannenstiel, 1951, S. 17.

Die Redaktion dankt dem Stadtarchiv Offenburg, das freundlicherweise Literatur und die Abbildungen zur Verfügung stellte.

Literatur

- Baer, Karl, Ernst von, Entwicklungsgeschichte der Tiere, 2. Bde., Königsberg 1828–1837.
- Bidermann, Flodoard, Freiherr, Goethes Gespräche. Gesamtausgabe, Leipzig 1909/11.
- Bojanowski, Paul von, Ein Brief Goethes über Oken, in: Freundesgaben für Carl August Hugo Burkhardt zum siebenzigsten Geburtstag, Weimar 1900, S. 1–19.
- Bräuning-Oktavio, Hermann, Oken und Goethe im Lichte neuer Quellen, Weimar 1959.
- Brehm, Alfred, Eduard, Illustriertes Thierleben, 1. 1863.
- Brockhaus, Friedrich, Arn., Okens Dienstentlassung. Aktenmäßiger Bericht darüber, Leipzig 1819.
- Brockhaus, Heinrich, Eduard, Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und anderen Aufzeichnungen, geschildert von seinem Enkel, Leipzig 1876.
- Düntzer, Heinrich, Aus Goethes Freundeskreis, Braunschweig 1868.
- Ecker, Alexander, Lorenz Oken. Eine biographische Skizze. Stuttgart 1880.
- Ehrentreich, Hans, Die freie Presse in Sachsen-Weimar von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Halle 1907, Heft 45.
- Günther, Johannes, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena seit 1558–1858, Jena 1858.

- Güttler, Karl, Lorenz Oken und sein Verhältnis zur modernen Entwicklungslehre, Leipzig 1884.
- Hornthal, Franz, Ludwig von, Über das großherzoglich-weimarische Strafurteil gegen den Hofrat Dr. Oken zu Jena, Leipzig 1818.
- Kieser, Dietrich, Georg, Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817 in seiner Entstehung, Ausführung und Folgen. Jena 1818.
- Knittermeyer, Heinrich, Schelling und die romantische Schule, München 1929.
- Meyer-Abich, Adolf, Biologie der Goethezeit. Klassische Abhandlungen über die Grundlagen und Hauptprobleme der Biologie von Goethe und den großen Naturforschern seiner Zeit. Stuttgart 1949.
- Kuhn-Schnyder, Emil, Lorenz Oken. Erster Rektor der Universität Zürich. Zürich 1980.
- Mauke, Johann, Gottlob, Naturgeschichte für den öffentlichen und häuslichen Schulunterricht nach Oken, Meißen 1824.
- Nauck, E. Th., s. Pfannenstiel, 1951.
- Oettermann, St., Pabst, Reinh., u. a., Georg Büchner. 1813–1837 (Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler). Der Katalog. Frankfurt a. M. 1987.
- Pfannenstiel, Max; Zaunick, Rudolf, Lorenz Oken und die Universität Freiburg i. Br., Leipzig 1938.
- Ders., Lorenz Oken und J. W. von Goethe, Leipzig 1941.
- Ders., Nauck, E. Th., Oken-Heft. Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. Br. Freiburg 1951.
- Ders., Die Wirbelmetamorphose Okens anhand neuerer Dokumente. Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. Br. Freiburg 1951.
- Ders., Lorenz Oken an den Archivar Johann Baptist Kolb-Freiburg, in: Die Ortenau 36/1956.
- Ders., Kleines Quellenbuch zur Geschichte der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, Berlin 1958.
- Ders., Erinnerungsstücke an Lorenz Oken. Sonderdruck aus: Freiburger Universitätsblätter Heft 4, 1963.
- Schuster, Julius: Oken, Laurentius: Gesammelte Schriften, Berlin 1939.
- Strohl, Jean, Lorenz Oken und Georg Büchner, Zürich 1939.
- Sudhoff, Karl, Ein Oken-Brief aus Jena vom Juni 1821 an Friedrich Schwäggrichen, Leipzig 1922.
- Wohlbold, Hans, Die Wirbelmetamorphose des Schädels von J. W. v. Goethe und Lorenz Oken, München 1924.
- Oken, Lorenz: Abriß des Systems der Naturphilosophie. P. W. Eichenberg, Frankfurt a. M. 1804.
- Oken, Lorenz: Die Zeugung. Goebhardt, Bamberg und Würzburg 1805.
- Oken, Lorenz: Abriß des Systems der Biologie. Göttingen 1805.
- Oken, Lorenz: Über die Bedeutung der Schädelknochen. J. G. Göpferdt, Bamberg 1807.
- Oken, Lorenz: Über das Universum als Fortsetzung des Sinnensystems. Friedrich Frommann, Jena 1808.
- Oken, Lorenz: Erste Idee zur Theorie des Lichtes, der Finsternis, der Farben und der Wärme. Friedrich Frommann, Jena 1808.
- Oken, Lorenz: Über den Wert der Naturgeschichte, besonders für die Bildung der Deutschen. Friedrich Frommann, Jena 1809.
- Oken, Lorenz: Grundzeichnung des natürlichen Systems der Erze. Friedrich Frommann, Jena 1809.

Oken, Lorenz: Lehrbuch des Systems der Naturphilosophie. 1. Aufl. Jena 1809, 2. Aufl. Zürich 1843.

Oken, Lorenz: Neue Bewaffnung – Neues Frankreich – Neues Deutschland. Über die Kriegskunst. Crökerische Verl.-Buchh., Jena 1811/14.

Oken, Lorenz: Lehrbuch der Naturgeschichte (3 Bände). C. A. Reclam, Leipzig, August Schmid & Co., Jena. 1816–1826.

Oken, Lorenz: Naturgeschichte für Schulen. F. A. Brockhaus, Leipzig 1821.

Oken, Lorenz: Rede über das Zahlengesetz in den Wirbeln des Menschen. Gelesen in der zur Feier des allerhöchsten Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs am 25. August 1828 gehaltenen festlichen Sitzung der Königlichen Akademie der Wissenschaften von Oken. Michael Lindauersche Hofbuchdruckerei, München 1828.

Oken, Lorenz: ALLGEMEINE NATURGESCHICHTE FÜR ALLE STÄNDE. (13 Bände). Hoffmann'sche Verl.-Buchh., Stuttgart 1836/45.

Das Hauptzollamt Neufreistett

vom 01.01.1836 – 31.12.1871

Friedrich Böniger

Vorbemerkungen

Anfang des 19. Jahrhunderts befanden sich in Deutschland – bedingt durch die vielen Kleinstaaten –, einige hundert Zoll- und Mauthgrenzen, die einem ungestörten Warenverkehr hinderlich waren und einen wirtschaftlichen Aufschwung wie z. B. in England unmöglich machten. Erschwert wurde ein einheitliches Zollwesen durch den Widerstand, den Größenwahn und den Souveränitätsdünkel der Duodezfürsten, von denen es im damaligen Deutschland einige Dutzend gab.

Nach langwierigen Verhandlungen, die bereits während des Wiener Kongresses 1814/1815 begannen, schlossen sich 1834 der größte Teil der deutschen Staaten unter Führung Preußens zu einem Zollverein zusammen. Es sollte allerdings noch mehr als 50 Jahre dauern, bis sich die letzten deutschen Kleinstaaten, die Hansestädte Bremen und Hamburg, dem Deutschen Zollverein anschlossen, obwohl seit 1871 das Deutsche Kaiserreich bestand. Das Großherzogtum Baden trat am 10. Juli 1835 dem Deutschen Zollverein bei.

Auch die Verhandlungen über den Beitritt Badens zum Deutschen Zollverein gestalteten sich äußerst schwierig. „So wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß durch den Wegfall der Grenzen und Schlagbäume im Innern des Deutschen Reiches und des damit verbundenen freien Warenverkehrs, den badischen Landwirten erheblicher Schaden durch die Einfuhr von Weizen aus Württemberg und von Wein aus Franken entstehen würde. In Flugblättern verstieg man sich sogar soweit, den Zollverein als einen „Bund der Hölle“ zu bezeichnen. In den Zeitungen wurde die Leidenschaft so angeheizt, die schwindelhaftesten Hoffnungen den übertriebensten Befürchtungen entgegen gestellt, daß an ein ruhiges Abwägen des Grundes für und wider den Beitritt zum Zollverein nicht zu denken war“¹.

Hauptzollamt Neufreistett

Am 01. Januar 1836 wurden sämtliche an den Grenzen der Länder und im Inneren eines Landes befindlichen Zollstellen aufgehoben. An deren Stelle

begannen ab diesem Zeitpunkt an den Grenzen gegen das gemeinsame Ausland und im Innern des Landes die neu organisierten Zoll- und Steuerämter ihre Tätigkeit.

Im mittelbadischen Raum wurden die Hauptzollämter Kehl und Neufreistett errichtet. Dem Hauptzollamt Neufreistett unterstellt wurden die Nebenzollämter I. Klasse Au/Rhein, Iffezheim und Greffern, die Nebenzollämter II. Klasse Steinmauern, Plittersdorf und Söllingen sowie der Zollansageposten Freistett (in der Nähe der früheren Schiffsbrücke). Zum Bezirk des Hauptzollamtes Neufreistett gehörten sämtliche Gemeinden der Bezirksämter Rheinbischofsheim, Bühl, Gernsbach, Baden-Baden, Achern und Oberkirch, des Oberamtes Rastatt und vom Bezirksamt Ettlingen die zum Grenz- und Gewerbekontrollbezirk gehörenden Gemeinden (Grenzzollbezirk). Für das Hauptzollamt Neufreistett wurde 1836/1837 ein neues Dienstgebäude mit einem Kostenaufwand von 21.462 Gulden erstellt. Es handelte sich um das als Zollhaus bekannte Gebäude an der Ecke Hauptstraße (B 36) – Maiwaldstraße⁴.

An der Stelle dieses Gebäudes befand sich bis 1836 das Gasthaus „Zum Adler“. Mit Beschluß der Zolldirektion Karlsruhe vom 30.09.1835 wurde der durch Oberzollinspektor Gockel aus Kehl mit der „Adlerwirts Gramppschen Witwe“ abgeschlossene Kaufvertrag über den Kauf des Gasthauses für 2.100 Gulden zum Abbruch genehmigt. Das Gasthaus „Zum Adler“ wurde auf Abbruch für 885 Gulden versteigert. Die Erstellung des Neubaus wurde für 20.028,12 Gulden in Submission an den Maurer Josef Mauteurer aus Ötigheim als Billigbieter versteigert.

Bis zur Fertigstellung des Neubaus waren die Büros des Amtes im Gasthaus „Zum Schwanen“ untergebracht. Die Lagerung der Güter erfolgte im alten Zollagerhaus im Dorf Freistett und in einem Magazin der Spedition Huth in Neufreistett.

Das Magazingebäude im Hafen von Freistett wurde für 150 Gulden so hergerichtet, daß es für die Unterbringung des Zollanmelders und des nötigen Aufsichtspersonals verwendet werden konnte. Ein weiteres altes Zollmagazin in der Ruß (bei der heutigen Kläranlage) sollte abgebrochen und das Holz zum Neubau des Hauptzollamtes verwendet werden. Der Abbruch erfolgte allerdings erst 1848.

Hinsichtlich der Besetzung der Vorsteherstellen der neuen Hauptzollämter erging am 22. Oktober 1835 durch das Großherzogliche Staatsministerium in Karlsruhe folgender Erlaß:

„Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben gnädigst geruht, nachstehende Individien bei den Hauptzollämtern in provisorischer Eigenschaft als Oberzollinspektoren zu ernennen: für das Hauptzollamt Neufreistett den Obereinnehmer Emich zu Überlingen ...“

Das Amt wurde mit drei Beamten des gehobenen Dienstes sowie acht Gehilfen besetzt³.

Am 01. August 1849 wurde das Hauptzollamt Neufreistett nach Übertragung der Obereinnehmerei, der Amts-, Wasser- und Straßenkasse in Hauptsteueramt umbenannt.

Nach Beendigung des Deutsch-Französischen Krieges 1870/1871 und des damit verbundenen Anschlusses des Elsasses an das Deutsche Reich fielen die Zollgrenzen zwischen Baden und Frankreich entlang des Rheines. Bereits am 26. Juli 1871 erging aus dem Großherzoglichen Staatsministerium zu Karlsruhe folgende EntschlieÙung:

„Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben gnädigst zu beschließen geruht, daß auf den 01. Januar 1872 nachstehende Änderungen in der Organisation der Finanzstellen einzutreten haben: Das Hauptsteueramt Neufreistett und das Hauptzollamt Kehl werden aufgehoben“^{2,3}.

Damit endet die Ära Hauptzollamt Neufreistett, nicht dagegen die Geschichte des Zolls in Freistett.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen aus der Dienstanweisung des Hauptzollamtes Neufreistett über die Fürsorgepflicht gegenüber seinen Beschäftigten. So ist in der Dienstanweisung unter „Ratschläge in Bezug auf die körperliche Verpflegung“ nachzulesen:

„Der Aufsichtsbeamte bringt den größten Teil seiner Zeit im Freien zu. Er muß daher, da die Luft zehrt, kräftige Speisen und genügend Portionen zu sich nehmen. Namentlich wird sie ihn im Winter, da die Verdauung ein Verbrennungsprozeß ist und daher die innere Wärme erzeugt, vor Frost schützen. Niemals darf dies durch den Genuß von Branntwein geschehen, denn es ist eine bekannte Tatsache, daß Branntwein nur auf eine kurze Zeit eine innere Erwärmung bewirkt, nach seiner Verdauung aber die Kälte um so mehr empfinden läßt. Es soll damit nicht gesagt werden, daß der Aufsichtsbeamte gar keinen Branntwein trinken darf; in kleinen Quantitäten, sozusagen als Medizin und zwar nach strapaziösem Dienst und nachdem dem Magen vorher Speise geboten wurden, genossen, wird er um so mehr von wohltätiger Wirkung sein, als die meisten Aufsichtsbeamten von ihrer Militärdienstzeit her den Genuß des Branntweins gewöhnt zu sein pflegen.

Was die Bekleidung im Winter anlangt, so thut ein unter dem Paletot zu tragender Pelzrock gute Dienste. Es wird jedoch nicht jedem Beamten möglich sein, sich einen solchen zu beschaffen, und hat sich als Ersatz dafür ein gut wattierter Paletot von Commistuch sehr bewährt, vielfach wird diesem sogar den Vorzug gegeben. Ist der Beamte außerdem mit Unterzeug gut versehen und schafft sich eine gute wollene Decke an, die zusammengerollt, leicht transportabel ist, um sie auf Posto über die Füße zu decken, welche letztere mit wollenen Socken und großen rindledernen Stiefeln, welche mit Stroh ausgefüllt werden können, bekleidet sind, so wird er bei der angerathenen Diät in der größten Kälte mehrere Stunden postieren können, ohne das Mindeste an Frost zu verspüren. Als Kopfbedeckung ist die einfache Dienstmütze das Beste. Pelzmützen verweichlichen den Kopf und haben Kopfleiden im Gefolge. Ohrenklappen sind unstatthaft, da sie das Hören erschweren oder ganz verhindern.

Tabacrauchen ist bei den weiterhin angegebenen Vorsichtsmaßnahmen dem Grenz-Aufsichtsdienst nicht hinderlich, vielmehr daß ein tabacrauchender Beamter bei Postierungen viel leichter den Schlaf von sich fern hält, als einer der nicht raucht, sogar förderlich. Ein weiteres Bedürfnis des Aufsichtsbeamten ist ein gutes, aber nicht durch Federfülle allzu verweichlichtes Ruhebett, im Winter ein warmes Zimmer und überhaupt eine gemüthliche Häuslichkeit, in der er sich, wenn er müde vom Dienst kommt, wohl fühlt und die er nicht lieber mit dem Wirtshaus vertauscht.

Aus allem geht hervor, daß der Aufsichtsbeamte häuslicher Pflege bedarf, wie sie ihm nur seine Frau bereithen kann. Es ist daher sowohl für den Beamten selbst besser als auch für den Dienst förderlicher, wenn der Aufsichtsbeamte verheiratet ist. Daß, wenn der Aufsichtsbeamte sich verheiraten will, seine Wahl auf ein Wesen gerichtet sein muß, das um nur eines anzuführen, nicht davor zurückschreckt, mitten in der Nacht aufzustehen und ihrem Mann, ehe er in den Dienst geht, eine Tasse Kaffee zu kochen, versteht sich von selbst⁴⁴.

Quellennachweis

- 1 Die Zoll- und Reichssteuerverwaltung im Großherzogtum Baden, Seite 61–72
- 2 Generallandesarchiv Karlsruhe Abt. 237/8954
- 3 Generallandesarchiv Karlsruhe Abt. 233/30 248
- 4 100 Jahre Hauptzollamt Baden-Baden; Geschichtliche Darstellung von Reinhold Scharrer, Hauptzollamt Baden-Baden, 1966

Die Entwicklung der Volksschule in Hofweier nach zwei Protokollbüchern des Ortsschulrates von 1870 bis 1916.

Josef Bayer

Die Haupt- u. Grundschule Hofweier besitzt 2 Protokollbücher des Ortsschulrates Hofweier, die die Protokolle der Sitzungen von 1876 bis 1916 enthalten. Die dortigen Angaben werden sporadisch noch ergänzt durch Schulangaben des Gemeindearchivs, besonders unter den Ordnungszahlen (OZ) Nr. 126, 127, 129, 132.

Protokollbücher beinhalten naturgemäß die Themen der Sitzungen nur stichwortartig, sind also inhaltlich wenig ergiebig, aber sie lassen doch das Herausarbeiten der Entwicklung des Schulwesens in Hofweier zu.

Wenn der Staat im 19. Jahrhundert auch immer mehr die Kirche, in deren Händen das Schulwesen jahrhundertlang lag, aus der Schule verdrängte, so bestand die Elementarschule, wie die Volksschule damals genannt wurde, noch bis ins 3. Viertel des vorigen Jahrhunderts als Konfessionsschule. 1876 wurden die Konfessionsschulen durch die Simultanschule ersetzt. Demgemäß fungierte der Ortsschulrat bis 1876 als „Kath. Ortsschulrat“ (unter diesem Titel wurden die Sitzungen regelmäßig eröffnet). In der Sitzung vom 29.1.1876 löste sich der „Kath. Ortsschulrat“ auf und übergab die Aufgaben des Ortsschulrates dem Gemeinderat. Die Simultanschule sollte besagen: die Schule ist für alle Weltanschauungen und Religionen offen; sie untersteht einzig und allein der Verfügungsgewalt des Staates; der kirchliche Einfluß wird ausgeschaltet – allerdings mit der Einschränkung, daß die Kirchen das Recht haben, in diesen Schulen das ordentliche Unterrichtsfach Religion in eigener Aufsicht zu erteilen. Eigentlich änderte sich in rein konfessionellen Ortschaften im Schulwesen wenig, da das damalige Gesetz vorschrieb, daß die Lehrer im Prozentsatz der Religionszugehörigkeit der Schüler angestellt werden mußten, d. h. in rein kath. oder evangelischen Gemeinden mußten entweder nur katholische oder nur evangelische Lehrer angestellt werden.

Der Ortsschulrat war in der Gemeinde die für alle schulischen Belange verantwortliche Instanz. Er hatte für die Erhaltung des Schulhauses, dessen Ausstattung mit den notwendigen Utensilien besorgt zu sein. Über ihn lief vom Schulamt die Schaffung von Lehrerstellen und der Verkehr des Schulamtes mit den Lehrern; er legte die Ferien fest (mit der Auflage, die Ferien

dem Schulamt zu melden); er bestimmte Schuljahrsbeginn und -ende (immer um Ostern herum); er hatte das Recht und die Pflicht, einen Schulbesuch mit Prüfung zu machen, auch während des Schuljahres – bei Mißständen bei einem Lehrer – unangemeldet zu erscheinen.

In Hofweier bestand ein Schulfonds. Er wurde begonnen durch ein Legat der Witwe Elisabeth Fuchs, geb. Fischer, die 1838 ein Kapital von 85 fl 43 Kr. stiftete. Aus den Zinsen sollten arme Schulkinder mit Büchern und Heften versorgt werden. Da in diesen Fonds auch die Schulstrafen flossen, wuchs er allmählich zu einer hohen Summe heran. Am 10.3.1870 vermachte Matthäus Rubi testamentarisch dem Schulfonds 1000 fl. „Dem Schulfonds Hofweier vermache ich 1000 fl und müssen Zinsen hieraus alle Jahre für zwei arme Bürgerskinder, ein Knabe und ein Mädchen, mit je 10 fl zur Beschaffung von Bekleidungsstücken zur ersten Kommunion verwendet werden, aus dem Rest des Zinserträgnisses sind für hiesige arme Bürgerskinder, aber nur katholischer Konfession, die erforderlichen Schulrequisiten anzuschaffen“. Daher erscheinen in den Protokollbüchern auch laufend die Überweisungen der Straf gelder in den Fonds und die Ausgaben für die Ausstattung von armen Schulkindern mit Heften und Büchern sowie jedes Jahr die Zuwendung von je 10 fl oder später von 17,30 M an zwei Kommunionkinder.

Vor Beginn der Protokollbücher erscheinen von Lehrern in Hofweier im Gemeindecarchiv Nr. 128 am 20.5.1838 ein Oberlehrer Andreas Schmehr, der mit diesem Datum die Stelle in Hofweier angetreten hat. Am 19.6.1852 wechselt ein Hauptlehrer Fridolin S. Schupp mit dem Hauptlehrer Wilhelm Rapp, bisher in Littenweiler. Es ist anzunehmen, daß dessen Nachfolger dann Hauptlehrer Phil. Jakob Schell war, der 1862 in Hofweier als Hauptlehrer aufzog.

Zu Beginn des genannten Zeitraumes (1870) unterrichteten in Hofweier zwei Lehrkräfte, ein Hauptlehrer und ein Unterlehrer, in vier Klassen (mit je zwei Schuljahrgängen); die 3. und 4. Klasse wurde morgens, die 1. und 2. Klasse nachmittags unterrichtet. Am 18.2.1874 wurde durch Gesetz der obersten Schulbehörde in Karlsruhe verfügt, daß eine Fortbildungsschule eingerichtet werden muß. Die Verfügung wurde am 24.4.1874 im Ortschaftsrat besprochen. Man war sich über die Notwendigkeit dieser Schule einig und verfügte, es seien wöchentlich 2 Stunden zu geben, und zwar am Sonntag von 12 bis 2 Uhr (!). Lehrer Schell wird beauftragt, diesen Unterricht zu übernehmen. Mit Verfügung der Schulbehörde vom 23.8.1874 wird für die Knaben auch der Turnunterricht eingeführt, und zwar für die 3. und 4. Klassen wöchentlich je 1/2 Stunde. Die beiden Lehrer haben diesen Unterricht zusätzlich zu übernehmen. Unterm 18.5.1882 fragt die Kreisschul-

visitatur (so hieß damals das Kreisschulamt) an, ob man nicht – wie auch andernorts – wegen der großen Schülerzahl den Wochenunterricht um zwei Stunden erweitern wolle. Der Ortsschulrat antwortet, man wolle die Entscheidung dem „gütigen Ermessen der Großherz. Kreisschulvisitatur überlassen“. Unterm 30.5.1883 wurde diese Erweiterung durchgeführt und in der Form vom Ortsschulrat beschlossen: beide Lehrer sollen neue Stundenpläne erstellen, dabei in der 2., 3. und 4. Klasse zwei weitere Stunden eintragen, und zwar am Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag je 1/2 Stunde. Der Unterricht beginnt morgens sommers um 1/2 7 Uhr (!), winters 8 Uhr, er endet um 12 bzw. 12 1/2 Uhr, aber die zusätzliche 1/2 Stunde habe vor 8 Uhr zu liegen. Als die Schulbehörde am 4.3.1886 nochmals 2 weitere Unterrichtsstunden einführen wollte, angesichts der hohen Schülerzahl, mußte der Ortsschulrat doch antworten: „Der Lehrer könne Kraft Gesetzes verpflichtet werden, bis zu 36 Wochenstunden zu unterrichten. Das geschehe hier schon. Eine weitere Ausweitung der Unterrichtszeit sei deshalb nicht möglich“. Weiter heißt es: Dabei müsse man noch berücksichtigen, daß Hauptlehrer Schell in der Regel noch Privatunterricht gebe an Fortbildungsschüler, die in Offenburg in einer Fabrik tätig waren (zumeist in der Spinnerei Clauß) und wochentags den Unterricht (während des Winters, im Sommer lag der Unterricht ohnehin am Sonntag) nicht besuchen konnten. In der Regel waren das 2 Stunden am Sonntagmorgen vor dem Gottesdienst (im Gottesdienst übte dann Schell noch den Organisten- und Chorleiterdienst aus.) Damit vergleiche man das heutige Lehrerdeputat und die kleinere Schülerzahl! Damals waren Klassen bis zu 60 Kindern (im 2. und 3. Schuljahr) keine Seltenheit.

Am 24.4.1875 schuf das Schulamt eine 2. Hauptlehrerstelle. Hauptlehrer Diebold wurde von Rütte hierher angewiesen.

In Anbetracht der Situation an unserer Schule: überdurchschnittliche Beanspruchung der Lehrkräfte, unverhältnismäßige Klassenstärke ist es eigentlich unbegreiflich, daß der Ortsschulrat stets die Angebote der Schulbehörde, die Lehrerzahl zu vermehren, ablehnte oder wenigstens zu verzögern suchte. So genehmigte die Schulbehörde am 1.6.1883 die Stelle eines Unterlehrers als 3. Lehrerstelle. Der Ortsschulrat protestierte heftigst – die Gründe des Protestes seien bekannt, heißt es im Protokoll, werden dort aber nicht genannt. Es ist zu vermuten, daß die Gemeinde nicht mehr bezahlen wollte, wohl auch aus den Erfahrungen mit dem Unterlehrer Heusler.

Heusler war Unterlehrer, bevor Diebold als 2. Hauptlehrer angewiesen wurde. Mit dem Dienstantritt Diebolds hörte die Unterlehrerstelle in Hofweier auf. Dieser Mann, Heusler, beschäftigte die Schulbehörde immer wieder. Die Beanstandungen kamen jeweils von der Schulbehörde. Am 16.4.1872

wird mehr Frische und Lebendigkeit im Unterricht empfohlen am 10.6.1872 wurde bemängelt, daß er den letzten Prüfungsbescheid überhaupt nicht beachtet habe, er führe keine Schülerliste, sein äußeres Erscheinungsbild sei nicht standesgemäß, ein Ärgernis für Gemeinde und Schüler; am 20.6.1872 wird beanstandet, daß er keine Quartalsarbeit abgegeben habe. Darüber hinaus verlangt der Ortsschulrat unterm 9.8.1872, seine Schülerverzeichnisse mit den eingetragenen Noten vorzulegen, die Unterrichtszeit werde in der ersten Klasse nicht eingehalten wie auch der Stundenplan nicht. Die Kinder blieben zurück, daher seien die Klagen der Eltern berechtigt. Dafür sei Heusler steter Gast in den Gasthäusern. Am 30.10.1872 bildet der Ortsschulrat eine Sonderkommission, die den „Fall Heusler“ energisch betreiben solle, da er keiner Mahnung und Aufforderung nachkomme. Außerdem schicke er seine Schüler nicht in den Schülergottesdienst, er selber sei ja auch nicht anwesend, selbst sonntags fehle er im Gottesdienst, dafür sitze er im Wirtshaus – ein schlechtes Beispiel für Kinder und Gemeinde. Zu Beginn der Ferien habe er die Kinder einen Tag zu früh entlassen.

Schell zeigte in der Sitzung an, er habe Heusler nicht mehr in Kost, seit Wochen ziehe er umher, lasse sich nicht in seinem Zimmer blicken, habe kein Bett mehr in seinem Zimmer, steige bisweilen des Nachts durchs Fenster ein und schlafe auf dem Boden. Er, Schell, lehne jede Verantwortung ab, auch für seinen Unfleiß in der Schule. Er habe ja stets alle Vorfälle dem Ortsschulrat gemeldet und schlage nun vor, daß der Ortsschulrat seiner gesetzlichen Verpflichtung der Prüfungsbesuche nachkomme. Am 5.3.1873 meldet Schell, Heusler habe darum nachgesucht, ihm Kost und Logis zu erhalten, er wolle sich bessern. Schell sei bereit, ihn wieder aufzunehmen. Am 11.7.1873 wird nun Heusler als Unterlehrer nach Urloffen angewiesen. Als die Stelle des zweiten Hauptlehrers ausgeschrieben wird, hat Heusler die Kühnheit, sich zu bewerben.

Das mag – neben finanziellen Gründen – der Grund gewesen sein, daß der Ortsschulrat am 1.6.1883 darum bat, auf die Dauer von zwei Jahren, von einer Neubesetzung der Unterlehrerstelle Abstand zu nehmen. Am 30.6.1885 machte die Schulbehörde noch einmal den Vorschlag, der Ortsschulrat wollte wieder verzichten, „bis bessere Zeiten und Verhältnisse eingetreten sind“. Interessant ist, daß 2 Söhne Schells auch den Lehrerberuf ergriffen. Das Protokollbuch erwähnt, daß am 11.3.1873 Julius Theodor Schell, bis dahin Schulkandidat, als Unterlehrer in Hofweier angestellt und unterm 29.10.1876 in gleicher Eigenschaft nach Durbach angewiesen wurde. Am 18.2.1874 wurde Schulaspirant Jakob Schell beauftragt, seinen Bruder 1/2 Tag zu vertreten.

Das Schulamt greift nun durch, es ergeht am 15.11.1886 folgende „Schulerkenntnis – den Schulaufwand in Hofweier betr.“: „Aufgrund des Gesetzes vom 8.3.1868, den Elementarunterricht betr. und der ihm durch die Gesetze vom 19.2.1874 und vom 18.9.1876 gegebene Fassung werden, da durch die Errichtung einer neuen Unterlehrerstelle, eine Änderung der tatsächlichen Verhältnisse hinsichtlich der Deckungsmittel für den Schulaufwand sich ergeben hat, die äußeren Verhältnisse der Volksschule in Hofweier festgestellt wie folgt:

I. Vorfragen:

- a) der Schulverband umfaßt die politische Gemeinde Hofweier;
- b) die politische Gemeinde Hofweier, in welcher die Schule sich befindet, hat nach der Zählung vom 1.12.1885 1204 Einwohner;
- c) die Schule wurde besucht im Schuljahr 83/84 von 230 kath. und 4 evgl. Schülern, 1884/85 von 235 kath. u. 3 evg. Schülern, 85/86 von 244 kath. Schülern.

II. Klassenbestimmung: die Schule wird in die 3. Klasse gesetzt.

III. Zahl u. Art der Lehrer. Statt bisheriger zweier Hauptlehrerstellen werden nunmehr zwei Hauptlehrerstellen und eine Unterlehrerstelle errichtet.

IV. Wohnungen der Lehrer. Der erste Hauptlehrer erhält Dienstwohnung im Schulhaus, der zweite Hauptlehrer im Rathaus, der Unterlehrer erhält ebenfalls Wohnung nach § 50 des Elementarunterrichtsgesetzes.

V. Schulgeld. Das Schulgeld beträgt nach der Erkenntnis vom 24.4.1886 für ein vollzahlendes Kind 3,20 M. Das jährliche Schulgeldaversum berechnet sich auf 576,18 M, rund 577 M. Mit Abrundung der einzelnen Teile auf ganze Mark wird dasselbe bis 24.4.86 für jeden Hauptlehrer 263 M, für den Unterlehrer auf 53 M festgesetzt.

VI. Feste Gehalte der Lehrer. Als solche sind jährlich auszuwerfen: für den 1. Hauptlehrer 1020 M, für den 2. Hauptlehrer 900 M, für den Unterlehrer 600 M.

Für die Gehalte sind bleibende Deckungsmittel vorhanden und zwar bar 53 fl aus der Gemeindekasse (nach Erkenntnis vom 26.1.1869); für 5 1/2 Klafter Holz 64 fl 35 Kr; aus der Pfarrektor Siebertschen Stiftung 30 fl = 146 fl 35 Kr. Es sind also zur Ergänzung auf 2580 M noch jährlich aufzubringen 2328 M. Diesen Betrag hat die Gemeinde vorbehaltlich ihrer gesetzlichen Ansprüche an die Staatskasse zur Aufbringung der Lehrergehalte staatsrechtlich beizutragen.

VII. Schlußbestimmung: Dieses Erkenntnis tritt mit 23.4.1887 in Kraft.“

Damit war die 3. Lehrerstelle, aber nur als Unterlehrerstelle, geschaffen. Mit Verfügung vom 6.4.1887 wird Schulverwalter Josef Lorenz Kühn in Langenhard als Unterlehrer nach Hofweier angewiesen.

Die Unterlehrer wechselten sehr oft. Länger als 2 Jahre war keiner am Ort. Manche, besonders Lehrerinnen, ließen sich immer wieder beurlauben. Daß unter diesen Umständen ein ersprießlicher Unterricht nicht gewährleistet war, versteht sich von selbst.

Besonders 1896 geht es personell an der Schule kunterbunt zu. Hauptlehrer Diebold legt ein amtsärztliches Zeugnis vor und bittet um einige Monate Krankheitsurlaub. Lorenz Diebels aus Vechta/Oldenburg wird zu seiner Vertretung als Unterlehrer angewiesen. Dann bittet Unterlehrerin Anna Wittmann um Beurlaubung auf 1 Jahr, für sie wird Hilfslehrerin Thekla Kopp als Unterlehrerin angestellt. Dann bittet Schell unter Vorlage eines amtsärztlichen Zeugnisses um 3-monatigen Krankheitsurlaub. Zu seiner Vertretung kommt Hilfslehrer Josef Nock von Lautenbach an die hiesige Schule. Im selben Jahr wird Hauptlehrer Andreas Oswald aus Au a. Rhein als Hauptlehrer nach Hofweier angewiesen. 1900 reicht Diebold seine Pensionierung ein und bittet gleichzeitig, schon vor der Pensionierung mit der Familie zu seinem geistlichen Sohn, Benefiziat in Gengenbach, ziehen zu dürfen. Zugleich wird Unterlehrer Johann Siegel von Waldulm in der gleichen Eigenschaft nach Hofweier angewiesen.

Diese vielen Veränderungen im Lehrkörper wirkten sich auf den Unterricht sehr nachteilig aus. Im einzelnen läßt sich das zwar nicht belegen, doch spricht man im Ortsschulrat öfter im allgemeinen davon.

Schell war am 26.11.1896 gestorben. Mit ihm ist ein Mann und Lehrer dahingegangen, dem Hofweier viel zu verdanken hat. Wenn man nur an sein ausgedehntes Unterrichtspensum denkt! Es war ihm nichts zuviel. Er war auch der Gründer der Musikkapelle und war lange deren Dirigent. Außerdem stellte er sich auch der Pfarrgemeinde zur Verfügung. Fast bis zu seinem Tod war er als Organist und Leiter des Kirchenchores tätig. Zum Dank hatte ihn die Gemeinde zum Ehrenbürger ernannt. Sein Grab ist heute noch erhalten.

In der Folge konsolidierte sich die Lage an der Schule. Am 21.8.1900 kommt von Blumegg Johann Dannecker als Hauptlehrer an die hiesige Schule, der allerdings am 18.2.1907 nach Waltersweier geht. In den nächsten Jahren kommen an unsere Schule als Hauptlehrer Karl Winter am 16.8.1907 von Wolpadingen, am 21.9.1911 von Aselfingen Otto Kähni, am 9.8.1912 von Ubstadt Max Moritz, am 1.4.1916 Frl. Lydia Vogel, alle als Hauptlehrer. Damit war der personelle Ausbau und der Ausbau auf 8 Klassen abgeschlossen. Nun erscheinen alle die Lehrer, die uns Alten noch gut bekannt sind, bei denen wir selber noch in die Schule gingen. Die Schülerzahlen sind von 1862 ab mit ca. 180 Schülern stetig gewachsen: 1882 wa-

ren es 226 Volksschüler, 38 Fortbildungsschüler und 86 Arbeitsschülerinnen. 1911 waren es 310 Volksschüler. Gehaltsangaben am 1.5.1916: 4 Hauptlehrer à 1200,- M = 4800,- M, 2 Unterlehrer à 700,- M = 1400,- M, insgesamt 6200. Am 3.6.1916 wird wegen des Krieges 1 Unterlehrer abgezogen.

Auch der Bau des neuen Schulhauses erscheint im Protokollbuch, wird aber noch ergänzt durch das Gemeindearchiv OZ 126. Dort ist ein Besichtigungsbericht des Schulhauses durch die Kreisschulvisitatur vom 13.5.1907, in dem ausgeführt wird: „... daß für die vorhandene Schülerzahl die vorhandenen Schulsäle (2 im Schulhaus, 1 im Rathaus) nicht mehr lange genügen werden; daß die Gemeinde bereits jetzt einen weiteren Schulsaal vorzusehen habe, ... am besten dadurch Rechnung tragen, daß sie auf vorzüglich hierzu sich eignenden Gartengelände hinter dem Rathaus einen Neubau ... in den nächsten 2 Jahren erstellt“. Außerdem wird vermerkt: „Die 3 Schulsäle im oberen und unteren Schulhaus weisen vielfach Mängel auf, mit dem laufenden Umbau des Schul- und Rathauses ist daher die Schulfrage noch nicht gelöst ... für einen Neubau ist genügend Platz da: der Garten hinter dem Rathaus oder neben dem Rathaus, das von einem früheren Gasthaus vorhandene umfangreiche Ökonomiegebäude“. Und noch einmal unterm 14.8.1909: „Wir können uns nicht damit abfinden und einverstanden erklären, daß die Lösung der Schulhausneubaufgabe um weitere ein bis zwei Jahre hinaus gezögert wird. Die Verhältnisse in Hofweier sind nachgerade derartige, daß eine alsbaldige Lösung unbedingt angestrebt werden muß“. Zuvor hatte ein Prüfungsbescheid vom 15.11.1707 angeregt: die zunehmende Schülerzahl sollte die Gemeindeverwaltung veranlassen, der Erbauung eines neuen Schulhauses nahezutreten und das Drängen der staatlichen Behörden nicht abzuwarten (Protokollbuch). Dem Drängen konnte die Gemeindeverwaltung nicht mehr länger widerstehen und begann 1909 den Neubau an der Stelle des Ökonomiegebäudes der ehemaligen „Linde“ (jetzt Rathaus).

Für die Gemeinde war der Bau eine sehr schwere finanzielle Belastung. Die Abrechnung ergab an Bausumme 89 000,- M (Schulgebäude 58 000,- M, Lehrerwohnungen 23 700,- M, Ökonomiegebäude 2950,- M, Architekt und Bauleitung 4350,- M. Für die damalige Zeit hatte die Gemeinde wirklich großzügig gebaut. Die Ausführungen der Arbeiten wurden allerdings bei der Bauabnahme sehr beanstandet (5.11.1911), ebenfalls unter OZ 126. Einzelheiten wurden dabei allerdings nicht aufgeführt.

Auch die Schulversäumnisse und Unbotmäßigkeiten der Schüler erscheinen im Protokollbuch. In den Rechnungsbüchern des Schulfonds (im Rathaus) ist ein „Strafbuch“ vorhanden, in welchem für einige Jahre alle

Schulstrafen aufgeführt sind (vom August 1869 bis 1879). Es vergeht keine Sitzung des Ortsschulrates, ohne daß die Strafliste dem Bürgermeister zur Vollstreckung übergeben wird. Für ein Versäumnis wurden anfänglich 6 Kreuzer Strafe eingezogen, im Wiederholungsfall das Doppelte, das 3. Mal das Dreifache. Ab März 1875 betrug das Strafgeld 12 Kreuzer, ab Juni 1875 17 Kreuzer, ab Januar 1876 35 Kreuzer. Das unentschuldigte Fehlen von Schülern muß damals ein großes Übel gewesen sein. Darauf weist auch das mehrfache Anheben der Strafgebühren in verhältnismäßig kurzer Zeit hin. Daß die Schüler auch damals schon ausfällig geworden sind, belegt eine Meldung Schells vor dem Ortsschulrat: Franz Fink habe beim Turnunterricht Beschimpfungen und Drohungen gegen den Lehrer und gegen alle, die den Turnunterricht eingeführt haben, ausgestoßen. Er wird mit 3 M bestraft und muß dem Lehrer vor der Klasse Abbitte leisten. Der Jude Samuel Maier von Diersburg beklagt sich, daß die Kinder des Josef Kopf sich ihm gegenüber unflätig benehmen. Der Vater wird durch den Bott angehalten, seine Kinder in Ordnung zu halten, widrigenfalls droht eine Geldstrafe (24.9.1874). Das Schulamt ordnet einige Male an, die Schulkinder zu ordentlichem Betragen in der Öffentlichkeit anzuhalten, auch sollen sie die Erwachsenen und Fremden grüßen.

Besondere Sorgen bereiteten die Fortbildungsschüler. Am 24.5.1876 ergeht eine Anweisung an die Wirte, an Schüler keine Getränke auszugeben, sie aus dem Wirtshaus zu verweisen und sie anzuzeigen. Am 2.1.1876 wird Leopold Wörter wegen groben Unfugs und Schmähungen des Lehrers Schell vom Bezirksamt zu 9 M Strafe verurteilt. Im August 1880 muß wieder eine Anweisung an die Polizei ergehen, den Wirtshausbesuch der Sonntagsschüler (Fortbildungsschüler) zu überwachen, sie erhält Schülerlisten, ebenso die Wirte. 1882 beklagt sich Schell in einer Sitzung, daß Fortbildungsschüler sich bis spät in die Nacht auf den Gassen aufhalten, Unfug treiben (z. B. Mädchen belästigen), rauchen, die Wirtshäuser besuchen, an verschwiegenen Plätzen Alkohol trinken. Es ergeht wiederum Anweisung an die Polizei. Am 26.12.1882 erläßt das Schulamt die Verfügung, Fortbildungsschüler dürfen nicht mehr mit Geldstrafen, sondern nur noch mit Arreststrafen belegt werden. Der Ortsschulrat beschloß daraufhin: da nun der Bott größere Arbeit hat (den Delinquenten zum Arrest abholen und ihn wieder zu entlassen), darf er von ihm 20 Pfennig erheben. In der Sitzung vom 21.12.1914 wird geklagt, der größere Teil der Fortbildungsschüler benehme sich in- und außerhalb der Schule so flegelhaft und widerspenstig, daß von einem Schulerfolg keine Rede sein kann. Der Lehrer bittet den Ortsschulrat um tatkräftiges Einschreiten. Der Rädelsführer wird daraufhin mit Ortsarrest (nicht Schularrest) bestraft, den anderen wird angedroht, daß sie im Wiederholungsfall direkt von der Schule in den Ortsarrest gesteckt werden. Die kürzeste Arreststrafe waren 6, die längste 12 Stunden. Einmal wurde

im Strafregister vermerkt: „Wurde am Sonntag eingesperrt“, was gesetzlich nicht erlaubt war. Ein anderes Mal bei einem Schüler der 3. Klasse, nach dem 3. Mal des unentschuldigtem Fehlens und Zahlungsunfähigkeit der Mutter: „Wurde der Knabe 12 Stunden eingesperrt“, was wiederum für einen Volksschüler verboten war. Man sieht: es war auch damals nicht einfach mit der heranwachsenden Jugend, das Lied von der „guten alten Zeit“ stimmt auch in diesem Punkt nicht. Die Protokollbücher geben auch Aufschluß über Krankheiten, die die Schließung der Schule notwendig machten. Unterm 10.1.1870 meldete der Ortsschulrat die Blattern an die Kreis-schulvisitatur. Die Schule mußte geschlossen werden, konnte aber am 5.2.1870 den Unterricht wieder aufnehmen. Am 3.11.1885 wird angefragt, wie die Schule sich beim ausgebrochenen Typhus verhalten soll (damals grassierte der Typhus, hervorgerufen durch verseuchtes Trinkwasser im Dorf) ob Kinder aus Familien, in denen diese Krankheit herrschte, von der Schule ferngehalten werden sollen. Die Protokollbücher berichten nichts von einer behördlichen Anweisung. Am 11.1.1886 wird gemeldet, die Masern seien ausgebrochen, die Schule mußte geschlossen werden. Am 25.1. konnte der Unterricht wieder beginnen. Am 7.7.1887 wird dem Schulamt berichtet, der Typhus greife wieder um sich. Vom Schularzt kommt die Weisung, die Schule sei zu schließen. Am 16.8.1887 fragt der Ortsschulrat an, ob mit dem Unterricht wieder begonnen werden könne – mit dem 20.8. begann dann der Unterricht wieder, die Kinder aus typhusbefallenen Familien, ebenso kranke und zweifelhafte Kinder müßten jedoch vom Unterricht ferngehalten werden; jeden Samstag seien die Aborte zu entleeren und zu desinfizieren. Zum 100jährigen Jubiläum der hiesigen Schwesternstation 1987 führte Michael Bayer im Festvortrag aus: „Die 80er Jahre des letzten Jahrhunderts ... waren Notjahre, gezeichnet durch Armut der Bevölkerung, Armut auch der Gemeinde, gezeichnet vor allem durch ein epidemisches Auftreten des Typhus, der die Menschen hier geißelte und auch einige Todesopfer forderte. Fast ein Jahrzehnt hat sich diese Epidemie mit Höhen und Tiefen gehalten“. Das bestätigen auch diese Protokollbücher. Am 9.1.1906 wird berichtet, daß die Masern grassieren. Der Unterricht in der 1. und 2. Klasse, später auch der 3. Klasse mußte bis zum 2.3.06 eingestellt werden. Eine lange Zwangspause. Am 12.11.1913 wird von Keuchhusten berichtet, der Unterricht in der 1. und 2. Klasse mußte ausfallen. All das sind Krankheiten, die früher oft und bisweilen epidemienhaft auftraten, sind heute aber dank der hygienischen medizinischen Fortschritte fast ganz entfallen.

So können auch trockene, stichwortartige Einträge in Protokollbüchern Geschichte aufzeigen und lebendig werden lassen.

Nordrach als ehemaliger Lungenkurort

Hans-Georg Kluckert

Die Wiege des Lungenkurortes Nordrach stand im abgelegenen hinteren Nordrachtal, in der Kolonie, wie der Ortsteil heute noch heißt. Der Name Kolonie weist dabei auf die Ansiedlung hin, die vom Benediktinerkloster Gengenbach schon im Mittelalter mit Höhenhöfen besiedelt wurde¹. Um den Holzreichtum im Quellgebiet des Nordrachbaches und im Mooswald besser zu nutzen, gründeten die Äbte 1695 eine Glashütte (später „Fabrik“ genannt) und etwa 1750 eine Farbfabrik zur Herstellung der von den Färberien so begehrten Blaufarbe². Im Zuge der napoleonischen Säkularisation ging aller Kirchen- und Klosterbesitz an den Staat. Damit verfiel auch diese Fabrik, die mehrmals verlegt und ab 1776 im Talgebiet angesiedelt worden war. Die Bevölkerung in der Kolonie verarmte und wanderte teilweise aus³. Die Fabrikgebäude standen ungenutzt herum, bis sich der Arzt Dr. Walther 1889 dafür interessierte.



Dr. Otto Walther, Privat-Archiv

Der praktische Arzt Dr. Otto Walther kam durch Zufall in diese Gegend. In Leipzig hatte der gebürtige Sächse Medizin studiert und dabei seine spätere Frau Hope Adams kennengelernt, eine Engländerin, die später als Sozialistin bekannt wurde. Auch Dr. Walther war früh zum Sozialismus gekommen und gehörte zum Freundeskreis von Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und Friedrich Engels. Nach dem Staatsexamen war der 25-jährige Dr. Walther zunächst Arzt im deutschen Hospital in London, dann siedelte er mit seiner Frau nach Frankfurt um, wo beide als Ärzte praktizierten. Ende 1886 sollten im Zuge des Bismarck'schen Sozialistengesetzes alle bekannten Sozialisten aus Frankfurt ausgewiesen werden. Dr. Walther kam dem aber zuvor, zumal seine Frau an Lungentuberkulose erkrankte, und wich mit Hilfe des sozialistischen Reichstagsabgeordneten Adolf Geck aus Offenburg auf das nahegelegene Brandeck aus.

tuberkulose erkrankte, und wich mit Hilfe des sozialistischen Reichstagsabgeordneten Adolf Geck aus Offenburg auf das nahegelegene Brandeck aus.

Die großherzoglich-badischen Behörden in Offenburg waren damals übrigens wenig erfreut über diesen Zuzug aus Frankfurt. Dr. Walther landete dann auch prompt – für kurze Zeit – im Gefängnis – mit der Beschuldigung, die verbotene Zeitschrift „Sozialdemokrat“ auf Brandeck hergestellt zu haben. Die Absicht, Brandeck zu einem Sanatorium für Lungenkranke umzubauen, scheiterte am Wasser – es gab zu wenige Quellen. Über ein halbes Jahr suchte Dr. Walther nach einem neuen Standort – und stieß dabei auf die in Nordrach-Fabrik zum Verkauf anstehende Wirtschaft „Zum Anker“ mit einer Sägemühle. Der windgeschützte, nebelfreie, sonnendurchflutete und wasserreiche Talkessel schien für sein Vorhaben geeignet.

Dr. Walther erwarb ab 1887 nach und nach weitere Anwesen, so z. B. das Herrenhaus, in dem damals die Herren vom Kloster – also Mönche – gewohnt hatten, zwei geschlossene Schwarzwaldhöfe und 1889 die ehemali- gen Fabrikgebäude, Stallungen und eine weitere Sägemühle. Bei der Finanzierung der Kosten für die umfangreichen Grundstückskäufe half ihm übrigens ein englischer Verleger⁴. Im Ortsetter der Kolonie, im Lichtersgrund und im Klausenbachgebiet⁵, gehörten zum Dr. Walther'schen Liegen- schaftsbesitz 1840 Ar Grundstücksfläche und 40 Gebäude (davon 24 aus Holz, zum Teil mit Stroh gedeckt). Der Neubauwert lag damals bei 266 860 Mark. (Zum Vergleich: die Verpflegungskosten in der LVA lagen damals bei 4 Mark pro Tag.)

Für die Errichtung einer Lungenheilstätte benötigt man nicht nur Grund- stücke und Gebäude, sondern auch die Genehmigung durch das großher- zogliche Bezirksamt Offenburg, das am 12. 9. 1889 das Nordrach-er Rat- haus anschrieb, ob Bedenken gegen die Nutzung der Gebäude für solche Zwecke vorlägen. Das scheint nicht der Fall gewesen zu sein (im Archiv findet man lediglich den Vermerk: „Erledigt!“). Zur Bezirksratssitzung mit Ortstermin am 06. 11. 1889 war die Gemeinde zwar eingeladen, erachtete die Entsendung eines Vertreters aber für unnötig⁶. Am 08. 03. 1890 wurde Dr. Walther eine „Drahtleitung zum Zweck der Errichtung einer elektri- schen Telefon- und Beleuchtungsanlage⁷“ über den Gemeindeweg beim „Anker“-Wirtshaus gestattet. Am 11. 07. 1890 gestatte der Gemeinderat eine Wasserleitung⁸ vom Gemeindewald in Dr. Walthers Haus.

So kam es 1890 zur Eröffnung der Lungenheilstätte Nordrach-Kolonie. Weil Dr. Walthers Patienten nicht in einem Krankenhaus, sondern in einzel- nen Häusern leben sollten, sind damals viele alte Häuser stehengeblieben, andere sind hauptsächlich aus Holz neu erbaut worden. Bekannt sind auch von vielen Ansichtskarten die eben schon erwähnten Gebäude Herrenhaus und Gasthaus „Anker“, aber auch der „Bergfried“, das frühere Hauptgebäu- de mit großem vorgelagertem Treibhaus, das Doktorhaus, die Villa, das



Dr. Walther'sches Paradies



Dr. Walthers Sanatorium, Nordrach-Kolonie

Waldhaus, das Rosenhaus, die Bibliothek, das Sonnenhaus, ein aus Schweden importiertes Blockhaus mit elektrischer Heizung, das Direktorenhaus und das Glaserkirchlein sowie schöne Parks, Gartenanlagen und besonders der Schwanenteich, die alle zusammen das Gelände der Heilstätte zu einem „Dr. Walther’schen Paradies“ werden ließen.

Heute stehen davon übrigens noch das Herrenhaus, direkt an der Talstraße, das Glaserkirchlein und das Direktorenhaus am Berg, in dem der heutige Verwaltungsleiter wohnt. Der Bergfried ist leider nicht mehr vorhanden; er sollte 1968 abgerissen werden, brannte aber einige Tage vorher bis auf die Grundmauern nieder.

Dr. Walther hatte sein eigenes Heilsystem und recht ungewöhnliche Heilmethoden. Er war ein strikter Gegner der Liegekuren, weil er meinte, das Herz gewöhne sich zu sehr an das Nichtstun und sei dann später den eigentlichen Anstrengungen des Berufsalltags nicht mehr genügend gewachsen. Außerdem würden sich die Patienten zu sehr ihr gegenseitiges Schicksal klagen und sich so zu intensiv mit ihrer Krankheit beschäftigen. Deshalb ließ Dr. Walther Wanderwege mit verschiedenen Steigungsgraden anlegen, Holzbänke aufstellen und Wanderkarten an die Patienten verteilen. Er hatte offensichtlich gute Heilerfolge. Seine Patienten kamen aus ganz Europa, Engländer waren besonders stark vertreten, und alle fühlten sich wohl, denn er kümmerte sich um alles und um alle. Er baute Kraftwerke zur Stromerzeugung, ließ neue Gebäude errichten und intensivierte die Selbstversorgung mit landwirtschaftlichen Produkten. Ein Großteil der Zimmer war damals schon mit Duschen ausgestattet. Der Doktor nahm die Mahlzeiten inmitten seiner bis zu 63 Patienten ein und teilte jedem aus, was er essen mußte. Und wehe, wenn gegen die Ordnung verstoßen wurde, dann mußte heimgefahren werden, so z. B. auch ein schottischer Geistlicher, der trotz strikten Alkoholverbots sich Whisky schicken ließ und unter Büchern versteckte. Dr. Walther fühlte sich eben persönlich für die Genesung verantwortlich und verlangte daher von seinen Patienten absolute Einhaltung und Ordnung⁹.

Dem Beispiel Dr. Walthers folgend, wurden noch vor der Jahrhundertwende weitere Kuranstalten – diese allerdings im Dorf – gegründet, die ebenfalls Lungenkranke aufnahmen. Das 1875 mit Erweiterungsbau für Gästezimmer eröffnete Gasthaus „Linde“ errichtete 1893 bereits eine Dependance, ein Kurhaus für Tbc-kranke Gäste, und 1898 eine weitere, das sogenannte Doktorhaus¹⁰. Auch der „Stuben“-Wirt stellte seine Gasträume für Patienten zur Verfügung, so daß die Wirte der „Linde“ und der „Stube“ gleichzeitig Gastwirt und Kurhausbesitzer – allerdings in jeweils getrennten Häusern – waren.

Der damals in Nordrach – im heutigen Postamt – praktizierende Arzt Dr. Karl Hettinger kaufte am 30. 09. 1896 von Schneidermeister Joseph Herrmann im Gewann Schanzbach 4 Ar Hofreite nebst 2-stöckigem Wohnhaus¹¹, ließ es abreißen und auf demselben Platz, dem Areal des heutigen St. Georg-Krankenhauses, sein Privat-Sanatorium errichten, das er allerdings schon 1905 an die Rothschild'sche Stiftung veräußerte.

In dieser Zeit bis zum Ersten Weltkrieg war der Gästeandrang zeitweise so stark, daß Lungenkranke auch in den benachbarten Bauernhäusern untergebracht waren. Die gut zahlenden Gäste kamen überwiegend aus England und Frankreich, und zwar vor allem von Oktober bis April. Damals hatte Nordrach eine nebelfreie Lage. Patienten, für die Davos zu hoch lag, kamen deshalb gerne nach Nordrach.

Daß diese große Zahl von lungenkranken Patienten in Nordrach nicht überall gern gesehen wurde, ersieht man z. B. in einem Schreiben vom Großherzoglichen Bezirksamt Offenburg vom 18. 03. 1903¹², in welchem der Nordrachener Gemeinderat gefragt wird, ob die Aufnahme von Lungenkranken in vorgeschrittenem Tbc-Stadium in Privatwohnungen der Gemeinde nicht eine Gefahr für die Logie-Familie und den Ruf des Kurorts darstelle. Der Gemeinderat meinte damals dazu, daß das nicht der Fall sei, da solche Kranke kaum da seien und im übrigen ständig unter Aufsicht eines Kurarztes stehen würden. In Gemeinderatsprotokollen findet sich eine Erörterung dieser Angelegenheit allerdings nicht, so daß die Antwort vom damaligen Bürgermeister evtl. auch gleich selbst gegeben sein konnte.

Diese Schreiben vom Bezirksamt gehen bis zum Ersten Weltkrieg unvermindert weiter. Dazu ein weiteres Beispiel: Am 15. 05. 1911 werden die Gastwirte Willmann (Stubenwirt) und Spitzmüller (Lindenwirt) folgendermaßen angeschrieben: „Vonseiten des Großherzoglichen Bezirksarztes werden wir erneut ersucht, darauf hinzuweisen, daß die Aufnahme von Lungenkranken in Gasthäusern, ohne daß eine Absonderung stattfindet, wegen der Ansteckungsgefahr unstatthaft erscheint. Wir machen Sie hierauf mit dem Anfügen aufmerksam, daß wir, falls gleichwohl eine Aufnahme solcher Kranker in Ihrem Gasthof stattfinden sollte, uns veranlaßt sehen würden, die Unterbringung der Kranken der Landesversicherungsanstalt in Nordrach zu untersagen. Ein Überhandnehmen der Lungenkranken dortselbst würde übrigens auch den Zuzug anderer Kurgäste und Sommerfrischler in erheblichem Maße beeinträchtigen und es dürfte deshalb in Ihrem eigenen Interesse gelegen sein, von der Aufnahme weiterer Lungenkranker abzusehen“¹³.



Kurhotel „Stube“, Nordrach

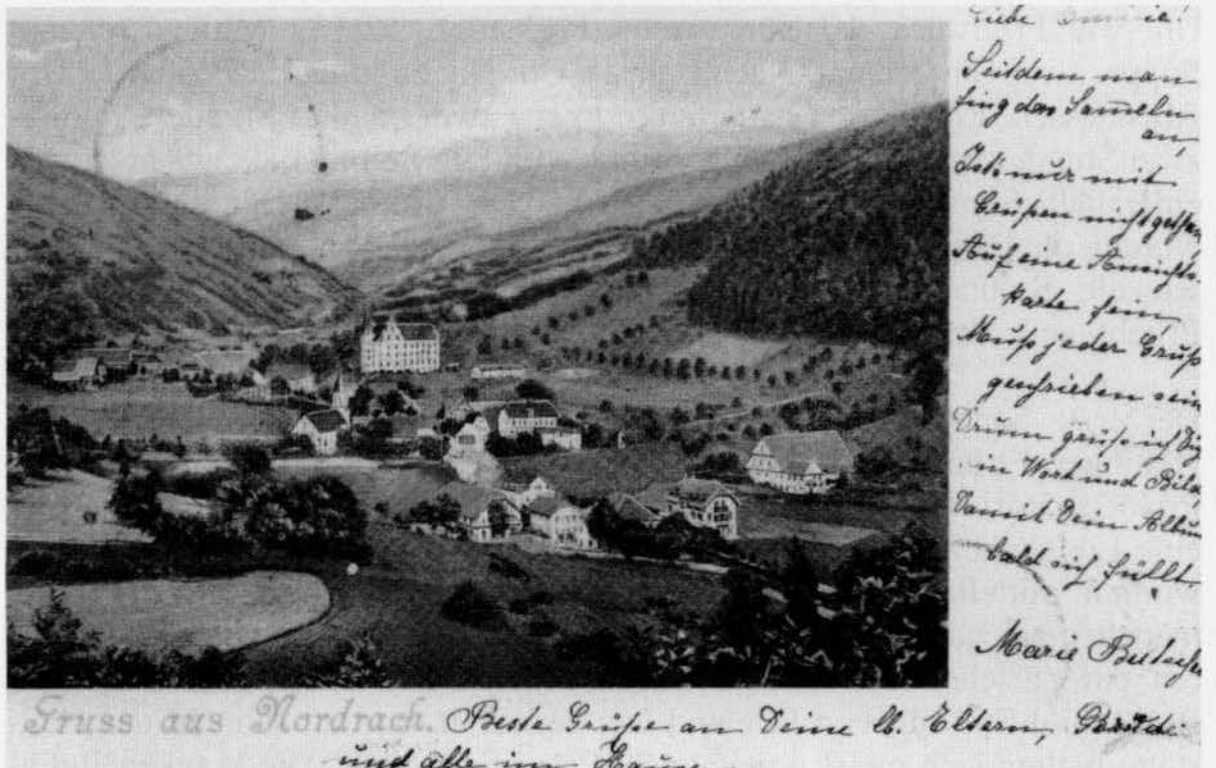
Die damalige Kurordnung in den Häusern „Linde“ und „Stube“ war sehr streng. Eine gute, fettreiche Ernährung war für Tbc-Kranke wichtig. Um 8 Uhr war Frühstück, 10 Uhr zweites Frühstück, 12 Uhr Mittagessen mit Suppe, zwei Gängen und Nachtisch, 16 Uhr Nachmittagskaffee und 19 Uhr Abendessen. Liegekuren dauerten morgens zwei bis drei Stunden, mittags zwei Stunden, nachmittags zwei Stunden und im Sommer abends nochmals eineinhalb Stunden. (Also anders als bei Dr. Walther!) Bei starker Kälte wurden die Patienten in Decken, später in Schlafsäcken und Decken eingewickelt. Kaltes Abwaschen des Oberkörpers war morgens und abends Pflicht, außerdem wenigstens leichte Spaziergänge¹⁴.

Der erste Sanatoriumsbetreiber, der sein Haus weiterverkaufte, war Dr. Hettinger. Er hatte sich mit dem Bau finanziell übernommen und gab sein Privatsanatorium schon 1905 an die Rothschild'sche Stiftung ab, die hier eine Lungenheilstätte für jüdische Frauen einrichtete. In dem Sanatorium wurden mittellose jüdische Mädchen und Frauen, meist arme Dienstmädchen aus ganz Deutschland, aber auch aus Belgien, England und anderen europäischen Ländern kostenlos behandelt. Das Haus soll von der Rothschild-Stiftung von England aus verwaltet worden sein. In der Heilstätte hielten sich meist ungefähr 30 Patientinnen auf. Die kranken Jüdinnen blieben von vier Wochen bis zu einem halben Jahr.

Verstorbene Jüdinnen, die keine Angehörigen mehr hatten, wurden auf dem Nordracher Judenfriedhof beigesetzt, ein Friedhof, der erst in dieser Zeit auf Wunsch der Juden im Untertal errichtet wurde, auch deshalb, weil sie andere Friedhofssitten praktizieren. Baronin von Rothschild kaufte damals vom Nordracher Leo Maile ein Grundstück außerhalb des Ortskerns und ließ diesen Friedhof anlegen. Der älteste Grabstein trägt die Jahreszahl 1907.

Im Sanatorium Rothschild gab es keine Standesunterschiede, es ging familiär zu. Der Chefarzt, Dr. Wehl, aß gemeinsam mit den Patientinnen im Speisesaal am langen Tisch. In dem jüdischen Haus wurde auf koschere Nahrungszubereitung Wert gelegt und nur Rindfleisch von geschächteten Tieren verzehrt. Auch das jüdische Brauchtum wurde gepflegt; der Sabbat, das Laubhüttenfest und andere jüdische Feste wurden gefeiert. Das Verhältnis der Juden zur Dorfbevölkerung wird allgemein als gut bezeichnet, denn die Rothschild-Stiftung wirkte im Ort sehr wohlwütig und spendenfreudig. Für Feuerwehreinsätze stellte sie z. B. einen Lastwagen samt Fahrer zur Verfügung, und als das Armenhaus 1931 abbrannte, wurden die verzweifelten Bewohner von der Rothschild-Stiftung mit Möbeln und Hausrat versorgt¹⁵.

Doch nicht nur Dr. Hettinger verkaufte sein Privatsanatorium; auch Kurortbegründer Dr. Walther folgte seinem Beispiel. Als engagierte Arztpersönlichkeit hatte er seine eigenen Kräfte schnell verbraucht, im übrigen plagten



Dr. Hettingers Sanatorium im Dorf

ihn auch öfters finanzielle Sorgen, denn so mancher Patient aus unteren Bevölkerungsschichten war bei ihm umsonst versorgt worden. Ehemalige Patienten schlugen ihm zwar vor, mit englischem und amerikanischem Kapital eine Gesellschaft zu gründen; doch bei diesem Geschäft wollte der überzeugte Sozialist nicht gern mitmachen; sein Werk sollte insbesondere den minderbemittelten Volksschichten zugutekommen. Vergeblich bot er seine Heilanstalt zum Spottpreis von 200 000,- Mark der Stadt Offenburg an. Doch die Landesversicherungsanstalt (= LVA) Baden zeigte Interesse; die Tuberkulose hatte mittlerweile so überhand genommen, daß die LVA neben ihren bisherigen Lungenheilstätten Friedrichs- und Luisenheim in Malzburg-Maizell am Blauen im Kandertal eine weitere Kuranstalt brauchte. So kam ihr das Angebot von Dr. Walther gerade recht, und für 300 000,- Mark kaufte die LVA am 12. 09. 1908 das gesamte Sanatorium.

In den damals geheim gehaltenen, später aber von der LVA veröffentlichten Erläuterungen für die Ausschußsitzung vom 20. 07. 1908 über den Ankauf des Sanatoriums Nordrach-Kolonie heißt es u. a.: „Trotz der Vermehrung der Betten in Friedrichsheim und Luisenheim ist die Beseitigung der Warteliste bzw. die Abkürzung der Wartezeit (auf einen Platz in einem Lungensanatorium) nicht zu ermöglichen, wenn nicht weitere Betten beschafft werden. Auch die Räumlichkeiten in den Wirtshäusern von Nordrach-Dorf stellen sich nur als Notbehelf dar. Die Lage Nordrach-Kolonie ist mitten im Lande sehr günstig. Allerdings ist der Landweg von der Eisenbahnstation Biberach 15,8 km lang, allein der Weg ist gut, beinahe eben und kann mit Automobilwagen in einer halben Stunde zurückgelegt werden, ein noch guter Automobilwagen ist im Kaufpreis eingeschlossen, ebenso 3 Pferde mit Chaisen.

Die Lage von Nordrach-Kolonie ist vorzüglich, weites Tal, überall Staats- und Gemeindewaldungen, Bergschutz gegen Ost, Nord und West, offen gegen Süden, viel Wasser, große Wasserkraft für Licht, Heizung, Wäscherei usw. Die Kolonie ist auch fern von Wirtschaften und fern von Gelegenheiten, gegen die Kurvorschriften zu handeln. Die Gebäude, welche zur Aufnahme von Kranken bestimmt sind, können durchweg als wenig umfangreiche Pavillons bezeichnet werden; sie sind zerstreut in die nicht mit Gesträuch und Bäumen bepflanzten Berghänge eingebaut. Von besonderer Bedeutung ist die gewaltige zur Verfügung stehende Wasserkraft. Die Wasser der zwei hier zusammenmündenden Täler Klausenbach und Glasloch sowie des Lichtergrundes sind in eiserne Röhren weit oben gefaßt und auf drei Turbinen geleitet. Die Wasserkraft schwankt zwischen 70 und 150 Pferdestärken, je nach der Jahreszeit. Sie wird benützt zum Betrieb von drei Dynamomaschinen, zur Wäscherei und zur Eisbereitung. Elektrisch ist überall die Beleuchtung, in vielen Zimmern die Heizung usw. Schließlich

verfügt das Sanatorium über ein sehr zahlreiches und hochgelohntes Personal, zum Beispiel verdient der Assistenzarzt 10 000 Mark, Verwalter und Frau 15 000 Mark. Wir werden die Maschinisten (3000 Mark mit Wohnung), den Kutscher, einige Dienstmädchen und dergleichen übernehmen, wenn wir sie bedürfen und mit ihnen einig werden. Krankenschwestern oder Wärter sind bis jetzt keine vorhanden. Wir hoffen, daß wir Wirtschafts- und Krankenschwestern vom Roten Kreuz bzw. vom bad. Frauenverein erhalten können. Wärter werden – wie in Friedrichsheim – aus den Reihen der Patienten zu gewinnen gesucht werden“¹⁶.

Die insgesamt 107 Betten des bisherigen Dr. Waltherschen Sanatoriums wurden bereits im Oktober 1908 mit lungenkranken männlichen Versicherten belegt. Die vier Gebäude Bergfried, Sonnenhaus, Herrenhaus und Rosenhaus wurden zur Aufnahme von Kranken verwendet, die anderen Gebäude, vor allem die Gastwirtschaft zum „Anker“ und das sog. Doktorhaus, dienten wirtschaftlichen und ärztlichen Zwecken.

Da es wegen Dr. Walthers Heilmethoden an einer Liegegelegenheit, an Bädern und an gemeinsamen Aufenthaltsräumen für die Kranken fehlte, wurde bereits 1909 auf dem Anstaltsgelände unterhalb des Bergfrieds ein drei-



Kurhaus, Detailansicht aus „Kurhausprospekt“ 1928

stöckiger Liegehallenbau für insgesamt 103 000 Mark erstellt. Von weiteren Neubauten ist die biologische Kläranlage für die Abwasserleitung und ein neues Trinkwasserreservoir aus dem Jahre 1911 interessant, beide zusammen kosteten damals 50 000 Mark.

Im Bereich Nordrach-Dorf gab es in der Zeit vor dem 1. Weltkrieg außer dem Rotschild'schen Sanatorium die beiden Gastwirtschaften „Stube“ und „Linde“ mit Dependancen. Das Hotel „Linde“ nahm 1912 größere Umbauarbeiten vor und richtete einen eigenen Omnibusbetrieb nach Zell ein, der zunächst mit Pferden durchgeführt wurde.

In den Jahren 1913 bis 1915 entschloß sich Lindenwirt Lorenz Spitzmüller zum Neubau eines Sanatoriums, etwas ruhiger und abseits gelegen im Winkelwald-Gelände. Da Lorenz Spitzmüller im Frühjahr 1915 starb und seine Söhne Erwin und Ludwig in englischer Internierung bzw. französischer Gefangenschaft waren, wurde das Sanatorium im Sommer 1915 von der erst 24-jährigen Hilda Spitzmüller, der Mutter des späteren Kurhausbetreibers Kurt Spitzmüller eröffnet und geführt. Erst nach dem 1. Weltkrieg fand dann eine Erbteilung statt, bei der der spätere Bürgermeister Ludwig Spitzmüller das Kurhotel „Linde“ und sein Bruder Erwin das Sanatorium erhielten¹⁷.



Sanatorium im Winkelwald, Privat-Archiv

In einem gemeinsamen Prospekt von Kurhaus und Sanatorium aus den Jahren 1914/15 liest man u. a.: „Das *Sanatorium* hat 20 Zimmer, davon sind 6 mit Balkon, 2 andere mit Loggien versehen. Im Erdgeschoß befinden sich die Liegehallen, der Speisesaal, auf der Nordseite die Küche und eine Dunkelkammer für Amateurfotografen, im 1. und 2. Stockwerk die Zimmer, welche mit Warm- und Kaltwasserleitung an den Waschtischen, mit Zentralheizung und elektrischem Licht ausgestattet sind.

Bade- und Duscheinrichtungen sind in jedem Stock vorhanden. Von allen Gängen kann man über Brücken in den Wald gelangen.

Das *Kurhaus* Nordrach, das seit Jahren besteht, wird weitergeführt und ist derselben Leitung wie das Sanatorium unterstellt. Dasselbe ist auch mit Bad, Dusche, elektrischem Licht, Wasserleitung und Zentralheizung versehen. Zur Durchführung der Freiluftkur dient die von Wiesen und Bäumen umgebene Liegehalle. Die Zahl der Patienten ist beschränkt, und so entspricht das Zusammenleben mehr dem einer Familienpension. Die Behandlung ist eine streng individuelle bei beständiger persönlicher Überwachung durch den Arzt. Es ist hierzu vor allem unerlässlich, daß der Arzt mit den Kranken in steter Berührung bleibt und ihre Lebensweise teilt. Dementsprechend besucht er sie täglich zweimal in ihren Zimmern, nimmt die Mahlzeiten gemeinschaftlich mit ihnen ein und leitet sie dabei zur vernünftigen Nahrungsaufnahme an“.

Der Pensionspreis betrug nach diesem Prospekt damals im Kurhaus 5,50 bis 7 Mark – je nach Wahl der Zimmer, im Sanatorium für Zimmer ohne Balkon 8 Mark, für Zimmer mit Balkon 10 Mark, für Eckzimmer mit Balkon oder Loggia 12 Mark. Für dieses Geld erhielt der Kurgast damals die gesamte Verpflegung mit Wohnung und ärztlicher Behandlung.

Interessant sind vielleicht auch noch die Preise für die Wagen: Ein Einspänner von Biberach nach Nordrach kostete 5 Mark, ein Zweispänner 8 Mark. Nachmittags konnte auch ein Omnibus von Zell nach Nordrach benutzt werden – zum Fahrpreis von 50 Pf., das Gepäck wurde dabei allerdings besonders berechnet¹⁸.

Während des Krieges waren bis 1918 Unteroffiziere in der „Linde“ untergebracht. Auch die LVA-Heilstätte in der Kolonie wurde schon ab 25. 10. 1914 mit Genesung suchenden Soldaten belegt; zum Jahresende 1914 war sie bereits mit 108 Soldaten voll belegt. Schwierig wurde hier die Versorgung der Patienten im Kriegswinter 1916/17. Um wenigstens die Versorgung mit Milch sicherzustellen, erwarb die LVA am 27. 10. 1917 zum Kaufpreis von 24 000 Mark ein oberhalb von Nordrach-Dorf gelegenes landwirtschaftliches Anwesen, den Huberhof – mit insgesamt 15 ha und 77 Ar Wiesen, Äckern und Wald sowie acht Milchkühen.

In der wirtschaftlich schwierigen Zeit *nach* dem 1. Weltkrieg entschloß sich der LVA-Gesamtvorstand 1922 (ein Jahr vor der Inflation!) als Ersatz für die vielfach ungenügenden Bauten der Heilstätte, einen Hauptbau sowie einen besonderen Wirtschaftsbau mit Kesselhaus, Fernheizung, Maschinen- und Akkumulatorenraum, Wäscherei mit Zubehör, Garage, Werkstätten und Desinfektionsraum – mit einem Gesamtaufwand von rund 10 Millionen Mark – zu erstellen. Auch eine vollautomatische Telefonanlage und ein Personenaufzug mit Druckknopfsteuerung gehörten dazu. Während des



LVA-Heilstättengebäude in der Kolonie, aus „Nachrichtenblatt der LVA Badens“, Heft 10/1979, Beilage

Inflationsjahres 1923 mußten die Arbeiten mehrmals eingestellt werden, so zogen sich die Bauarbeiten lange hin, dazu kamen auch Planänderungen, so daß die Neubauten erst im Januar 1927 eingeweiht und ihrer Bestimmung übergeben werden konnten. Zwischendurch war 1924, nachdem der Stand der Bauarbeiten dies gestattete, ein Notbetrieb mit 70 Betten in den alten Gebäuden Bergfried, Rosenhaus und im alten Schulhaus eingerichtet worden. In dieser Zeit waren weibliche Lungenkranke und Kinder hier untergebracht zu dem ermäßigten Verpflegungssatz von täglich 4 Mark für Erwachsene und 3 Mark für Kinder.

In ihrer neuen Gestalt stellte die Heilstätte Nordrach-Kolonie eine „muster-gültige neuzeitliche Anstalt“ dar, mit „nach den neuesten Grundsätzen erstellten Röntgenanlagen für Diagnostik und Therapie“.

Die Zahl der zur Verfügung stehenden Betten betrug nun 102 im Neubau für tuberkulöse Männer und Frauen, 39 im Bergfried für tuberkulöse Kinder und 25 im Rosenhaus für tuberkulös gefährdete Kinder; außerdem stand das sog. alte Schulhaus mit zehn Betten als Aufnahme- und Isolierstation zur Verfügung, so daß die Gesamtzahl der vorhandenen Betten 176 betrug¹⁹.

In allen Nordracher Heilanstalten wurden die tuberkulös Kranken nach ähnlichen Richtlinien behandelt: Grundlage aller Tuberkulosetherapien war die hygienisch diätetische Behandlung, damit der Körper Abwehrkräfte gegen die Krankheit selbst aufbringen konnte. Zwischen fünf regelmäßigen Mahlzeiten waren Liegekuren und Ausgangszeiten oder Spielzeiten für Kinder in genau festgelegter Ausdehnung vorgeschrieben.

Die ansonsten streng individualisierte Therapie kannte Haut-Reizbehandlungen in Form der Hydrotherapie, kalte Teil- und Ganzabreibung, Duschen und Abspritzungen, Freiluft- und Sonnenkuren, im Sommer unter natürlicher Sonne, im Winter unter Höhensonne und Quarzlicht.

Das Kurhaus Spitzmüller legte in seinen Prospekten immer auch Wert auf die Feststellung, daß nur solche Kranke in der Anstalt Aufnahme finden können, deren Zustand wirklich Aussicht auf Erfolg hat, d. h. nur sog. Leichtlungenkranke, nicht aber Schwerkranke und dauernd Bettlägrige.



Kurhaus, Liegehalle, aus „Kurhausprospekt“ 1935

Das Kurhaus bot 1928 sogar schon „Pauschalkuren“ an bei einem Mindestaufenthalt von drei Monaten. Die Kosten betragen pro Monat 180 Mark im Doppelzimmer und 195 Mark im Einzelzimmer zuzüglich 3 Mark

Kurtaxe im *Monat*. In diesen Preisen war alles enthalten, also Pension, Heizung, Beleuchtung, Bedienung, die gesamte ärztliche Behandlung, Röntgen- und Blutuntersuchungen, Bäder, Bestrahlung mit Höhensonne, Desinfektion und Medikamente.

Abgesehen von diesem Pauschalpreisangebot kostete ein Doppelzimmer pro Tag 6 Mark, ein Einzelzimmer 6,50 Mark. Auch in diesem Preis waren volle Verpflegung und alles eben bereits Erwähnte inbegriffen.

Die Kurtaxe betrug damals pro Tag 10 Pfennig und die Privatauto-Taxe 5,- Mark für die Strecke bis Biberach und 3,- Mark nach Zell²⁰.

Nachdem das Kurhaus 1926 durch eine große Liegehalle erweitert worden war, wurde 1928 das Hotel „Linde“ geschlossen. Seither wird das Gesamtareal nur noch als Kuranstalt geführt, die 1935 drei beieinanderliegende Einzelhäuser mit Zentralheizung, elektrischem Licht und Radio sowie ausgedehnte Garten- und Kuranlagen mit bequemen Spazierwegen anbietet²¹.



Kurpark, Privat-Archiv

Umgekehrt entschied sich der „Stubenwirt“. Er stellte seinen Gasthof Anfang der 20er-Jahre auf alleinigen Gaststättenbetrieb um. Seitdem gibt es bis heute im Nordrachtal vier Einrichtungen für erkrankte Menschen, damals alle für Lungenkranke, heute *keine* einzige mehr!

In den 30er und 40er Jahren hatten alle vier Häuser mit der unruhigen Zeit des Nationalsozialismus und vor allem mit Kriegseinwirkungen zu tun, besonders traf das natürlich das Rothschild'sche Sanatorium für lungenkranke Jüdinnen, das in dieser Zeit²² eine wechselvolle und unrühmliche Geschichte erlebte.

Elf Wochen nach Hitlers Machtübernahme wandte sich das Bürgermeisteramt am 20. 04. 33 schon an den damaligen Innenminister mit der Bitte, die Rothschild'sche Stiftung solle nicht geschlossen und ins Ausland verlegt werden, denn die Gemeinde und die gewerbetreibende Bevölkerung wären dadurch hart betroffen, vor allem auch nachdem zu Beginn 1932 ein schwerer Verlust durch die Schließung der Anstalt der LVA entstanden sei. Die Anstalt beschäftige im übrigen außer zwei jüdischen Angestellten auch 16 christliche. In der Tat war die LVA-Lungenheilstätte in der Kolonie wegen der wirtschaftlichen Gesamtsituation und der Finanzlage der LVA Baden seit 01. 01. 32 außer Betrieb genommen worden, wurde aber am 01. 08. 35 für erwachsene Kranke beiderlei Geschlechts wieder eröffnet²³.

Nach den nationalsozialistischen „Rassengesetzen“ durften Deutsche nicht mehr für Juden arbeiten, so wurde das Personal im Rothschild'schen Sanatorium teilweise von der Gemeinde in Dienst genommen. Im Jahre 1938 wurde die Rothschild'sche Stiftung aufgelöst und das Sanatorium der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland unterstellt. Die Reichskristallnacht überstand die jüdische Heilstätte unbeschadet. Überhaupt verstand es der damalige Bürgermeister Spitzmüller recht lange, dafür zu sorgen, daß das Haus hier in Nordrach in Ruhe gelassen und die Juden im Dorf ordentlich behandelt wurden. Doch der vom Innenminister genehmigten Aufnahme männlicher Patienten in diesem Haus stimmte er nicht zu. Als Gründe nannte er den Gemeinderäten „die Reibereien mit den arischen Gästen und den damit verbundenen Rückgang der arischen Geschäfte und Sanatorien“²⁴.

In einem Brief an die Reichsvereinigung der Juden vom 13. 03. 41 schrieb er deswegen: „Wenn auch das Ministerium in Karlsruhe die Sache seinerzeit genehmigt hat, so geschah dies, ohne mich zu hören. Als Leiter der Gemeinde sehe ich mich jedoch genötigt, gegen diesen Entscheid anzukämpfen und warne Sie hiermit nochmals offiziell, männliche Juden nach hier zu verlegen. Falls Sie trotz meiner Warnung Ihren Entschluß durchführen, werde ich kein Mittel unversucht lassen und darauf hinarbeiten, daß nicht nur die männlichen Juden hier verschwinden, sondern daß auch die hier bestehende jüdische Anstalt aufhört zu existieren.“ Die Abschrift dieses Briefes ans Landratsamt nach Wolfach führte am 09. 08. 41 zunächst zu unerwünschten Folgen für den Bürgermeister. Vor Landrat Dr. Wagner, so heißt

es im Protokoll, erschien Bürgermeister Spitzmüller, ihm wurde zur Auflage gemacht, daß er jegliche Betätigung in der Angelegenheit zu unterlassen habe und daß er sein Schreiben zurücknehmen und durch ein anderes, in dem eine Richtigstellung enthalten ist, zu ersetzen habe. Gleichzeitig wurde er darauf hingewiesen, daß eine dienststrafrechtliche Verfolgung gegen ihn wegen seiner Eigenmächtigkeit vom Herrn Minister des Innern vorbehalten sei. Am selben Tag schrieb er zwar an die Reichsvereinigung den gewünschten Brief, in dem er feststellte, daß die Anordnung des Ministers für ihn bindend sei, doch vier Tage später bekam der Landrat einen Brief von Bürgermeister Spitzmüller des Inhalts, daß der seinerzeitige Erlaß des Ministers nochmaliger Prüfung unterzogen werden soll. Am selben Tag hatte Spitzmüller auch dem Kreisleiter der NSDAP einen Brief mit Abschriften der Schreiben an den Landrat in Wolfach geschickt – und er hatte Erfolg.

Nur 10 Tage später, am 23. 08. 41, untersagte das Ministerium auf Wunsch des Reichstatthalters in Baden die Aufnahme männlicher Patienten im Rothschild-Sanatorium. In einem Zeitungsbericht wurde aber nun der Landrat wegen „Humanitätsduselei“ schwer getadelt.

Es blieb also weiterhin bei nur Frauen und es blieb – immerhin, wir haben schon 1941! – auch bei einer jüdischen Einrichtung in Nordrach; das änderte sich aber nun bald. Zunächst benötigte der SS-Obersturmbannführer für die Waffen-SS eine eigene Lungenheilstätte, was er im Schreiben aus Berlin vom 21. 08. 42 kundtat. Der Bürgermeister antwortete zustimmend: die Belegung der jüdischen Heilstätte könne auf 80 bis 100 Personen erweitert werden, eine Unterbringung im Sanatorium Spitzmüller komme aber nicht in Betracht. Trotzdem wurde nichts daraus, denn am 07. 09. 42 nahm das SS-Sanitätsamt nach reiflicher Überlegung von der Belegung Abstand.

Am 29. 09. 42 fuhr die Gestapo vor der Rothschild'schen Lungenheilstätte vor, lud die Insassen auf einen Lastwagen auf und deportierte sie über Darmstadt ins KZ Theresienstadt – zusammen mit dem Anstaltsarzt Dr. Wehl, der selber Jude war. Das Bürgermeisteramt teilte dem Gesundheitsamt Wolfach auf ihre Frage vom 16. 10. 42, was aus den Räumen der Lungenheilstätte Rothschild geworden sei, mit, daß sämtliche Juden evakuiert worden seien. Man findet außerdem noch die Eintragung, daß Ende 1942 eine Verschleppung der Ärzte, des Personals und der Insassen nach Auschwitz (1944) erfolgt sei. Vom weiteren Schicksal dieser Menschen sei aber nichts bekannt. Aus heutiger Sicht kann man sich dieses Schicksal allerdings sehr wohl vorstellen, denn man weiß, daß Auschwitz ein Vernichtungslager gewesen ist. Jedenfalls haben wohl die wenigsten diese Deportation überlebt.

Die Gebäude dieser Heilstätte hat zunächst die SS in Besitz genommen und zum SS-Mütterheim „Lebensborn“ umfunktioniert²⁵, einem Entbindungsheim, in das die jungen Mütter etwa sechs Wochen vor der Entbindung kamen und das sie etwa acht Wochen nach der Geburt größtenteils wieder verließen. Es gab sogar ein eigenes Standesamt im Haus – mit dem Namen „Standesamt Nordrach II“²⁶. Der Verwalter im Lebensborn-Heim Schwarzwald war in diesem neuen Standesamtbezirk gleichzeitig Standesbeamter, die Oberschwester seine Stellvertreterin, was vom Minister des Innern am 18. 11. 42 genehmigt wurde: „Das vom Verein Lebensborn e. V. in München in Nordrach betriebene Mütterentbindungsheim bildet mit Wirkung vom 01. 11. 42 einen besonderen Standesamtbezirk“. Mit Schreiben des Landratsamtes Wolfach vom 05. 04. 1948 hat dieses Standesamt „Nordrach II“ mit dem Zeitpunkt der (französischen) Besetzung aufgehört zu bestehen²⁷.

Daß Ende des Krieges aber auch weiterhin Lungenkranke in Nordrach behandelt wurden (z. B. im Kurhaus und im Sanatorium) ersehen wir aus einer kreispolizeilichen Vorschrift für die Gemeinde Nordrach vom 26. 05. 1944, unterschrieben von Landrat Dr. Wagner. Darin heißt es: „Zur Aufnahme ansteckungsfähiger Lungenkranker sind nur Heilanstalten und Krankenhäuser berechtigt. Lungenkranke dürfen während der Kur Nordrach nicht verlassen. Sie müssen besondere Postkurse benutzen oder privates KFZ. Der Besuch von Gasthäusern ist für sie verboten. Spuckern kann verboten werden, sich außerhalb des Sanatoriumgeländes zu bewegen“²⁸.

Als 1945 von der NSDAP der Befehl kam, die jüdischen Gräber oder Friedhöfe zu zerstören oder unkenntlich zu machen, wurden auf dem Nordrachener Judenfriedhof zwar einige Grabsteine umgekippt, aber so, daß diese im Juni 1945 unschwer wieder auf die dazugehörenden Sockel zementiert werden konnten.

Das SS-Mütterentbindungsheim bestand bis 15. 04. 1945, dann wurde es „aus kriegsbedingten Gründen“, wie es damals formuliert wurde, geschlossen. Das Haus war nämlich nun von den Alliierten besetzt worden. Während der ersten Zeit der Besetzung beherbergte das Haus Amerikaner. Sie sollen viele Einrichtungsgegenstände beschädigt haben²⁹.

Am 28. 06. 1945 teilte Amtsgerichtsrat Eisenmann, Karlsruhe, zuletzt Vertrauensmann der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, mit, daß die ehemalige Rothschild'sche Lungenheilstätte im Eigentum der Reichsvereinigung stehe. Weiterhin teilte er mit, daß der langjährige Anstaltsarzt Dr. Wehl mit jüdischem Personal und Insassen am 29. 09. 42 von der Gestapo

verschleppt worden sei, daß er das Nordrachter Grundstück damals samt Inventar an die Gestapo übergeben mußte, die es dem sog. Verein „Lebensborn“ in München überlassen habe, daß die rechtmäßige Eigentümerin weder Miete noch Kaufpreis erhalten habe, daß er als Vertreter der jüdischen Interessen in Baden bei den Franzosen Ansprüche geltend machen werde und daß im Sinne der Baronin von Rothschild das Haus als Heim für die dem Terror des sog. Dritten Reiches entgangenen alten, kranken und erholungsbedürftigen Menschen jüdischen Glaubens dienen solle³⁰.

Doch es kam anders. Zunächst diente das Sanatorium als Lazarett für französische Soldaten, unter ihnen auch viele Marokkaner.

Von Juli 1947 bis Sept. 1948 war in diesem Haus das französische Kinderheim „Pouponnière Francaise“, also ein französisches Säuglingsheim, ein Waisenhaus für Kinder „fremder Väter“³¹.

Die frz. Militärregierung hat mit Wirkung vom 15. 11. 49 das Kinderheim aufgelöst. Die restlichen Besatzungskinder kamen später nach Frankreich, manche auch nach Amerika, dort wurden sie dann adoptiert. In dieser Zeit (1949/1950) verwaltete das „Landesamt für Kontrollierte Vermögen Baden“ Vermögen und Besitz der Rothschild'schen Stiftung.

Von diesem Amt wurde die Rothschild'sche Stiftung in Nordrach dem Nordrachter Bürgermeister – damals Jakob Oehler – in Zwangsverwaltung unterstellt, auf Bitte des badischen Ministeriums der Finanzen am 26. 05. 1950 an Dr. Wachsmann, Baden-Baden, übergeben und dann von Nathan Rosenberger in Freiburg übernommen. Im Zuge der Wiedergutmachung kam es an die rechtmäßigen jüdischen Besitzer zurück. Ein Sohn der Baronin Emma von Rothschild verkaufte die Heilstätte 1952 für 330 000 Mark an Tadeus Zajac, dessen erste Frau polnische Jüdin war, die in der Hitlerzeit im Arbeitslager Zwangsarbeit verrichten mußte.

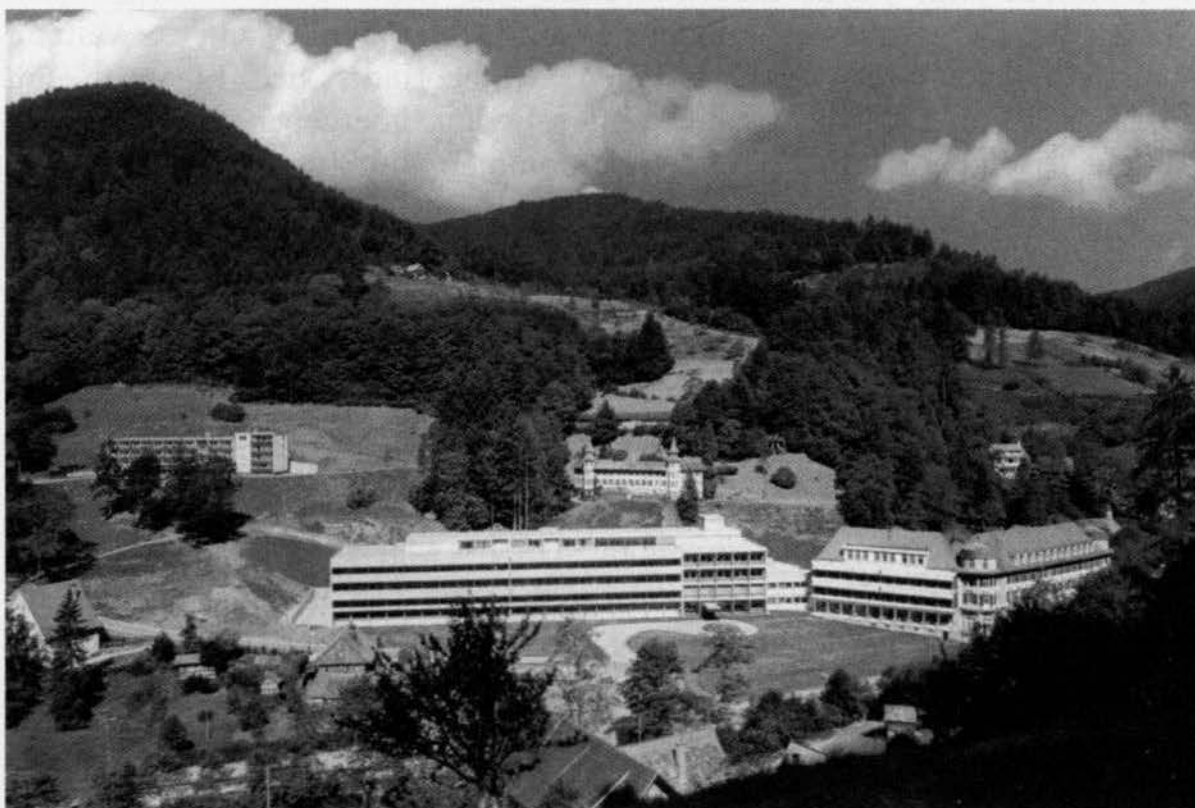
Tadeus Zajac aus Schömberg bei Calw beantragte schon am 05. 04. 52 die Erteilung der Konzession zum Betrieb der ehemaligen Rothschild'schen Lungenheilstätte für „nur leicht lungenkranke Patienten, wie im Sanatorium und Kurhaus“, wie er extra erwähnte. Am 15. Mai 1952 konnte der Heilstättenbetrieb mit 130 bis 140 Patienten durch Herrn Zajac als Pächter wieder eröffnet werden. Die Konzession zum Betrieb der Lungenheilstätte an Tadeus Zajac vom 21. 08. 52 wurde am 06. 06. 53 vom Landratsamt Wolfach zwar wieder zurückgenommen, doch nach einigem Hin und Her haben die Eheleute Zajac durch den Kaufvertrag vom 16. 12. 53 nicht nur die Grundstücke der Rothschild'schen Stiftung, sondern auch die Konzession erhalten³².

Nach einer Renovierung wurden nun bis 1969 wieder Tuberkulosekranke im ehemaligen Rothschild-Sanatorium behandelt, die jetzt aber meistens aus Deutschland kamen. So waren nun wieder in allen vier Nordracher Kureinrichtungen Lungenkranke untergebracht. Das Kurhaus unternahm ab 1960 wesentliche Erweiterungs- und Umbaumaßnahmen.

Auch die LVA-Lungenheilstätte in der Kolonie vergrößerte sich nochmals in den Jahren 1964 bis 1967, nachdem sie erst im Sommer 1950 wieder in die LVA-Zuständigkeit gelangt war, von 1946–1948 hatten die Franzosen die Gebäude der Heilstätte (Sanatorium „Résistance“ genannt) mit lungenkranken französischen Soldaten belegt.

Im Zuge der Um- und Erweiterungsbauten entstanden damals das Personalhaus und der neue Patiententrakt mit Badeabteilung, übrigens an der Stelle, wo sich früher die Hausliegehalle befand. Dieser Patiententrakt wurde nahtlos mit dem Hauptbau verbunden, was bis heute so geblieben ist. Er war damals schon nicht Tbc-spezifisch konzipiert und konnte damit später auch für indikationsmäßig andere Verwendung zugelassen werden³³.

Aufgrund der zurückgehenden Tuberkulose-Erkrankungen wurde aus dem bekannten Lungenkurort Nordrach, der ja in einem Buchtitel³⁴ sogar als „badisches Davos“ bezeichnet worden war, in den 70-er-Jahren ein Luftkur-



LVA-Klinik in der Kolonie

ort³⁵, der Patienten mit *anderen* Krankheitsbildern aufnahm und betreute. Als erstes erhielt Tadeus Zajac am 21. 05. 65 die beantragte Genehmigung zur Einrichtung eines Sanatoriums zur Nachbehandlung von Krebskranken in Nordrach. Ab 25. 11. 65 betrieb er also gleichzeitig ein Sanatorium für Lungenkranke mit 130 Betten und ein Sanatorium für Krebskranke mit ca. 60 Betten; hier wurden allerdings nur krebskranke Frauen behandelt, und das bis 1969³⁶.

Im Oktober 1970 wurde das Kurhaus ganz umgewidmet; aus der Lungenheilstätte wurde eine Kurklinik für Krebsnachsorge³⁷. Das Sanatorium Nordrach im Winkelwald, das ab 01. 01. 1968 von Familie Lehmann übernommen wurde, stellte im November 1973 auf Kurbetrieb für Krebskranke um³⁸.

Lungenkranke Patienten gab es nun nur noch in der LVA-Heilstätte Kolonie, doch auch hier wurden im Dezember 1975 die letzten Tbc-Patienten entlassen bzw. verlegt. Nach Umbauten und umfangreichen Desinfektionsmaßnahmen wurde es am 15. Juni 1976 als Fachklinik für innere Erkrankungen, Frühheilverfahren und Frühgeriatrie wieder eröffnet³⁹.

Das heißt, daß seit 1976, also seit immerhin 16 Jahren, kein einziger Lungenkranke mehr hier im Nordrachtal behandelt wird, daß also die Zeit des Lungenkurorts Nordrach seit 16 Jahren vorbei ist.

Meine umfangreichen Kenntnisse über Nordrach als ehemaligem Lungenkurort verdanke ich zum einen dem Gemeindearchiv, in das mich Kreisarchivar Dr. Dieter Kauß hervorragend eingeführt hat. Zum anderen danke ich Herrn Ehrenbürger Kurt Spitzmüller und Herrn Arnold Merz für die detaillierten Unterlagen und Prospekte vom ehemaligen Kurhaus und auch vom Sanatorium sowie von der früheren LVA-Heilstätte. Auch die Herren Helmut Lehmann, Werner Ludolf, Thaddäus Zajac jun. und die Chefärzte der vier Kureinrichtungen haben mich in meiner Arbeit gut unterstützt.

Anmerkungen

- 1 vgl. H.-G. Kluckert, Nordrach. Geschichte, Menschen und Landschaft des Tales. Zell a. H. 1989, S. 11
- 2 vgl. Chr. Kirn, Glashüttenbetrieb und Kobaltwerk in Nordrach, in: Ortenau 36, 1956, S. 239–248; H.-G. Kluckert, Nordrach S. 12
- 3 vgl. W. Baumann, Die Auswanderung aus Nordrach und Nordrach-Kolonie im 18. bis 20. Jahrhundert, in: Ortenau 47, 1967, S. 102–111; 48, 1968, S. 145–162 und 49, 1969 S. 183–190; H.-G. Kluckert, Nordrach S. 14
- 4 vgl. Chr. H. Stöhr, In alten Akten geblättert. 90 Jahre Landesversicherungsanstalt Baden. Karlsruhe 1980, S. 31–33.

- 5 Gemeinde-Archiv (=G. A.) Nordrach. Lagebuch Nordrach II (Kolonie) S. 4, 8 und 16
- 6 Belege zu den Daten 1889 im G. A. Nordrach VIII, 4
- 7 G. A. Nordrach. Grundbuch Colonie 1900, Blatt 1
- 8 G. A. Nordrach. Grundbuch Nordrach Bd. XVI, Nr. 121, S. 365 ff
- 9 vgl. S. Schülj, Dr. O. Walther. Der Gründer des Sanatoriums Nordrach-Kolonie, in: Ortenau 49, 1969, S. 191–194
- 10 Masch. Aufzeichnungen „Kurhaus Nordrach“, von K. Spitzmüller, Nordrach
- 11 G. A. Nordrach. Grundbuch Bd. XVII, Nr. 79, S. 548 ff.
- 12 G. A. Nordrach VIII, 4
- 13 G. A. Nordrach VIII, 4
- 14 Masch. Aufzeichnungen „Kurhaus Nordrach“ von K. Spitzmüller
- 15 vgl. N. Kienzle, Das St. Georgs-Krankenhaus in Nordrach. Bildsteinarbeit Grund-, Haupt- und Realschule Zell a. H. 1989
- 16 vgl. Landesversicherungsanstalt (=LVA) Baden, Erläuterungen für die Ausschußsitzung vom 20. 07. 1908. Karlsruhe 1908.
- 17 Masch. Aufzeichnungen „Kurhaus Nordrach“ von K. Spitzmüller
- 18 vgl. gemeinsamer Prospekt von Kurhaus und Sanatorium Nordrach 1914/15.
- 19 vgl. LVA Baden, Denkschrift aus Anlaß der Eröffnung der Ersatz- und Erweiterungsbauten (in Nordrach) am 16. 01. 1927. Karlsruhe 1927.
- 20 vgl. Prospekt „Kurhaus Nordrach. Besitzer Ludwig Spitzmüller. Badischer Schwarzwald“ 1928
- 21 vgl. Prospekt „Kurhaus Nordrach. Privatheilanstalt für Lungenkranke. Besitzerin: Hilda Spitzmüller“ 1935
- 22 Die im folgenden benannten Belege zur Rothschild'schen Lungenheilanstalt finden sich im G. A. Nordrach VIII, 4 und beruhen auf mündlichen Informationen, die in der (Anm. 15) genannten Arbeit von N. Kienzle verwertet wurden.
- 23 vgl. LVA Baden, 70 Jahre LVA-Rehabilitation in Nordrach. Beilage der Zeitschrift „Nachrichtenblatt“ der LVA Baden 1979, Heft 10, o. S.
- 24 G. A. Nordrach. Niederschriften über die Beratung mit den Gemeinderäten und über die Entschließungen des Bürgermeisters 1935–1941, Blatt 49
- 25 vgl. dazu allgemein: G. Lilienthal, Der „Lebensborn e. V.“, Stuttgart 1985
- 26 Die Eintragungen dieses Standesamts II befinden sich – ebenso wie die daraus folgenden Einzelakten – im G. A. Nordrach
- 27 G. A. Nordrach VIII, 4
- 28 G. A. Nordrach VIII, 4
- 29 nach mündlichen Berichten
- 30 G. A. Nordrach VIII, 4
- 31 vgl. N. Kienzle, Das St. Georgs-Krankenhaus in Nordrach
- 32 G. A. Nordrach VIII, 4
- 33 vgl. LVA Baden, 70 Jahre LVA-Rehabilitation in Nordrach
- 34 F. Hirth, Das badische Davos 1930
- 35 Dieses wurde im Jahre 1981 nach neuer Gesetzeslage für Nordrach bestätigt. Vgl. H.-G. Kluckert, Nordrach S. 39
- 36 vgl. N. Kienzle, Das St. Georgs-Krankenhaus in Nordrach
- 37 Masch. Aufzeichnungen „Kurhaus Nordrach“ von K. Spitzmüller
- 38 vgl. H.-G. Kluckert, Nordrach S. 42
- 39 vgl. LVA Baden, 70 Jahre LVA-Rehabilitation in Nordrach

„Das Bürgertum fehlt und überläßt dem Arbeiter den Schutz der Republik“

Die Ortsgruppe Schiltach des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold

Hans Harter

Thema und Inhalt dieses Beitrags waren Gegenstand der Festrede bei der Jahreshauptversammlung 1991 in Schiltach, deren erweiterte und wissenschaftlich ausgearbeitete Fassung er darstellt.

Zur Geschichte des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold

Im Februar 1924 wurde in Magdeburg unter dem Namen „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, Bund deutscher Kriegsteilnehmer und Republikaner“ eine politische Organisation gegründet, die sich zum Ziel setzte, „diesen Staat und diese Republik zu verteidigen und zu tragen und ihre Gegner mit deren eigenen Mitteln niederzukämpfen, damit die Republik endlich zu einem Staat der deutschen Republikaner werde“¹.

Die Initiative ging von Sozialdemokraten um Otto Hörsing, dem Oberpräsidenten der preußischen Provinz Sachsen aus, die mit dem Reichsbanner eine überparteiliche und überkonfessionelle republikanische Schutzorganisation schaffen wollten, vor allem nach der bitteren Erfahrung der Putschversuche von rechts, so zuletzt des „Hitler-Putsches“ vom Herbst 1923². Die ernsthafte Gefahr für den Bestand der jungen Weimarer Republik führte mit den Sozialdemokraten auch die anderen verfassungstreuen Parteien, die Deutsche Demokratische Partei (DDP) und das Zentrum, zusammen, so daß im Reichsbanner von Anfang an Mitglieder dieser drei Gruppierungen vereinigt waren, bei klarer Dominanz der SPD³.

Bereits 1925 zählte die Organisation 3 Millionen Mitglieder (1926: 3,5 Millionen) – das Reichsbanner stellte damit zahlenmäßig den stärksten politischen Kampfverband dar –, wiewohl nur etwa eine Million von ihnen tatsächlich politisch aktiv war⁴. Unterhalb des Bundesvorstandes in Gaue (z. B. Baden, Württemberg), Kreise, Bezirke und Ortsgruppen gegliedert, war das Reichsbanner vor allem eine „Bewegung der Städte und Großstädte“⁵, die in Baden beispielsweise in Mannheim, Freiburg, Rastatt, Offenburg und Lahr starke Ortsgruppen besaß.

Ihnen oblag als „republikanischen Bildungs- und Agitationsvereinen“⁶ die politische Aufklärung und Erziehung ihrer Mitglieder sowie die Jugendarbeit („Jungbanner“ als Jugendorganisation), sollte die Republik doch endlich zu einem krisenfesten Staatsgebilde werden, das von der Mehrheit seiner Bürger als ihr Staat anerkannt und getragen wurde.



Die Schiltach benachbarte Ortsgruppe Schramberg des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold (1928)

Photo: Gernot Stähle, Schramberg

Nach außen gab das Reichsbanner sich kämpferisch: Uniformen (Windjacke mit Mütze), Fahnen, Marschmusik, militärisch gegliederte Abteilungen und straffes Auftreten prägten seine Aufmärsche, die es als politischen Kampfbund erkennen ließen. Dementsprechend gab es keine weiblichen Mitglieder, während das äußere soldatische Gepräge die Kriegsteilnehmer von 1914–1918 und die Nachkriegsjugend mit ihrem Drang nach Gemeinschaft und Kameradschaft ansprechen sollte⁷. Die militärische Organisationsform, die Macht und Stärke suggerierte und bei Verfassungsfeiern, Fahnenweihen, Saalschutz, Kundgebungen und Demonstrationen „Eindruck machte“, war freilich vom „Gegner“ übernommen. Dieser war zunächst der „Stahlhelm – Bund der Frontsoldaten“, eine nominell überparteiliche Kriegsteilnehmervereinigung mit bis zu einer Million Mitgliedern, die in ihrem Kern jedoch national-konservativ ausgerichtet war und sich alsbald

gegen die Weimarer Republik stellte, deren Farben sie beispielsweise als „Schwarz-Rot-Mostrich“ diffamierte⁸.

Nach der anderen politischen Seite, nach links, grenzte sich das Reichsbanner gleichfalls entschieden ab, so daß die KPD und deren Schutz- und Wehrorganisation, der „Rote Frontkämpferbund“, gleichermaßen als Hauptgegner galten. Der politische Zweifrontenkrieg gegen „Kommunisten und Monarchisten“ wurde nach 1929 durch eine neue Frontstellung abgelöst, nachdem die Nazi-Bewegung durch ihre wachsende Stärke und extreme Republikfeindschaft auf sich aufmerksam gemacht hatte. „Nazis und Kozis“ waren jetzt zu bekämpfen⁹, und vor allem um den aggressiven und gut ausgebildeten SA-Trupps gegenüber bestehen zu können, schuf sich das Reichsbanner mit den „Schutzformationen“ („Schufo“) eine eigene kämpferische Eliteformation, die das republikanische Gegenstück zur SA bilden sollte. Zum Ausbildungsprogramm der Schufo gehörten Wehr- und Schutzsport, Marschübungen, Geländearbeit mit Orientierungskunde, Signaltechnik und Nachrichtenwesen, Boxen, Jiu-Jitsu und Kleinkaliberschießen¹⁰. Diese verstärkte Militarisierung, bei der die Beschaffung von Pistolen und Handfeuerwaffen nicht ausgeschlossen war, zeigt, daß das Reichsbanner sich ernsthaft auf einen Bürgerkrieg vorbereitete¹¹, bei dem die Nationalsozialisten die Hauptgegner gewesen wären.

Der für die republikanischen Parteien katastrophale Ausgang der Reichstagswahlen im September 1930, vor allem aber der spektakuläre Zusammenschluß der „nationalen Opposition“ in Bad Harzburg bewog das Reichsbanner, zur Gründung der „Eisernen Front“ aufzurufen, zu der sich im Dezember 1931 die SPD, die freien Gewerkschaften, das Reichsbanner und die Arbeitersportverbände als „rotes“ Abwehrkartell gegen den Nationalsozialismus zusammenschlossen¹². Der Blutzoll, den die brutalen Zusammenstöße und Straßenschlachten besonders im Sommer 1932 kostete und der einen kaum mehr verhüllten Bürgerkrieg mit Terror und Gegenterror signalisierte, wurde auch dem Reichsbanner abverlangt, dessen Kampfwillen ungebrochen und das nicht gewillt war, den braunen Kolonnen die Straßen zu überlassen¹³.

Mit dem „Preußenschlag“, der von der Reichsregierung unter von Papen veranlaßten Absetzung der sozialdemokratischen Regierung des Landes Preußen am 20. Juli 1932, sahen viele Reichsbannerleute die Stunde aktiven Widerstandes gekommen. In Berlin versammelten sich die Schufoführer, um „Befehle entgegenzunehmen“, und auch andernorts befanden sich Reichsbanner und Gewerkschaftler im Bereitschaftszustand, trafen sich Schutzformationen auf den Sammelplätzen¹⁴. Um so enttäuschter und erbitterter war die Reaktion, als „von oben“ die Direktive kam, Widerstands-

aktionen abzublasen: Die Reichsbannerführung unter Karl Höltermann und der sozialdemokratische Parteivorstand sahen realistischerweise keine Widerstandsmöglichkeiten ihrer auf preußische Polizei, Reichsbanner und Gewerkschaften sich stützenden „Weimarer Front“ gegenüber der weitaus stärkeren „Papen-Front“, die auf die Reichswehr, den Stahlhelm und die SA hätte zurückgreifen können und die überdies die formale Legalität auf ihrer Seite hatte¹⁵.

In der historischen Forschung wird dieses passive, letztlich aber den Bürgerkrieg und die sichere Niederlage verhindernde Verhalten gebilligt¹⁶, da Widerstand in der gegebenen Situation aussichtslos war und der moralische Gewinn eines „kämpferischen Unterganges in Ehren“ die mutmaßlichen Folgen, nämlich den politischen Selbstmord, nicht aufgewogen hätten¹⁷. Die Machtverhältnisse im Reich hatten sich bereits seit längerem zuungunsten der politischen Linken verschoben, die durch die Arbeitslosigkeit vieler ihrer Anhänger zusätzlich geschwächt war, so daß der Verzicht auf Widerstand am 20. Juli 1932 auch seine innere Logik besitzt.

Auf der anderen Seite zeigte das kampflose Verhalten der „Weimarer Front“ sehr deutlich ihre Schwäche auf, die von Goebbels denn auch als solche registriert und kommentiert wurde: „Man muß den Roten nur die Zähne zeigen, dann kuschen sie“, schrieb er am 20. Juli in sein Tagebuch, und einen Tag später: „Die Roten haben ihre große Stunde verpaßt. Die kommt nie wieder“¹⁸. Dem entsprach die Stimmung namentlich im Reichsbanner, in dem ob der „kampflosen Kapitulation“ die Kampfbereitschaft stark erschüttert war und Unsicherheit und Resignation sich auszubreiten begannen¹⁹. „Wo blieb der Widerstand?“ schreibt Heinz Kühn, der den 20. Juli als Jungbannerführer in Köln erlebte, in seinen Erinnerungen. „Was war aus den großen Worten der Kundgebungen geworden? ‚Reichsbanner‘, ‚Schufo‘, ‚Eiserne Front‘, ‚Hammerschaften‘ – wir warteten ungeduldig, wir Jungen am ungeduldigsten. Die Hundertschaften waren in Bereitschaft gerufen, wir hofften auf das Losungswort ... Ich konnte meine Enttäuschung erst nach Jahren überwinden, obwohl ich die Entwicklung vorausgesehen hatte. Noch in der Nacht vergrub ich meine Parabellum-Pistole im elterlichen Schrebergarten. Nun war alles aus!“²⁰

So erweist sich der Tag des „Preußenschlages“ doch als ein entscheidender Wendepunkt in der Geschichte der Weimarer Republik. Nicht nur, daß er die Schwäche der sie tragenden politischen Kräfte offenbarte, er vermittelte ihnen auch das Gefühl, auf verlorenem Posten zu stehen: „Der Republik und dem Glauben an ihre innere Kraft“ war „das Rückgrat gebrochen und damit der nationalsozialistischen Machtergreifung der Weg bereitet“²¹.

So war auch der 30. Januar 1933, die Machtübertragung an Hitler, für die Reichsbannerleitung nicht die Situation für gewaltsamen Widerstand. Als bewußt „staatstreue“ Organisation erschien es dem Reichsbanner zudem politisch unmöglich, gegen eine „legal“ eingesetzte Regierung zu Felde zu ziehen, solange diese sich nicht zu ungesetzlichen Maßnahmen hinreißen ließ. Diesen „ersten Schlag“ wollte man abwarten, um dann zurückzuschlagen²², doch waren nun die Voraussetzungen für einen offenen Widerstand und bewaffnete Auseinandersetzungen weniger denn je gegeben: Dem kämpferischen Pathos der Führung standen Zersetzungs- und Auflösungserscheinungen des Verbandes entgegen – der nationalsozialistische Terror, vor allem in Preußen, zeigte Wirkung – und selbst die treuesten Anhänger zweifelten allmählich an Sinn und möglichem Erfolg aller Anstrengungen und begruben, vor allem nach dem Reichstagsbrand, ihre Hoffnungen²³. Unmittelbar nach den März-Wahlen 1933 wurde das Reichsbanner dann von einer großen Verbots- und Verfolgungswelle überrollt und in abgestufter Reihenfolge in den Ländern aufgelöst, seine Führer kamen in Haft oder flüchteten ins Ausland²⁴.

Zur Forschungs- und Quellenlage

Bis heute ist die Arbeit von Karl Rohe über das Reichsbanner, der die Geschichte und die Struktur dieses politischen Kampfverbandes umfassend dargestellt hat²⁵, die grundlegende Studie zu diesem Thema geblieben. Der Autor stützte sich bei seinen Forschungen vor allem auf publizistische Quellen (Presse, Organisationshandbücher und Broschüren), Rundschreiben von Gauleitungen, Aufzeichnungen von Reichsbannerführern und die Befragung vieler ehemaliger Mitglieder des Verbandes²⁶. Was bisher nicht bearbeitet worden zu sein scheint, ist das „Innenleben“ des Reichsbanners, das sich außer in den Vorstandsgremien vor allem in den einzelnen Ortsgruppen abgespielt hat. Die Gründe für diesen Mangel sind einsichtig, da diesbezügliche Unterlagen, so die Sitzungsprotokolle des Bundesvorstandes, bereits nach dem 30.1.1933 verbrannt wurden, da Repressalien seitens der Hitler-Regierung zu befürchten waren²⁷. Auch die Unterlagen der Ortsgruppen wurden spätestens im März 1933, als das Verbot des Reichsbanners drohte, vielfach vernichtet oder „in Sicherheit gebracht“²⁸, wenn sie nicht bei den alsbaldigen Hausdurchsuchungen durch die neuen Machthaber beschlagnahmt und von diesen dann zerstört worden sind.

Vor diesem Hintergrund dürfte es eine relativ einmalige Situation sein, daß von der Ortsgruppe Schiltach im Schwarzwald des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold einiges Material erhalten bzw. über die Jahre 1933–1945 und darüber hinaus gerettet worden ist. Dieser glückliche Um-



Das Banner der Ortsgruppe Schiltach (145 x 117 cm). – Vorderseite: Im schwarz und gold eingefassten roten Feld die Beschriftung in goldenen und schwarzen Buchstaben. Darunter das Schiltacher Stadtwappen: In goldener Einfassung die drei roten Schilde auf weißem Grund

Photo: Sammlung H. Harter

stand ist dem langjährigen Kassierer und letzten Schriftführer der Ortsgruppe, dem Gerbereiteilhaber Gottlieb Trautwein (1892–1953)²⁹ zu verdanken, der im März 1933 den Mut besaß, die Vereinsutensilien durch Täuschung dem Zugriff von Polizei und SA zu entziehen und in seinem Hause aufzubewahren. Seine Tochter, Frau Elly Trautwein (Schiltach), hat diesen Nachlaß in der Zwischenzeit dem Archiv der Stadt Schiltach übergeben und ihn damit dankenswerterweise der Forschung zur Verfügung gestellt.

Das schriftliche Material besteht vor allem aus dem Protokollbuch der Ortsgruppe, das vom 15.1.1927 bis zum 19.1.1933 geführt ist und in das das „Kassierbuch“ von 1932 und verschiedene Blätter mit Briefkopien, Protokollen und Notizen eingelegt sind. Mit dem Schutzumschlag einer „Geschichte der Kunst“ als Tarnung hat dieses Protokollbuch in der Bibliothek der Familie G. Trautwein das „Dritte Reich“ unbeschadet überstanden. Auch die „republikanische Lesemappe“ aus braunem Karton ist erhalten und in ihr einige Reichsbanner-Zeitungen aus dem Spätjahr 1932³⁰. Unter den Sachgegenständen steht an erster Stelle das Banner der Ortsgruppe von



Die Bannerrückseite: Die Farben Schwarz-Rot-Gold. Auf dem roten Feld der Reichsadler der Weimarer Republik in Schwarz mit goldenem Gefieder, rotem Schnabel und roten Fängen

Photo: Sammlung H. Harter

1929, das von G. Trautwein, in dickes Packpapier verpackt, auf dem Speicher versteckt worden war. Bei ihm fanden sich auch die Bannerspitze aus Messing in der Form eines von Eichenlaub umrankten Adlers, ein Trauerflor, zwei schwarz-rot-goldene Schärpen, eine Fahنشleife mit der aufgestickten Inschrift „Gestiftet von den Fest-Jungfrauen Schiltach-Lehengericht zur Bannerweihe 13. und 14. Juli 1929“ sowie zwei schwarz-rot-goldene Wappen aus Pappe, die wohl zur Saaldekoration dienten³¹.

Von den ehemaligen Schiltacher Reichsbannerleuten, die zumeist in den 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts geboren wurden und Kriegsteilnehmer von 1914–1918 waren, ist heute keiner mehr am Leben. Ihren Söhnen und Töchtern ist das damalige politische Engagement der Väter aber noch durchaus bewußt, so daß von dieser Seite manche Hinweise zu erhalten waren³². Für eine Darstellung der Schiltacher Reichsbanner-Gruppe sind auch die Berichte des in Wolfach erschienenen „Kinzigtäler“, der damaligen Tageszeitung, heranzuziehen, die unter dem Namen „Schiltacher Zeitung“ seit 1926 eine Lokalausgabe herausbrachte³³.

Gründung und Entwicklung der Ortsgruppe bis 1928

Einer kurzen Notiz der „Schiltacher Zeitung“ ist zu entnehmen, daß im Mai 1926 „in Schiltach eine Ortsgruppe des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold gegründet (wurde), in die sich sofort eine stattliche Anzahl von Mitgliedern eingetragen haben“³⁴. Die näheren Umstände dieser Gründung und die an ihr Beteiligten sind nicht bekannt (ein Gründungsprotokoll ist nicht überliefert), doch vermerkt eine spätere Notiz, daß es Fritz Höhn (1884–1955, Platzmeister in einem Sägewerk und SPD-Mitglied) zu verdanken war, „daß in Schiltach ein Reichsbanner gegründet wurde; er sorgte dafür, daß die edle Sache zustande kam“³⁵.

Die Vorstandschaft, die durch jeweilige Wiederwahl die nächsten Jahre gleich blieb, war mit Wilhelm Bösch (1888–1951, Werkmeister in der Tuchfabrik Karlin und Mitglied der DDP), als 1. Vorstand und Christoph Wolber (1888–1969, Postschaffner und SPD-Mitglied), als 2. Vorstand besetzt. Das Amt des Schriftführers übernahm 1927 der Postschaffner Fritz Fieser (1896–1966, SPD-Mitglied), der das erhaltene Protokollbuch anlegte und bis 1933 führte. Erster Kassierer war Gottlieb Trautwein, Mitglied der DDP und deren Ortsvorsitzender seit 1927³⁶.

Die paritätische Zusammensetzung des Vorstands zeigt, daß die Ortsgruppe von Anfang an von der SPD und der DDP, den beiden stärksten politischen Parteien in Schiltach, getragen wurde. Bereits 1919, bei den Wahlen zur Nationalversammlung, hatte die Sozialdemokratie mit 411 Stimmen hier die meisten Wähler für sich gewinnen können, und diese Spitzenstellung hielt sie, mit etwas abgeschwächten Zahlen, bei den Reichstags- und Landtagswahlen bis 1932, als sie von der NSDAP überrundet wurde³⁷. Die Geschichte der Schiltacher SPD ist bisher nicht erforscht, doch ist von einer starken, bereits 1897 gegründeten Ortsgruppe auszugehen, die 1926 vier von acht Gemeinderatssitzen errang³⁸. Sie konnte sich auf einen starken Anteil an Industriearbeitern unter der Schiltacher Bevölkerung stützen, von denen im Jahr 1925 die Statistik bei einer Einwohnerzahl von 2015 genau 407 (davon 98 Frauen) ausweist³⁹. Von ihnen hat ein immer größer werdender Teil indes die KPD unterstützt, die hier auch eine eigene Ortsgruppe besaß (169 KPD-Stimmen als Maximum bei den Reichstagswahlen im November 1932, gegenüber 221 für die SPD)⁴⁰.

Die DDP, bei der im Jahr 1924 112 Schiltacher Mitglieder waren, repräsentierte vor allem den selbständigen Mittelstand und die Honoratioren. Sie erlitt nach dem Hoch von 360 Stimmen bei den Wahlen 1919 aber stetige Verluste durch die Konkurrenz von DVP und DNVP, die rechts von ihr standen, doch konnte sie sich vor ihnen als zweitstärkste Partei in Schiltach

bis 1929 behaupten (Landtagswahl 1929: 154 Stimmen). Der Schwenk des bürgerlichen Lagers zum Nationalsozialismus seit 1930 hat diese Partei, die in Gottlieb Trautwein ihren Kopf und Motor besaß, dann zerrieben und ihre Ortsgruppe sich auflösen lassen⁴¹.

Im protestantisch geprägten Schiltach (1925: 1670 Evangelische und 337 Katholiken) war das Zentrum nur schwach organisiert (Stimmenmaximum: 61, bei den Reichstagswahlen im Juli 1932)⁴². So erklärt es sich, daß im Vorstand des Schiltacher Reichsbanners diese Partei nicht in Erscheinung trat; auch unter den Mitgliedern befanden sich nur wenige Katholiken, deren vermutlicher organisatorischer Hintergrund der hier bestehende „Gesellenverein“ war. So dürfte die Gründung der Ortsgruppe Schiltach des Reichsbanners auf Grund von Initiativen aus SPD und DDP erfolgt sein, die beide hier in der Mitte der zwanziger Jahre über eine solide Mitglieder- und Wählerbasis verfügten. Daß das Reichsbanner in der Kleinstadt Schiltach einen Stützpunkt besaß, den einzigen im Kinzigtal bis Offenburg, ist wohl in dieser parteipolitischen Konstellation begründet, auf Grund derer es möglich war, aus beiden Parteien genügend Mitglieder für diese neue, überparteiliche Organisation zu gewinnen.

Der Schwung, der die Mitglieder beflügelte, ist im Protokoll der Generalversammlung vom Januar 1927 zu spüren, in der ein Familien- und Werbeabend angeregt und beschlossen wurde⁴³. Dieser fand, nach einiger Werbung, im Februar im „Rößle“ statt, doch „der Besuch hätte dürfen ein besserer sein“. Das Programm begann mit dem von der Schwester des 1. Vorstands vorgetragenen Prolog „Heil dir junge Republik“, auf den das von acht Akteuren (darunter zwei Frauen) dargebotene Theaterstück „Wenn das Reichsbanner wacht“ gespielt wurde. Aus Kehl war ein Professor Quenzer angereist, der dann zu dem Thema „Schwarz-Rot-Gold in der Geschichte“ sprach: „Er erzählte die ganze deutsche Geschichte von früheren Jahren bis zur heutigen Republik. Der Vortrag war sehr lehrreich und interessant und alles hörte gerne zu“. Danach trug ein Mitglied den Prolog „Nie wieder Krieg“ vor, und ein weiterer Erfolg des Abends, der zu den Weisen eines Klavierspielers mit Tanz ausklang, waren immerhin sechs Neuaufnahmen⁴⁴.

Der Stärkung der Ortsgruppe diene im Oktober 1927 auch der Besuch des Gausekretärs Eckmann aus Mannheim, der über die Notwendigkeit des Reichsbanners referierte und das erforderliche Engagement beschwor, „nicht nur, daß wir Beitrag zahlen, sondern daß wir Kameraden haben wollen mit echtem deutsch-republikanischem Sinne und die mit ganzem Herzen der Farbe Schwarz-Rot-Gold angehören“, mit dem Zuruf endend „steht treu auf eurem Posten und kämpfet für die Republik und die Farbe Schwarz-Rot-Gold“⁴⁵.

Aus dem Jahr 1928 wird von vier Veranstaltungen berichtet: Die Generalversammlung im Januar, die mit dem Lied „In Kümmeris und Dunkelheit“ aus dem Reichsbannerliederbuch eröffnet und mit einem „kräftigen Frei Heil“ beendet wurde; dazwischen lagen: Protokoll, Kassenbericht, Wahlen und die Anregung, in den Nachbargemeinden „für die Sache des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold Aufklärung zu geben, um auch dort Vereine zu gründen“⁴⁶. Im April war die nächste Versammlung, in der der 1. Vorstand einen Bericht über die von ihm besuchte Gau-Generalversammlung in Baden-Baden gab und mitteilte, daß der Verein ein Buch über den verstorbenen Reichspräsidenten Ebert bestellt habe, „welches an die Kameraden ausgeliehen werden kann“⁴⁷. Die „Herbstfeier“ fand im Oktober statt, unter zahlreicher Beteiligung Schramberger Reichsbannerleute, mit denen offensichtlich ein reger Austausch gepflegt wurde. Wieder war Prof. Quenzer aus Kehl als Redner verpflichtet worden, dieses Mal zum Thema „Turnvater Jahn“. Ein Theaterstück wurde aufgeführt, eine Kapelle spielte und „ein Glückshafen mit schönen Gaben“ war aufgebaut, so daß dieser Abend „bei vollbesetztem Haus“ großen Erfolg hatte⁴⁸. Eine nicht näher beschriebene „Winterveranstaltung der Schramberger Kameraden“ schloß dieses Jahr dann ab⁴⁹, das ein doch reges Vereinsleben im Schiltacher Reichsbanner beweist.

Die Bannerweihe 1929

Das Jahr 1929 stand ganz im Zeichen der „Bannerweihe“, die im Juli als zweitägiges Fest mit bedeutender Außenwirkung in Schiltach begangen wurde. Anfangs des Jahres auf der Generalversammlung mit Mehrheit beschlossen und durch einen Festausschuß und weitere Sitzungen vorbereitet⁵⁰, versammelten sich am Abend des 13. Juli „die Kameraden bei abendlichem Sonnenschein und klarblauem Himmel auf dem Marktplatz zu einem Zapfenstreich, ausgeführt von der bestellten Musikkapelle Vorder Lehengericht, um anschließend durch unser Städtchen zu marschieren“⁵¹.

Im „Röble“ war dann das Festbankett, bei dem Dr. Karl Helffenstein (Mannheim), der badische Gauvorsitzende des Reichsbanners⁵², die Ansprache hielt: „Er sprach davon, was erreicht worden ist, seitdem die Kriegsteilnehmer in eine mit Chaos erfüllte Heimat zurückgekehrt sind und was noch zu tun übrig bleibt: An Verdiensten, die Schaffung der Republik aus dem Gedanken heraus, Deutschland vor dem Bolschewismus zu retten, die Säuberung Deutschlands von der Atmosphäre des politischen Mordes; an Aufgaben die politische Schulung des deutschen Volkes und besonders seiner Jugend unter dem einenden Leitgedanken, das Trennende zurück- und das Einende in den Vordergrund zu stellen. In einem Hoch auf diesen wahren, sozialen Volksstaat klang die schöne, sachliche Rede aus“⁵³.

Von den Schiltacher Vereinen hatten sich der (eher bürgerliche) Gesangverein „Eintracht“ und der Turnverein als Mitwirkende zur Verfügung gestellt, wobei letzterer Freiübungen vorführte. Das Spielmannschorps der Ortsgruppe Freiburg des Reichsbanners „rührte kräftig seine Pfeifen und Trommeln“, dazu gab es Auftritte der für das gesamte Fest für 200 Mark engagierten Musikkapelle Vorder Lehengericht, „so daß durch dieses reichhaltige Programm eine gehobene Stimmung unter den Anwesenden Platz griff“⁵⁴.

Böllerschüsse weckten bereits um 5 Uhr morgens zum sonntäglichen Hauptfesttag, dazu durchzogen die Musikkapelle und der Freiburger Spielmannszug mit klingendem Spiel die Straßen des Städtchens. Zum Festgottesdienst wurde in geschlossenem Zuge, voraus die Musik und die Festfräulein, in die evangelische Stadtkirche marschiert, „wo Pfarrer Mayer eine entsprechende Predigt hielt und anschließend das Banner weihte“⁵⁵. In der Zwischenzeit trafen etliche Reichsbannervereine in Schiltach ein, aus der weiteren Nachbarschaft von Freiburg über Breisach und Villingen bis Baden-Baden, und „immer wieder ertönten Trommeln und Pfeifen der einzelnen Trupps, die im strammen Marschtritt durch die Straßen marschierten. Alte Männer im grauen Barte, daneben stramme Gestalten, denen man ansah, daß sie für ihr Vaterland auf den Schlachtfeldern der Welt gekämpft und gelitten hatten, und wiederum junge Männer, die noch ihre sorglose Kindheit verlebten, als ihre Väter hinaus zogen, des Reiches Grenzen zu schützen vor dem Ansturm der Feinde ...“⁵⁶.

Zur Gefallenenehrung zog man samt den Gastvereinen mit ihren Fahnen zum „Heldenkreuz“, das 1925 auf dem Schrofenfelsen hoch über dem Städtchen vom Schiltacher „Krieger- und Militärverein“ errichtet worden war⁵⁷. Dieser, bereits seit 1873 hier bestehende Verein mit etwa 150 Mitgliedern gehörte dem rechtsgerichteten „Kyffhäuserbund“ an, der dem „Reichsbanner schwarz-rot-gelb“ gegenüber einen Unvereinbarkeitsbeschluß getroffen hatte⁵⁸, so daß er und das Reichsbanner sich als Gegner verstanden. Auf hiesiger örtlicher Ebene scheint dieser Gegensatz jedoch nicht ausgespielt worden zu sein⁵⁹, so daß sich das Reichsbanner am „Heldenkreuz“ des Krieger- und Militärvereins versammeln konnte, mit Musik, Prolog, Kranzniederlegung und kämpferischer Rede des Stadtpfarrers: „Er erinnerte an die große heilige Zeit, in der die deutschen Männer gesiegt und gekämpft haben, er gedachte derer, die im starken Glauben an ihr Vaterland für uns in unwandelbarer Treue ihr Herzblut vergossen haben, damit wir ihnen die Treue bewahren, ihnen, die für uns gestorben sind. Er forderte auf, den Helden nachzueifern und das Gottvertrauen, das sie beseelte, nie zu vergessen. Der alte Gott lebt noch, er wird dafür sorgen, daß aus dieser Feierstunde an heiliger Stätte hervorgehe reicher Gottessegen für Heimat, Freiheit und Vaterland“⁶⁰. Zum Lied vom „Guten Kameraden“ senkten sich die

Fahnen, „und während drei Salven durch das Tal rollten und das Echo in den Bergen weckten, dachten wohl alle die alten Soldaten an Stunden des Kampfes im fernen Land, da sich ihnen die Freundeshand entgegenstreckte zum letzten Gruß“⁶¹.

Der nachmittägliche Festzug durchzog mit etwa 500 Teilnehmern, davon etwa die Hälfte Reichsbannerleute, die Straßen von Schiltach. Von den örtlichen Vereinen marschierten der Arbeiterradverein „Solidarität“, die Stadtkapelle Schiltach, der Kraftsportverein, der Turnverein, der Gesangverein und die Sanitätskolonne mit, dazu der Arbeiterunterstützungsverein Schenkzell, nicht zu vergessen die Festdamen aus Schiltach und Lehengericht, letztere in Tracht, die die zu enthüllende Fahne trugen. Der „imposante Eindruck“, den die in geschlossener Viererreihe vorüberziehenden Reichsban-



Auf dem Festplatz anlässlich der Bannerweihe 1929. Am Rednerpult: Dr. Albert Kuntzemüller, Freiburg

Photo: Georg Fieser, Schiltach

nerleute „auf den Laien und Fernstehenden machten, wird für uns unvergeßlich bleiben“⁶².

Auf dem Festplatz bei der Turnhalle angekommen, wurden die Teilnehmer von Bürgermeister Wolpert begrüßt, der auch den Werbecharakter des Festes hervorhob, „weil man bei dieser Gelegenheit hört, was die Organisation des Reichsbanners will und was sie leistet: Den Schutz der Republik, die

Pflege der Kameradschaft unter den Kriegsteilnehmern, Erziehung der Jugend, eine Notgemeinschaft, die dem Nächsten helfend beispringen will“⁶³.

Die eigentliche politische Rede dieses Tages wurde dann von Dr. Albert Kuntzemüller, Gymnasialprofessor und Kreisführer des Reichsbanners Freiburg⁶⁴, gehalten, der zuerst „seinem Erstaunen Ausdruck gab, daß so viel Reichsbannerfarben in Schiltach geißt seien“⁶⁵. Dann entfaltete er die ganze Programmatik des Reichsbanners, ausgehend von einer großen Kundgebung in Freiburg im Jahr zuvor, bei der „ein französischer Kriegskamerad aus Orléans gesprochen hat, und daß dieser Franzose mit seinen Ausführungen wohl den Höhepunkt der Tagung erreichte“: Denn „für eine Völkerversöhnung und Verständigung unter den Völkern“ müßten gerade alle die eintreten, „die den letzten Krieg am eigenen Leibe gefühlt haben“, sie müßten dafür sorgen, „daß nicht wieder ein solches Unglück über Deutschland und Europa hereinbricht“. In „gewissen Kreisen“ herrsche noch immer „der Wille zu einem neuen Krieg“, den aber „das Reichsbanner zu verhindern wissen wird“. Die jüngst überall stattgefundenen Kundgebungen gegen den Versailler Vertrag und die „Kriegsschuldfrage“ seien „das Werk der Männer, die Deutschland in das Unglück führten und sich jetzt reinwaschen wollen“⁶⁶. Überhaupt hielt er „scharfe Abrechnung mit der politischen Rechten, die sich bei Kriegsende so feige in Mäuselöcher verkrochen habe, um nun heute ihren eigentlichen Rettern dies durch maßlose Anfeindungen zu danken“⁶⁷. Mit einem „dreifachen Hoch auf die deutsche Republik“ beendete Dr. Kuntzemüller seine Rede, die, auch zum Erstaunen des Berichterstatters des „Kinzigtäler“, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ und ganz aus den Tiefen des republikanischen Credo gehalten worden war⁶⁸.

Nach einem von einem Trachtenmädchen vorgetragenen Prolog schritt der Gauvorsitzende Dr. Helffenstein dann zur Enthüllung des neuen Banners, das er „als Symbol der neuen Zeit“ bezeichnete, „das aus einem Meer von Tränen und Blut heraufgestiegen ist. Es wird keinen Reichsbannerkameraden geben, der die alten Farben Schwarz-weiß-rot schmätzt, aber diese Farben und mit ihnen die Zeiten, in denen sie über uns wehten, müßten für immer und ewig verschwinden“⁶⁹. Er übergab das Banner dem Fähnrich Fritz Fieser, „der dasselbe übernahm mit dem Schwur, das Banner zu schützen und zu tragen im Sinne unserer Väter zu Nutz und Frommen unseres Vaterlandes“⁷⁰. Ein Abschlußgedicht, das Anheften des von den Festdamen gestifteten Fahnenbandes und die Überreichung eines Fahnnagels durch die Ortsgruppe Villingen des Reichsbanners beschlossen den nachmittäglichen Festakt, bei dem „es nicht verwunderte, wenn bei all‘ den Hoch- und Freiheil-Rufen von den versammelten Festgästen lebhaft miteingestimmt wurde“⁷¹.

Der „gemütliche Teil“ mit Bewirtung wurde durch sportliche Darbietungen und Wettbewerbe aufgelockert und „auf dem beleuchteten Festplatz am Abend noch mächtig das Tanzbein geschwungen und über den so schön verlaufenen Festtag geplaudert: Frei-Heil der Ortsgruppe Schiltach! Frei-Heil denen, die uns zu diesem Fest unterstützt haben! Frei-Heil unserer deutschen Republik!“⁷²

Die Festkultur, die bei diesen zweitägigen Festlichkeiten zutage tritt, zeigt sich als eine Mischung aus politischen, militärischen und vereinsmäßigen Elementen, die fast alle Formen offizieller und unterhaltsamer Gemeinschaftsbildung umfaßten. Der Kult um die zu „weihende“ Fahne entsprach ihrer Symbolträchtigkeit für die nach ihr benannte Organisation des „Reichsbanners“, man wird ihn jedoch auch vor dem Hintergrund der Umstrittenheit der neuen Reichsfarben und ihrer Verteidigung durch die republiktreuen Verbände und Parteien stellen müssen. Dementsprechend wurde von den auswärtigen Besuchern die Beflaggung in Schiltach („so viel Reichsbannerfarben“) registriert, wie es die hiesige Einwohnerschaft wohl auch sonst nicht an Beteiligung hat fehlen lassen, vor allem durch das Mitmachen der Vereine am Festzug⁷³. Die Auswirkung der Festlichkeiten, bei denen die Reichsbanner-Ortsgruppe Schiltach zum ersten Mal in großem Stil an die Öffentlichkeit trat und bewußt „Werbearbeit“ leisten wollte, wird denn auch als nicht gering eingeschätzt: „Haben wir doch manche Sympathie erworben und den Gegnern Achtung abgetrotzt“⁷⁴.

Als unmittelbare Nachwirkung des Festes waren drei Neuaufnahmen zu verzeichnen, aber auch der euphorische Antrag, „bald ein Spielkorps zu gründen“, wenn nicht sogar „eine eigene Musikkapelle“⁷⁵, ein Vorhaben, das dann immer wieder zur Debatte gestellt, aber nie realisiert worden ist. Auf der anderen Seite scheinen sich jetzt auch die „Gegner“ zu Wort gemeldet zu haben, kam „von verschiedenen Kameraden“ doch die Klage, „daß in den Wirtschaften viel über das Reichsbanner geschimpft wird, hauptsächlich von einigen Geschäftsleuten“⁷⁶. Noch waren sie nicht allzu stark, die rechtsgerichteten bürgerlichen Kreise (Stimmen bei den Landtagswahlen im Oktober 1929: DNVP 83, NSDAP 49), doch besaßen sie hier Ortsgruppen, und besonders die NSDAP machte in der Folgezeit durch eine gesteigerte Agitation auf sich aufmerksam⁷⁷.

Die Mitgliederstruktur der Ortsgruppe

39 Abstimmende bei der Generalversammlung 1929 und 45 ein Jahr später⁷⁸ lassen erstmals die Mitgliederzahl des Schiltacher Reichsbanners einschätzen, wobei zu berücksichtigen ist, daß dieser Anlaß wohl nicht jeweils

alle Mitglieder zusammengeführt hat. Ist über die Jahre auch mit einer gewissen Fluktuation zu rechnen, so kann insgesamt davon ausgegangen werden, daß der Appell „zu werben in den Arbeitsstätten, damit das Reichsbanner zunehme an Kameraden“⁷⁹ höchst erfolgreich umgesetzt wurde: 1931 sind sechs Neuaufnahmen verzeichnet, 1932 sogar fünfzehn⁸⁰.

Gestützt auf das „Kassierbuch 1932“ hat der damalige Schriftführer G. Trautwein im März 1933 die Mitglieder namentlich und mit Berufsangabe aufgelistet⁸¹, so daß für diesen Zeitpunkt genaue Daten vorliegen. Genannt sind 73 Mitglieder, alles Schiltacher bis auf drei, die aus Vorder Lehengericht und der Gemeinde Kinzigtal stammten. Von ungefähr 580 Schiltacher Männern zwischen 21 und 70 Jahren gehörten also etwa 12 % dem Reichsbanner an⁸², ein Organisationsgrad, der als recht hoch einzuschätzen ist, wiewohl Vergleichszahlen für die Parteien oder die SA fast ganz fehlen⁸³.

Die parteipolitische Zuordnung⁸⁴ erweist von den 73 Reichsbannerleuten acht als Mitglieder der DDP (= 11 %), die als Prokurist, Kaufmann, Gipsermeister, Färbermeister, Gerbereiteilhaber, Oberlehrer, Schneidermeister und Werkmeister dem örtlichen Mittelstand angehörten. Ihr einst so starker „Demokratischer Verein Schiltach-Lehengericht“, für den 1930 noch 42 Mitglieder ausgewiesen sind⁸⁵, löste sich in der Folgezeit auf, so daß sie, mit W. Bösch und G. Trautwein an der Spitze, wohl noch die einzigen politisch engagierten „Demokraten“ waren. Gering war auch die Zahl der katholischen Mitglieder des Schiltacher Reichsbanners, insgesamt sechs (= 9 %), alles Arbeiter, die als organisatorischen Hintergrund zumeist den seit 1930 bestehenden „Gesellenverein“ hatten. Sie profilierten sich in der Ortsgruppe auch nicht weiter, erst bei der Generalversammlung 1933 rückten mit Xaver Schoch (1896–1960) und Thomas Harter (1907–1975) zwei von ihnen als Kassierer bzw. Beisitzer in den Vorstand auf⁸⁶.

Die Masse der Schiltacher Reichsbannerleute (59 = 80 %) kam von der SPD, ein Anteil, der für die Organisation insgesamt die Regel bildete, wenn er in vielen Ortsgruppen mit mindestens 90 % nicht noch weit höher lag⁸⁷. Dementsprechend zeigt sich auch ihre berufliche Zusammensetzung: Vier Bahn- und Postbeamte im einfachen Dienst, zwei Werkmeister und 53 Arbeiter, die in den Schiltacher Tuch- und Metallwarenfabriken, aber auch in Sägewerken, im Handwerk und bei der Stadt beschäftigt waren. Fast die Hälfte von ihnen war wiederum zugleich Mitglied im Turn- oder im Kraftsportverein⁸⁸, die beide den vereinsmäßigen Hintergrund der Schiltacher Sozialdemokratie darstellten und dementsprechend auch das Reichsbanner unterstützten, so durch ihr Mitwirken bei der Bannerweihe 1929.

Der 1. Vorsitzende des SPD-Ortsvereins und Gemeinderat Christian Wolber (1883–1943), Metallarbeiter und Gastwirt zum „Haist“, trat bei den Versammlungen immer wieder hervor, so als er „noch einiges aus dem Buche ‚Im Westen nichts Neues‘ vorgelesen hat“⁸⁹ oder durch Appelle „treu zur Fahne zu stehen und zur Republik“⁹⁰. Auch seine 1926 gewählten sozialdemokratischen Gemeinderatskollegen Abraham Aberle (1888–1966, Metalldrücker), Christian Wöhrle, Säger, und Christoph Wolber, Postschaffner, waren Mitglieder des Reichsbanners, letzterer dessen langjähriger 2. Vorsitzender, während die vier „bürgerlichen“ Gemeinderäte hier nicht vertreten waren⁹¹. Ebenfalls Sozialdemokrat war der 1932 zum „Technikerleiter“ gewählte Martin Fritz (1899–1974, Weber), so daß auch für die Ortsgruppe Schiltach des Reichsbanners die Aussage gilt, daß diese Organisation „primär von Arbeitern getragen wurde“⁹². Oder wie es G. Trautwein nach einer Versammlung der „Eisernen Front“ 1932 ausgedrückt hat: „Das Bürgertum fehlt und überläßt dem Arbeiter den Schutz der Republik“⁹³.

In der Übersicht ergibt sich die folgende Mitgliederstruktur (Stichtag: 14.3.1933):

Berufsgruppe	Gesamt	SPD	DDP	Katholiken
Handwerker/ Gewerbetreibende	3		3	
höhere Angestellte	2		2	
Lehrer	1		1	
Bahn- und Postbeamte (einfacher Dienst)	5	5		
Vorarbeiter/ Werkmeister	4	2	2	
Fabrikarbeiter	42	38		4
sonstige Arbeiter (Gerberei, Bau, Bahn, Handwerk, Sägewerk, Stadt)	16	14		2
Insgesamt	73	59	8	6

Zur politischen Wirksamkeit des Schiltacher Reichsbanners

„Kamerad Christian Wolber fordert die Kameraden auf: „Arbeiten und wieder arbeiten und nicht ruhen. Es ist die Pflicht eines jeden Kameraden, sich der Republik in den Dienst zu stellen“⁹⁴. Aufrufe dieser Art in den Versammlungen der Ortsgruppe fanden immer eine ungeteilte Zustimmung, und auch nach dem „regen Geschäftsjahr“ 1929 mit fünf Versammlungen, zehn Ausschußsitzungen, einem Ausflug und der Bannerweihe war man einhellig der Meinung, „man möchte öfters zusammenkommen, um die Kameradschaft besser zu pflegen und zu fördern“⁹⁵.

Dafür wurden auch verschiedene Initiativen ergriffen, doch kam bereits der für Februar 1930 geplante Familienabend nicht zustande, „da sich die Arbeitsverhältnisse verschlechtert haben“⁹⁶. Die gewünschte Uniformierung der Mitglieder mußte ebenfalls unterbleiben, da die als Mustersendung angeforderten Windjacken zu teuer waren⁹⁷, auch wurde die Meinung geäußert, „man wolle in Schiltach in unserer Ortsgruppe die Uniformen nicht einführen“, schließlich sollten nur die drei Fahnenbegleiter auf Vereinskosten eine Windjacke und Mütze erhalten⁹⁸. Zur Gründung einer „aktiven Abteilung“, „die bei Wahlversammlungen oder Wahlen in den Ordnungsdienst eintreten sollte“ und die von M. Fritz gefordert wurde, meinte der 1. Vorstand W. Bösch, daß dies „für Schiltach nicht gerade notwendig“ sei und man dies lassen solle⁹⁹. Offenkundig wurden Bestrebungen, die auf eine stärkere Außenwirkung abzielten, fürs erste abgeblockt und die bisherigen Versammlungsaktivitäten für ausreichend befunden.

In diesem Sinne verzeichnet das Protokollbuch die weiteren Zusammenkünfte der Ortsgruppe, bei denen das republikanische Bildungsgut ebensowenig zu kurz kam wie die kameradschaftliche Unterhaltung. So wurde über Ludwig Frank gesprochen¹⁰⁰, den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, der als Kriegsfreiwilliger 1914 gefallen war und der „als eine Art Schutzpatron des Reichsbanner“ figurierte¹⁰¹. Auch E. M. Remarque, der „im literarischen Angebot des Reichsbanners“ stand¹⁰², fand hier seine Zuhörer¹⁰³. Wichtig war jeweils auch die Geselligkeit, das Auftreten einzelner, die Witze oder Vorträge „auf Lager hatten“, so daß „die Versammlung zum Schluß noch eine sehr gute Unterhaltung zu verzeichnen hatte: Kameraden kommt, so werden wir immer einen kameradschaftlichen Abend haben“¹⁰⁴.

Dem inneren Zusammenhalt diente 1930 auch eine Wanderung mit Angehörigen nach Aichhalden, mit dreimaliger Einkehr und „Wurstschnappen und Hindernisspringen für unsere Jugend“¹⁰⁵. Dagegen kam der Antrag auf eine „Familienfeier“ oder eine „Abendunterhaltung“ für 1931 nicht mehr

durch, „indem die Zeitverhältnisse zu schlecht sind“¹⁰⁶. Auch der geplante Ausflug nach Tuttlingen, zu einem dorthin verzogenen Mitglied, wurde abgesagt, nachdem „eine große Zahl unserer Kameraden arbeitslos geworden ist“¹⁰⁷. Andere, nach außen wirkende Veranstaltungen wie eine Versammlung mit Ernst Roth, dem Mannheimer Redakteur der „Volksstimme“ und dortigen Reichsbanner-Vorsitzenden¹⁰⁸, oder ein Abend mit den „Schwenninger Fanfaren“ kamen trotz Terminabsprache¹⁰⁹ offenbar nicht zustande, jedenfalls fehlen diesbezügliche Nachrichten.

Auf der Generalversammlung Ende 1930 trat erstmals auch ein interner Konflikt zutage, als ein Mitglied der DDP darüber Klage führte, daß „seitens der Kameraden“ immer wieder an seiner Partei Kritik geübt werde; „da doch das Reichsbanner von den drei Parteien, Sozialdemokraten, Demokraten und Zentrum, gebildet wurde, sollte das nicht vorkommen; es sollte



Ein familiäres Bild: Die Ortsgruppe Schiltach bei einer Wanderung 1930. Außen links: Der 1. Vorsitzende F. Höhn. Außen rechts: W. Bösch, der Initiator der Gründung der Ortsgruppe Photo: Georg Fieser, Schiltach

überhaupt keine direkte Parteipolitik im Reichsbanner betrieben werden“, solche „Anmängelung“ müsse aufhören¹¹⁰. Hintergrund dieser Auseinandersetzung war die Umwandlung der DDP in die „Deutsche Staatspartei“ und ihr, zwar nur kurz dauerndes, Zusammengehen mit dem „Jungdeut-

schen Orden“, von dem auch in Schiltach eine „Einheit“ bestand. Dieser national ausgerichtete, aber nicht direkt gegen die Weimarer Republik agierende Kampfbund galt im Reichsbanner als Gegner, so daß eine Annäherung an ihn abgelehnt wurde, worüber es offenbar auch im Schiltacher Reichsbanner Debatten gab, mit dem Ergebnis, „daß man sich lieber zurückhalten solle“¹¹¹. Die Krise zwischen Staatspartei und Reichsbanner 1930¹¹² fand also auch hier ihren Niederschlag, wo man sich „etwas mit Politik beschäftigte“, wie das Protokoll bezeichnenderweise formulierte. Aber „Streit“ dürfe nicht „in unsere Reihen“ gebracht werden, „man solle die Kameradschaft pflegen aufs allerbeste“¹¹³. Die überparteiliche, gemeinrepublikanische, auf Harmonie bedachte Ausrichtung des Reichsbanners tritt in diesem, die Debatte abschließenden Appell des Vorstands deutlich zutage. Daß dabei jedoch eine gewisse Konfliktscheu, wenn nicht politische Immobilität, die Folge war, man „eine Art republikanischer Kriegerverein“ zu werden drohte¹¹⁴, zeigen auch die kaum mehr nach außen weisenden Aktivitäten der Schiltacher Ortsgruppe.

Immerhin wurde 1931 wieder die Frage der Uniformierung auf die Tagesordnung gesetzt, und es meldeten sich 13 oder 14 Mitglieder, die gewillt waren, eine Uniform anzuschaffen. Auch das Thema „Pfeifer und Trommler“ wurde angesprochen, und es wurden dafür zwei Freiwillige gefunden, war es doch „schon lange der Wunsch von allen, einmal mit eigener Musik auszurücken“¹¹⁵. Gelegenheit dafür bot beispielsweise der „Verfassungstag“ am 11. August, der in Baden ein staatlicher Feiertag war, an dessen Gestaltung das Schiltacher Reichsbanner sich aktiv beteiligte; Berichte darüber gibt es aus den Jahren 1930 und 1931.

Danach bewegte sich jeweils ein Festzug durch das Städtchen („die öffentlichen Gebäude hatten Flaggen gesetzt und auch bei einigen Privathäusern konnte man Flaggenschmuck sehen“), bei dem unter der Führung der Stadtkapelle jeweils der Turn- und der Kraftsportverein und das Reichsbanner mitmarschierten. Auf dem Turnplatz fand dann die „Verfassungsfeier“ statt, bei der nach dem Bürgermeister auswärtige Redner auftraten: 1930 war Dr. Helffenstein nach Schiltach gekommen („Trotz des Widerspruches, der heute noch in allen politischen Parteien herrscht, gibt uns die Verfassung und was durch sie geschaffen wurde doch die Gewißheit, daß wir alle deutsche Brüder und Volksgenossen sind“)¹¹⁶; ein Jahr später trat der Schweningener Landtagsabgeordnete und Gauobmann des Reichsbanners Württemberg Karl Ruggaber auf, den die Schiltacher Ortsgruppe als Redner vermittelt hatte¹¹⁷: „National ist kein leerer Begriff, national ist man nur, wenn man dem Staat treu zur Seite steht, in allen Lebenslagen ... Diktatur kann uns keine Lasten abnehmen. Nur die Demokratie und die Weimarer Verfassung kann uns heute retten“¹¹⁸. Das gemeinsam gesungene Deutschland-

lied, sportliche Darbietungen und die Verteilung der „Verfassungsbrezel“ an die Schulkinder beschlossen die Veranstaltung, die damals „im Gegensatz zu vielen anderen Städten“ in Schiltach wie gewohnt abgehalten wurde¹¹⁹, vielleicht das Verdienst des an der Organisation beteiligten hiesigen Reichsbanners.

Überörtliche Kontakte der Ortsgruppe sind immer wieder belegt, so 1929 durch die Entsendung einer Fahnenabordnung zum Südwestdeutschen Reichsbannertag in Mannheim, worüber dann ausführlich Bericht erstattet wurde: Besonders beeindruckt hatten der Große Zapfenstreich mit 400 Spielleuten, die Gedächtnisfeier am Ludwig-Frank-Denkmal, dem „Symbol der Mannheimer Reichsbanner-Bewegung“¹²⁰, die Kundgebung im Luisenpark („es sprachen Gauleiter Dr. Helffenstein, Dr. Liautey aus Paris, General von Deimling und Bundespräsident Hörsing“) und der große Festzug, „an dem mehrere tausend Reichsbannerleute teilnahmen“¹²¹. In ähnlicher Weise wurde 1930 die „Rheinlandfeier in Mainz“ abgehalten, wo „18- bis 20 000 Reichsbannerleute aufmarschiert waren“, die Schiltacher Delegation aber bei der Heimfahrt am Bahnhof in Rängeleien mit „Stahlhelmen“ geriet, „wobei zwei Kameraden etwas verletzt wurden“¹²².

Zur benachbarten Reichsbanner-Gruppe Schramberg¹²³ bestanden von Schiltacher Seite enge Beziehungen, man besuchte sich immer wieder gegenseitig¹²⁴, so daß es keine Frage war, daß bei der „machtvollen Kundgebung des Reichsbanners und der Republikaner in Schramberg“ im März 1931 auch die „Reichsbannerkameraden von Schiltach“ mitmachten¹²⁵. Dementsprechend trat 1932 der Schramberger Reichsbanner-Vorsitzende und Bezirksführer Heinrich Wilhelm bei einer Versammlung in Schiltach auf, zu der auch der Gausekretär Scholz aus Mannheim erschienen war¹²⁶. Thema war die Zuteilung der Ortsgruppe Schiltach zum Gau Württemberg, aus „technischen Gründen“, da sie „in vielen Fällen an Schramberg gebunden sei, zum Beispiel beim Saalschutz, indem ja das ganze Kinzigtal keine Ortsgruppe besitzt“, wie dazu ausgeführt wurde. Ungern verliere der Gau Baden Schiltach, eine Ortsgruppe, die regelmäßig ihren Verpflichtungen nachkomme und im Gau „an erster Stelle mit den Ablieferungen“ stünde. Der Gausekretär versagte dem Schiltacher Reichsbanner seine Anerkennung also nicht, betonte aber gleichfalls die Notwendigkeit der Umgruppierung aus Gründen der „Unterstützung“ und „wünschte der Ortsgruppe Schiltach, daß sie ebenso weiterarbeiten möge, damit der Gau Württemberg stolz sein kann auf seine neue Ortsgruppe“.

Auf der gleichen Versammlung appellierte M. Fritz, „etwas aktiver zu werden“ und machte den Vorschlag, „an einem Sonntagmorgen einen Ausmarsch zu machen, auf einen schönen Platz, wo man Leibesübungen sowie



*Der Schiltacher Reichsbannermann Martin Fritz, Mitbegründer der Ortsgruppe und deren Saalschutzführer (um 1932)
Photo: Lydia Fritz, Schiltach*

Griffe ausüben kann“, – „diesem Vorschlag wurde zugestimmt“. M. Fritz, der 1932 zum „Technikerleiter“ gewählt worden war¹²⁷, machte mit anderen in Schramberg eine Schufo-Ausbildung mit¹²⁸, auf Grund derer er offenbar auch Saalschutzaufgaben wahrnahm¹²⁹. Näheres ist darüber nicht bekannt¹³⁰, doch scheint seit 1932 die Schiltacher Ortsgruppe sich politisch wieder mehr gerührt zu haben, wie es der Vorstand auf der Generalversammlung auch gefordert hatte: „Die kommende Zeit verlangt, daß sich das Reichsbanner aktiver einstellen muß als bisher“¹³¹. Auch „Kamerad Christian Wolber richtete von Herzen gehende Worte an alle Kameraden, um im neuen Jahr tatkräftiger als bisher zusammenzuarbeiten, denn das alte Jahr war kein rosiges, doch das kommende wird noch schlechter werden. Deshalb heißt es: Festhalten an dem, was wir errungen haben“¹³².

Man war sich also der für die Weimarer Republik höchst verhängnisvollen politischen und wirtschaftlichen Lage bewußt, die durch das Anwachsen des Nationalsozialismus, die Nöte der Weltwirtschaftskrise und die Deflationpolitik des Präsidialkabinetts Brüning gekennzeichnet war. So sollte als Werbung für einen Unterhaltungsabend zugunsten der Winternothilfe ein Schreiben in sämtliche Häuser gehen, „wo man denkt, Republikaner zu sein“¹³³. Auch eine Sitzung mit den Vorständen der republikanischen Parteien und Gruppen wurde vorgeschlagen; genannt werden der Radfahrerverein und der Gesellenverein als offensichtlich republiktreue Vereine¹³⁴, doch ist nicht klar, ob diese Initiativen erfolgreich waren.

Anfangs 1932 jedenfalls hatte sich auch in Schiltach die „Eiserne Front“ konstituiert und im Februar unter dem Vorsitz von G. Trautwein eine Versammlung abgehalten, bei der zu dessen großer Enttäuschung „das bürgerliche Lager sich nicht mehr bekennen wollte“¹³⁵. Verlauf und Erfolg dieser und einer weiteren Veranstaltung im Juli¹³⁶ sind nicht bekannt, doch wandte sich gerade auch in Schiltach der handwerkliche und kleingewerbliche Mittelstand bei den Reichstagswahlen dieses Jahres in größerer Zahl dem Na-

tionalsozialismus zu (380 bzw. 325 Stimmen im Juli bzw. November und damit die NSDAP als stärkste Partei)¹³⁷. „Die endlose Belastung hauptsächlich des gewerblichen Mittelstandes durch Steuern etc. hat es hier dazu gebracht, daß der größte Teil desselben sich den Nazis in die Arme geworfen hat“, so erklärte sich G. Trautwein¹³⁸ diesen die Republik letztlich zerstörenden „Verlust der Mitte“.

1933 – Vor dem Verbot: Die Selbstauflösung

Als die Generalversammlung des Jahres 1933 am 5. Februar bei 40 anwesenden Mitgliedern eröffnet wurde, war Adolf Hitler bereits zum Reichskanzler ernannt, der Reichstag aufgelöst und seine Neuwahl auf den 5. März festgelegt worden. Nachdem auch das Schiltacher Reichsbanner im hochpolitischen Jahr 1932 (zwei Reichspräsidentenwahlgänge und zwei Reichstagswahlen) „durch die Wahlagitation stark in Anspruch genommen“ worden war¹³⁹, schien also auch das neue Jahr keine Atempause zu gönnen, im Gegenteil: Man war sich der „Schwere der Zeit“ bewußt, wie der 1. Vorstand bereits bei der Begrüßung ausführte, zumal er selber sich aus geschäftlichen Gründen für eine Wiederwahl nicht mehr zur Verfügung stellte. „Nach langem Hin und Her“ konnte die Vorstandschaft folgendermaßen besetzt werden: 1. Vorstand: Fritz Fieser (bisher Schriftführer); 2. Vorstand: Christoph Wolber (wie bisher); Kassierer: Xaver Schoch; Schriftführer: Gottlieb Trautwein; Beisitzer: Thomas Harter, Karl Bombis, Georg Gärtner, Andreas Brüstle, Fritz Hübner; Schufoführer: Georg Wöhrle. G. Trautwein, der zu den führenden politischen Köpfen der Ortsgruppe gehörte, sich aber geraume Zeit von ihr ferngehalten hatte¹⁴⁰, engagierte sich jetzt also wieder, wohlwissend, wie er in der Generalversammlung ausführte, daß „vom guten Gelingen der Reichstagswahl das Wohl und Wehe der Republik und der Farben Schwarz-Rot-Gold abhängen“. Darauf sei das ganze Augenmerk zu richten und zu werben für die republikanischen Parteien, wo es sei und wann es sei; demgegenüber sei die Idee der Gründung einer „Schützenabteilung“, die von den Mitgliedern „freudig aufgenommen wurde“, ebenso zurückzustellen, wie die „Uniformfrage“, die offenkundig immer noch nicht gelöst war.

In großer Voraussicht erteilte die Versammlung dem neuen Vorstand die Befugnis, „selbständig vorzugehen“, wenn die Zeit für die Einberufung einer außerordentlichen Generalversammlung nicht ausreichen würde, „um so die Interessen der Ortsgruppe jederzeit wahren zu können“. Es war eine „glänzend verlaufene Versammlung“, wie sie das Protokoll charakterisierte, „die Zeugnis von echtem kameradschaftlichem Geist gab, einer Kameradschaft, die geschmiedet im Felde, sich auch für die Zeit des bürgerlichen

Lebens stets bestens bei uns bewährt hat“. Und „lange noch saßen die Kameraden beieinander, beim Gesang alter Volkslieder und denen des Reichsbanners, und spät abends war es, als man mit einem ‚Frei Heil‘ voneinander schied“.

Außer diesem von G. Trautwein verfaßten letzten Protokoll, das nochmals so recht das Selbstverständnis und den Geist des Schiltacher Reichsbanners widerspiegelt, ist aus dem Jahr 1933 als weiteres politisches Dokument das Beischreiben erhalten, das der damals, im Januar, zusammengestellten „republikanischen Lesemappe“ beigeheftet war¹⁴¹: „Die Zeiten sind ernst! Wie viele unserer Kameraden sind leider nicht mehr in der Lage, sich eine Zeitung, noch viel weniger eine illustrierte Zeitschrift zu halten, die sie politisch und kulturell auf dem laufenden halten. Und doch ist gerade in der Zeit, in der wir leben, es notwendiger denn je, daß die Kameraden über die Geschehnisse der Welt und unseres Vaterlandes auf dem laufenden bleiben, sehen, daß das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold unter der Leitung des Kameraden Höltermann eine aktivere Politik denn je treibt im Sinne der Kameraden ... Lest alles, aber das Gute behaltet. Es soll Euch Kraft und Mut geben, sich für die hehre Sache des Reichsbanners einzusetzen, Republikaner des Herzens aus Euch zu machen.“

Die Wahlen vom 5. März 1933, für die man in der Generalversammlung „aktiv tätig sein“ wollte, brachten in Schiltach mit 514 von 1266 abgegebenen Stimmen wieder eine Mehrheit für die NSDAP (= 40,6 %), gegenüber 314 für die SPD (= 24,8 %) und 136 für die KPD (= 10,7 %) als den nächstgrößten Parteien¹⁴². Bereits mit Datum des 1. März hatte der Reichsbanner-Gau Württemberg seine Ortsgruppenvorsitzenden für den Fall instruiert, daß „größere Unruhen eintreten oder das Reichsbanner verboten wird oder ein Verbot angekündigt wird“ (dann war alles Material „in Sicherheit“ zu bringen); zugleich erschien die Mahnung: „Nur auf die Anweisungen der Führer hören! Nicht auf kommunistische Parolen (!) und wilde Gerüchte achten“¹⁴³.

Die Nachrichten, die wenige Tage nach der Wahl die Zerschlagung der Sozialdemokratie und mit ihr die des Reichsbanners ankündigten, ließen am 12. März 1933 den Vorstand der Ortsgruppe zu einer Ausschußsitzung zusammenkommen und, gemäß der Ermächtigung der letzten Generalversammlung, den folgenden Beschluß fassen: „Das Vermögen der Ortsgruppe wird unter die Mitglieder verteilt. Die Fahne wird vernichtet, um solche vor dem Zugriff der Gegner zu bewahren“¹⁴⁴. Dieser Auflösungsbeschluß wurde am 14.3. dem Bürgermeisteramt Schiltach mitgeteilt („Infolge der veränderten politischen Lage wird die Ortsgruppe aufgelöst. Als Datum für dieselbe gilt der 12. März 1933.“)¹⁴⁵ und, mit der Bitte um Veröffentli-



Luffkurort Schiltach (Schwarzw.)

chung, auch an die Redaktion der sozialdemokratischen „Volkswacht“ in Freiburg geschickt¹⁴⁶, die freilich selber am 16.3. letztmals erscheinen konnte. Auch an die 73 Mitglieder ging ein vom Schriftführer G. Trautwein verfaßtes Schreiben¹⁴⁷, in dem der Beschluß, „die Ortsgruppe jetzt aufzulösen“ mitgeteilt und begründet wurde: „Überall im deutschen Lande wird durch die Reaktion die Organisation des Reichsbanners verboten, so in Braunschweig, Bayern etc. Da auch in Baden ein ähnlicher Befehl von seiten der neuen Regierung kommen wird“ (er kam dann am 17.3.), „wollen wir diesem zuvorkommen, um das Vermögen der Ortsgruppe der Beschlagnahme zu entziehen.“ Jedes Mitglied erhielt 2,40 Mark ausbezahlt, bekam aber auch die Mahnung: „Behaltet im Herzen das Banner Schwarz-Rot-Gold, bleibt den Farben und der Republik im Herzen treu.“ „Ein letztes Mal“ wurde der Reichsbanner-Gruß „Frei Heil!“, mit dem auch die Protokolle unterzeichnet worden waren, unter ein Schriftstück gesetzt und damit die Selbstaflösung der Schiltacher Ortsgruppe besiegelt. Dies war die Konsequenz aus einer ausweglosen politischen Situation, in der nur noch die Alternative zwischen sinnlosem Widerstand oder schmerzhafter, aber ehrenvoller Selbstaufgabe bestand, bevor ein endgültiges Verbot die Organisation und ihre Mitglieder der ganzen Willkür der neuen Machthaber aussetzen konnte.

Ohne ein Nachspiel sollte für einige der Schiltacher Reichsbanner-Männer ihr Eintreten für die bisherige Demokratie aber nicht bleiben. In der Nacht des 19./20. März 1933 erfolgten unter der Mitwirkung Wolfacher SA-Leute in mehreren Fällen polizeiliche Hausdurchsuchungen¹⁴⁸, deren Ziel die Beschlagnahme der schriftlichen Unterlagen und der Fahne der Ortsgruppe war. Während auf dem Speicher von F. Fieser die Fahnenstange gefunden und wenige Tage später zusammen mit schwarz-rot-goldenen Fahnen verbrannt wurde¹⁴⁹, war die Suche nach dem Banner erfolglos: G. Trautwein, bei dem die „Fahnder“ ebenfalls vorsprachen¹⁵⁰, konnte ihnen glaubhaft versichern, „daß die Fahne bereits verbrannt worden sei, und zwar durch das ehemalige Mitglied des Reichsbanners Andreas Brüstle, Heizer bei der Firma Karlin“.

Der untersuchungsführende Oberwachtmeister verzichtete in diesem Fall auf eine Durchsuchung, meinte aber warnend, „es wäre dumm, wenn er mich und die anderen Funktionäre des Reichsbanners nach Wolfach bringen müsse, falls sich die Fahne doch herausfinden würde“.

Abb. links. Nach 1933: Die Hakenkreuzfahne auf dem Marktplatzbrunnen symbolisiert das „3. Reich“ auch in Schiltach.

Aufnahme: Sammlung H. Harter

Das Risiko, das G. Trautwein hier einging, war also nicht gering; größer scheint aber noch seine Empörung über die Hausdurchsuchungen dieser Nacht gewesen zu sein, daß nämlich „ehemalige Kriegsteilnehmer sich so im Namen der jetzigen Reichsregierung ... behandeln lassen müssen, ohne ein Recht zur Beschwerde zu haben“. Diese Polizeiaktion ließ ihn den Charakter der „Machtergreifung“ und des in Deutschland neu installierten Systems mit großem Scharfblick erkennen: Willkür statt Rechtsstaatlichkeit, der Verlust der bürgerlichen Grundrechte, kurz: „Die deutsche demokratische Republik ist nicht mehr“¹⁵¹. Die Sache mit der Fahne verhielt sich freilich anders: Ihre Verbrennung war vorgetäuscht, G. Trautwein hatte sie gut verpackt unter dem Dach seines Hauses versteckt, um sie für die kommende Zeit einer neuen Demokratie zu bewahren.

Von ihm, den das „kampflose Abtreten der Demokratie“ und das „fatalistische Sichabfinden von Reichsbanner und Eiserner Front mit den Verhältnissen“ mit großer Bitterkeit erfüllten¹⁵², stammt auch eine der wenigen in Schiltach geschehenen Protesthandlungen gegen das neue Regime: Nach den Märzahlen hatten Nationalsozialisten den Marktplatzbrunnen mit einer Hakenkreuzfahne versehen, deren sofortige Entfernung der dort wohnhafte G. Trautwein telefonisch vom damaligen Bürgermeister Gross in ultimativer Form verlangte, um dann, nach dessen Weigerung, sie kurzerhand selber herunterzuholen¹⁵³. Bei jenem anderen Schiltacher, der im Juli 1933 „wegen Beleidigung der Reichsregierung“ verhaftet und ins Gefängnis nach Wolfach gebracht wurde, handelte es sich um ein KPD-Mitglied¹⁵⁴.

M. Fritz, der als Gewerkschaftler, SPD- und Reichsbannermitglied, Vorstand des Kraftsportvereins und Bürgerausschußmitglied, sich politisch und vereinsmäßig stark engagiert hatte, wurde 1933 aus allen seinen Ämtern „gewaltsam verdrängt“ und mußte zwei Hausdurchsuchungen über sich ergehen lassen: „Die Herren waren eifrig bemüht, mir irgendeine Unredlichkeit nachzuweisen, um mich hinter Schloß und Riegel zu bringen“¹⁵⁵. Er verweigerte sich auch später allen Versuchen, ihn für die Partei oder ihre Nebenorganisationen zu gewinnen, was jedoch nicht allen ehemaligen Reichsbannerangehörigen gelang. Besonders die im öffentlichen Dienst Beschäftigten kamen um den Parteieintritt nicht herum, ebenso auch diejenigen, die als Selbständige im Geschäftsleben standen¹⁵⁶. Die Parteimitgliedschaft von etwa zehn der 73 Reichsbanner Männer ergibt einen Anteil von 14 %¹⁵⁷, der deutlich macht, daß die überwiegende Mehrzahl (und dies waren vor allem die Industriearbeiter), sich der Organisation im Nationalsozialismus am ehesten entziehen konnte und dies, wie M. Fritz, auch bewußt tat.

Es ist bemerkenswert, daß viele derjenigen, die bis 1933 zusammen im Reichsbanner für die Republik eingestanden waren und deren politisches

Wollen und Wirken dann durch den Nationalsozialismus abgeschnitten wurde, sich nach 1945 sogleich dem demokratischen Neuaufbau zur Verfügung gestellt haben. Von liberaler Seite ist hier vor allem G. Trautwein zu nennen, der seinen im April 1933 niedergeschriebenen Satz „Ich bin und bleibe Demokrat“¹⁵⁸ nicht vergessen hatte und sich partei- und kommunalpolitisch bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1953 betätigte¹⁵⁹. Auch die Sozialdemokraten, die 1946 ihre Ortsgruppe wiederbegründeten, konnten personell an die Zeit vor 1933 anknüpfen und mit Christoph Wolber, A. Aberle, F. Dinger und M. Fritz Männer für ihren Vorstand und als Mandatsträger gewinnen, die nach dem 1. Weltkrieg in die Partei eingetreten waren und auch im Reichsbanner mitgekämpft hatten. Besonders hervorzuheben ist die Person von M. Fritz, der als Nachfolger von G. Trautwein zum Bürgermeister von Schiltach gewählt wurde (1952–1970). Die Verbindung der einstigen „Reichsbannerkameraden“ untereinander dokumentiert ein Schreiben der SPD-Ortsgruppe von 1947 zu Gunsten des in die Entnazifizierung verstrickten G. Trautwein, von dem gesagt wird, er sei „der einzige Demokrat von hier“ gewesen, „der mit uns im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold in offenem Kampfe, in Wort und Tat, gegen den Nationalsozialismus bis 1933 gekämpft hat“¹⁶⁰. Schließlich ist auch von katholischer Seite mit Th. Harter ein Mann zu nennen, der vom „Gesellenverein“ kommend zum Reichsbanner gestoßen war und der 1946 die Ortsgruppe Schiltach der Badischen Christlichen Sozialen Volkspartei (später CDU) mitbegründete¹⁶¹.

Anmerkungen

- 1 Zitiert bei: Karl Rohe, Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik, Düsseldorf 1966 (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien Bd. 34), S. 17.
- 2 Ebd., S. 42ff.
- 3 Ebd., S. 54.
- 4 Ebd., S. 73f.
- 5 Ebd., S. 271.
- 6 Ebd., S. 74.
- 7 Ebd., S. 96ff.
- 8 Ebd., S. 342ff.
- 9 Ebd., S. 351f.
- 10 Ebd., S. 365ff.
- 11 Ebd., S. 368f.
- 12 Ebd., S. 392ff.
- 13 Ebd., S. 425.
- 14 Ebd., S. 428f.
- 15 Ebd., S. 430ff.

- 16 Ebd. – Vgl. auch: Heinrich August Winkler, *Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933*, Berlin/Bonn 1987, S. 675ff.
- 17 Vgl. K. Rohe (wie Anm. 1), S. 436.
- 18 Zitiert bei H. A. Winkler (wie Anm. 16), S. 679.
- 19 K. Rohe (wie Anm. 1), S. 438.
- 20 Zitiert bei H. A. Winkler (wie Anm. 16), S. 671.
- 21 K. Rohe (wie Anm. 1), S. 436.
- 22 Ebd., S. 458f.
- 23 Ebd., S. 460f.
- 24 Ebd., S. 462ff.
- 25 Wie Anm. 1.
- 26 Vgl. ebd., S. 7f.
- 27 Ebd., S. 7, Anm. 6. – Vgl. ebd., S. 460.
- 28 Vom 1. März 1933 datiert ein vom Gau Württemberg des Reichsbanners an die Ortsgruppenvorsitzenden gerichtetes hektographiertes Rundschreiben für den Fall, daß „größere Unruhen eintreten, oder das Reichsbanner verboten wird, oder ein Verbot angekündigt wird: Der Vorsitzende muß sein Material schnellstens in Sicherheit bringen. Der Kassierer ist zu unterrichten, daß er sein Material ... rechtzeitig in Sicherheit bringt. Es darf nichts, was irgendwie von Wert ist, in die Hände der Gegner oder Behörden fallen. Auskunft, wo das Material ist, muß verweigert werden.“ Trotz der Aufforderung, das mit dem Stempel des „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, Gau Württemberg“ und der Unterschrift „Salm“ versehene Blatt zu „vernichten“, hat es sich bei den Unterlagen der Ortsgruppe Schiltach erhalten (Stadtarchiv Schiltach).
- 29 Vgl. zu ihm: Hans Harter, Gottlieb Trautwein (1892–1953). Ein Schiltacher Liberaler und kämpferischer Demokrat, in: *Die Ortenau* 68 (1988), S. 303–347.
- 30 Es handelt sich in der Hauptsache um: Nr. 39/1932 des „Rheinexpress. Illustrierte Wochenzeitung für Baden“, der im Titel die drei Pfeile der „Eisernen Front“ zeigt; Nr. 47/1932 und 48/1932 der „Illustrierten Republikanischen Zeitung“, die vom Reichsbannervorsitzenden K. Höltermann herausgegeben wurde; Nr. 52/1932 von „Das Reichsbanner. Die Wochenzeitung der Eisernen Front“.
- 31 Das Paket, das diese Gegenstände enthielt, wurde 1988, nach 55 Jahren, von Frau Elly Trautwein in Anwesenheit des Verfassers erstmals wieder geöffnet – Für die nochmalige Bestandsaufnahme habe ich Herrn Herbert Pfau, Stadtarchiv Schiltach, zu danken.
- 32 Dankend möchte ich die Herren Fritz Dinger und Georg Fieser, Schiltach, erwähnen, letzteren auch wegen seiner erfolgreichen Suche nach den wenigen vorhandenen Photographien.
- 33 Die Einsichtnahme im Stadtarchiv Wolfach ermöglichte mir Herr Ernst Bächle von der Stadtverwaltung Wolfach.
- 34 Schiltacher Zeitung: 28.5.1926.
- 35 Protokollbuch der Ortsgruppe Schiltach des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold (Stadtarchiv Schiltach, ab sofort: PB): 21.12.1930.
- 36 PB: 15.1.1927 und 7.1.1928. – Vgl. auch: H. Harter (wie Anm. 29), S. 305ff.
- 37 Vgl. ebd., S. 306ff.
- 38 Schiltacher Zeitung: 15.11.1926. – Vgl. zum Gründungsdatum der Schiltacher SPD: Protokollbuch der SPD-Schramberg, Protokoll vom 2.11.1897: „...daß in Schiltach nunmehr die Gründung eines politischen Vereins gelungen sei“ (freundliche Mitteilung von Herrn Gernot Stähle, Schramberg).

- 39 Badische Gemeindestatistik, bearbeitet vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 1927, S. 48, 133.
- 40 Wie Anm. 37.
- 41 Ebd.
- 42 Ebd. – Nach Aussage des kommunalpolitisch versierten Gärtnermeisters Georg Götz (1899–1988) bestand um den Schmiedemeister Kast eine kleine Zentrums-Gruppe.
- 43 PB: 15.1.1927.
- 44 PB: 19.2.1927.
- 45 PB: 25.10.1927.
- 46 PB: 7.1.1928.
- 47 PB: 28.4.1928.
- 48 PB: 13.10.1928.
- 49 PB: 20.1.1929.
- 50 PB: 20.1.1929; 27.4.1929; undatierte Ausschußsitzung; 8.6.1929.
- 51 „Festprotokoll von der Bannerweihe“, von Martin Fritz jr., dem „Festschriftführer“ (maschinenschriftlich, im PB auf besonderem Blatt).
- 52 Vgl. zu ihm: E. Matthias/H.Weber, Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Mannheim, Mannheim 1984, S. 106, Anm. 45.
- 53 Der Kinzigtälner: 15.7.1929 (der Bericht „Bannerweihe mit Kreisstreifen des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“ umfaßt beinahe eine ganze Druckseite).
- 54 Wie Anm. 51.
- 55 Ebd. – Ein katholischer Geistlicher war also nicht beteiligt, ein Zeichen für die geringe Repräsentanz von Katholiken im Schiltacher Reichsbanner.
- 56 Wie Anm. 53.
- 57 Vgl. „Festschrift zum 60jährigen Stiftungsfest des Krieger- und Militärverein Schiltach. Gaufest und Weihe der Kyffhäuser-Bundes-Flaggen des Kinzigtalgaues, Landesverband Baden, am 16. und 17. Juni 1934“ (nicht paginiert). – Das „Heldenkreuz“ ging erst 1931 in das Eigentum der Gemeinden Schiltach und Lehengericht über.
- 58 Badische Kriegerzeitung, Karlsruhe, Nr. 39/1924, von G. Trautwein in der „republikanischen Lesemappe“ aufbewahrt (der entsprechende Passus ist markiert).
- 59 Vgl. „Festschrift“ (wie Anm. 57), wo noch 1934 bekannt wurde: „Unser Verhältnis zu anderen republikanischen Kriegsorganisationen war immer ein kameradschaftliches.“
- 60 Wie Anm. 53.
- 61 Ebd.
- 62 Wie Anm. 51.
- 63 Wie Anm. 53.
- 64 Vgl. zu ihm: R. Friedmann, Nachruf für Professor Dr. Albert Kuntzemüller, Freiburg, in: Ekkhart 1971, S. 176–179.
- 65 Wie Anm. 51.
- 66 Wie Anm. 53.
- 67 Wie Anm. 51. – Vgl. ebd. den Kommentar des Festprotokollführers M. Fritz: „Manche Enthüllungen hat er uns gemacht, derer wir nicht wußten.“
- 68 Vgl. zum politischen Schicksal Kuntzemüllers: „Wegen seiner Zugehörigkeit zur Sozialdemokratischen Partei und seiner aktiven Mitgliedschaft beim ‚Reichsbanner‘ sowie seiner auch im politischen Bereich kräftig geführten Feder wurde er 1933 seines Dienstes enthoben“ (wie Anm. 64).
- 69 Wie Anm. 53.
- 70 Ebd.
- 71 Wie Anm. 51.

- 72 Ebd.
- 73 Vgl. das Festprotokoll (wie Anm. 51): „Die Größe des Festzuges ließ alle unsere Erwartungen übertreffen, haben sich doch fast alle Schiltacher Vereine daran beteiligt.“
- 74 Ebd.
- 75 PB: 18.7.1929.
- 76 Ebd.
- 77 Vgl. H. Harter (wie Anm. 29), S. 309ff.
- 78 PB: 20.1.1929; 12.1.1930.
- 79 PB: 25.10.1930.
- 80 PB: 20.6.1931; 16.7.1931; 19.3.1932; 25.6.1932.
- 81 Doppelblatt, datiert 14.3.1933 (im PB).
- 82 Berechnet nach: Badische Gemeindestatistik (wie Anm. 39), S. 48.
- 83 Nur für die DDP gibt es eine Mitgliederliste von 1930 mit insgesamt 42 Namen, davon 38 Schiltacher Männer, zumeist Gewerbetreibende (StA Schiltach, Nachlaß G. Trautwein).
- 84 Dabei haben mir Frau Elly Trautwein und Herr Fritz Dinger, beide Schiltach, sehr geholfen.
- 85 Wie Anm. 83.
- 86 „Bericht über die Generalversammlung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold Ortsgruppe Schiltach vom 5. Februar 1933“ (Doppelblatt, maschinenschriftlich, im PB).
- 87 K. Rohe (wie Anm. 1), S. 266f.
- 88 Freundliche Mitteilung von Herrn F. Dinger, Schiltach.
- 89 PB: 12.4.1930.
- 90 PB: 25.10.1930. – Vgl. ebd., 23.1.1932: „Seid einig und stark, treu der Republik, treu dem Reichsbanner und eueren Führern.“
- 91 Vgl. zu den Gemeinderatswahlen 1926: Schiltacher Zeitung vom 15.11.1926. – Bei den Gemeinderatswahlen 1930 erhielt die NSDAP bereits 3 Sitze, gegenüber 3 für die SPD und 2 für die „Bürgerliche Vereinigung“ (vgl. H. Harter, wie Anm. 29, S. 312f.).
- 92 K. Rohe (wie Anm. 1), S. 270.
- 93 StA Schiltach, Nachlaß G. Trautwein: Brief an die Landesgeschäftsstelle der Deutschen Staatspartei, Karlsruhe, vom 1.3.1932.
- 94 PB: 19.3.1932.
- 95 PB: 12.1.1930.
- 96 PB: 11.2.1930.
- 97 Wie Anm. 95.
- 98 PB: 12.4.1930.
- 99 Wie Anm. 95.
- 100 PB: 10.11.1929.
- 101 K. Rohe (wie Anm. 1), S. 138.
- 102 Ebd., S. 142.
- 103 Wie Anm. 89.
- 104 Wie Anm. 100.
- 105 PB: 1.6.1930. – Damals wurden auch zwei Gruppenphotos gemacht, die sich im Nachlaß des Schriftführers F. Fieser gefunden haben (Eigentum von Herrn Georg Fieser, Schiltach).
- 106 PB: 21.12.1930.
- 107 PB: 20.6.1931.
- 108 Vgl. zu ihm: E. Matthias/H. Weber (wie Anm. 52), S. 99, Anm. 26.
- 109 PB: 12.4.1930; 17.9.1932.

- 110 Wie Anm. 106.
- 111 Ebd.
- 112 Vgl. dazu auch: K. Rohe (wie Anm. 1), S. 309.
- 113 Wie Anm. 106.
- 114 So die zeitgenössische Kritik des Berliner sozialdemokratischen Polizeipräsidenten A. Grzesinski, zitiert bei K. Rohe (wie Anm. 1), S. 359.
- 115 PB: 20.6.1931.
- 116 Der Kinzigtäler: 13.8.1930.
- 117 PB: 16.7.1931.
- 118 Der Kinzigtäler: 13.8.1931.
- 119 Ebd. – Für 1932 ist im „Kinzigtäler“ nur noch eine kurze Notiz zu dem aber auch damals noch abgehaltenen Verfassungstag zu finden.
- 120 Vgl. E. Matthias/H. Weber (wie Anm. 52), S. 105.
- 121 PB: 10.11.1929.
- 122 PB: 25.10.1930.
- 123 Vgl. dazu: G. Stähle, Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, in: Schramberg 1933. Eine Dokumentation, Schramberg 1983, S. 53–57.
- 124 PB: 25.10.1927; 13.10.1928; 14.5.1930.
- 125 Vgl.: Vorwärts und nicht vergessen, 1888–1988, 100 Jahre Sozialdemokraten in Schramberg, hg. vom SPD-Ortsverein Schramberg, Schramberg 1988, S. 32ff.
- 126 PB: 17.9.1932. – Vgl. zu dem Mannheimer Sozialdemokraten O. Scholz: E. Matthias/H. Weber (wie Anm. 52), S. 106.
- 127 PB: 23.1.1932.
- 128 PB: 19.3.1932.
- 129 Von M. Fritz gibt es einen um 1969 geschriebenen Bericht: „Meine kommunalpolitische Tätigkeit“, in dem er sich als „Mitbegründer des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“ und „Saalschutzführer bei Versammlungen bis 1933“ bezeichnete. Er besaß auch eine Reichsbanner-Uniform, in der er sich photographieren ließ. Beide Unterlagen wurden mir von Frau Lydia Fritz, Schiltach, freundlicherweise zur Verfügung gestellt.
- 130 G. Trautwein bot im April 1932 dem Schramberger DDP-Vorsitzenden die Stellung von „Saalschutz“ an, wobei er mit Sicherheit auf das Schiltacher Reichsbanner zurückgreifen konnte.
- 131 Wie Anm. 127.
- 132 Ebd.
- 133 Ebd. (Vorschlag von M. Fritz).
- 134 Ebd. und PB: 25.6.1932.
- 135 Wie Anm. 93.
- 136 Der Kinzigtäler: 22.7.1932 (Ankündigung einer Versammlung der Eisernen Front, ein Bericht über deren Verlauf ist nicht erschienen).
- 137 Vgl. H. Harter (wie Anm. 29), S. 313ff.
- 138 StA Schiltach, Nachlaß G. Trautwein: Brief vom 7.4.1933 an die Deutsche Staatspartei, Karlsruhe.
- 139 Wie Anm. 86 (auf dieses Protokoll beziehen sich, wenn nicht anders vermerkt, die folgenden Zitate).
- 140 Vgl. seinen Rücktritt als Kassierer (PB: 12.1.1930), nachdem sein Fehlen bei den Versammlungen moniert worden war (PB: 18.7.1929). – Vgl. auch seine sich vom Reichsbanner distanzierende Formulierung in einem Brief an die DDP, Karlsruhe, vom 27.6.1930 (StA Schiltach, Nachlaß G. Trautwein).
- 141 Wie Anm. 30.

- 142 Der Kinzigtäler: 6.3.1933 (vgl. ebd.: Ev. Volksdienst: 124; Zentrum: 73; DNVP: 40; Staatspartei: 40; DVP: 19).
- 143 Wie Anm. 28.
- 144 Zettel (handschriftlich), im „Kassierbuch“, unterschrieben von: G. Trautwein, Chr. Wolber, A. Brüstle, F. Fieser, X. Schoch.
- 145 Briefdurchschlag (im PB).
- 146 Briefdurchschlag, datiert vom 14.3.1933 (im PB).
- 147 Wie Anm. 81.
- 148 Diese sind belegt für: F. Fieser (1. Vorstand), Johann Lutz (Fahnenbegleiter) und M. Fritz.
- 149 Freundliche Mitteilung von Herrn G. Fieser, Schiltach. – Am 21.3.1933 gab es in Schiltach abends eine „vaterländische Kundgebung“, bei der auf dem Schloßberg ein „Höhenfeuer“ brannte, zu dem SA und HJ hinaufzogen (vgl.: Der Kinzigtäler: 22.3.1933). Wahrscheinlich fand die Fahnenverbrennung bei dieser Gelegenheit statt. – Vgl. auch: H. Harter (wie Anm. 29), S. 326.
- 150 G. Trautwein hat darüber am 20.3.1933 einen Bericht „Hausdurchsuchung“ verfaßt, abgedruckt in: Schiltach. Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, hg. von der Stadt Schiltach, Freiburg 1980, S. 160f.
- 151 Ebd.
- 152 Vgl. H. Harter (wie Anm. 29), S. 319f.
- 153 Generallandesarchiv Karlsruhe, DNZ 139476/Bestand 465b, Nr. 25. – Diese Handlung wurde G. Trautwein, ebenso wie die Rettung von Fahne und Protokollbuch des Reichsbanners, 1948 in seinem Entnazifizierungsverfahren zugutegehalten (vgl. ebd., Nr. 73–76).
- 154 Notiz in: Kinzigtäler Nachrichten vom 7.7.1933 (StA Haslach i. K.).
- 155 Wie Anm. 129.
- 156 Vgl. zu dem Fall von G. Trautwein: H. Harter (wie Anm. 29), S. 321.
- 157 Eine Aufarbeitung der Strukturen und Organisationen des Nationalsozialismus in Schiltach fehlt bisher. Die Benennung der NSDAP-Mitglieder verdanke ich Herrn F. Dinger, Schiltach.
- 158 Wie Anm. 138.
- 159 Vgl. H. Harter (wie Anm. 29), S. 329ff.
- 160 StA Schiltach, Nachlaß G. Trautwein, Brief vom 9.3.1947, unterzeichnet von A. Aberle.
- 161 Vgl.: Schiltach. Schwarzwaldstadt (wie Anm. 150), S. 167.

Das „Haus an der Stirn“

Familie Eisner in Gengenbach

Frank Flechtmann

Else Belli und Kurt Eisner

„Das Anwesen der Beschwerdeführerin liegt am Hang des Kapellenberges. Man erreicht es über eine schmale steile Treppe, die weiter bergan führt. Das Gelände dürfte an dieser Stelle etwa 40 Grad ansteigen. Die Bewohner mußten durch Klingelzug veranlaßt werden zu öffnen. (... Über die Terrasse) kommt man in die Waschküche, neben der sich nach links zu der Raum für Eingemachtes der Beschwerdegegner befindet. Nach rechts ist der Holz- und Kohlenkeller, der anscheinend teilweise noch nach hinten in den Berg hineinreicht ...“¹ Es folgen noch weitere zwei Seiten eingehender Beschreibung eines Hauses in Gengenbach, gefertigt von einem Einzelrichter am Landgericht Offenburg nach einem Lokaltermin am 7. 11. 1958 im „Haus an der Stirn“.

Seit 1920 wohnte dort die Witwe des am 21. 2. 1919 in München ermordeten bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner mit ihren beiden Töchtern.

In einem DDR-Lexikon von 1970 wurde Kurt Eisner noch immer getadelt: „(Er) vertrat einen mehr ethischen als revolutionären Sozialismus. Sein Wirken und seine Haltung waren widerspruchsvoll“. In Grundfragen habe er einen opportunistischen Standpunkt eingenommen, keine Klarheit über die Lösung der Hauptaufgaben der Novemberrevolution gehabt².

Am 14. Mai 1867 in Berlin geboren, studierte Kurt Eisner dort von 1886 bis 1890 Philosophie und Germanistik. Viele Jahre arbeitete er als Journalist und Redakteur.

1892 heiratete er Lisbeth Hendrich. 1898–1905 war er leitender Redakteur des „Vorwärts“ in Berlin, später der „Fränkischen Tagespost“ in Nürnberg. 1910 übersiedelte er von Nürnberg nach München und trennte sich von Lisbeth. Er lebte jetzt zusammen mit Else Belli, der Tochter von Joseph Belli aus Rammersweier, dem Veteranen der „Roten Feldpost“³. 1917 ließ er sich von Lisbeth scheiden und heiratete Else Belli am 31. Mai.

Das Ehepaar wohnte mit der neunjährigen Ruth und der elfjährigen Freia in Großhadern bei München⁴ an jenem 7. November 1918: „Meine Eltern rie-

fen uns zu sich und sprachen mit uns wie zu Erwachsenen. Sie hätten etwas Großes vor, den Krieg zu beenden und das Königtum zu stürzen. Wir sollten unbesorgt sein; wenn etwas passiert, sollten wir uns an den Großvater in Stuttgart wenden. Die Eltern kamen abends nicht zurück, dafür aber Arbeiter, und sie sagten: Mir ham'n Kini fortgejagt. Am nächsten Tag kam unsere Mutter: Bayern ist jetzt Republik. Wir konnten uns darunter nichts vorstellen. Aber daß der König weg war, das haben wir verstanden“⁵.

Die Wittelsbacher hatten seit 1180 in Bayern geherrscht, seit 1806 als Könige. Nun verließ König Ludwig III. (1845–1921, König ab 1913) München, dankte ab⁶.



Die Demonstration in München am 16.2.1919. Mit Pelzkragen und Mütze Felix Fechenbach, rechts Else und Kurt Eisner.

Aufnahme: Dr. Ruth Strahl

Es wurde eine bürgerliche Regierung gebildet, Kurt Eisner (USPD) wurde Ministerpräsident. Bei den Wahlen im Januar verlor seine Partei erheblich Stimmen, und Eisner wollte zurücktreten⁷ – da wurde er am 21. 2. 1919 auf dem Weg zum Landtag von hinten erschossen. Der Mörder war Anton Graf von Arco-Valley (1897–1945 oder 1947), Student und ehemals in der Thule-Gesellschaft.

Über Eisner und den Mord wurde viel geschrieben⁸. Aber was wurde aus der zweiten Frau des Ermordeten und ihren Töchtern?

Familie Belli

Joseph Belli wurde 1843 in Rammersweier geboren, seine jüngste Tochter Else 1887 in Zürich. Die Familie lebte in der Verbotszeit der SPD (1878–1890) u. a. in Kreuzlingen, später dann in Stuttgart, wo er Prokurist beim Dietz Verlag war. Von den elf Kindern wurden sieben großgezogen. Else kam mit den führenden Sozialisten in Berührung, darunter der unweit bei Degerloch lebenden Klara Zetkin. Die soll Else Belli sehr gefördert haben. Im Alter von etwa zwanzig Jahren veröffentlichte sie hin und wieder etwas im Feuilleton der damals sehr bedeutenden fortschrittlichen Zeitschrift „Die Gleichheit“⁹.



Else Belli, um 1907.

Aufnahme: Dr. Ruth Strahl

Außer Klara Zetkin war auch ein anderer Veteran der Arbeiterbewegung sehr um die jüngste Tochter Bellis bemüht: Franz Mehring sei von ihr „sehr fasziniert gewesen (...), daß man sich fast wunderte, daß sie Ihren Vater heiratete und nicht Franz Mehring. Aber der war eventuell schon verheiratet?“¹⁰

Die Ehe war nur von kurzer Dauer. Nach der Ermordung Eisners geriet die Familie in die Wirren des Bürgerkriegs: Räterepublik, Gegenrevolution, viele Ermordete – darunter ein Freund der Familie, Gustav Landauer, in dessen Wohnung in Krumbach/Schwaben Else Eisner nun lebte¹¹, während er die Eisner-Wohnung in Großhadern bewohnte, aus der er abgeholt wurde zur Ermordung¹².

zu Dorf, zwei Jahre lang. An der österreichischen Grenze hielten wir uns etwas länger auf ...“¹³ Mit Geld ihres Vaters kaufte Else Eisner ein Haus in Gengenbach, das sie mit den Kindern 1920 bezog. 1923 zogen ihre Eltern auch hin.

Ein Gengenbacher hat die „Villa Eisner“ so beschrieben: „In dem Haus an der Stirn, Schwedenstraße, über der Sandsteinmauer, die wie ein Schiffskiel verläuft, wohnte Herr Architekt Müller, der Erbauer der Volksschule und der Kinderschule. Sein Haus hat er im Jugendstil und aufs Modernste seinerzeit eingerichtet. So der Englische Kamin mit seinen einmaligen Kacheln, auch die Toalettenschüssel mit seinen Verzierungen lies er selbst aus London kommen. Er dürfte mit die erste Wasserspühlung in Gengenbach gehabt haben. Das Haus wurde 1904 erbaut“¹⁴.

Finanzielle Sorgen

Noch erhielt Else Eisner laufende und einmalige Zahlungen. Es ging ihr wohl besser als der ersten Ehefrau Kurt Eisners. Lisbeth Eisner forderte von Graf Arco Entschädigung „für unterbrochene Studien aller Kinder – auch für solche, die nie studiert hatten“¹⁵. Sie wollte dann auch Geld von der zweiten Frau.

Else hatte sie unterstützt, stellte aber mit Schreiben vom 30. 9. 19.. „wegen Machenschaften gegen mich, die das Andenken meines großen Gatten schädigen“, die „freiwilligen Zahlungen“ ein¹⁶. Else Eisner lebte nun selbst „mit einer unzulänglichen Pension und setzte dauernd zu, um ein Buch über ihren Mann schreiben zu können. Im Februar 1921“ – also schon in Gengenbach – „wurden die Mittel so knapp, daß Else Eisner ihren Dienstboten entlassen mußte“¹⁷.

Sie hatte noch ausstehende Honorare von Verlagen bekommen, was Lisbeths Anwälte ihr vorrechneten¹⁸: 500 M und 1200 M vom Verlag „Neues Vaterland“, vom Verlag Paul Cassirer 5000 M, vom Georg Müller Verlag über 5000 M – gegenüber der „drückenden Not“ von Lisbeth Eisner.

Im Februar 1920, Else Eisner lebte noch am Bodensee, beschwerte sich Lisbeth Eisner bei Joseph Belli¹⁹, Else habe Kurt Eisners Bücher verkauft. Diese verteidigte sich, es sei ein Transportproblem gewesen. Man habe nicht alle Bücher nach Gengenbach schaffen können, dann hätte man drei statt zwei Lastwagen gebraucht. So habe sie vieles aus der Bibliothek verschenken müssen.

Else und Kurt Eisner hatten den Krieg nur dank großzügiger Unterstützung von Joseph Belli überstehen können, wie aus Briefen und einer Darlehensquittung Kurt Eisners vom 31. 1. 17 (3500 RM) zu sehen ist („innerhalb von zwei Jahren nach Kriegsende Rückzahlung“²⁰). Diese Forderungen – insgesamt 13 500 M²¹ – müsse sie jetzt tilgen, hielt die zweite Frau der ersten über die Anwälte vor.

Aus Gengenbach schrieb Else Eisner am 30. 6. 21: „Frau Lisbeth hat mich wieder beim Landgericht Offenburg verklagt ...“²². Der Streit zog sich noch bis 1930 hin, im Nachlaß liegt eine Mappe mit Beweisdokumenten „1911–1918“ zum Prozeß.

Wovon lebte nun Else Eisner mit den Kindern, abgesehen von der immer weniger werten Pension aus München und der Unterstützung ihres Vaters? Sie verkaufte die Briefe von bekannten Personen aus dem Nachlaß ihres Mannes, auch seine Manuskripte. Aus ganz Europa kamen Anfragen. Ein Antiquar in Wien meldete im September 1924, zwei Briefe hätten auf einer Auktion 119 Goldmark gebracht, und am 1. 10. 24 bat der Autographensammler Stefan Zweig – der bekannte Schriftsteller – aus Salzburg um etwas von Kurt Eisner.

Später bemühten sich Institutionen um größere Teile des Nachlasses oder um alles – so die Sowjetunion 1929, der Freistaat Bayern und das Reichsarchiv Potsdam 1928. Letzteres bot 10 000 RM. Frau Eisner schickte „meinen Vertreter Friedrich Leiser“ nach Berlin – und behielt sich zuviele Rechte beim Verkauf vor, unterschrieb den zugesandten Vertragsentwurf nicht. So blieb Schmalhans Küchenmeister im „Haus an der Stirn“²³.

Ganz Deutschland erfährt von der Not in Gengenbach

Die „Welt am Montag“ aus Berlin brachte am 3. September 1923 die Meldung, man habe „zwei Abschnitte des Postscheckamts München über Beträge von 530 Mark und 600 Mark. Sie betreffen je eine Monatspension aus diesem Sommer an die Witwe Kurt Eisners: für Mai und August 1923! Kurt Eisners Mörder geht es bekanntlich besser als den unschuldigen Opfern seiner Tat“²⁴.

Etwa zu dieser Zeit gab Else Eisner ein Inserat auf im „Anderen Deutschland“, einem pazifistischen Wochenblatt. Sie könne ihre Töchter nicht mehr ernähren, klagte sie darin, man möge ihr eine abnehmen. Es habe einen „Berg von Zuschriften“ gegeben daraufhin, erinnert sich die jüngste Tochter, und man habe sich für eine Familie in Saulgau entschieden, wo Ruth als „Haustochter“ genommen wurde²⁵.

Erster Kontakt mit Leiser

In Saulgau lernte Frau Eisner einen Mann kennen, der nach Erinnerung ihrer Tochter Hausfreund der Gattin des Hauptlehrers Buck gewesen war. Der

verheiratete Friedrich Leiser wandte sich nun der Frau aus Gengenbach zu. 1926 zog er nach Gengenbach^{25a}.

Die Notlage hatte sich nach Ruths Wegzug immer noch nicht geändert, am 28. 9. 1924 stand es in der Stuttgarter „SONNTAGSZEITUNG“: „Kurt Eisners Witwe, Frau Else Eisner geb. Belli, lebt in Gengenbach (Baden) bei ihrem alten Vater in bitterster Armut, da sie wegen eines Nervenleidens arbeitsunfähig ist. Die Pension, die ihr die bayerische Regierung seinerzeit bewilligt hatte, ist nämlich (im Gegensatz zur Unfallrente des Abg. Auer) während der Inflation nie erhöht worden, so daß im Sommer 1923 das Porto schon höher war als der monatlich übersandte Betrag. Seit damals erhält Frau Eisner keine Pension mehr“²⁶.

In der „Weltbühne“ vom 20. 1. 1925 wurde zu einer Sammlung für die „Witwe in schwerer Not“ aufgerufen. Der Herausgeber mahnte am 10. Februar, „vielleicht erinnert sich der Herr Reichspräsident, daß er einmal Sozialdemokrat gewesen ist, und tut auch was für die Witwe eines Sozialdemokraten: Kurt Eisners“²⁷. Die Sammlung habe bisher 251 Mark ergeben und werde fortgesetzt.

In Heft 8 hieß es am 24. Februar, ein Rechtsanwalt sei „wie Viele, erschüttert, daß für Kurt Eisners Witwe gesammelt werden muß“ – er war aber „wie Viele, außerstande, sich an der Sammlung zu beteiligen“. „Dafür wollen Sie wenigstens einen Rat beisteuern, der womöglich zu Geld gemacht werden kann“. Es war der Hinweis auf § 844 BGB. Er möge ihr den Prozeß führen, riet Siegfried Jacobsohn. „Ihre Adresse ist: Frau Else Eisner, Gengenbach in Baden“. Die Leser der „Weltbühne“ spendeten, entweder direkt nach Gengenbach oder nach Berlin an die Redaktion. Dort gingen bis Anfang April 1003,70 Mark ein, und die Sammlung wurde beendet²⁸.

Das eingehende Geld war vielleicht der Grund, daß die Mutter Ruth wieder holte. Diese kann sich nicht an Geldsendungen erinnern. Sie habe von diversen Zahlungen – zum Teil ausdrücklich auf ihre Person bezogen –, nichts erfahren²⁹.

Man lebte nun zu fünft im „Haus an der Stirn“. Freia war meist in Berlin oder Wien. Leiser vertrug sich nicht mit ihr³⁰.

Die Gengenbacher wunderten sich, wovon Leiser lebte, denn er ging keiner erkennbaren Arbeit nach. Der Chronist K. B. hat über ihn festgehalten:

„Frau Eisner lebte mit einem SPD-Freund zusammen, dessen Arbeitszimmer das ehemalige Pulverhisli war. Wovon er lebte wußte niemand. Die



Gengenbach, von der Kinzig aus. 1956. Am Hang (Hintergrund Mitte) das ‚Haus an der Stirn‘. Aufnahme: Dietrich Klettner

Post hat Herr Leiser nie in einen Briefkasten geworfen, er gieng immer an die Bahn und warf die Post in den Postwagen im Zug³¹.

Im Haus herrschte Zwietracht. Die Töchter waren dem Paar wohl im Wege, vor allem Freia. Leiser betrieb ihre Einweisung in eine Nervenklinik in Heidelberg, wo sie aber bald als „nicht krank“ wieder entlassen wurde³².

Ruth hielt sich mehr zurück in ihren Äußerungen, stand ihm auch gleichgültiger gegenüber. Tags war sie meist abwesend in Offenburg, wo sie das Gymnasium besuchte wie der spätere Oberbürgermeister von Offenburg, Karl Heitz. Zu dieser Zeit war Ernst Engelberg aus Haslach an der Oberrealschule in Offenburg.

Der Haslacher war oft im „Haus an der Stirn“³³, Else Belli war häufig in Haslach im Hause Engelberg³⁴. Sie sei mit dem Rotationsmaschinenmeister Leiser gekommen, so erinnert sich Ernst Engelberg, und habe mit der Familie Engelberg gemeinsame Ausflüge gemacht. Er kann sich auch erinnern, beim Ordnen des Nachlasses mitgeholfen zu haben. Sein Vater, der Buchbinder und Zeitungsherausgeber Wilhelm Engelberg³⁵, habe die Kartons hergestellt für Eisners Nachlaß. Ernst Engelberg schildert die „immer lebhaftere Unterhaltung meines Vaters“ mit Else Eisner. 1927 ging er zum Studi-

um nach Freiburg und München. Später in der Emigration in Genf sah er Else Eisner wieder.

In Haslach habe Sie auch vom Biografie-Projekt gesprochen. Sie sei aber nicht damit zurandegekommen. Leiser habe gekocht und ihr die Hände freigehalten für die Biografie Kurt Eisners. Von Hunger und Not konnte der junge Ernst Engelberg nichts bemerken, aber „das Gejammer ging mir auf die Nerven“³⁶.

Leiser ärgerte sich auch oft über Thekla Belli, die Ehefrau Joseph Bellis, die ihm sehr deutlich ihre Ablehnung zeigte. Sie machte oft Bemerkungen über sein breites Gesäß³⁷. Nach Bellis Tod 1927 betrieb Leiser ihre Einweisung in ein Pflegeheim³⁸.

Else Eisner war währenddessen mit gleich zwei Biografien sehr beschäftigt. Die eine schrieb sie über Landauer, die andere nannte sie „Guldar – Der Roman des Revolutionärs. Von Warana“. Mit den Namen waren sie und ihr Mann gemeint. Sie stammen aus einem Theaterstück von ihm³⁹. „Der Text beginnt mit den Besuchen Waranas im Gefängnis. (...) Er ist noch verheiratet und hat fünf Kinder“ – Else war 20 Jahre alt damals in Nürnberg, er 40. „Sie schildert die Qualen einer freien Ehe“⁴⁰.

Else Eisner gedachte auch der Jahrestage und lieferte verschiedenen Zeitungen Gedenkartikel, etwa zu Eisners 60. Geburtstag. Ein Artikel von ihr erschien in der „Leipziger Volkszeitung“ vom 14. Mai 1927 unter seinem Pseudonym „Sperans“ auf der Titelseite.

Anwürfe und Beleidigungen

Else Eisner hatte zu sehr vielen Zeitungen und Zeitschriften ständigen Kontakt – sie muß große Mengen von Druckschriften laufend bezogen haben. Sie wehrte sich auch gegen Anwürfe chauvinistischer Schreiber und führte zwei Prozesse (1928–31) wegen „Verleumdung Kurt Eisners“⁴¹. In einem wurde sie selbst beleidigt.

„Das bayerische Vaterland“, das Organ des christlichen Bauernverbandes, hatte 1928 anlässlich ihres Prozesses um die Witwenpension geschrieben, sie sei eine „arrogante zugewanderte galizische Jüdin“, die sogar noch den Mut aufbringe, den bayerischen Staat auf Zahlung einer Pension zu verklagen. In der Verhandlung wies sie nach, daß sie „einer katholischen Familie entstamme, ihre Mutter Hohenzollerin war und ihr Vater aus der Gegend von Offenburg gebürtig“ sei⁴².

Der Redakteur wurde zu 800 M Geldstrafe verurteilt, was ein längeres Nachspiel hatte und u. a. wieder einen Artikel in der „Leipziger Volkszeitung“ zeitigte (22. 10. 1930: „Der Beleidiger jammert um Gnade – Die ‚galizische Jüdin‘ gewährt sie ihm“)⁴³.

Das Verfahren um die bayerische Pension wurde in der „Weltbühne“ am 13. März 1928 ausführlich von Albert Winter referiert. Bayern habe ab 1919 eine jährliche Rente von 12 000 Mark für die Witwe und die damals minderjährigen Kinder gezahlt. Am 21. Juni 1921 habe Frau Eisner aus Gengenbach wegen Geldentwertung um Erhöhung gebeten. Darauf sei die Rente nur noch bis August 1923 gezahlt und dann ganz gestrichen worden. Auf ihre Eingabe vom 13. Januar 1927 an die bayerische Staatsregierung sei keine Reaktion erfolgt.

„Das bayerische Vaterland“ hatte in der Nr. 167 vom 21. Juli 1928 die Berufungsverhandlung um die Pension erwähnt und verlangt, die Witwe Eisner solle Arbeitslosenhilfe beantragen. Sie beanspruche „mehr Rücksichtnahme, als sie den Töchtern des Königs zugestanden wurde“. Ihre Darstellung, Kurt Eisner habe Königin Therese in Anif geschützt, sei eine kühne Behauptung⁴⁴.

„Das bayerische Vaterland“ mußte in der Ausgabe 183 (9.8.1928) das Gerichtsurteil des Amts- und des Landgerichts „in der Privatklagesache Eisner, Else, Ministerpräsidentenswitwe in Gengenbach“ gegen den Redakteur Bühl einrücken. In der Korrespondenz mit Zeitungen zu diesen Vorgängen wird eine Wohnsitzänderung erwähnt. Am 1.12.1930 schrieb Else Eisner an das MdR Hugo Saupe von der „Leipziger Volkszeitung“ ihre neue Adresse: Saulgau, Gesellenstraße 4. „Der bayerische Staat bezahlt mir seit der vor einem Monat erfolgten Volljährigkeit meiner Tochter (Ruth) nurmehr 100 M mtl., so daß ich nach 10j. Aufenthalt mein schönes Anwesen in Gengenbach vermieten mußte und vorerst mich hier aufhalte. Mit Parteigruß“⁴⁵.

Der Beleidiger schrieb am 3.2.31 an die „Ministerpräsidentenswitwe“ in Gengenbach, Schwedenweg 8. Er dankte, daß sie trotz der schweren Beleidigung seiner Begnadigung zugestimmt habe. Als der Brief ihr nachgesandt wurde nach Saulgau, lief schon das nächste Beleidigungsverfahren: Das „Allgäuer Anzeigenblatt“ hatte am 2.1.31 in einem Artikel über einen Stahlhelm-Abend einen „Verrat“ Eisners entlarvt mittels recht fragwürdiger Zahlenangaben: „Vom 25.9.18 bis 16.11.18 hat der bayerische Revolutionsminister Eisner 3103 Schecks mit einer Gesamtsumme von 165 Mill. Goldmark ausgezahlt. Woher kam diese Riesensumme?“ Das Blatt deutete an, das Geld sei vom Kriegsgegner Lloyd George am 16.2.17 bereitgestellt worden. Frau Eisners Klage hiergegen wurde von der Staatsanwaltschaft

Kempton am 28.5.31 mit der Begründung abgewiesen, eine Strafverfolgung liege nicht im öffentlichen Interesse. Es sei nicht das Republikschutzgesetz anzuwenden, da die Verfassung nicht verletzt worden sei. Ihre Beschwerde hiergegen vom 5.6.31, in Offenburg abgesandt, änderte offenbar nichts⁴⁶.

Aus späteren Briefen ist zu erkennen, daß Anregungen und Ratschläge zu den Prozessen von ihrem Freund Leiser stammten. Er sollte Jahrzehnte später mit dieser Prozeßfreudigkeit noch zum Alptraum der Töchter werden.

Ein reicher Sozialist denkt national

Die finanzielle Situation war ursprünglich sehr gut. Das Amtsgericht Gengenbach hatte am 16.11.20 wegen der elterlichen Gewalt über Ruth Eisner angefragt, ob das Vermögen mündelsicher angelegt sei. Der „Vormund Josef Belli, Prokurist aus Stuttgart“, hatte die Schätzung einer Liegenschaft in Frankfurt eingereicht: ein Mietshaus in der Albusstraße 28 war 162.670 RM wert, die Hälfte als Schätzwert immer noch erheblich. Von diesem Anwesen hat seine Enkelin allerdings nie gehört⁴⁷. Es ist angeblich mit den anderen Vermögenswerten Josef Bellis in der Inflation abhanden gekommen. Ausführlich schildert Else Eisner die Vorgänge in einem Brief an ihren ältesten Bruder:

„Als im Jahre 1923 Vater und Mutter zu mir zogen und gleich darauf die Inflation einsetzte und Vater mit seiner Pension nichts mehr anfangen konnte, (so daß er eine Zeitlang sogar den „Volksfreund“ herumtragen mußte) da habe ich sehr viele Briefe aus Eisners Nachlaß für Devisen ins Ausland verkauft, um überhaupt die Lebensmöglichkeiten der Eltern zu sichern.

Ich war damals dauernd bei Verwandten und Bekannten, um den Eltern nicht zur Last zu fallen und habe auch Ruth ein paar Jahre zu einer Lehrersfamilie nach Saulgau verbracht – immer in Rücksicht auf die Lage der Eltern“. Sie erwähnte, daß „Vater bei Ausbruch des Krieges auf der Stuttgarter Sparkasse ungefähr 94 000 M gehabt hat, lt. Ausweis der Stuttgarter Sparkasse, und daß er nach dem Kriege das Geld auf die Württ. Vereinsbank getragen hat, um mehr Zinsen zu erhalten. (...) nicht ein Pfennig von dem Geld gerettet werden konnte. Den Rat Kurt Eisners, sein Geld in die Schweiz zu bringen, wo er ja Verwandte habe, hat Vater nicht befolgt, da er ja mit einem Siege Deutschlands rechnete“⁴⁸.

Der Großvater Joseph Belli überlebte die Querelen nicht lange. In einem Brief vom 13.9.27 an Freia schrieb ihre Mutter, er sei am 19. August an Ge-

hirnschlag gestorben, am 22. August in Baden-Baden verbrannt worden. „Großmutter intrigiert immer“⁴⁹. Bellis Testament war verschwunden, „Leiser suchte es, als er noch im Sterben lag“⁵⁰.

Viel Post vom Finanzamt

Großen Raum in den Unterlagen im Parteiarchiv der SED in Berlin nehmen auch die Gengenbacher Steuerangelegenheiten ein. Viele Bescheide, viele Einsprüche, viele Nachlaßgesuche. So schrieb das Finanzamt Gengenbach am 20.7.27, dem Gesuch um Nachlaß der Grundsteuer könne leider nicht stattgegeben werden. „Ihren mißlichen finanziellen Verhältnissen wurde jedoch dadurch Rechnung getragen, dass Herrn Belli, welcher Sie unterstützt, durch den Steuerausschuß 50 M Einkommensteuer nachgelassen wurden“⁵¹.

Immer wieder schrieb sie Eingaben und Bitten an Unterstützer, so auch an die SPD, der es 1927 gelang, „aus einem besonderen Fond für Sie eine einmalige Summe von 300,- Mark locker zu machen“⁵². Der Name Eisner wirkte sich immer wieder auch im Ausland – Schweiz, Frankreich vor allem – hilfreich aus. Bis die Stadt Gengenbach neue Steuerbescheide schickte ...⁵³.

Zwischendurch forderte auch das Finanzamt Offenburg und erwartete, daß sie „mir über den Stand Ihres Prozesses gegen den bayerischen Staat berichten, so daß ich weitere Verfügung erlassen kann.“ Später wurde die Grundsteuer „aus Billigkeitsgründen“ erlassen⁵⁴. Es folgten aber weiter Unmengen von Forderungszetteln der Stadtkasse Gengenbach, und am 7.8.28 wurde die Pfändung angedroht, „falls nicht bis zum 15.8.1928 die 218 RM ganz bezahlt sein sollten“⁵⁵.

Frau Eisner und ihr Berater kamen auf die Idee, in Bayern um Weiterzahlung der Waisenrente für Ruth zu bitten, die längst in Berlin lebte und das Geld nie bekam. Das Bayerische Staatsministerium des Innern schrieb am 20.5.30 auf diese Bitte um Verlängerung, man sei nicht in der Lage, die Zahlung der 100 RM über den 7.4.1928 hinaus fortzusetzen⁵⁶.

Die Lage wurde immer mißlicher, vielleicht war das der Grund für den Wegzug. Vermutlich von Saulgau aus war sie mit Friedrich Leiser nach Peterzell gezogen, angemeldet erst am 1.7.32 „aus der Gemeinde Gengenbach“, wie der dortige Bürgermeister vermerkte: „Eisner, Else, geboren in Zürich am 30.10.1887. Leiser, Friedrich, geboren am 5.11.1895 in Heil-

bronn“. Zwischendurch lautete die Adresse noch einmal Gengenbach – jetzt Hauptstraße 6, wohin ihr ein Anwalt im Juli 1931 aus München schrieb⁵⁷. Das Parteiarchiv bewahrt auch ihre Legitimationskarte („Mitglied Nr. 2504“) des Konsumvereins St. Georgen auf⁵⁸.

Die jüngste Tochter Kurt Eisners in Gefahr

Nach dem Abitur 1929 in Offenburg nahm Ruth Eisner an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin im Sommersemester das Medizinstudium auf. Sie schloß sich 1930 einer „Roten Studentengruppe“ an, die der KPD nahestand. Nach dem Physikum 1930 trat sie in die KPD ein.

Am 5.3.1933 wurde sie nach dem Reichstagsbrand verhaftet. Erst wurde sie von der SA eingesperrt und in ein Privathaus gebracht. Am Eingang sah sie ein Schild: DALUEGE⁵⁹. Vernommen worden sei sie dort, so berichtet sie, von Heinrich Himmler. Sie erinnert sich noch an seine unwirsche Handbewegung, weil sie nicht die gewünschten Antworten gegeben habe. Danach wurde sie zum Alexanderplatz ins Gefängnis des Polizeipräsidiums transportiert. Unter „Verdacht auf Hochverrat“ wurde sie ins Frauengefängnis Niederbarnimstraße verlegt. Und dann, überraschend und unerklärlich, wurde sie zum 1. Mai durch eine Amnestie freigelassen mit vier anderen Frauen.

Sie wohnte erst in Charlottenburg, zog dann für etwa sechs Wochen in die Paderborner Straße 2 in Wilmersdorf. Am 22. Juli 1933 heiratete sie ihren Freund, den Schlosser Hermann Strahl aus Dessau, – und diese Namensänderung rettete sie. Die Gestapo gab es noch nicht, der Zugriff auf Meldedaten war umständlich – so wurde sie im April 1937 als Ruth Eisner ausgebürgert, zusammen mit Mutter und Schwester auf der Liste 11. Dabei lebte sie mitten im Deutschen Reich einfach weiter – als Hausfrau in Mosigkau bei Dessau. Sie erhielt lediglich ab und zu vom Bürgermeister ein Schreiben, sie dürfe nach den Nürnberger Gesetzen das Wald- und Strandbad nicht mehr betreten (22.7.39) oder nach 20 Uhr die Wohnung nicht verlassen (13.9.39). Dieser Bürgermeister vertraute ihr aber auch hin und wieder Waisenkinder an, die er unterbringen mußte und die niemand nehmen wollte.

Als sie bei einer Frage nach der „Rasse“ sich weder als „arisch“ noch als „jüdisch“ bezeichnete, war man sogar im „Rassenpolitischen Amt“ in Dessau ratlos und schickte sie weg⁶⁰.

Die Flucht der Mutter

Else Eisner wurde im Mai 1933 in Peterzell verhaftet und nach Donau-eschingen gebracht. Man legte ihr nahe, außer Landes zu gehen⁶¹. In der Schweiz hatte sie Verwandte und kannte sich aus, sie war ja dort geboren und aufgewachsen. Sie lebte nun mit Leiser einige Jahre in Genf.

Im Oktober 1933 lud sie Ruth ein. Es gab die Hoffnung, das Studium hier weiterzuführen. Ruth erhielt in Genf zwar die Zulassung zum Studium, konnte aber wegen Geldmangels nicht lange studieren. Im November 1934 wurde sie nach kurzer Haft des Landes verwiesen, als ihre politische Einstellung bekannt geworden war. Als „Tochter des Ministerpräsidenten eines Landes, das größer ist als die Schweiz“ wurde ihr jedoch die Wahl des Zieles überlassen. Sie gab vor, nach Frankreich zu reisen, überschritt aber in Konstanz die Grenze ins Reich – im Wirkungsgebiet des Zeitungsschmugglers Joseph Belli unter Bismarck. Nach einem kurzen Aufenthalt in Tuttlingen reiste sie nach Mosigkau. Dort, in der Heimat ihres Mannes in Sachsen-Anhalt, traf sie auf dem Rathaus einen Österreicher. Zuhause habe sie geübt, den Arm hochzureißen, um dann von diesem Österreicher bei der polizeilichen Anmeldung akzeptiert zu werden. Auf seine Frage nach dem Aufenthalt seit der letzten Abmeldung (in Berlin) antwortete sie „auf Reisen“⁶².

Sie überlebte dort. Zwei Söhne wurden 1935 und 1940 geboren, ihr Mann war nach dem 20. Juli (1944) verhaftet – was für Risiken. Wie viele Möglichkeiten, daß ein aufmerksamer Volksgenosse eine Meldung macht: Geburtsname Eisner – Novemberverbrecher – der wird doch erwähnt in „Mein Kampf“. War sie doch die Tochter eines der größten Feinde Hitlers, der häufig auch deren Familienmitglieder einsperren, ausbürgern oder anders schädigen ließ⁶³. Nach der Machtübernahme wurden einige Verwandte Kurt Eisners eingesperrt. Sein Sohn Hans Kurt aus erster Ehe war ab 1933 in mehreren Konzentrationslagern, u. a. 1936 im KZ Esterwegen⁶⁴. Im KZ Dachau wurde er gezwungen, an die Emigrantenzeitung „NEUER VORWÄRTS“ zu schreiben, draußen solle die „Greuelhetze“ über die Konzentrationslager eingestellt werden, „da die Juden in Dachau als Rassegenossen hierfür verantwortlich gemacht werden. Kurt Eisner“⁶⁵. Hans Kurt Eisner wurde im KZ Buchenwald auf dem Appellplatz vor den Gefangenen erhängt. „Dreimal zog man ihn rauf und runter“⁶⁶.

Am 11.3.35 schrieb Else Eisner aus Genf an Freia. Beim „Blick auf den Jura“ aus dem 7. Stock ließ sie sich über „die dumme Entwicklung von Ruth“ aus und zeigte ihre Abneigung gegen deren Mann⁶⁷. Sie machte sich aber Sorgen um sie, etwa im Brief vom 24.12.35: „... seit meinem Geburts-

tag keine Nachricht von Ruth. Wenn es nur gut dort weitergeht, erfahren kann man nichts mehr ...“⁶⁸.

Aber auch die Lage der Mutter wurde bedenklich, wie sie am 11.3.37 aus Genf an Freia schrieb: „Seitdem hier die neue Regierung herrscht, ist es nicht mehr so angenehm. Es ist eine richtige Jagd auf die Ausländer, besonders die Emigranten. In Gengenbach sind nun alle Möbel und alle herrlichen Bücher verkauft worden. Die alte Riefgeige von Frieder, die hunderte oder noch mehr Mark wert ist, wurde für 1 Mark siebenzig losgeschlagen. Diese Narren“⁶⁹.

Am 14. Mai 1937 gedachte sie Kurt Eisners 70. Geburtstag, als sie an Freia schrieb, Adresse sei bis Ende Mai noch Genf: „... daß wir aus der Schweiz ausreisen müssen und wahrscheinlich in kürzester Zeit in St. Claude (Jura) landen werden. (...) wurde mir die Reichsliste der Ausbürgerungen zugestellt, sowohl ich wie meine beiden Töchter befinden sich darunter“⁷⁰.



Else Eisner und Friedrich Leiser an ihrem Haus im Exil in St. Claude, um 1939.

Aufnahme: Dr. Ruth Strahl

Am 1.7.37 schrieb sie aus St. Claude, unweit der Schweizer Grenze. Frieder trinke keinen Tropfen Alkohol mehr, rauche nicht und kämpfe erfolgreich gegen die Migräne an. Sie wollten versuchen, in England einen Nasenpaß (vermutlich Nansenpaß) zu erlangen. – Beim Brief lag der Ausschnitt aus dem Reichsanzeiger vom 14.4.37 mit der Liste. Freia erschien als „Freya“ mit falschem Geburtsdatum (6. Juli 1907 statt 6.6.) – die korrekte Mutter merkte an „Der Fehler Juli steht in dem Blatt“. Sie beruhigte ihre Tochter, sie sei in guten Händen: „Der Maire und die Genossen, die ich kenne, wissen von Patro⁷¹ und seinem wesensverwandten Zuge mit Jaurès und das ist schön und gut“⁷².

Freias Weg durch Europa

„... Meine Tochter Freia, die in London wohnhaft ist, teilt mir mit, daß sie mit der ebenfalls in London lebenden ersten Frau Kurt Eisners in Beziehungen stehe, worauf mir alsbald von anderer Seite eine Warnung zugeht“. Das

schrieb Else Eisner am 28.3.1940 an den „Genossen Schroeder“ bei der „Deutschen Volkszeitung“ in New York. Sie wollte Freia daraufhin enterben⁷³.

Diese war am 1.9.32 der SPD beigetreten. Am 31.3.33 wanderte sie von Magdeburg nach Schweden aus, ging von dort 1935 nach Frankreich und weiter nach England⁷⁴. Zuerst lebte sie in London, dann längere Zeit in Cambridge. Dort stellte sie ein Verzeichnis ihrer Bücher zusammen, die sie wohl durch Europa geschleppt hatte: „Walter Scott, Homer, Grillparzer, Goethe, Schiller, Hans Jakob, Mörike“ waren dabei, der Jahrgang 1903 der „Gartenlaube“ und von Kurt Eisner „Welt werde froh!“. In der Box Nr. 2 „Schwarzwaldblut, by H. Hansjakob“ neben „Die Sunde wider das Blut, by Dinter“. Von „Freia und Ruth: Punch and Judy Play (written as children)“, „Barfussle, by Auerbach“⁷⁵.

Ende 1944 kam aus Cambridge ein Rotkreuzbrief von „Freyja Belli“. Die MESSAGE durfte nicht mehr als 25 Worte umfassen: „Von Mama nichts gehört ... Wiedersehen in der Heimat“. Adressiert an Ruth Strahl, Mosigkau, Adolf-Hitler-Str. 17⁷⁶.

Am 12.6.48 kehrte sie nach Gengenbach zurück⁷⁷. Ihre Erlebnisse bis 1945 hat sie 1972 in Gengenbach aufgeschrieben, sie wurden 1986 in Berlin veröffentlicht⁷⁸.

Der Tod der Mutter in Frankreich

Erst nach Kriegsende erfuhren die Schwestern, was mit der Mutter geschehen war. Ruth erinnert sich, daß ein Berliner Sender nach dem Krieg die Todesmeldung brachte. Man habe ihr später in der Masurenallee den Text gegeben.

Am 21.4.49 schrieb sie „An das badische Notariat Gengenbach“ in Sachen Leiser: „Er war gegen meine Großmutter Thekla Belli. Sie mußte auf seine Veranlassung in ein Altersheim gehen, da sie ihm allzu offen ihre Abneigung zeigte. Er war gegen meinen Mann und im Testament meiner Mutter werde ich bewußt nur als Ruth Eisner bezeichnet. (...) erfuhr im Dezember 45 durch den Rundfunk vom Tod meiner Mutter ...“⁷⁹. Es gab eine längere Auseinandersetzung der Schwestern mit dem dritten Erben, dem Lebenskameraden ihrer Mutter, der wohl ihr Testament verfaßt hatte. Die Geschwister, vor allem die aufgebrachte Freia, erhoben schwere Vorwürfe gegen ihn. So sei der Grund für den Wegzug aus Gengenbach gewesen, daß er mit der Mutter Mündelgelder der Töchter veruntreut habe⁸⁰.

Begonnen hatte der Kontakt nach dem Krieg noch höflich. Nach Fotos von Leiser, mit und ohne Bart, „LEISER und Mama“ in St. Claude, folgt in der Mappe 129 ein Brief aus Gurs vom Februar 1941. Leiser schrieb recht theatralisch an seine „liebe, verehrungsvolle Mutter!“ nach Saulgau: „In diesem Lager befinde ich mich seit November 1940. Wir sind zur Zeit 18 000 Menschen“⁸¹.

Am 1.10.46 schrieb er als „Frédéric Leiser“, Redakteur aus Toulouse, an Freia. Sie hatte ihn nach dem Schicksal ihrer Mutter gefragt. Aber er konnte vorerst nicht antworten, er hatte „viele durchweinte Nächte, mein Herz ist immer noch voll von ungeweinten Tränen“. Er brauche noch Zeit, bevor er die Todesumstände „unserer lieben Mama die – ach – so schweigsam ruht und eingebettet ist in französischer Erde“ mitteilen könne⁸². Zwei Tage später hatte er sich ausgeweint und konnte schreiben. „Der damalige Präfekt des Dep. Jura lies unsere liebe Mama am 30. Mai 1940 in ein Kloster in Dôle (...) bringen, um sie so vor den Auswirkungen des Krieges zu verschonen. Er selbst wurde später nach Deutschland deportiert, wo er seinen Tod fand“⁸³.



Das Grab in Dôle mit dem irreführenden Hinweis: Elise Beli, geb. 1890.

Veuve (Witwe) von Kurt (Beli).

IfGA ZPA

Als sich am 17. Juni 1940 die Wehrmacht dem Kloster Bon Pasteur näherte, erhängte sich Else Eisner dort im WC. Die Angst war begründet. Der „VÖLKISCHE BEOBACHTER“ jubelte am 20. Juni unter der Schlagzeile „Wie ein Tornado durch Frankreich“, der deutsche Vorstoß finde fast keinen Widerstand mehr. „Französischer Flüchtlingsstrom an den Schweizer und Spanischen Grenzen“.

Freia berichtet: „Ein Bombardement ging am Vorabend nieder, in dem Zöglinge getötet wurden. Die Nonne, die ich sprach, hat meine Mutter im Sarg durch die Gartenpforte nachts auf einem Handwagen zum Friedhof gefahren und dort wurde sie beerdigt.“ Freia besuchte den Ort später⁸⁴.

„Leiser hat das Grab nicht bezahlt, sondern ich. Habe die Aufnahme ge-

macht. Sie liegt als Unbekannte auf diesem Friedhof mit falschem Namen und falschen Daten“⁸⁵, schrieb Freia Eisner.

Das Kuckucksei

Leiser kündigte Freia am 3.10.1946 an, sich nach Gengenbach begeben zu wollen, um „die alten Rechtsverhältnisse wiederherzustellen und in Verhandlungen mit der Stadtverwaltung einzutreten wegen Wiedergutmachung“⁸⁶. In späteren Briefen griff Freia ihn an, und er meinte am 12.11.46, „Fräulein Eisner“ kenne nur Hass und Hohn und gemeine Drohungen und ekelhafte Auslassungen⁸⁷.

Die weitere Entwicklung wird in einem Brief einer Enkelin Eisners aus erster Ehe zusammengefaßt. Freya Eisner schrieb am 20.12.50 aus München an „Herrn Ministerialrat F. Leiser“ in Freiburg, daß „Tante Freia aus England kam und ohne deutsches Geld in Gengenbach saß. Beide Tanten wußten bis vor kurzem überhaupt nicht, daß der Bayerische Staat die Renten an sie gezahlt hatte. Nach der Entwertung blieb dann kaum etwas übrig. (...) Wir alle, d. h. sämtliche Bluterben (mein Vater und dessen Schwestern Ilse, Hilde und Eva einerseits und die beiden Töchter aus der zweiten Ehe, Tante Freia und Ruth) sind der Meinung, daß es zweckmäßiger gewesen wäre, den literarischen Nachlaß hier in München unterzubringen, da Kurt Eisner ja schließlich unlösbar mit München verbunden ist und der Sinn seines Erbes ja der ist, es der Nachwelt auszusagen, was dieser große, bedeutende und ganz einmalige Mensch gedacht, gefühlt und gekämpft hat und wie Deutschlands – ja Europas Geschichte wesentlich von ihm beeinflusst wurde. Wenn schon Kurt Eisners Ruf an die Nationen nicht gehört wurde, so sollte man gerade heute, da die Welt in neuer Kriegsspannung lebt, seine Worte verkünden und seine Werke allen zugänglich machen. Er war ja der Sänger des Weltfriedens“⁸⁸. Durchschriften gehen nach Gengenbach, Halle, Nürnberg, nach England und in die USA. Der Nachlaß lag zu dieser Zeit noch in Bayern, und auch Freia und Ruth wollten ihn damals dort lassen. Aber Leiser wollte sein Drittel an der Erbschaft, und das war außer dem „Haus an der Stirn“, der Bibliothek und der Entschädigungsforderung auch der Nachlaß Eisners.

Freia setzte alle Hebel in Bewegung, schrieb an die entferntesten Stellen, sie alle sollten auf Leiser einwirken, er möge nicht den Schwestern das Erbe der Eltern schmälern. Sie lebten viele Jahre sehr ärmlich, während Friedrich Leiser bereits im Oktober 1947 im Badischen Ministerium für Landwirtschaft und Ernährung Ministerialrat geworden war^{88a}.

Ruth hatte 1946 in Halle den dritten Anlauf zum Medizinstudium genommen, gehörte mit nun 36 Jahren zu den ersten Studenten nach der Neueröffnung der Universität. Aber nach wenigen Monaten mußte sie schon wieder abbrechen, lag wegen Tuberkulose ein halbes Jahr im Krankenhaus und konnte erst nach einem Jahr wieder studieren. 1949 legte sie das Staatsexamen ab, zwanzig Jahre nach Beginn des Studiums. Durch die Tuberkulose kam sie zur Tuberkulose, wie es Prof. Steinbrück ausdrückte. Sie war in seiner Tuberkuloseabteilung am Stadtkrankenhaus in Halle tätig. Von 1958 bis 1973 war sie Ärztin am Hufeland-Krankenhaus in Berlin-Buch. Sie lebt jetzt dort in einem winzigen Zimmer in einem Feierabendheim und reist viel⁸⁹.

Not und Mühen in Gengenbach

Freia schrieb gleich nach dem Krieg an französische Politiker, die sie persönlich kannte, darunter Leon Blum. Sie bekam so sehr früh eine Rückwanderungserlaubnis nach Gengenbach von der französischen Militärbehörde^{89a}.

In Gengenbach mußte sie um eine Notwohnung kämpfen. Das Haus fand sie bewohnt, ein Ehepaar hatte es nach der Ausbürgerung der Bewohnerinnen billig gekauft. Das Bürgermeisteramt Gengenbach quartierte sie ins Obergeschoß des städtischen Kaufhauses ein und versicherte ihr am 20.8.49 – „Überlassung einer Kammer im Kaufhaus“ – der Raum sei „auch im Falle der Vermietung des ganzen Kaufhauses an Eggstein und Bauz gesichert“. Es bestehe „kein Grund zu irgend einer Beunruhigung“ wegen der „s. Zt. zugewiesenen Notunterkunft“. Wie berechtigt die Befürchtung war, zeigt eine Verfügung „Gengenbach, den 10.2.50“. Sie betrifft den „Wohnungstausch Frl. Freya Eisner“: Wegen Einrichtung eines gewerblichen Betriebs im städtischen Kaufhaus mußte sie in ein anderes Zimmer – von der Hauptstraße, Kammer im dritten Stock des Kaufhauses, in die Bürgerschule, Klosterstraße 24. Der Wechsel in „ein Zimmer und ein Abstellraum ist bis 18. 2. 50 durchzuführen.“⁹⁰

Am 4.7.50 folgte die Nachricht, der Stadtrat habe ihr in seiner letzten Sitzung die Miete für das Rechnungsjahr 49/50 erlassen. Als Mietzins war für das Zimmer im IV. Stock ab 1.4.50 12,- DM vereinbart worden. Das Bürgermeisteramt sorgte sich weiter um sie und schrieb am 20.12.51 zu einer Geldspende, die möge ihr die Weihnachtstage verschönern⁹¹.

Freia Eisner wiederum revanchierte sich mit dem Hinweis auf den bevorstehenden 85. Geburtstag einer Frau Wandres – wofür sich der Bürgermeister sehr höflich am 26.8.52 „Mit heimatlichen Grüßen“ bedankt⁹².

Eitel Harmonie anscheinend, wäre da nicht immer noch Leiser⁹³. Freia sollte durch eine Hypothekenbestellung laufend von der Stadt Gengenbach monatlich ab 1953 50,- DM erhalten. Da kam ein Brief aus Offenburg vom 3. 7. 53, die Hypothek sei widerrechtlich⁹⁴.

Zwischendurch wandte sich das Bürgermeisteramt am 5. 6. 57 an den Ministerialrat Leiser in Freiburg: er möge sich um die Sicherung des Zaunes am Grundstück Eisner kümmern⁹⁵.

Leiser hatte durch Rechtsanwalt Dreyer eine Zwangsversteigerungsanordnung des Amtsgerichts Gengenbach vom 9. 1. 1953 erwirkt^{95a}, „zum Zwecke der Auseinandersetzung der Erbengemeinschaft“. Freia entgegnete am 28. 1. 1953 im Notariat Gengenbach, laut dem eigenhändigen Testament ihrer Mutter könne ein „Verkauf der Hinterlassenschaft nur bei voller Übereinstimmung der drei Erben erfolgen“. Die Schwestern bemühten sich, den finanziell erheblich besser gestellten Miterben abzufinden, „sobald wir die Mittel zur Verfügung haben“. Aber den mittellosen Schwestern hatte die Sparkasse Gengenbach am 26. 1. 1953 einen Kredit abgelehnt, und Freia lebte noch immer in der Notwohnung^{95b}. Sie setzte von dort weiter alle Hebel im Kampf um das Erbe in Bewegung, um den Störenfried, der auch noch auf den Papieren Kurt Eisners saß, auszuschalten. Am 3. 7. 58 schrieb ihr die Jüdische Gemeinde zu Berlin, Herr Galinski könne „nur im Land Berlin helfen“⁹⁶.

Genauso erfolglos war sie bei ihrer Bundestagsabgeordneten. Frau Martha Schanzenbach (SPD) lehnte in Bonn am 5. 3. 53 Hilfe gegen Leiser ab. Mitfühlender war dagegen die Tochter von Bellis altem Kampfgenossen Adolf Geck, Rohtraud Weckerle-Geck. Am 12. 7. 52 schrieb sie aus Offenburg ihre Einschätzung: „In diesem Deutschland wird man dem ‚Landesverräter‘ Kurt Eisner nicht gerne ein literarisches Denkmal setzen“⁹⁷.

Die Bemühungen um die Herausgabe von Eisners Werk hatten Jahre vorher begonnen. Aus Bern hatte der Sozialist Eduard Weckerle am 30. 7. 51 Freia mitgeteilt, der Name (Leiser) „strahlt ja nun wirklich wenig Glanz aus; vielmehr verliert sie (seine Person) sich im gleichen Zwielflicht, das Ihre Mutter umgibt“. Es gebe von der Schweiz aus „größtes Interesse, Kurt Eisner wieder zum Leben zu erwecken, da er eine der ganz wenigen Gestalten aus dem Deutschland der Kriegszeit 1914–1918 ist, auf die man hier mit ungetrübtem Stolz blickt und die gerade der jetzt in Deutschland heranwachsenden Jugend als leuchtendes Vorbild zu dienen geeignet wäre“. Der Nachlaß solle mit einer Biografie verbunden werden – „man hungert hier förmlich nach einem solchen Werk“. Er bezweifelt aber die Tauglichkeit dessen „was Ihre Mutter angefangen oder hinterlassen hat“.

Es käme nicht einmal „als Material in Frage“⁹⁸. Ob er den Text überhaupt kannte?

Zuspruch kam auch vom SPD-Politiker Friedrich Stampfer: „Liebe Freia, (...) ich werde mich freuen, Dich wiederzusehen“. Zuletzt sei dies „vor vielen Jahren im Reichstag“ geschehen, schrieb er am 2. 8. 51 aus Kronberg⁹⁹. Das holländische „Internationaale Instituut voor Sociale Geschiedenis“ interessierte sich auch für den Nachlaß. Julius Braunthal schrieb am 12. 7. 58 aus England, er wolle mit Leiser sprechen wegen des Eisner-Archivs. „Wir haben schon das vollkommene Marx-Engels-Archiv, die Archive von Bebel, Liebknecht, Kautsky, Bernstein ...“ Für August kündigte er seinen Besuch in Gengenbach an. Am 14. 9. 58 teilte er mit, Herr Rüter halte 1000 DM für angemessen, man suche nach weiterem Material in New York¹⁰⁰. In diese Zeit fallen einige andere Vorgänge, so das seltsame Verschwinden der Pensions-Nachzahlung 1933–1940, das Entschädigungsverfahren Freias und ein Arbeitsversuch.

Im Jahre 1957 sollte Freia in der Heimschule Lender in Sasbach-Achern Nachhilfe geben. Sie hat sich wohl geweigert, Hausaufgaben zu korrigieren – das seien zu einfache Tätigkeiten. Direktor Benz trug im Konflikt vor „Das kann jeder, dazu ist Frl. Eisner zu gut“. Schwerwiegender war ihr Vorwurf, sie werde „als Jüdin behandelt“ – das bedeutete für Herrn Benz „wie man das in der Nazizeit getan hat“, und das sei beleidigend. Sie nahm auf Anraten des Anwalts den Vorwurf zurück – und man verglich sich schließlich mit Gehaltsnachzahlung¹⁰¹.

Rechtsstreite gab es langdauernd mit und wegen Leiser. Er nahm sich früh in Offenburg einen Anwalt aus einer Sozietät. Die Schwestern wurden anfangs von einem der Schulkameraden Ruths vertreten, der dann nach ihrer Erinnerung „die Seite gewechselt“ habe. Aus den Akten ist nur ersichtlich, daß er zu Anfang des Jahres 1949 das Mandat niederlegte, weil er Oberbürgermeister von Offenburg wurde. Für die Nebensache Eisner hat er wohl nicht viel Zeit aufwenden können, denn „Heitze-Max“, dem Freia im April 1947 aus Cambridge schrieb, betonte mehrmals, er sei „z. Zt. fast dauernd in Rastatt vor dem obersten französischen Militärgericht als Officialverteidiger in Kriegsverbrecherprozessen tätig“¹⁰².

Die Pensionsnachzahlung verschwindet

Recht früh wurde vom prozeßverfahrenen Friedrich Leiser und seinem Offenburger Anwalt Dreyer bewirkt, daß die 1933 eingestellte Pension aus Bayern bis zum jetzt bekannten Lebensende der Witwe des Ministerpräsi-

dentem nachgezahlt wurde – aber für wen? Die Rente war mit der üblichen Begründung „mit Ablauf des Monats Oktober 1933“ entzogen worden¹⁰³. Das zugrunde liegende „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ wurde am 20.9.45 durch das Kontrollratsgesetz Nr. I aufgehoben, die bayrische Landeskasse sollte nun die Rente ab November 1933 bis 1940 nachzahlen – an den Testamentsvollstrecker der Berechtigten, den Ministerialrat Leiser¹⁰⁴.

Die 7200 Mark gingen „am 25.6.47 bei mir ein“, führte der Offenburger Anwalt auf Freias kritische Fragen später aus. Das Geld lag auf einem Fremdkonto, 300 Mark habe er entnommen für eine Reise mit Leiser nach München am 1.10.48. Die beiden Herren führten in Ministerien Gespräche um den versprengten Nachlaß, der seit 1933 gen Bayern verlagert worden war.

Außer diesen 300 Mark sollen 50 an Ruth gegangen sein, da waren nur noch 82 DM übrig. Den Rest soll die Währungsreform verzehrt haben, behauptete der Anwalt mehrmals – ohne je einen Beweis vorgelegt zu haben. Stattdessen bot er den Schwestern „einen Pelzmantel“ (von der Mutter) an –, „Herr Leiser hat daran kein Interesse“¹⁰⁵.

Die verschwundene Bibliothek

Ein Ärgernis war auch der Verbleib der Bibliothek Kurt Eisners. Teile wurden „amtlich vernichtet“, anderes tauchte später in der Volksschule Gengenbach auf – so Goethes Gesammelte Werke aus dem Georg Müller Verlag in 30 Bänden, ein Handbuch der Kunstwissenschaft und ein Band Kulturgeschichte. Die Stadt Gengenbach hatte dies am 13.5.49 freigegeben¹⁰⁶.

Um die Bibliothek gab es einen gesonderten Prozeß „Rückerstattung der Bibliothek durch das Land Baden“. In diesem Verfahren wurde 1949/50 ermittelt, „die Partei“ habe kurz nach der Machtübernahme das Haus beschlagnahmt und die Sicherstellung der umfangreichen in einem Gartenhause untergebrachten Bibliothek verfügt.

Während das Mobiliar im Kaufhaus untergestellt wurde und dann „öffentlich versteigert worden“ sei, wurden die Bücher, „insbesondere soweit es sich um marxistische Literatur gehandelt hat, an die Überwachungsstelle nach Karlsruhe gesandt“ – „wo der größte Teil wahrscheinlich sofort vernichtet wurde“¹⁰⁷.

Als „marxistische Literatur“ wurde wohl fast alles von der folgenden Liste aus dem Jahr 1960^{107a} vernichtet: Robespierre, Lenin, Thomas Münzer, Trotzki, Rosa Luxemburg, Kollontai, Toller, Jung, Flacke, Gumbel, Schnapphanski, Harden, Ogen, Sun jat Sen.

Hölderlin, Kant, Fichte, Schopenhauer, Nietzsche, Hegel, Homer dürften hingegen „in die Städtische Volksbibliothek Gengenbach eingereiht“ worden sein –, „wo sie beim Rathausbrand 1945 völlig vernichtet“ wurden^{107b}. Das beklagte badische Finanzministerium hatte daher eingewandt, eine Rückerstattung oder Entschädigung könne mangels Identifizierbarkeit nicht verlangt werden.

Die Restitutionskammer des Landgerichts Offenburg wies dann auch am 12. März 1951 die Klage der Schwestern ab, sie mußten sogar die Prozeßkosten selber zahlen. Die Kammer verwies auf das Testament der Mutter, wonach Leiser „über den literarischen Nachlaß der Erblasserin und ihres Ehemannes uneingeschränkt verfügberechtigt sein solle“. Das beklagte Land Baden habe darauf hingewiesen, daß es nicht mehr im Besitz der Bibliothek oder einzelner Bücher sei. Entweder in Karlsruhe vernichtet oder in Gengenbach verbrannt – „dieser Sachverhalt ist unstrittig. Der Klage konnte nicht stattgegeben werden“. Schon weil die Klägerinnen ohne Leiser gar nicht aktiv legitimiert seien, „sondern lediglich der Testamentsvollstrecker Friedrich Leiser“.

Aber wo blieb zum Beispiel die „erotische Sammlung durch die Jahrhunderte“^{107c}? Sie war gewiß nicht marxistisch, und in die Städtische Volksbibliothek hat sie wohl niemand eingereiht.

Verfolgung nur befürchtet?

Das südbadische Landesamt für Wiedergutmachung befand im Bescheid vom 18.7.55, der Antrag von Freia Eisner von 1951/1953 wegen „Verfolungsbedingten Ausbildungsschadens“ werde abgelehnt. Sie habe das Abitur in Magdeburg am 1.4.33 nicht ablegen können. Durch den besonderen Haß Hitlers gegen Kurt Eisner und seine Angehörigen sei dies unmöglich geworden. Formales Hindernis für die Anerkennung eines Schadens war, daß sie „nur in vorberuflicher Ausbildung“ gewesen sei in Dr. Schraders Anstalt. Und, besonders verwerflich: „Sie ist nach eigenen Angaben vom Schulbesuch und vom Examen nicht ausgeschlossen worden, sie hat beides nur befürchtet. Ob zu Recht, mag zweifelhaft sein, da sie keine natürliche Tochter Eisners war und sich ihrer Familie weitgehend entfernt und entfremdet hatte (vergleiche ... die Tatsache, daß Mutter und Tochter in verschiedene Länder auswanderten). Ausschlaggebend aber ist, daß bei der

mangelnden Zielstrebigkeit der Antragstellerin, ihrer Unstetigkeit und Neigung zu Versagungszuständen nicht wahrscheinlich ist, daß sie das Abitur bestanden hätte. (...) kann kein Studiendarlehen oder Ausbildungsbeihilfe erhalten, auch keine Entschädigung nach § 55 BEG, weil es an dem auch für diesen Anspruch erforderlichen verfolgungsbedingten Ausbildungsschaden fehlt“. Rechtsmittelbelehrung, im Auftrag, Dr. Krumm¹⁰⁸.

Hitler war nicht so penibel wie Herr Krumm – Freia war ausgebürgert worden, es ist im Bescheid sogar erwähnt. Sie hat sich, wie an der Verfolgung der anderen Familienmitglieder zu sehen ist, mit der „Auswanderung“ am 31.3. nach Schweden sicher Schlimmeres erspart. Wäre sie geblieben und interniert worden, so wie „unser Tantchen in Berlin“^{108a}, hätte sich Herr Krumm etwas anderes ausgedacht. Eine Gemeinheit in amtlichem Gewand.

Der Eisner-Nachlaß

Einige Jahre zuvor hatte Freia an den bayerischen Ministerpräsidenten geschrieben und sich nach dem Nachlaß seines Vorgängers erkundigt. Die Bayerische Staatskanzlei teilte ihr unter dem 31.10.47 nach Cambridge mit, der Nachlaß sei dort vorhanden und könne mit geringen Ausnahmen abgegeben werden¹⁰⁹. Der „ORR Levin Freiherr von Gumppenberg“ meinte damit die von Bayern als „Staatspapiere“ entnommenen Dokumente, über die es nur vage Angaben gibt^{109a}.

Leisers Anwalt hatte dem Landgericht Offenburg am 5.10.48 mitgeteilt, der literarische Nachlaß Kurt Eisners „wurde, um ihn vor dem Nazi-Zugriff zu retten, am 18.3.33 an das Fürstlich Fürstenbergische Archiv in Donaueschingen gegeben. Von dort seien die 35 Kartons in die Bestände des Geheimarchivs in Landshut gelangt“¹¹⁰. 1947 hatte es ein Angebot aus München gegeben, den Nachlaß für 10 000 Mark an die SPD zu verkaufen¹¹¹. Aber die Schwestern waren ja wie bei der Bibliothek nicht verfügungsberechtigt laut dem – vermutlich von Leiser verfaßten – Testament ihrer Mutter.

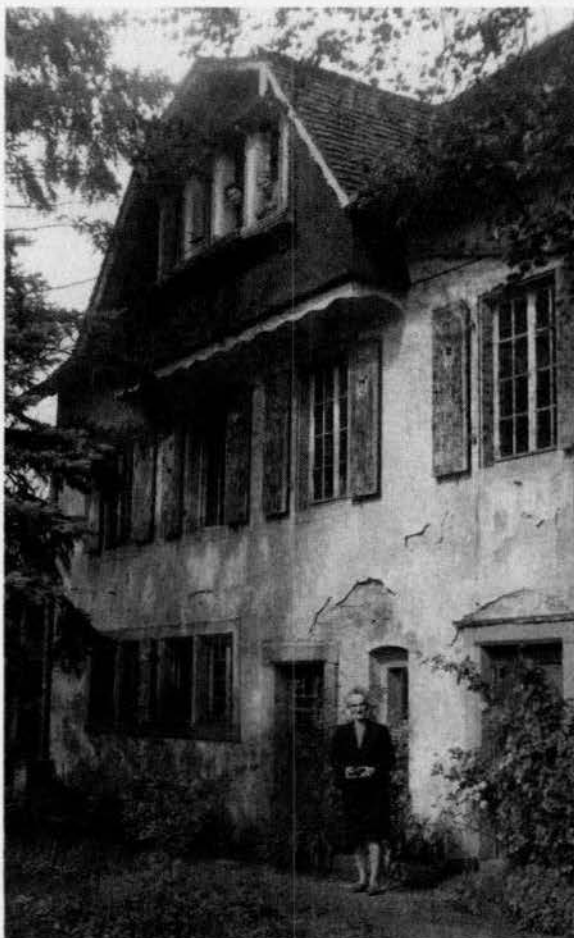
Ende 1952 schrieb ein bayerischer Archivdirektor nach Gengenbach, Klosterstraße 26, den Nachlaß hätten Leiser und sein Anwalt am 23.11.48 abholen lassen. „Drei Kartons und ein Akt fehlten“, das war von Leiser in einer längeren Korrespondenz beanstandet worden. Leiser und der Anwalt erschienen dann noch einmal persönlich am 30.4.51 in München¹¹².

Der Kampf um das „Haus an der Stirn“

Leisers Anwalt Dreyer hatte am 7.5.48 in Offenburg vor der Restitutionskammer die Klage eingereicht in Sachen Leiser gegen Voigt/Böltner wegen „Rückgängigmachung des Verkaufs des Wohnhauses Kurt Eisner“. Die

Ausbürgerung sollte für nichtig erklärt werden¹¹³. Damit wäre auch der „Kaufvertrag Deutsches Reich ./ Beklagte“ vom 19.6.39 (Notariat Gengenbach) nichtig.

Nach der Gestapo-Beschlagnahmeverfügung vom 23.10.39 hatte das Deutsche Reich das Haus und Grundstück für 7200 RM verkauft. Leisers Offenburger Anwalt machte Else Eisner zur Jüdin, wogegen sie schon 1928 geklagt hatte: „Die Verfallserklärung des Vermögens von Frau Eisner erfolgte aufgrund ihrer infolge ihrer jüdischen Rassenzugehörigkeit erforderlichen Amigration ins Ausland“. Noch immer die alte Terminologie, aber „Der Restitutionsprozeß um das Gengenbacher Grundstück gehört, wie das Aktenzeichen schon ausweist, mit zu den ersten Prozessen dieser Art“. Der Bewohner des Hauses war nach Mosigkau gereist und wollte Ruth sprechen. Aber die Schwestern mußten erst mit dem dritten Erben einig werden. Sie beantragten beim Notariat Gengenbach am 26.10.48 seine Entlassung



Das „Haus an der Stirn“ und seine früheren Bewohnerinnen, 1968. Oben rechts Freia Eisner, vor dem Haus Frau Dr. Strahl.

Aufnahme: Dietrich Klettner

als Testamentsvollstrecker. „Hauptgrund: Unüberbrückbare Feindschaft zwischen Leiser und uns. Er läßt uns über den Stand des Restitutionsverfahrens im ungewissen“. Leiser habe Voigt verboten, Freia zu beherbergen oder auch nur das Grundstück betreten zu lassen¹¹⁴. Am 4.2.49 dann die Mitteilung von Rechtsanwalt W., der in Rastatt so sehr in Anspruch genommene Kollege Heitz sei aus der Sozietät ausgeschieden, da er Oberbürgermeister geworden sei¹¹⁵.

Das LG Offenburg wies am 19.5.50 die Beschwerde gegen Leiser zurück mit langer Begründung¹¹⁶. Leisers Anwalt hatte am 27.2.50 einen Termin abgesagt mit der unanfechtbaren Begründung, der „Herr Ministerialdirektor“ müsse „heute dringend nach Bonn zu Gesprächen mit der Bundesregierung“¹¹⁷.

Am 17.4.1950 war das Landgericht Offenburg (Restitutionskammer) bereits dem Antrag der drei Erben in

der Hauptsache gefolgt, der Übergang des Grundstückseigentums auf die Eheleute Voigt sei nichtig. Sie hatten eingewandt, es habe kein Nazi-Unrecht vorgelegen bei der Einziehung des Eisner-Vermögens, sondern es sei „in Wirklichkeit (um die) ... Durchsetzung berechtigter Steuerforderungen der öffentlichen Hand“ gegangen, „also kein Beraubungsakt“^{117a}.

In zwei Mappen liegen in Berlin unweit vom Alexanderplatz die Einzelheiten der „Erbauseinandersetzung 1947–1950“ (S. 1 bis 199) und „1951–1958“ (S. 200–459). Es war ein langes, quälendes Gezerre, bei dem eigentlich nichts herauskam, denn Leiser starb 1961, und das Haus wurde später, als Freia 1975 nach Berlin übersiedeln wollte, zweimal verschenkt. Die DDR habe von Einwanderern Vermögenslosigkeit verlangt. So kam das Haus von Freia im Juni 1975 auf ihre Schwester Ruth, und die schenkte es der Kommunistischen Partei. Von der soll es dann ein CDU-Stadtrat gekauft haben – um es 1981 abzureißen¹¹⁸.

Hochverrat und Mietrückstände

Etwas unterhaltsamer war daneben der Streit um den literarischen Nachlaß der Eltern. Auch hier wollte Leiser den Schwestern dazwischenkommen. Er hatte weiter seinen bewährten Anwalt in Offenburg, mit dem er schon die Pensionsnachzahlung in eine Münchenreise umgesetzt hatte. Die Schwestern wurden von einem Anwalt aus Lahr vertreten. Da bot Ende 1957 der bekannteste DDR-Anwalt seine Hilfe an. Prof. Dr. Friedrich Karl Kaul schrieb an Ruth, er sei mit ihrem Bruder (Hans Kurt Eisner, geb. 1903) „geraume Zeit im KZ Dachau zusammen gewesen“¹¹⁹. Kaul vertrat die Räumungsklage gegen die jetzigen „Mieter“, das Ehepaar Voigt.

Er „gebrauchte“ dazu den Lahrer Anwalt, wie er am 11.2.58 schrieb. Dadurch hielt ihn diese kleine Zivilsache nicht zu sehr von seiner eigentlichen Aufgabe in der Nähe ab: „Ich verteidige um diese Zeit in Karlsruhe in einem Hochverratsverfahren, das sich über eine längere Zeit hinzieht“¹²⁰. In den Pausen reiste er kurz nach Offenburg oder Lahr und gab seinem Kollegen Weisungen oder bekniete Leiser: „Bin am Montag den 9.6. von Karlsruhe nach Beendigung des Prozesses gegen Walter Fisch, der Dich im übrigen recht herzlich grüßen läßt, nach Lahr gefahren“^{120a}. Erfolg war der Verzicht Leisers auf sein Drittel am Erbe gegen eine Zahlung von 15 000 DM. Damit konnten die beiden Schwestern jetzt ohne Leisers Unterschrift die Eindringlinge aus dem „Haus an der Stirn“ hinausklagen – hatten die doch nach Rückgabe an die drei Erben keine Miete gezahlt. Ende 1954 waren es schon 1843 DM Rückstände¹²¹.

Der Lahrer Anwalt verabschiedete sich, verzichtete noch auf die Bezahlung einiger Tätigkeiten („... berechne ich nicht“)¹²², und jetzt wird es eine Story aus dem Kalten Krieg.

Im Parteiarchiv liegen die beiden Prozeßakten Kauls, in denen er seine Einfälle zur Überlistung des Klassenfeindes dokumentiert hat¹²³. Noch liefen in Offenburg Prozesse – da gab es in Berlin bei der SED Bemühungen Kauls, den Schwestern mit ein wenig Geld auszuhelfen, damit sie Leiser loswerden.

Im Gegenzug wollten sie der DDR den Eisner-Nachlaß schenken. Jeder konnte das nachvollziehen, aber nicht die Herren im ZK. Sie murrten immer, das sei doch dann gar kein Geschenk, und Kaul mußte mehrmals drängen, Freia gar selbst Unter den Linden im Institut für Marxismus-Leninismus erscheinen.

Der Nachlaß reist weiter

Zwischendurch ging dem Anwalt Kaul noch eine Mandantin verloren, er mußte sie durch die Volkspolizei suchen lassen. Sie war nur nach Schulzendorf Kreis Koenigswusterhausen umgezogen¹²⁴.

„Diktat der Mandantin ... literarischen Nachlaß unseres Vaters holte ich sofort am nächsten Morgen (nach Zahlung der 15 000 DM an Leiser) aus Freiburg ab. (...) Rechtsanwalt St. (aus Lahr) bezahlt ... Eile, sonst schnürt man mir die Kehle zu.

PS Ich bin vom Arbeitsamt dienstuntauglich geschrieben. Die Wiedergutmachung läßt mich sowieso im Stich. Ich hole das Essen von der Klosterpforte mit den Bettlern ab. Ich bin in nächster Zeit am Tütenkleben, d. h., helfen Sie unbedingt“¹²⁵.

Das Institut wollte die 35 Kartons für 2000 Mark übernehmen. Wieder wurde erklärt, es sei eine **Schenkung**. Und Freia konnte das Porto nicht bezahlen. Aktennotiz 5.11.58: Freia im ZK, „Herr Kaiser sitzt nur hinter dem Schreibtisch, Freia hat kein Dach über dem Kopf und muß zurück nach Hause fahren“¹²⁶.

Prof. Kaul entwickelte Pläne, wie das Kulturgut dem westdeutschen Staat entrissen werden könnte. Er wollte die „35 Kartons und zwei kleine Kisten“ durch eine Spedition nach West-Berlin schaffen lassen und dann – er selbst! – „stückweise herüber“ schaffen in den „demokratischen

Sektor“. Die (komplette) „Verbringung an der Sektorengrenze würde auf-
fallen“. Erst wollte er an die Schwester seiner Frau in West-Berlin liefern
lassen, „aber der Genosse Kaiser im IML wollte es ja anders“. Ein neuer
Schmuggeltrick fiel ihm ein, er hat vielleicht Bellis „Rote Feldpost“ ge-
lesen: „Es gibt ja in Westberlin Genossen genug, die noch zuverlässig sind,
sodaß man diese Dokumente bei ihnen einlagern kann. Mit sozialisti-
schem Gruß“. Am 10.11.1958 erklärte Dr. Kaiser Freia Eisner die Mög-
lichkeiten für einen Gratistransport von Gengenbach. Eine Speditionsfir-
ma wurde genannt, der Nachlaß sollte nach Berlin-Tiergarten geschafft
werden¹²⁷.

Ganz konspirativ dann die Meldung:

„Vermerk in der Sache Eisner Berlin, 27.11.58

Frau Eisner ruft an und teilt mit, daß sie auf der Bestimmten Stelle war und
die Blomben in ihrer Gegenwart abgemacht worden sind und alles drin
war“¹²⁸.

Noch lag der Eisner-Nachlaß in West-Berlin. Am 2.1.59 schrieb Kaul an
den Genossen Nowatzki im IML wegen „Verbringung des Nachlasses in
den demokratischen Sektor“: die Speditionsfirma in Neukölln „beobachtet
evtl., wer die Gegenstände abholt. (...) Bin in Westberlin exponiert, kann
mich nicht einschalten“. Nicht nur das, er bekam später auch eine Einreise-
sperre für die „westlichen Vororte der Hauptstadt der DDR“¹²⁹.

Am 17.1.59 schrieb Freia aus Buch. Sie dankte dem „dear old friend Dr.
Kaul, endlich ist der Nachlaß an Ort und Stelle eingetroffen“¹³⁰.

Die Verwandtschaft ist entrüstet

Die Sache hatte ein kleines familieninternes Nachspiel. Die Transaktion
war auch in München bekanntgeworden, und am 5.12.58 schrieb Freya
(„unsere Nichte“) an Freia. Sie protestierte gegen die „Verbringung des
Nachlasses nach Berlin“. „... dem Osten zur Verfügung gestellt, (werde
mich) im Namen meines Großvaters Kurt Eisner mit allen Mitteln dagegen
wehren (...), daß er für die Kommunistische Propaganda mißbraucht wird.
Kurt Eisner war kein Kommunist. (...)“¹³¹

Deklariert war die Sendung völlig korrekt übrigens mit einem Warenbe-
gleitschein „Von Land: Baden-Württemberg, Freia Eisner, Gengenbach,
Nach Land: Berlin, (russ. Sektor), Herr Dr. Bruno Kaiser W 8 Charlotten-

straße 46. 37 Karton Literatur für wissenschaftliche Forschungsarbeiten ... ohne Berechnung. Gengenbach 19.12.58, gültig bis 31.3.59¹³².

Dann noch ein Schrei aus München, am 29.12.58: „Liebe Freia, das Ungeheuerliche ist nun also wirklich geschehen: Kurt Eisner wurde an die Kommunisten ausgeliefert, deren terroristische Methoden er verabscheute. (...) daß Du damit den Mann, der Dir seinen Namen gab, verraten hast ...“ Sie solle es rückgängig machen¹³³.

Der Vorwurf ging fehl. Freia hatte sehr wohl gemerkt, wem sie den Nachlaß gab –, aber welche Alternative hatte sie? Hinter ihr lag der Kampf gegen den in jeder Hinsicht überlegenen Leiser, die verständnislose Entscheidung des Entschädigungsamts Freiburg nach den Strapazen der Emigration, vergebliche Arbeitsbemühungen an vielen Orten^{133a}, und schließlich hatte sie keinerlei Reserven.

Am 5.11.58 hatte sie notiert, Herr Dr. Kaiser „rümpfte etwas die Nase (Joseph Belli/Rote Feldpost), aber ... Klara Zetkin hat unsere Mutter als junges Mädchen sehr protegiert, weil sie schriftstellerische Begabung hatte“. Sie ärgerte sich über die Herren Unter den Linden ebenso wie über die „fetten Kerle an der Bundesgrenze, die extra in den Schriften Kurt Eisners herumblättern und schnüffeln“. Schließlich ein antisemitischer Fauxpas: Sie lasse sich vom IML nicht drängeln, „einen jüdischen Handel mit dem Nachlaß unseres Vaters lasse ich nicht zu“¹³⁴. Dennoch – „Es ist mir ein Vergnügen, den Nachlaß in die DDR, nach Berlin zu bringen. Es sträubt mich dermaßen, ihn bei der SPD etwa zu wissen. Hier ist sein Platz, wenngleich ich weiß, daß er vielen ‚linierten‘ Politikern ein Greuel sein wird; aber unten in der Gruft des Institutes wird er, wie alter Wein, still und ruhig weiterreifen, bis auch die Träume der Sozialisten eine ganz normale Sache geworden sind“. Sie wollte den Rest in New York suchen gehen.

Amsterdam, Berlin oder München?

Julius Braunthal bedauerte, daß der Nachlaß nicht ins Amsterdamer Institut kam – für die „freie Welt“ sei er jetzt verloren¹³⁵. Doch ganz so deplaziert ist der Nachlaß in Berlin nicht. Schließlich wurde Kurt Eisner dort am 14.5.1867 geboren und lebte die ersten Jahrzehnte hier, war 1897/98 in Berlin-Plötzensee wegen Majestätsbeleidigung in Haft. Eine Tante, ein Onkel, die Schwester und die Eltern liegen in Berlin-Weißensee auf dem großen jüdischen Friedhof. Die Mutter war 1918 im Jüdischen Altersheim in der Passauer Straße 18 verstorben¹³⁶. Der Vater Emmanuel Eisner (1827–1899) hatte Unter den Linden, Ecke Friedrichstraße, seine Militär-Effekten-Hand-

lung, wo er Orden und Uniformen verkaufte als „Hoflieferant“¹³⁷. Gleich nebenan studierte Kurt Eisner 1886–1890 und ab 1929 seine Tochter Ruth. Und inzwischen ist die „Gruft des Instituts“ auch leichter zugänglich. –

Nachwort

Als ich mich im Sommer 1991 wieder einmal im Kinzigtal aufhielt, erwähnte ich bei Herrn Manfred Hildenbrand in Hofstetten die mehrmaligen Hinweise auf Gengenbach in der „Weltbühne“ in den 20er Jahren.

Mich interessierte, wo Frau Eisner – es war nie eine Straße genannt –, dort gelebt hat. Herr Hildenbrand verwies mich an den Heimatforscher Dietrich Klettner in Gengenbach, der schon kräftig vorgearbeitet hatte und mir sofort Fotos und Urkunden zum „Haus an der Stirn“ vorlegte. Von ihm erfuhr ich, was aus den drei Frauen geworden und daß die jüngste Tochter Kurt Eisners Ärztin in Berlin gewesen war. Auch daß der Nachlaß dort im Parteiarchiv der SED läge.

Ich brauchte nur noch ein wenig zu telefonieren in Berlin, dann konnte ich Frau Dr. Strahl besuchen am Nordrand Berlins und alle Gengenbacher Einzelheiten im SED-Parteiarchiv studieren.

Ich danke ganz besonders Frau Dr. Strahl und Herrn Klettner für die Unterstützung. Die Herren im Parteiarchiv gaben mir schneller als angekündigt und notwendig? Zutritt und waren sehr hilfsbereit. Und einem anderen Haslacher in Berlin danke ich für die Hinweise auf seine Schülerzeit: Herrn Prof. Dr. Ernst Engelberg.

Anmerkungen

- 1 Nachlaß Eisner im Institut für Marxismus-Leninismus/Zentrales Parteiarchiv, jetzt Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin-Mitte, Wilhelm-Pieck-Straße 1 (IML, ZPA, NL 60/1), NL 60/133, S. 56 ff.
- 2 „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, BIOGRAPHISCHES LEXIKON“ (Hg.: IML beim ZK der SED) Berlin 1970, Seite 113 f. Ähnlich in: Biographisches Lexikon zur Deutschen Geschichte, Berlin 1971, S. 154 f (Verf.: Laschitza/Friderici). Dennoch gibt es bisher nur in Leipzig eine Kurt-Eisner-Straße.
- 3 Sein Buch „Die rote Feldpost“ erschien 1912. Das Nachwort zur 8. Auflage von 1928 hat er in Gengenbach verfaßt. Sehr ausführlich geht darauf Ernst Engelberg ein in „Revolutionäre Politik und Rote Feldpost 1878–1890“, Berlin (DDR) 1959. Dort waren die Brüder Hans und Joseph Belli 1978 sogar Thema eines Kinderbuches (Hansgeorg Meyer „Der Kaisermörder vom Bodensee“). Es erschien 1981 in Ravensburg unter dem harmloseren Titel „Die Zeitungsschmuggler“.
Siehe auch DIE ORTENAU, 62. Jahresband 1982, S. 212–301: Erwin Dittler, Adolf

- Geck (1854–1942). Von der „Roten Feldpost“ zum Arbeiterrat; Oswald Burger/Hermann Grießer, Der rote Seehas, in: ALLMENDE, Heft 1/1983, S. 121–143.
- 4 Freia wurde am 6.6.1907 geboren, Ruth am 30.10.1909. Zum Familienleben der vier vgl. Gerda Walther, Zum anderen Ufer, Remagen 1960. Persönliches schrieb auch Tilla Durieux in ihren Erinnerungen „Eine Tür steht offen“, Berlin 1954. Das Buch befindet sich im Nachlaß.
- 5 Erinnerung der Tochter Dr. Ruth Strahl, geborene Eisner, Berlin 1992.
- 6 Einzelheiten in: Wilhelm Herzog, Menschen, denen ich begegnete, Bern und München 1959 (S. 60–69); Harry Schulze-Wilde, Ein Toter auf Urlaub, in: Der Monat, 19. Jahrgang (1967) Heft 221 und 222; Wolfgang Malanowski, November 1918: „Kartoffeln – keine Revolution“ (SPIEGEL-Serie ab Heft 45/1968, hier H. 46, S. 111).
- 7 Die nicht gehaltene Rücktrittsrede ist abgedruckt in Freya Eisner (Hg.), Kurt Eisner, - Sozialismus in Aktion, Ausgewählte Aufsätze und Reden, Frankfurt 1975 (153 S.).
- 8 Dr. Franz Schade, Kurt Eisner und die bayerische Sozialdemokratie, Hannover 1961 (199 S.); Freya Eisner, Kurt Eisner, Die Politik des libertären Sozialismus, Frankfurt 1979 (247 S.); Johannes Fischart, Kurt Eisner, in: „Die Weltbühne“ 9.1.19, S. 29–34, sowie in: Das alte und das neue System, Die politischen Köpfe Deutschlands, Berlin 1919 (S. 359–368); Werner Maser, Der Sturm auf die Republik, Frankfurt 1981; Friedrich Hitzer, Anton Graf Arco und die Schüsse im Landtag, München 1988 (397 S. m. Abb.); Hermann Wilhelm, Dichter – Denker – Fememörder, Berlin 1989, S. 61–65.
- Zu Eisner, seinem Sekretär Fechenbach und dem Umfeld: Hermann Schueler, Auf der Flucht erschossen. Felix Fechenbach 1894–1933, Köln 1981.
- 9 Diese „Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen“ erschien ab 1891 bis 1923 in Stuttgart bei Dietz und brachte regelmäßig Beiträge über die „Dienstbotenfrage“, die Frauenstimmrechtsbewegung, über Kinderarbeit, Zuchthausreform, über die „Kellnerinnenfrage“, brachte Schularztberichte und Kritik an der neuen Reichsversicherungsordnung. Rosa Luxemburg, Anton Fendrich und Wilhelm Hausenstein schrieben hier, auch Alexandra Kollontai und Angelica Balabanoff.
- Zu Joseph Belli und Klara Zetkin: Erwin Dittler, Adolf Geck (1854–1942), Ein Offenburger Sozialdemokrat in der Weimarer Republik, in: DIE ORTENAU 1983, S. 234 ff (251 f).
- 10 Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, ehemals Zentrales Parteiarchiv der SED (ZPA), NL 60/133 S. 94: Brief von Frau Dr. Gerda Walther, 24.X.1960 an Freia Eisner.
- Else Belli hatte Mehring vielleicht an der Parteischule der SPD kennengelernt, wo sie um 1906 zu Lehrgängen war. (Erinnerung der Tochter, Frau Dr. Ruth Strahl, 1992).
- 11 Vgl. ihren Brief über Kurt Eisner vom 25.3.19 an Siegfried Jacobsohn (in: „Die Weltbühne“ 10.4.1919, S. 403 f).
- 12 (Landauer) „... am 2. Mai 1919 aus unserem Hause verhaftet, mit Gewehrkolben auf die Brust geschlagen. In Stadelheim mit Stiefeln zu Tode getreten, seines Mantels beraubt. Man warf ihn nackt ins Massengrab.“ (IfGA ZPA NL 60/101, Beilage 11).
- 13 Freia Eisner, Ansätze zu einem Lebenslauf, in: SINN UND FORM, Beiträge zur Literatur, Berlin, 38. Jahr (1986), viertes Heft, S. 696–712. (Diese Erinnerungen wurden zu Beginn des Jahres 1972 in Gengenbach geschrieben.) Sie schildert ihre Kindheit und Jugend sowie die Etappen der Emigration.
- Über ihr späteres Leben in Berlin/DDR ab 1976 vgl. „Die Weltbühne“ (DDR) 1987, Heft 5, S. 143–145. Sie lebte dort am Leninplatz und starb am 18.7.1989 (Mitt. von Frau Ruth Dr. Strahl, 1992).

- 14 Schreibweise aus dem Original. Gezeichnet „K. B.“ (d. i. Kurt Buchberger, Gengenbach), o. J.
Quelle: Sammlung Dietrich Klettner, Gengenbach.
- 15 IfGA ZPA NL 60/110, S. 2.
- 16 Das., S. 13.
- 17 Das., S. 17.
- 18 Das., S. 37.
- 19 Das., S. 49: „Genosse Belli!“
- 20 Das., S. 61.
- 21 Siehe den fünfseitigen Brief an den Bruder Adolf Belli vom 1.3.32, S. 4 (IfGA ZPA NL 60/116, S. 92).
- 22 IfGA ZPA NL 60/110, S. 64.
- 23 Alles in IfGA ZPA NL 60/108.
- 24 IfGA ZPA NL 60/116, S. 1.
Eine Goldmark war 1919, über den Dollar umgerechnet, zwischen 2 und 11 Papiermark wert. Ende 1920 waren es noch 17,19 M, Ende 1921 41,19 M, Ende 1922 rd. 2000 M, Anfang Mai 1923 7548 M, Ende Mai schon 11 667 M. Anfang August 1923 262 000 Papiermark, Ende August waren die 2,5 Millionen überschritten, am 11.10. die Milliarde.
- 25 Erinnerung von Frau Dr. Ruth Strahl, Berlin-Buch, 1991.
- 25a„Als ich im Sommer 1923 Gengenbach verließ, um meine Mutter finanziell zu entlasten, und als eine Art Pflgetochter bei der Familie des Hauptlehrers Buck in Saulgau/Württemberg Aufnahme fand, war ich gerade 14 Jahre alt geworden. (...) Ostern 1925 kehrte ich wieder nach Gengenbach zurück. Während eines Besuches im Sommer 1925 in Saulgau begann die Freundschaft meiner Mutter mit Herrn Leiser. Sie waren in der Folgezeit viel zusammen, besonders in Stuttgart, wohin das Ehepaar Leiser inzwischen gezogen war.
Ungefähr ein Jahr später eröffnete mir meine Mutter, daß Herr Leiser nun zu uns nach Gengenbach käme – seine Frau war in die Schweiz gezogen, die Scheidung wurde etwa ein Jahr später ausgesprochen –, um den literarischen Nachlaß meines Vaters zu ordnen. Nun, was sollte ich dagegen haben? Ich freue mich über die glückliche Stimmung meiner Mutter, war sie doch stimmungsmäßig seit dem Tode meines Vaters sehr labil gewesen. Irreführend ist der Satz: „Seine Freizeit widmete er dem Nachlaß“. Solange ich in Gengenbach war, übte er keinen Beruf aus und auch später nur vorübergehend. Er ordnete und sortierte den Nachlaß und liess Kartons anfertigen, um ihn darin aufzubewahren. Ich besuchte bis zum Abitur, Ostern 1929, das Gymnasium in Offenburg und war von 7 – 14 Uhr und mehrmals in der Woche bis 18 Uhr von zu Hause abwesend.“ (Ruth Strahl geb. Eisner, Halle, den 6. März 1950, Stellungnahme zum Schreiben des Herrn Rechtsanwalts Dreyer, Offenburg, an das Landgericht Offenburg; IfGA ZPA NL 60/134, S. 162).
- 26 IfGA ZPA NL 60/116, S. 1. Vgl. zu Ignaz Auer: Jakob Altmaier, Der Fall Auer, in: „Die Weltbühne“ vom 24.2.1925, S. 276–278, sowie Franz Schade (Anm. 8).
- 27 „Die Weltbühne“, 21. Jg. 1925, H.3, S. 112 und H.6, S. 222.
- 28 „Die Weltbühne“ vom 7.4.1925, Heft 14, S. 532: „Sammlung für Kurt Eisners Witwe“.
- 29 Erinnerung Frau Dr. Ruth Strahl, 1991.
- 30 Einzelheiten in den Briefen der Töchter nach 1945 sowie in SINN UND FORM (Anm. 13), S. 699.
- 31 Wie Anm. 14.
- 32 „... am meinem 19. Geburtstag Prozeß der Mutter gegen mich wegen Hochstapelei ... Dirne ... entmündigt ... Psychiatrie ... Frau Dr. Rudolf Hilferding sah nach mir, Paul Levi setzte sich mit dem Abgeordneten Geck aus Offenburg in Verbindung, einem

- Freund des Großvaters ...“ (IfGA ZPA NL 60/134, S. 110). Gemeint ist Frau Dr. Rose Hilferding geb. Lanyi, 1884–1959. Einzelheiten in SINN UND FORM (Anm. 13), S. 699 f.
- 33 Ernst Engelberg, Revolutionäre Politik (Anm. 3), S. VIII: „Ich suchte (Joseph Belli) öfters im Berghäusle in Gengenbach auf, wo er und seine energische Frau bei der Tochter, der Witwe Kurt Eisners, wohnten. (...) Dann war mir klargeworden, daß ein Zögling Joseph Bellis in die Kommunistische Partei gehört. Diesen Weg ging auch seine Enkelin, die Tochter des ermordeten Kurt Eisner, die heute Ärztin in der Deutschen Demokratischen Republik ist.“ Engelbergs Buch von 1959 ist gewidmet „Dem Andenken meiner väterlichen Freunde Joseph Belli und Adolf Geck“.
- 34 Tel. Mitteilung von Prof. Ernst Engelberg, 10.11.1991, aus Berlin-Treptow.
- 35 Wilhelm Engelberg gab in Haslach die linksliberale Lokalzeitung „Schwarzwälder Volksstimme“ heraus. Er gründete 1898 den Haslacher SPD-Ortsverein mit 31 Mitgliedern. Vgl. Ernst Engelberg, Kleine und große Welt im Leben und Wirken des Haslacher Bürgers Wilhelm Engelberg (1862–1947), in: DIE ORTENAU 1979, S. 69–118.
- 36 Wie Anm. 34.
- 37 Wie Anm. 29.
- 38 Einzelheiten in IfGA ZPA NL 60/117 und 118 – Thekla Belli (Pflegeheim und Tod) 1927–32.
- 39 „Die Götterprüfung“ (1918) Berlin 1920.
- 40 IfGA ZPA NL 60/102, S. 1–3. Alles ist in ihrer winzigen akkuraten Schrift geschrieben, vieles davon maschinenschriftlich übertragen. Die Seiten sind bis 1001 nummeriert, aber es fehlen sehr viele. Eine vollständige Fassung liegt vermutlich in den USA, wo sie später von Freia gesucht wurde. Else Eisner glaubte sie 1938/39 in New York sicherer und hatte sie an einen Redakteur der Deutschen Volkszeitung geschickt. Freia auf S. 495: „Auszüge aus der Biographie über Kurt Eisner. Die Kopie ist in New York verschwunden, wohin meine Mutter sie kurz vor dem Krieg mit zwei Kisten Material gesandt hat. Alles andere verbrannte Else Eisner vor ihrem Selbstmord.“
- 41 IfGA ZPA NL 60/109.
- 42 Wie Anm. 41, S. 27. Das „Bayerische Vaterland“ soll vorübergehend Eigentum des Eisner-Mörders Graf Arco gewesen sein, wie Albert Winter im „Tage-Buch“ am 15. Oktober 1927 schrieb: „Die bayrische Regierung hat den 80. Geburtstag von Hindenburg (2. 10. 1927) benutzt, um Graf Arco-Oppenheim (...) restlos zu begnadigen. (...) Mit Unterstützung von Heim (...) kaufte er sich das ‚Bayerische Vaterland‘ (...). In diesem Münchener Rüpelblättchen vertrat Arco den Standpunkt der borniertesten bayerischen Eigenbrötelei (...). Als sich Arco gar in antisemitischen Hetzereien gefiel, kam er mit seiner jüdischen Mutter in Konflikt, die ihm jede finanzielle Hilfe entzog. Arco (...) mußte das ‚Vaterland‘ im Stich lassen und wurde Direktor der Süddeutschen Lufthansa ...“ (S. 1667 f.)
- 43 Das., S. 12 f. Schlußsatz: „Die Witwe Eisner sah keine Veranlassung, den bußfertigen Helden der verleumderischen Phrase noch mehr zu demütigen.“
- 44 Das., S. 4.
- 45 Das., S. 10.
- 46 Das., S. 21 ff.
- 47 Auskunft von Frau Dr. Ruth Strahl, 1992. IfGA ZPA NL 60/115, S. 1–4.
- 48 IfGA ZPA NL 60/116, S. 92 (Brief von Else Eisner an den ältesten Bruder, siehe Anm. 21.)
Ähnlich erging es der ersten Frau in der Inflation, wie eine Tochter 1951 an Freia schrieb: „Weißt Du (...) dass beide Frauen eine Entschädigung von dem Vermögen des

Mörders bekamen? Beide haben nicht viel Gutes damit getan. Irgend ein lausiger Rechtsanwalt hat es für Mutti verwaltet, bis es durch die Inflation verloren war. Was Deine Mutter damit gemacht hat, weiss ich natürlich nicht – sie sagte mir, ich solle niemand davon sagen, Du kannst es aber wissen und weißt nun, daß sie sehr gut imstande gewesen ist, für Euch beide zu sorgen.“ (IfGA ZPA NL 60/130, S. 91) Vgl. dazu Else Eisners Brief vom 10.7.1939 an Freia Eisner, IfGA ZPA NL 60/114, S. 38.

49 Alles in IfGA ZPA NL 60/114, S. 25.

50 Brief von Freia Eisner, Gengenbach 23.4.1949 (IfGA ZPA NL 60/134, S. 110R). „Frau Rotraud Weckerle erzählte mir, als ich sie jetzt aufsuchte, wie armselig mein Großvater tot in der dunklen Kammer lag; wie ihr Vater Adolf Geck und alle Parteifreunde meiner Mutter wegen ihrer Lebensweise sich von ihr abwandten, und man niemals ihre Verbindung mit Leiser verstanden hat.“ (An Rechtsanwalt Dr. Eichin, Offenburg).

51 IfGA ZPA NL 60/116, S. 11.

52 Das., S. 15.

53 Im Nachlaß befindet sich ein Haushaltsbüchlein, in das Else Eisner für 1928–1930 die Zahlungen ans Finanzamt eingetragen hat. (IfGA ZPA NL 60/95, Bl. 7 ff).

54 Das., S. 22–26.

55 Das., S. 27.

56 Wie Anm. 51, S. 68.

57 Das., S. 83.

58 IfGA ZPA NL 60/95, Bl. 20.

59 Offenbar Kurt Daluege (1897–1946), ab 1936 Chef der Ordnungspolizei im Deutschen Reich, vorher in Berlin u. a. SA- und SS-Führer.

Siehe Kurzbiografie in: Christoph Graf, Politische Polizei zwischen Demokratie und Diktatur, Berlin 1983, S. 338 f, sowie Robert Wistrich, Wer war im Dritten Reich, München 1983, S. 47 f.

60 Erinnerungen und Dokumente von Frau Dr. Strahl, 1991.

61 Erinnerung von Frau Dr. Strahl, 1992.

Freia Eisner erwähnt in ihren Erinnerungen, die Mutter sei am 30. April 1933 in Gengenbach verhaftet worden. (SINN UND FORM 1986, 703).

62 Erinnerung von Frau Dr. Strahl, 1991.

63 In Adolf Hitlers „Mein Kampf“, 1924 auf der bayerischen Festung Landsberg geschrieben, wird Eisner mehrmals erwähnt, u. a. als „der Orientale“ geschmäht. (In der 72. Auflage von 1933 auf S. 623.)

Else Eisner hatte im Brief an Siegfried Jacobsohn (siehe Anm. 11) über Kurt Eisner geschrieben: „Er hatte das Orientalische – das mit dem modernen feigen Geschäfts-Judentum nichts zu tun hat –, das weise Indiertum, sich nicht gegen die Feinde und gegen die Gemeinheit zu wehren.“ („Die Weltbühne“, XV. Jg., Heft 16, S. 403 f).

Vgl. Werner Maser, Adolf Hitler – Mein Kampf, Rastatt 1983, S. 136 ff.

64 SOPADE 1936, S. 1012 (Deutschlandberichte der SPD 1934–1940), Reprint Frankfurt 1980.

65 Herbert E. Tutas, NS-Propaganda und deutsches Exil 1933–39, Worms 1973.

66 Freia Eisner in SINN UND FORM 1986, S. 702 f.

67 IfGA ZPA NL 60/114, S. 27.

68 Das., S. 28.

69 Das., S. 30. Zum Exil deutscher Pazifisten in der Schweiz vgl. Karl Holl in „ALLMENDE“, Heft 23 (1989), S. 90–101.

70 Das., S. 31.

71 Familieninterne Bezeichnung für Kurt Eisner.

- 72 Wie Anm. 67, S. 32.
- 73 Wie Anm. 67, S. 45.
- 74 Alle Angaben aus dem Entschädigungsverfahren (IfGA ZPA NL 60/129, S. 86).
- 75 IfGA ZPA NL 60/129, Bl. 3–6.
- 76 Wie Anm. 75, Bl. 42.
- 77 Wie Anm. 74.
- 78 In SINN UND FORM, siehe Anm. 13.
- 79 IfGA ZPA NL 60/134, S. 108.
- 80 Das., S. 111.
- 81 IfGA ZPA NL 60/129, S. 69 ff. Zu Gurs vgl. Manfred Hildenbrand, Judenpogrom in der Ortenau, in: DIE ORTENAU 1988, S. 378–383.
- 82 IfGA ZPA NL 60/129, S. 73.
- 83 Das., S. 74.
- 84 IfGA ZPA NL 60/101, S. 9.
- 85 IfGA ZPA NL 60/114, S. 17.
- 86 IfGA ZPA NL 60/129, S. 74 f.
- 87 Das., S. 84. Vgl. auch Freias Brief vom 23.4.49 an den Rechtsbeistand des Ehepaars Voigt, Dr. Eichin (wie Anm. 50): „Nach dem Krieg und Umsturz hörte ich von meiner Schwester, dass unsere Mutter Selbstmord in Frankreich verübt hatte. Sofort dachten wir beide daran, dass Leiser wohl in den guten Zeiten nutzniehend bei ihr war, in der Stunde der Gefahr sie jedoch schmachvoll verlassen hatte. Meine Mutter ist in Gengenbach als lebensfrohe Frau bekannt gewesen und wir wissen aus der gefährlichen Zeit der Münchener Revolution, wie mutig sie um unseren Vater gekämpft hat. Dieser Selbstmord liess mir keine Ruhe und ich stellte aus England Nachforschungen an, die erfolgreich waren. Sogar Leiser machte ich ausfindig und liess mich in einen „freundschaftlichen“ Briefwechsel ein, um ihn auszuhorchen. – **Dieses war überhaupt der erste Briefwechsel, den ich je mit Leiser führte.** – Er beeilte sich auch, dieses nagelneue Testament in Abschrift mir einzusenden. Wie kam er zu diesem? Meine Mutter verstarb im Kloster. Wann hat er sie verlassen? Meine Mutter hat alle Papiere verbrannt, damit man nicht weiss, wer sie war. Ihr Grab trägt falsche Angaben, da sie als Elsässerin begraben ist. Diese Vorsicht liess man walten, da am Vorabend ihres Todes, den 17. Juni 1940, die Stadt von den Deutschen besetzt wurde und man sie suchte als Gattin des ermordeten bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner. Das Kloster hatte den Mut, meine Mutter in der grössten Gefahr aufzunehmen und zu verstecken. Es wäre Leiser überhaupt ein Leichtes gewesen, meine Mutter zu schützen, indem er sie, so wie mein Schwager es mit meiner Schwester getan hat, geheiratet hätte, um den verhängnisvollen Namen Eisner aus der Welt zu schaffen, denn Kurt Eisner wurde aus politischen und rassistischen Gründen in seinen Familienmitgliedern verfolgt. Der Totengräber sandte mir die Rechnung 1947 und ich habe alles von England aus durch meine franz. Freundin (...) bezahlt. Das bekümmerte also den reichen Ministerialdirektor nicht mehr.“ (S. 3R des Briefes, im IfGA Seite 111R in Mappe 134).
- 88 Das., S. 85.
- 88a Friedrich Leiser, geb. am 5.11.1895 in Heilbronn, füllte 1947 und ca. 1952 je einen Personalfragebogen aus und schrieb 1947 einen Lebenslauf. Hieraus stammen die folgenden, nicht immer der Wahrheit entsprechenden Angaben. Aus dem Lebenslauf:
 „Im Jahre 1917 fand ich Anschluß an damalige unabhängige Sozialdemokratische Partei, deren Mitglied ich bis zu dem Parteitag 1922 in Nürnberg war. Während der Revolutionszeit 1918/19 gehörte ich dem Württembergischen Arbeiter/Bauern- und Soldatenrat an. Als Mitglied der U.S.P. gehörte ich zum engen Mitarbeiterkreis von Kurt Eis-

ner, der am 21.2.1919 einem Attentat zum Opfer fiel.“

„Von 1922 bis 1925 war ich Mitglied und teilweise Vorsitzender des Gewerkschafts-Kartells des Bezirks Saulgau/Wtbg). 1925 liess ich mich mit der Wittwe von Kurt Eisner in Gengenbach/Bd. nieder. Von dort aus entfaltete ich eine rege gewerkschaftliche und sozialistische Tätigkeit, die ich bis 1933 fortsetzte.

1929 wurde ich von der Reichsleitung der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands als Geschäftsführer in unserer Parteizeitung „Volksfreund“ in Karlsruhe/Bd. ausgebildet. Meine Platzierung als Geschäftsführer der „Volksstimme“ Mannheim scheiterte infolge meiner parteioppositionellen Stellung. (...)

1933 mit der Genossin Eisner verhaftet(,) wurde ich in das Amtsgericht Villingen eingeliefert, eine durch einen Nazi-Überfall erlittene Verletzung zwang die Behörde, mich in das Krankenhaus zu überführen, wo es mir nach 3monatigem Aufenthalt gelang zu entfliehen.

In der Schweiz vereinigte ich mich wieder mit der Genossin Eisner, die ebenfalls entfliehen konnte.

In Zürich war ich noch über ein Jahr in ärztlicher Behandlung. 1934 siedelten wir beide nach Genf über, wo ich Anstellung fand beim ‚Internationalen Institut für Sozialforschung‘. Während meines Schweizer Aufenthalts wurde ich Auslandsvertreter der Sozialistischen Illegalen Bewegung Deutschlands und wurde in dieser Eigenschaft 1937 verhaftet und aus der Schweiz ausgewiesen. Frau Eisner und ich kamen durch die Vermittlung des französischen Genossen Salomon Grumbach nach Frankreich, wo ich meine Tätigkeit fortsetzte. In Frankreich lebte ich bis zum Kriegsausbruch in St. Claude im Departement Jura. 1939 stellte ich mich der französischen Regierung wie alle Emigranten zur Verfügung und tat in der französischen Armee Dienste als Prestadaire. Beim Zusammenbruch Frankreichs 1940 fand die Genossin Eisner den Tod, ich selber wurde durch die Regierung Pétains verhaftet und kam in das bekannte Internierungslager Gurs.

Ende 1941 kam ich aus diesem Lager in die ‚Compagnie des Travailleurs étrangers‘, wo ich sofort Anschluss an die französische Widerstandsbewegung fand. Dieser Bewegung gehörte ich bis zur Befreiung Frankreichs an. Seit Januar 1946 wohne ich in Toulouse und bin nun nach 14jähriger Emigration nach Deutschland zurückgekehrt mit dem Wunsche am Wiederaufbau teilnehmen zu können. Seit über einem Jahr bin ich mit einer Französin verheiratet.“

(Schreibweise aus dem Original.)

Von April bis Juni 1947 sei er im Landratsamt Offenburg als Landrat ausgebildet worden, ab „Juni 1947 – Aug.“ als (kommissarischer) Landrat in Stockach eingesetzt gewesen. Am 1.8.47 wurde er bereits in das badische Ministerium der Landwirtschaft und Ernährung übernommen, am 24.10.47 dort zum Ministerialrat ernannt (Leiter der Abteilung Ernährung?).

Im Dezember 1949 wurde er als Ministerialrat zum Ministerium des Innern versetzt (Leiter der Bauabteilung?), zum 1. März 1959 auf seinen Antrag – offenbar als Ministerialrat – in den Ruhestand versetzt. „Am 31.7.1961 gestorben.“

Die zitierten Unterlagen befinden sich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Signatur EA 2/150 PA.

89 Gespräche mit Frau Dr. Ruth Strahl, 1991/92.

89aIfGA ZPA NL 60/134, S. 16, 27.

90 IfGA ZPA NL 60/130, S. 25 f.

91 Das., S. 27, 28, 31.

92 Das., S. 32.

93 „Nach dem Krieg heiratete Herr Leiser eine Französin und wollte das Eisnersche An-

wesen an sich nehmen in der Annahme, dass kein Familienmitglied die Kriegszeit überlebt hätte. Da tauchte zu seinem Entsetzen Freja in Gengenbach auf und kämpfte um ihr Anwesen. Erst wohnte sie unterm Dach in einer alten Kammer im Kaufhaus, in dem ein Textielbetrieb untergebracht war. Um übers Wochenende dort schlafen zu können, mußte sie sich von Samstagmittag bis Montagmorgen im Kaufhaus einschließen lassen, weil sie keinen Schlüssel bekam. Das Waschwasser mußte sie vom Röhrbrunnen holen. Um ihr Lebensunterhalt zu bestreiten verkaufte sie für den Adlerwirt Eis im Adlergässle. Später bekam sie ein Zimmer in der Bürgerschule. Nachdem sie ihr Haus wieder bekam, hat der Gemeiner Kuno und ich beim Umzug geholfen, wobei sie uns viel aus ihrem Leben erzählte. Freja war eine etwas Exzentrische Person. So kam sie in den Zwanzigerjahren in Knickerbokerhosen und einer Dächliskapp auf dem Kopf von Berlin. In ihrer Villa lief sie als in den Gewänder vom Pförtner derer von Löwenberg herum. Wer kannte sie nicht in ihrem weißen Bogkörble vorne auf ihrem Fahrrad und ihrem Katzebucke durchs Schtädtle gondeln (...).“ (Text von K. B., s. Anm. 14).

94 Wie Anm. 90, S. 33 f.

95 Das., S. 37. „Durchschlag an Frl. Freia Eisner, Gengenbach, Haus an der Stirn“.

95a Archiv Dietrich Klettner, Gengenbach.

95b Das.

96 Wie Anm. 90, S. 47.

97 Das., S. 21, 19.

98 Das., S. 11 f.

99 Das., S. 14.

100 Das., S. 48 f.

101 Das., S. 69.

102 IfGA ZPA NL 60/134, S. 9 f, 15, 103.

103 Am 27.7.1933 „aufgrund § 2 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamten-tums vom 7.4.1933 (RGB1. I S. 175“), (IfGA ZPA NL 60/134, S. 20).

104 IfGA ZPA NL 60/134, S. 20.

105 IfGA ZPA NL 60/134, S. 204 und 210. Das Bayerische Finanzministerium hatte von 8000 RM Pensionsnachzahlung gleich 800 als Lohnsteuer einbehalten, 7200 RM am 13.6.47 überwiesen. (S. 222).

106 Angaben aus dem Schriftsatz von Rechtsanwalt Dreyer, Offenburg 5.10.1948, an das Landgericht Offenburg. (In: IfGA ZPA NL 60/134, S. 73 f.).

„Im Ausland hält man Bibliotheken von Sarah Bernhardt, von Dichtern und (...) Menschen in Ehren, hier werden sie eingestampft und in Gengenbach auf dem Marktplatz teilweise verbrannt. Sie gehörte doch ins Eisner Archiv. Verstehen die Richter das nicht?“ (Freia an Ruth, 1960; IfGA ZPA NL 60/129, S. 60.).

107 Alles in IfGA ZPA NL 60/131.

107a IfGA ZPA NL 60/133, S. 75 ff.

107b Wie Anm. 107, S. 8, 12 R.

107c Wie Anm. 107a, S. 78.

108 IfGA ZPA NL 60/129, S. 86 f.

108a Eine Cousine Kurt Eisners und deren Tochter wurden nach Theresienstadt deportiert. Vgl. SINN UND FORM, S. 703, 705 (Erinnerungen Freias, siehe Anm. 13).

109 IfGA ZPA NL 60/134, S. 44.

109a Das., S. 211 R.

110 IfGA ZPA NL 60/134, S. 73 und S. 31.

111 Das., S. 31 (Brief Ruth an Freia, 12.8.1947).

112 Das., S. 46.

- 113 IfG ZPA NL 60/134, S. 55, 73.
- 114 Das., S. 88.
- 115 Das., S. 103.
- 116 Das., S. 178–181R.
- 117 Das., S. 159. Leiser wurde als Ministerialrat pensioniert.
- 117a Das., S. 182–185R.
- 118 Der Gengenbacher Chronist Kurt Buchberger schrieb:
 „Nach dem Kriege kam Freja wieder nach Gengenbach und Herr Vogt mußte ihr das Haus kostenlos übergeben, obwohl Freja 70 000 DM vom Staat als Naziverfolgte bekam. Sie trat in England zum Katholischen Glauben über, wollte in ein Kloster, wurde wegen Anfälle nicht aufgenommen, war aber im Geheimdienst des Vatikans tätig. Sie hat 1976 das Anwesen einer Antifaorganisation vermacht, und zog nach Ostberlin zu ihrer Schwester. Herr Architekt Lehmann von Berghaupten kaufte 1977 das Grundstück, wo auch der Luftschacht vom Bierkeller sich befindet und auch das Pulverhisli noch steht. Lehmann hat das Haus im Juni 1981 abgerissen, wobei man den in den Berg gehauenen aber zugemauerte(n) Keller entdeckte(,) in dem in Stein gemeißelt EM 1913/14 stand.“ Quelle: Privatarchiv Klettner (wie Anm. 14). Dort liegt auch die Kopie der Schenkungsurkunde (Notariat Gengenbach, 24. Juni 1975), wonach Freia ihre Eigentumshälfte des ‚Hauses an der Stirn‘ ihrer Schwester Ruth schenkte.
- 119 IfGA ZPA NL 60/133, S. 26 f.
- 120 Das., S. 41.
- 120a Walter Fisch sollte bereits 1950 in einem stalinistischen Schauprozeß „auf die Anklagebank des deutschen Rajk-Prozesses“. Vgl. DER SPIEGEL vom 30.1.1957, S. 33 ff.
- 121 Wie Anm. 119, S. 42 ff und 64.
- 122 Das., S. 49.
- 123 Mappe 133 (IfGA ZPA NL 60/133).
- 124 Das., S. 150: „Auskunftsgebühr 0,50 DM anbei.“ (22.7.58), Antwort auf S. 155.
- 125 Das., S. 152.
- 126 Das., S. 166.
- 127 Das., S. 158, 167 f.
- 128 Das., S. 168.
- 129 Die Berliner Zeitung „Der Tagesspiegel“ berichtete am 4.10.1961: „Der am Betreten der Westsektoren gehinderte SED-Anwalt Kaul hat gegen den Regierenden Bürgermeister und Innensenator Lipschitz beim Berliner Landgericht Klage erhoben.“ Er sah sich in der Ausübung seines Gewerbes gehindert, denn er war an West-Berliner Gerichten zugelassen.
- 130 Wie Anm. 123, S. 171.
- 131 Das., S. 172 f.
- 132 Das., S. 174.
- 133 Das., S. 179.
- 133a In Schriftsätzen und Anträgen wird sie meist als „Sprachlehrerin ohne feste Anstellung“ bezeichnet.
- 134 Wie Anm. 123, S. 181.
- 135 Das., im Anhang (S. XVIII ff).
- 136 Hedwig Eisner geb. Lövenstein, 1839–1918.
 Die Grabstätte der Eltern in Weißensee ist in Feld K, Abt. 2, Reihe 14, Grab 202.13 (Aufzeichnung Freias in Mappe 129, S. 34).
- 137 Das war Gegenstand des einen Beleidigungsverfahrens (Mappe 109, s. das Kapitel „Anwürfe und Beleidigungen“).

Die Münsterbauhütte in Straßburg in ihrer Geschichte und heute

Jean-Richard Haeusser

(Leicht gekürzte Niederschrift des Dia-Vortrages, den der Autor am 21. Oktober 1990 bei der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins in Kehl gehalten hat.)

Die Bildhauer und Steinmetzen des Frauenwerkes, so bezeichnet man eine kleine Gruppe von Männern, die heute noch wie von je her auf der Baustelle des Münsters arbeiten. Dies tun sie im stillen, fast vergessen; sie haben nicht die Gewohnheit, die Feder zu führen, um von ihrer Arbeit zu berichten. Und doch sind sie Meister in ihrem Handwerk, unsere Stein- und Bildhauer und alle Handwerker.

Von ihrer Körperschaft kennt man den Namen und weiß, daß das Frauenwerk (Oeuvre Notre-Dame) auf das Mittelalter zurückgeht.

Aber wer hat unsere Handwerker bei der Arbeit gesehen? Selten werden ihre Ausbildung, ihre Traditionen in helles Licht gesetzt, obwohl diese Handwerker seit Jahrhunderten für das Wohl und die Rettung des Münsters arbeiten, obwohl die Geschichte des Münsters mit der Geschichte des Frauenwerkes untrennbar verbunden ist.

Hier zunächst die Definition der Frauenstiftung, ihres Erbgutes und ihrer Bestimmung. Wir entnehmen diese prinzipiellen Angaben dem Statistischen Jahrbuch der Stadtgemeinde Straßburg, Jahrgang 1973:

„Die Stiftung ‚Unser Frauen Werk‘ vereinigt als juristische Person das im Laufe der Jahrhunderte versammelte Erbgut für den Bau und die Unterhaltung des Straßburger Münsters. Die Stadt Straßburg hat im Jahre 1290 die Verwaltung dieses Erbgutes übernommen und sorgt unter Mitwirkung der Direction des Monuments Historiques für die Erhaltung und Restaurierung des Münsters.“

Das Erbgut des Frauenwerks umfaßt Gebäude, Wald (Elmerforst) und auf 102 Gemeinden des Bas-Rhin verteiltes Ackerland:

- a) Gebäude: das Frauenhaus 3–4, Place du Château; 1, Rue Rohan; 2, Place du Marché-aux-Poissons; 4, Rue des Cordiers; 16, Place de la Cathédrale (Kammerzell); 5, Place du Marché-aux-Cochons-de-Lait;

26, Quai des Bateliers; 94, Rue de la Plaine-des-Bouchers; 2, Rue du Grand-Couronné; Alte Mühle; Forsthaus Elmerforst.

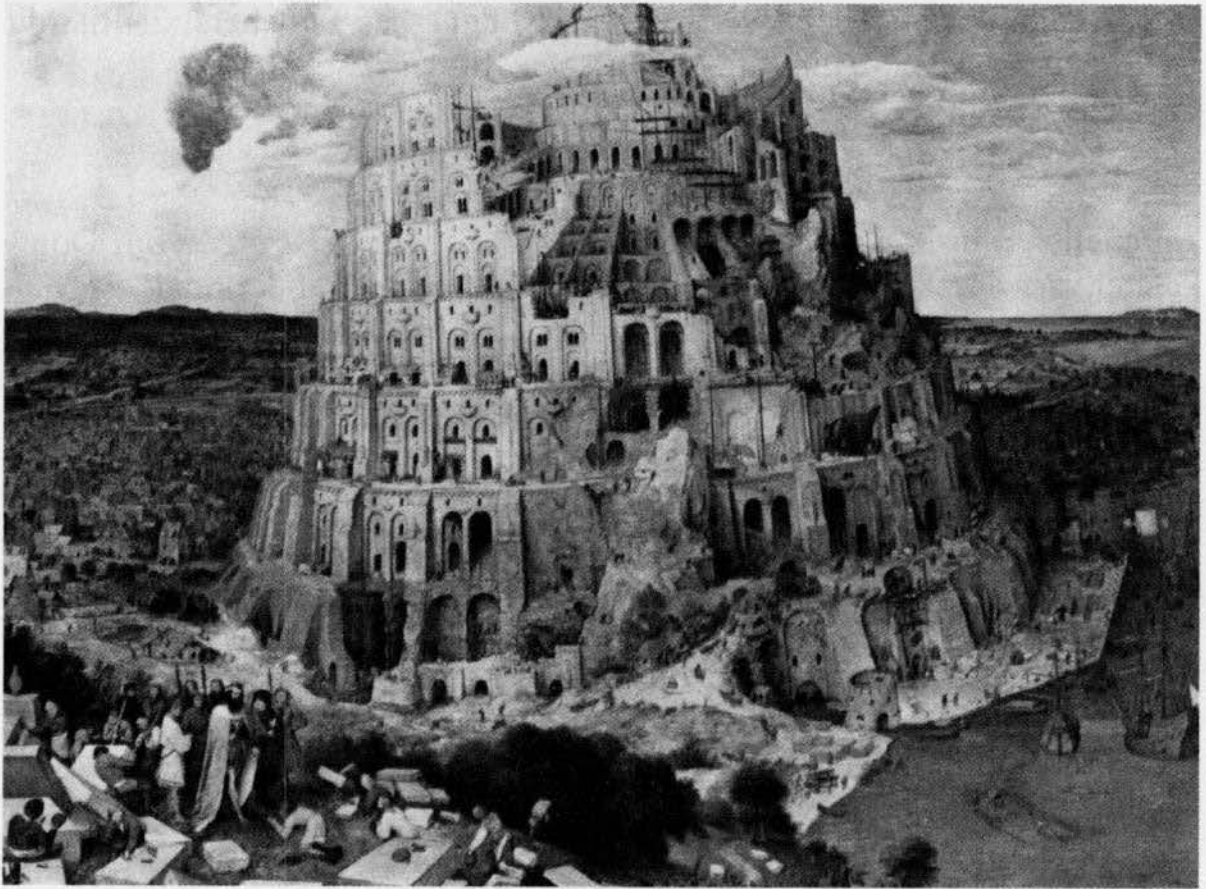
b) Wald: 362 ha

c) Ackerland: 550 ha (in Pacht gegeben zum Anbau)

Anfänglich wurde das Frauenstift vom Bischof, in der Folge vom Domkapitel verwaltet; im Jahre 1290 übernahm der Magistrat der Stadt die Verwaltung. Von diesem Zeitpunkt an bis zur Revolution sind der Bau und sein Unterhalt ein städtisches Unternehmen. 1793 betrachtet die Revolution das Frauenwerk irrtümlicherweise als Kirchenfabrik und verfügt daher seine Säkularisierung. In den neun folgenden Jahren wird das Frauenstift von der Domänenverwaltung als Staatsgut verwaltet. Das Konsulargesetz vom 3. Frimaire (25. Nov. 1803) macht die Säkularisierung rückgängig und überträgt die Verwaltung dem Maire von Straßburg. Das genannte Gesetz bildet gegenwärtig noch immer die gesetzliche Grundlage der Frauenstiftsverwaltung. Es führt im besonderen aus, daß Güter und Einkünfte weiterhin speziell für den Unterhalt und die Konservation des Münsters verwendet werden sollen. Die Werkstätten des Stiftes, deren Gründung ebenso alt ist wie die Stiftung selbst, waren für diese Verwendung bestimmt. Sie haben immer diese Arbeit ausgeführt.

Ich möchte Ihnen nun von den Steinmetzen und Bildhauern berichten, jedoch nicht als Kunsthistoriker, sondern einfach als ein Architekt, der bei ihrer Arbeit zugegen ist; ich will berichten von der Zeit, wo unsere Handwerker von Stadt zu Stadt reisten; wir können feststellen, daß ihre Handgriffe, ihre Arbeit, ihr alltägliches Leben überall und zu allen Zeiten gleich oder ähnlich waren. In Straßburg hat man allerdings ihr Handwerk selten bildlich dargestellt, deshalb suche ich meine Quellen anderswo.

Der Babylonische Turm ist meines Erachtens ein Symbol des tiefsten Trachtens und Sehnsens der großen Baumeister der Geschichte. Der holländische Künstler Pieter Brueghel d. Ä. (um 1530–1569) hat ihn aus seiner Phantasie gemalt. Der Turm ist so hoch, daß er durch die Wolken ragt. Der Vergleich mit der Landschaft im Hintergrund gibt uns einen Begriff von der gewaltigen Ausdehnung der Baustelle. Das Werk ist riesenhaft, und man erkennt kaum die winzigen Menschen: dennoch sind sie da und arbeiten an den mächtigen Arkaden! Schön sagt Pierre du Colombier: „Aus dem Bedürfnis, sich immer höher zu erheben, möglichst in die Nähe des Himmels, haben die Menschen unsere Kathedralen gebaut; es waren ihre Arme und als natürliche Verlängerung ihrer Anstrengungen ihr Werkzeug, das es vollbrachte.“ Neben dem Werkzeug haben wir die von den Baumeistern erfundenen Maschinen, Winden und Trommeln ... Alles zweckvoll, nichts dem Zufall überlassen.



Pieter Breughel: Der Turmbau zu Babel

Und das Werk steigt himmelan, emporgetragen wohl vom gleichen Elan, von demselben Glauben, und manchmal auch vom selben Stolz, der die Erbauer der Kathedralen belebte.

Eine schöne Geschichte erzählt von Girart de Roussillon und seiner Frau Bertha, die ihre Kinder verloren hatten und wußten, daß sie keine mehr haben würden. Da beschlossen sie „Abteien zu gründen und vornehme Kirchen“. Sie versammelten um sich geschickte Handwerker und kaum ist irgendwo eine Kirche vollendet, da erheben sich bereits an einer anderen Stelle die Mauern einer neuen Kapelle. Am Anfang steht die Begeisterung; kommt es vor, daß diese schwächer wird, dann muß an die Freigebigkeit der Gläubigen appelliert werden; unter den Mitteln, die zur Ermutigung dienen, sind die besten der Ablaßhandel und Reliquien.

Spenden solcher Art für das Frauenwerk sind im „Livre des Donations“ verzeichnet, es ist eines der wichtigsten Dokumente; die Eintragungen beginnen um das Jahr 1236 und enden gegen das Jahr 1520.

Die ganze Stadt sowie die Umgegend beteiligten sich an der Finanzierung.

Opferstöcke waren um die Baustelle herum und sogar bei den Kaufleuten aufgestellt. Könige, Herren, sämtliche Einwohner der Stadt, teils als Körperschaft, teils individuell, stifteten dieses oder jenes Element für das Münster. Die Gaben sind sehr verschiedener Art: Geld, Naturalien, Feld, Wald, Reben ...

Immer wieder hemmten Schwierigkeiten aller Art, Kriege, Finanzkrisen, den Fortgang der Arbeit, aber immer wieder erwachte die Begeisterung für ihr Münster bei den Gläubigen von neuem und verschaffte dem Frauenwerk bald nennenswerte, bald unverhoffte Geldmittel.

Die von Bischof Wernher in den Jahren 1015–1028 errichtete Basilika hat vermutlich bereits die Einrichtung der notwendigen Werkstätten veranlaßt. Leider haben wir aus jener Zeit, was Bestand und Organisation anbelangt, nur ganz seltene und spärliche Belege.

Für den Bau der romanischen Kathedralen wurde das notwendige Personal den Ordensbrüderschaften entnommen. Erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts treten diese Brüderschaften aus ihrer religiösen Bindung und nehmen weltlichen Charakter an. Ihre strenge Disziplin und die Beobachtung ihrer Traditionen sichern diesen Werkstätten (Ateliers), später Hütten oder Logen

genannt, bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts, ein außerordentliches Ansehen. Die Hütten waren ursprünglich Bretterbuden, wo man das Werkzeug aufbewahrte. Hier, im Herzen der mittelalterlichen Stadt, traf man zusammen zum Austausch der Gedanken (Abb. 2. Hintergrund).



Flämisches Stundenbuch, Ende 15. Jahrhundert

Unter allen Hütten nahm die von Straßburg in den Ländern germanischer Zunge eine Vorzugsstelle ein. Am 25. April 1459 versammelten sich die Meister der deutschen Hütten in Regensburg, um dort ihr erstes Statut aufzusetzen. In diesem Protokoll bezieht sich die Versammlung in allen Stücken auf Brauch und Herkommen der Jahrhunderte und ernennt den „magister operis“ von Straßburg sowie alle seine Nachfolger im Amte des Frauenwerkarchi-

tekten zu den alleinigen und ständigen Großmeistern der freien Steinmetzen Deutschlands.

Im Zuge der Emanzipation der Städte entstehen die korporativen Satzungen. Das Aufleben Straßburgs bringt Handwerk und Gewerbe um die Kathedrale zur Blüte, die unabhängig werden und ihre eigenen Satzungen bilden. Das sog. „Statut von Straßburg“ legt Pflichten und Rechte, Traditionen und Freiheiten der Steinmetzen fest. Die mittelalterliche Organisation der Hütte umfaßt Werkmeister, Bildhauer und Steinmetzen. Als solche blieb sie bis 1789 unabhängig von den übrigen Körperschaften der Stadt. Dagegen setzt die große Revolution der Loge als Organisation ein Ende.

Indessen, dank einer Reihe von glücklichen Umständen, bleiben die Ateliers (Werkstätten) bestehen und setzen die ihnen seit der Vollendung des Münsters obliegende Unterhaltungsaufgabe weiter fort. Aus den bereits erwähnten Gründen ist uns der Personalbestand der Straßburger Loge in den ersten Jahrhunderten unbekannt.

Herr A. Schimpf, mein Vorgänger, hat in einem interessanten kleinen Buche die strengen Regeln angegeben, nach denen die für den Münsterbauplatz eingesetzte Belegschaft zu arbeiten hatte.

Hier ein Auszug aus diesem Buche („Die Straßburger Steinhauer“ in: „Elsässische Handwerker und Arbeiter“).

Artikel 1.

Wofern gewisse Artikel dieses Statuts zu streng oder im Gegenteil zu mild sein sollten, hat die Bruderschaft durch Stimmenmehrheit darüber abzustimmen, was zu ändern ist, im Sinne der Milderung oder der Verschärfung unter Berücksichtigung von Landesbrauch und Zeitumständen.

32 Artikel 36.

Wenn ein Geselle eigensinnig die Haupthütte oder eine andere Loge ohne regelmäßigen Urlaub verläßt, darf er auf die Dauer eines Jahres nicht in dieselbe Loge zugelassen werden.

33 Artikel 42.

Wenn ein Lehrling, nachdem er bei einem Maurer gearbeitet hat, sich dazu entschließt, bei einem Steinhauermeister einzutreten, um sein Handwerk zu

Ser Steinmetzen Brüder=
 schaffe Ordnungen vnd Articul/Ernewert auff dem
 tag zu Srasburg auff der Haupthüt=
 ten / auff Michaelis / Anno
 M. D. LXIII.



Statut der Steinmetz-Bruderschaft von 1563

erlernen, soll dieser Meister sich verpflichten, denselben als Lehrling drei Jahre zu behalten.

Das Statut der Steinhauerinnung wurde in der Hauptloge von Straßburg am Sankt Michaelstag 1463 erneuert. Es sei erwähnt, daß diese Bestätigung noch im Jahre 1697 in Kraft ist, während Straßburg damals bereits mit der Krone Frankreichs vereint ist. Die Zahl der auf den Arbeitsstätten beschäftigten Arbeiter war niemals sehr groß, kein Vergleich also mit den Menschenmengen, die bei den ägyptischen Pyramiden arbeiteten. Der Führer von Saint Jacques de Compostelle spricht mit Bewunderung im 12. Jahrhundert von rund 50 Steinmetzen, die an der Basilika gearbeitet hätten. Ende des 12. Jahrhunderts arbeiteten etwa 40 Steinmetzen an der Kathedrale von Westminster. Erst ungefähr für das Jahr 1415 liefern unsere Archive eine erste Angabe. Es ist die Zeit der Errichtung des Turmoktogons. Das Personal bestand damals nur aus 30 Handwerkern und neun Knechten. Im einzelnen finden wir beim Bau des Turmachtecks einen Werkmeister, zwanzig bis fünfundzwanzig Steinmetzen, einen Knecht in der Werkstatt, drei bis vier Schmiede, sechs Knechte und zwei gewöhnliche Knechte. Nach Beendigung des Turmes und der Spitze geht die Belegschaft wieder zurück. Beim Bau der Laurentiuskapelle, abgeschlossen 1505, beschäftigten die Ateliers einen Werkmeister, sechs bis sieben Steinmetze, acht Maurer und zehn Knechte, davon vier bei den Winden. Im Laufe des 16., 17. und 18. Jahrhunderts begnügen sich die Werkstätten mit der laufenden Unterhaltung des Gebäudes.

In der Periode von 1772 bis 1778 machte die Errichtung der Arkaturen an der nördlichen und südlichen Langseite des Gebäudes die Einstellung einer bedeutenderen Arbeitskraft notwendig.

In dem wunderbaren Bilderbuch der Kathedralen geben die Kirchenfenster von Chartres ein Bild von den Arbeiten in einer Werkstatt. In schillernden Farben führen sie uns das tägliche Leben unserer Stein- und Bildhauer, Maurer und anderen Handwerkern vor Augen. Steinmetzen und Bildhauer sind selbst als Stifter dargestellt. Sei es durch die Archive oder Miniaturen, sei es auf Teppichen oder Kirchenfenstern, wir können den Bau einer Kathedrale Schritt für Schritt verfolgen.

Der Steinbruchmeister trägt eine große Verantwortung, ist es doch an ihm, Qualität und Fehler des Steines zu entdecken. Man wählte, wenn möglich, den nächstgelegenen Steinbruch, um allzugroße Transportkosten zu vermeiden. Von den zahlreichen längs der Vogesen gelegenen Steinbrüche wollen wir nur einige anführen: Adamswiller, Lichtenberg, Neewiller, Cosswiller, Dinsheim, das Krontal, Marmoutier, Mutzig, Bad Sulz, West-

hofen, Wolxheim und viele andere. Die Steinmetzen beginnen oft ihre Arbeit bereits im Steinbruch selbst. Die Dimensionen der gebrochenen Steinstücke konnten auf diese Art der in Frage kommenden Verwendung angepaßt werden.

Auf allen Baustellen herrscht emsiges Leben und Treiben; die ganze Stadt nimmt teil an dem leidenschaftlichen Einsatz für den Bau der Kathedrale. Auf dem Bauplatz hatte jeder seinen genau vorgeschriebenen Platz und seine Rolle als Maurer, Bediener der Winde (cabestan), Steinmetz, als Steinausmesser (appareilleur) und Bildhauer ...

Auch die Werkstätte der Schmiede ist von primordialer, wichtigster Bedeutung. Der Schmied fertigt auf dem Amboß ein Werkzeug zur Bearbeitung des aus dem Steinbruch entnommenen Blockes. Die gleichen Handgriffe in den Schmieden des 14. Jahrhunderts, das Feuer, der Blasebalg, die Zangen, die im Rhythmus schlagenden Hämmer. Stets muß das Werkzeug repariert, müssen die Meißel wieder geschliffen werden, besonders wenn der Stein hart ist wie der Vogesensandstein. Die Gesellen zogen gern von einer Stadt in die andere. Die Bauplätze waren in gewissem Sinn eine Ausbildungsschule, die ihr eigenes Geheimnis hatte und wo Metzen, Bildhauer, Zimmerleute, Glaser sowohl als Lehrlinge wie als Meister, durch ihr Schaffen mitteilten, was sie erlebt hatten, was sie konnten, wovon sie träumten, wovor sie Angst hatten ... Auch der Meister bildete sich im Verlaufe seiner Reisen auf den Baustellen, die er besuchte und wo er sein Können unter Beweis gestellt hatte. Es genügte ihm dann von einem älteren Meister bei dem Bischof oder bei einem Domkapitel empfohlen zu werden. Die Rechnungsbücher zeugen von der privilegierten Stellung der Werkmeister. Ihre Vorteile waren vertraglich festgesetzt und sicherten meistens ein festes Jahresgehalt. In Paris im 18. Jahrhundert hatte ein gewöhnlicher Handlanger einen Tagelohn von 7 Hellern, während ein Geselle als spezialisierter Arbeiter bis auf 20 Heller kommen konnte. Außerdem nahmen die Steinmetze noch eine Sonderstellung ein unter Berücksichtigung der Härte des Steins, den sie für die Skulpturen zu behauen hatten. Es kam vor, daß der Meister ausnahmsweise für eine Statue den ersten Entwurf machte. Trotzdem war die Ausarbeitung nicht immer seine Sache.

Nicolas de Billard machte sogar schon den Architekten den Vorwurf, zuviel Zeit in der chambre – au – trait, der Zeichenstube, zu verbringen, ohne selbst zu hauen. Sie haben einen höheren Lohn und sagen zu den anderen, komm und behau mir das. Eifersucht war dabei auch im Spiel, da der Meister oft Anspruch erheben konnte auf ein oder mehrere Häuser, Land und Reben, von denen er die Nutznießung hatte, auf Kleider, Handschuhe, gefütterte Stiefel, auf große Mengen von Brennholz, ein stets beschlagenes

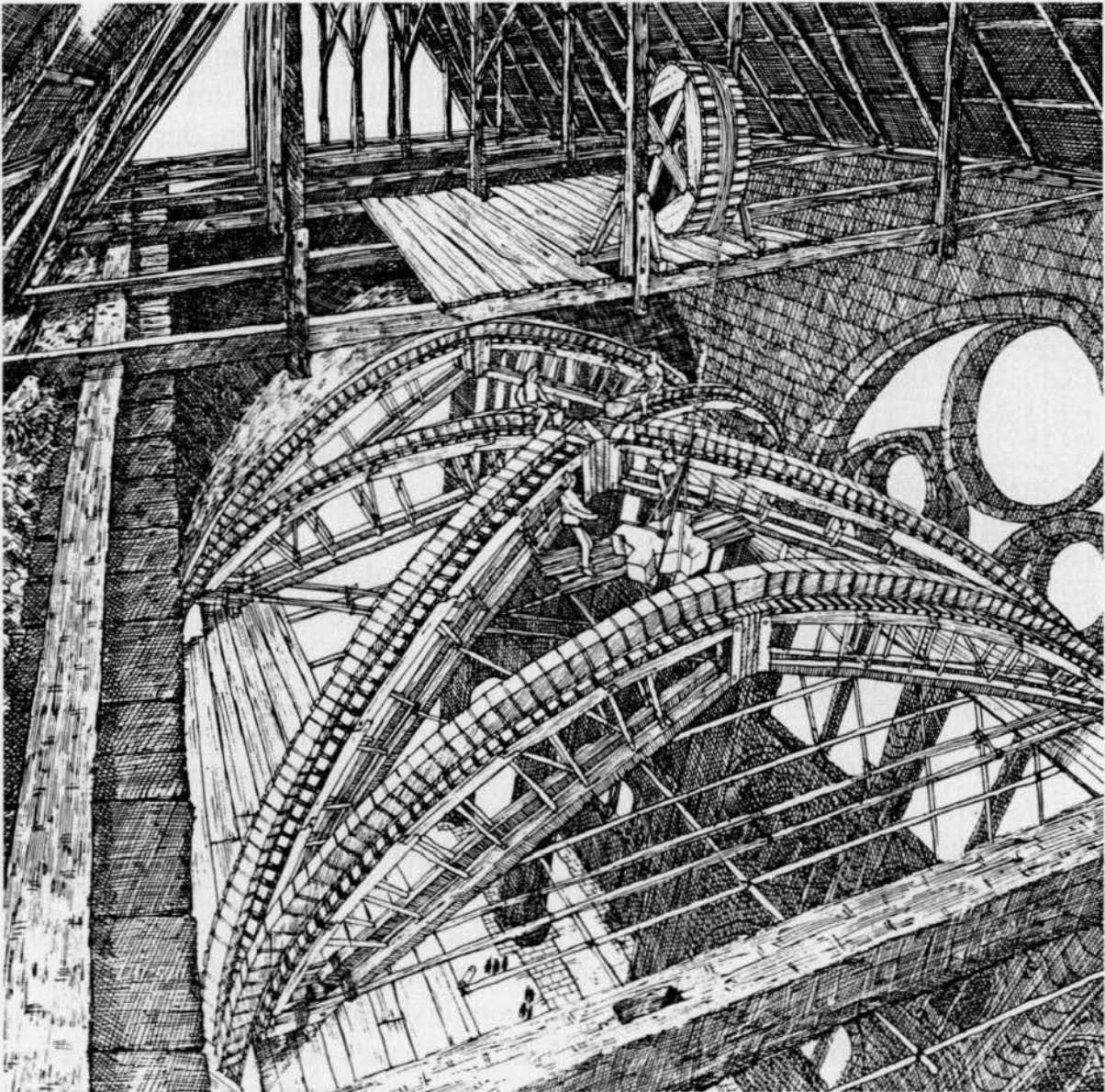
Pferd und auf eine Beerdigungsstelle für sich und seine Familie, auf Dienstleute, Unfallrenten, ja das gab es schon damals, und ein Ruhegehalt im Alter. Der Architekt war wie die gelehrten Theoretiker, die immer höhere und kompliziertere Bauten erfanden. Die Turmspitze einer Kathedrale wurde nicht unbedingt von demselben Meister beendet, der sie begonnen hatte, und im Laufe des Baues ging man zuweilen vom ursprünglichen Plane ab. Sehr aufschlußreich sind in dieser Beziehung die berühmten Notizbücher eines Architekten und Zeichners des 13. Jahrhunderts, Villard de Honne-court. Sein Auge nimmt alles auf, notiert, macht Skizzen, die anscheinend doch nicht immer mit dem Plan der Kathedrale übereinstimmen. Seine Reisen führten ihn von Cambrai nach Laon, Reims, Meaux, Chartres, Lausanne, sogar bis nach Ungarn. Sein Skizzen- und Notizbuch ist ein einzigartiges Dokument seiner Zeit.

Währenddessen werden die Baumstämme von den Holzhauern vorbearbeitet und sonstiges Material für den Bau der Kathedrale herbeigeschafft. Anderswo verwendet man alte Steine, ein Material, das weniger kostet. Das ganze Unternehmen steht im Zeichen der sparsamen Verwendung der Mittel, sogar gebrauchtes Handwerkszeug wird umgeformt, um Dienste noch leisten zu können. Man verbessert die Zugkraft des Lasttieres. Die Kenntnis der Schwerpunkte der Blöcke dient zum Messen ihrer Bewegung. Man erfindet neue Methoden für das Heben. Ein Keil wird in einen Block getrieben. Mit einem Handkran wird der behauene Stein mit Haken oben und unten, rechts und links erfaßt (Abb. 2).

Manchmal mußte die Arbeit unterbrochen werden. Oft waren die Fest- und Feiertage willkommene Anlässe für die Pausen. Es gab aber auch Unfälle auf den Baustellen, hauptsächlich in den Trommeln und Rädern. Die Anekdoten sind zahlreich. Selbst in Straßburg, wo wir zwei dieser Räder auf der Plattform im Wächterhäuschen bewahrt haben. Von dieser Arbeitsweise kommt, wie es scheint, unsere Redensart „Im Rädell laufen“. Die Kräne werden später immer komplizierter, das einfache Werkzeug wird zum Kunstwerk. Wichtig sind die Meßinstrumente zur Bestimmung des Platzes für den Bau.

Auch die Zimmerleute spielen eine bedeutende Rolle beim Bau einer Kathedrale. Sie stellen die Gerüste auf, sie sind da, wenn abgestützt werden muß, man braucht sie bei der Herstellung einer großen Anzahl von Maschinen auf der Baustelle. Die Zimmerleute stehen bereit, wenn man sich anschickt, die Gewölbe an ihren Platz zu bringen.

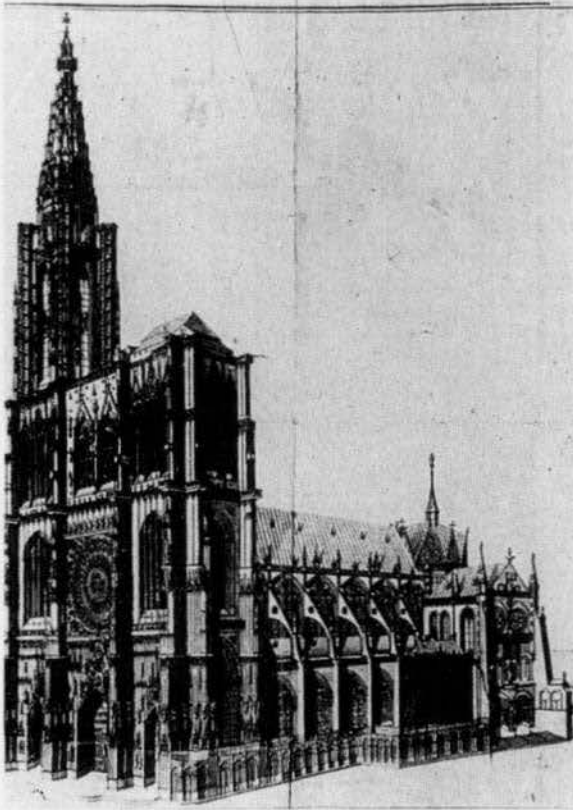
Die Menschen, die es unternahmen, eine Kathedrale zu bauen, gaben sich keinen Illusionen hin. Sie wußten, daß sie in den meisten Fällen das Bau-



Tretrad (Dapid Macanly, Sie bauten ein Münster)

werk in seiner Vollendung nicht mehr sehen würden (Pierre de Colom-biers). Immer wieder mußte man mit einer Unterbrechung der Arbeit auf den Baustellen rechnen. In Kriegszeiten, im 16., 17. und 18. Jahrhundert, wo die Arbeit in Straßburg in den Werkstätten sich auf den Unterhalt des Gebäudes beschränkte, war im Verhältnis zum Mittelalter das wenigste Personal auf dem Platz.

Eine Ansicht des Münsters von Arhardt (Abb. 5) zeigt die frühere Mithra, die Bischofsmütze, und das Wetterhäuschen, das verhältnismäßig höher ist als das heutige. Ich glaube, daß dieses Wetterhäuschen sehr viele Leute gestört hat, mich hat es auch gestört. Vor zwanzig Jahren habe ich mit meinen Leuten eine kleine Änderung vorgeschlagen, die von der Denkmalpflege in Paris genehmigt wurde. Hoffen wir, daß wir eines Tages auch da noch et-



Vierungsturm mit spätgotischer „Bischofsmütze“. Zeichnung von Johann Jakob Arhardt, Festungsbaumeister in Straßburg

Arntz. Als Chefarchitekt des Frauenwerkes stand Johann Knauth vor der gewaltigsten Aufgabe, die jemals ein Baumeister in Straßburg zu bewältigen hatte, nämlich den Einsturz des Münsterturmes zu verhüten. Der Pfeiler, auf dem der größte Teil der Last der 7000 t des Turmes ruhte, drohte zusammenzubrechen, und wäre der Turm eingestürzt, wäre er in der Diagonale über das ganze Münster gefallen. Nachdem sich seit Jahrhunderten der Grundwasserstand gesenkt hatte, waren die Pfeilerverstärkungen des Bodens unter den Fundamenten verfault, zudem waren die Fundamente der romanischen Fassade für den viel mächtigeren gotischen Bau einfach nicht genügend verstärkt worden, und auf der Nordseite wurden sie noch mehr überlastet, als anstatt des von Erwin geplanten Turmes der viel höhere von Ensinger errichtet wurde. Der innere Pfeiler des Nordturms sackte ein, und die auf ihm ruhende Last übertrug sich auf den ersten Hochschiffpfeiler, der er nicht gewachsen war und Risse bekam. Als diese sich seit 1903 zunehmend verbreiterten war die Möglichkeit, daß der Turm einstürzte, in drohende Nähe gerückt. Die Gefahr war also hervorgerufen durch die Senkung der Foundationen dieses einzelnen Pfeilers, und diese Senkung des Pfeilers, der die enorme Last des Turmes und seiner Spitze zu tragen hatte, war, wie Knauth feststellte, im Zunehmen begriffen.

was leisten können, nicht um dieses Häuschen wegzureißen, das nicht, auch nicht um einen zweiten Turm zu bauen, der würde für die Fundamente zu schwer werden, aber um die Fassaden zurückzunehmen. Damals diente dieses Wächterhäuschen natürlich zur Wache, in Kriegen mußte man schon weit in die Landschaft hinaussehen können, auch konnte man von da oben schnell Brände entdecken.

Wir verdanken es der unermüdlchen Sorge unserer Handwerker, der Arbeit unserer Steinmetzen und Bildhauer im Laufe der vergangenen Jahrhunderte, daß unser Münster, so wie wir es heute vor uns sehen, erhalten geblieben ist. Erinnern wir uns als Beispiel für viele an Johann Knauth, den Nachfolger von Schmitz und

Die Spitze hatte bereits 1870 unter der Beschießung gelitten und war vom Frauenwerk restauriert worden. Risse waren an der Nordseite des Westbaus kaum sichtbar, die Gefahr einer Katastrophe lag aber im Bereich der Möglichkeit, der Einsturz des Turmes über das ganze Schiff. Der Grundwasserspiegel hatte sich gesenkt, aber nicht nur das, es waren mehrere Fälle, die zusammengetroffen sind, die sich zu der nun sichtbar gewordenen Gefahr summieren. Beim Bekanntwerden dieser Zustände war die Bestürzung allgemein. Da setzte unter der Leitung von Knauth die Rettungsaktion ein. Nach einer genauen Prüfung der Lage wird ein Projekt ausgearbeitet, das von der Stadtbehörde angenommen wurde und von dem Gemeinderat. Der gefährdete Pfeiler wird mit schweren Holzgerüsten unterfangen und gestützt, dann wird die Last des auf dem Boden ruhenden Turmes freigegeben. Diese Abnahme vollzieht sich Millimeter um Millimeter. Sobald die Fundamente des Pfeilers nicht mehr zu tragen haben, können die Arbeiten beginnen. Sie werden auch im 1. Weltkrieg fortgesetzt. Nach der Rückkehr des Landes an Frankreich bemüht sich die Regierung um die weitere Mitarbeit von Knauth, doch zieht sich derselbe 1922 zurück und stirbt 1924. Seinen Nachfolger Pierre muß man auch nennen. Ihm haben wir auch sehr viel zu verdanken. Der Krieg und seine Folgen warfen ihren Schatten auf die Laufbahn Johann Knauths. 1926 sind die Arbeiten beendet. Die Spitze unseres Münsters ist gerettet.

Am Fuße des Gebäudes haben während fast zehn Jahrhunderten Generationen von Steinmetzen und Bildhauern ihre Kunst ausgeübt. Das Geklirr ihrer Meißel und die Schläge ihrer Hämmer ertönen in den Hütten oder Werkstätten, deren Platz immer an der Südseite der Kathedrale war. Im Jahre 1890 wird entgegen dieser Tradition ein zweites Atelier und ein Bauplatz rue du Grand Couronné in Neudorf eingerichtet. Heute befinden sich unsere Werkstätten 94, Plaine des Bouchers in Neudorf. Sie sind Besuchern zugänglich.

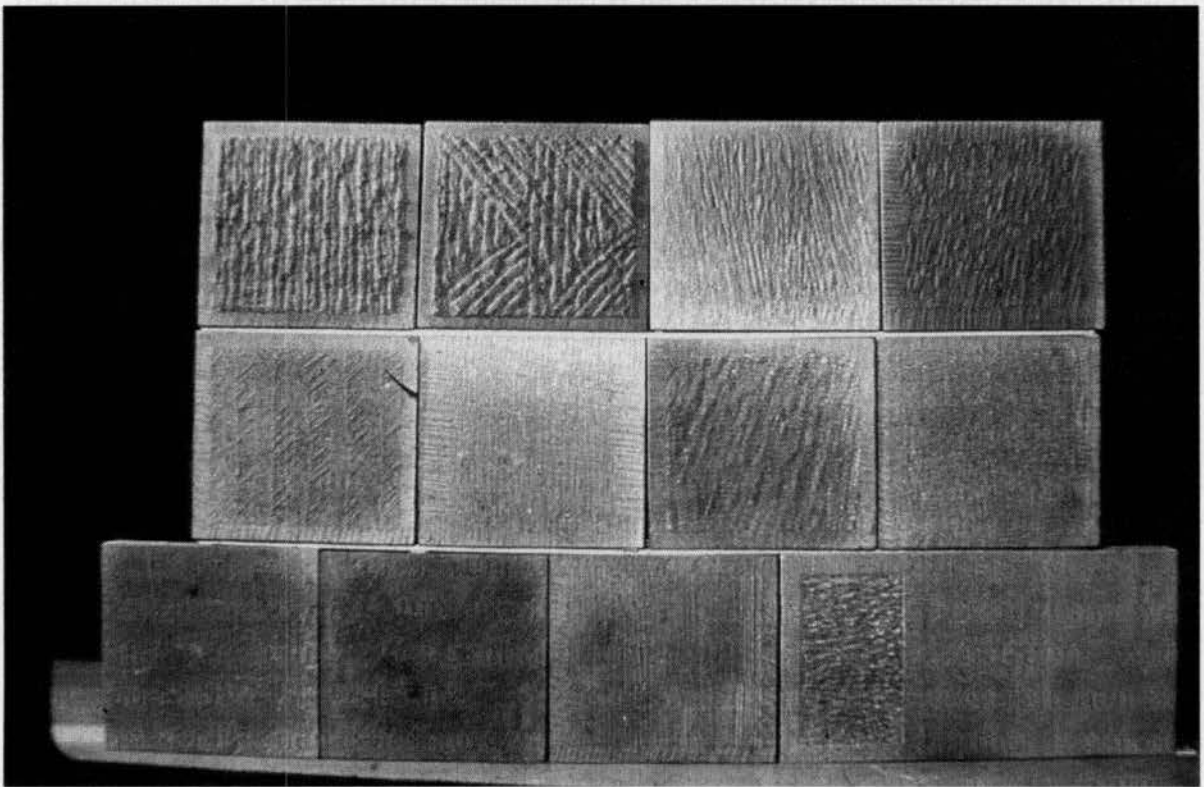
Sprache des Steins – Leben des Steins – Sein Geheimnis

Die Steinmetzen arbeiteten im Akkord; jeder Arbeiter markierte das von ihm hergestellte Element; auf Grund dieses „Zeichens“ konnte der Bauführer die Arbeit beurteilen und der Qualität entsprechend entlohnen.

Außer diesen „marques de tâcheron“ (Steinmetzzeichen) finden wir die „Positionszeichen“ (Setzzeichen); dieselben dienten dazu, die Blöcke nach

den Anweisungen des Bauführers zusammensetzen. Das war eine äußerst schwierige Aufgabe. Man denke an die Aufstellung der dreitausend Skulpturen in Reims.

Diese Zeichen der Steinmetzen sind oft die Schlüssel für die Feststellungen der Kunstgeschichte. Diese Zeichen sind aufschlußreich für die Studien des Gebäudes und seiner Entwicklung, und da können wir noch sehr viel lernen. Wir nehmen jedes einzelne Zeichen auf und haben hunderte, wenn nicht tausende von ihnen gesammelt. Für das Behauen (die „Taille“) der Oberfläche der Steine unterscheidet man bei unserem Münster verschiedene Arten (s. Abb. 6):



Formen der Oberflächenbearbeitung eines Steines

Bearbeitungsarten. Beispiele vom 11. bis 17. Jahrhundert aus der Werkstatt der Straßburger Münsterbauhütte.

- Oben*
- 1. Bis Mitte des 11. Jahrhunderts: Abspitzung mit Zweispitz bzw. Spitzeisen. Randschlag sehr schmal (1,5 cm).*
 - 2. Bis Mitte des 11. Jahrhunderts: Gemusterte Abspitzung mit Zweispitz bzw. Spitzeisen. Randschlag sehr schmal.*
 - 3. Bis Anfang des 12. Jahrhunderts: Abarbeitung mit Glattfläche. Keine gewollte Ordnung der Hiebe. Randschlag sehr schmal.*

- Mitte
4. *Bis nach Mitte des 12. Jahrhunderts: Abflächung mit Glattfläche. Gewollte Ordnung der Hiebe. Randschlag mittelbreit.*
 5. *Erste Hälfte des 12. Jahrhunderts. Musterung mit Glattfläche oder Meißel. Elsässisches Fischgratmuster in Sonderform. Randschlag mittelbreit.*
 6. *Ende des 12. Jahrhunderts: Überflächung mit Glattfläche. Zuerst Abarbeitung, danach nochmals saubere Überarbeitung. Randschlag sehr breit bis 4,5 cm.*
 7. *Ende d. 12. bis Ende d. 13. Jahrhunderts. Zahnflächung, grobe Bearbeitung mit Glattfläche. Randschlag mittelbreit.*
 8. *Bis nach Mitte des 14. Jahrhunderts: Zahnpillung. Feine Überarbeitung mit schmaler Zahnfläche = Zahnpille. Randschlag sehr schmal.*
- Unten
9. *Bis nach Mitte des 15. Jahrhunderts: Glattpillung mit schmaler Glattfläche = Pille. Randschlag sehr schmal.*
 10. *Mitte 15. bis 17. Jahrhundert: Scharrierung, schräg gerichtet, mit schmalen Scharriereisen. Randschlag schmal.*
 11. *Ab Mitte des 17. Jahrhunderts. Breitscharrierung, Streiche sehr grob und senkrecht mit breitem Scharriereisen. Randschlag mittelbreit.*
 12. *16. Jahrhundert. Wechselnde Bearbeitung, gespitzt, scharriert, geschliffen. Spitzeisen und breites Scharriereisen, meist gestelzt.*

Der Vogesensandstein des Münsters hat uns noch lange nicht alle seine Geheimnisse enthüllt. In seinem Buch über die Kathedrale von Straßburg schrieb Hans Reinhardt: „Dank dem Frauenwerk wird es möglich sein, alte Traditionen aufrecht zu erhalten und an die Nachwelt weiterzugeben. Im Zeitalter des Betons gibt es immer weniger Bildhauer, die fähig sind, Arbeiten der komplizierten Stereotomie auszuführen. Die Zeichner der modernen Architektur haben nicht mehr die Gewohnheit, schwierige Strukturen aufzuzeichnen, man findet keine Bauherren mehr, die mit allen Problemen und Geheimnissen einer verschwundenen Zeit vollkommen vertraut sind. Deshalb könnte das Frauenwerk von Straßburg, die einzige aus dem Mittelalter überkommene Institution dieser Art, eine Bildungsstätte sein, wo man das Erbe der Vergangenheit am Leben erhält. Damit würde das Frauenwerk nicht nur Frankreich, sondern auch den Nachbarländern kostbare Dienste leisten.“

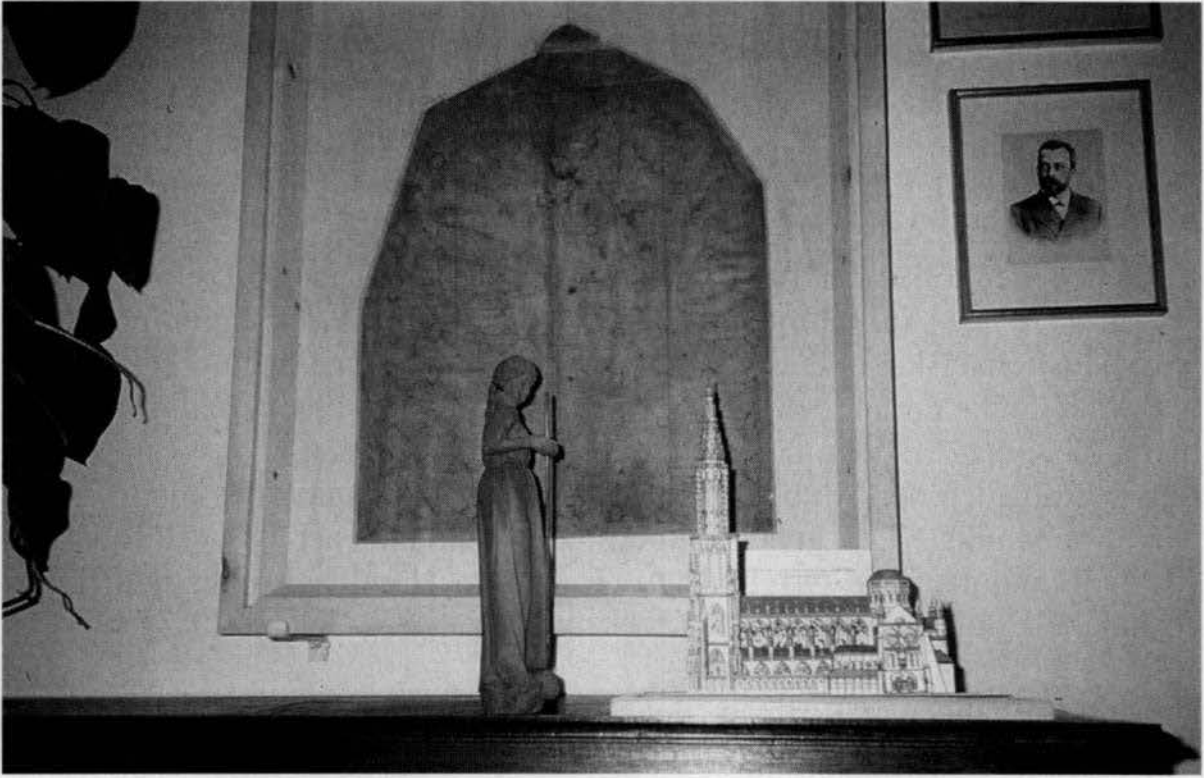
Ich möchte nun noch ganz kurz, da ich auch von der heutigen Zeit noch sprechen wollte, einen Blick auf unseren Vierungsturm und die heutigen Arbeiten werfen, welche die Münsterbauhütte von Straßburg neben der Denkmalpflege, der französischen Denkmalpflege, zu verantworten hat.



Bild des Frauenwerkes

Die Tatsache, daß die UNESCO das Straßburger Münster auf die Liste der wichtigsten zu schützenden Gebäude der Welt gesetzt hat, widerspricht nicht dieser Tatsache.

Im zweiten Stock der Münsterbauhütte haben wir unser Büro und dieses Haus ist auch von den Museen bewohnt, aber es ist vor allem die Stelle, wo die Ideen durchgehen über die Restaurierungen und auch geplant wird. Vielleicht wäre es eines Tages möglich, in der einen oder anderen Form ihrem Ursprung entsprechend, Institutionen derselben Art wie das Frauenwerk, wiedererstehen zu lassen und Ateliers im Schatten der Kathedralen Frankreichs zu gründen. Man würde dadurch die Bemühungen privater Unternehmen verstärken und auf diese kontinuierliche Art die Bewahrung der reichsten Kleinodien unseres architektonischen Erbes sichern. Der Lebensstil unserer Künstler wird neue Formen ausbilden, hervorgegangen aus dem Geist der Nationen und würde Schöneres schaffen in Harmonie mit der Zukunft seiner Vergangenheit. Das Frauenwerk verfügt über viele alte Unterlagen, die zur Vorbereitung der Bauarbeiten, insbesondere bei der Wiederherstellung des Vierungsturms verwendet werden. Dazu gehören Bauzeichnungen, unter ihnen ein Riß auf Pergament aus dem 14. Jahrhundert zu einem projektierten gotischen Umbau des Münsterchores, weiter über 8000 Photoaufnahmen seit Ende des vorigen Jahrhunderts und neuerdings auch ein Modell des Dachstuhls des Vierungsturmes *).



Büro mit einem nichtausgeführten Plan auf Pergament aus dem 14. Jahrhundert



Modell des Klotzerdachstuhls

Die Restaurierungsarbeiten am Münster teilen sich die Staatliche Denkmalpflege und die Straßburger Münsterbauhütte. Diese ist – für Frankreich eine Ausnahme – noch heute eine städtische Einrichtung. Wir sind beschäftigt mit der Restaurierung der gesamten Südseite des Münsters. Auf der nördlichen Seite arbeitet der Staat. Wir haben beispielsweise die Sandsteinstatue der Sabina (eine Arbeit von Philippe Grass, um 1866) erneuert, ebenso die südlichen neugotischen Arkaden des Münsterbaumeisters Laurents Götz (1772–1779 zur Aufnahme der Verkaufsbuden und Werkstätten errichtet) wie die Michaelskapelle, die ein neues Dach mit alten Ziegeln bekommen hat. Man denke daran, daß 1967 ein Chefarchitekt der Denkmalpflege vorhatte, die Götz-Arkaden nördlich wie südlich wegreißen zu lassen. Restauriert wurde auch der Strebepfeiler des Südquerhauses und der Jüngling mit der Sonnenuhr. Er gehört noch zur Schule der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die Originalfigur (mit dem Hündchen über dem Dreiecksgiebel) steht im Museum.

Unsere Aufgabe war es dann, den Vierungsturm endlich zu restaurieren. Aufnahmen des Münsterbaumeisters Schimpf zeigen den Zustand des Vie-



Der Vierungsturm des Straßburger Münsters wurde am 11. August 1944 von Fliegerbomben getroffen. Seit Juni 1988 stellt die Münsterbauhütte das Mauerwerk des neoromanischen Turmes wieder her. Die Staatliche Denkmalpflege war zuständig für Errichtung des Dachstuhl und Kupfereindeckung. Das Baugerüst steht auf dem unbeschädigten alten romanischen Teil mit der Zwerggalerie

zungsturmes unmittelbar nachdem er am 11. August 1944 von zwei Bomben getroffen worden war. Weitere Schäden etwa an der Chorpartie hat ein Eisenreif innerhalb des Kranzgesimses verhindert, der den Turmaufbau zusammenhielt. Ich habe mich bemüht, den Reifen auch wieder zu ersetzen.

Vor 23 Jahren war ich damit beschäftigt, die Bischofsmütze, die bis 1759 den Münsterchor krönte, wiederherzustellen. Als aber die Pariser Kommission sich entschlossen hatte, wieder die neoromanische Kuppel aufzusetzen, schien mir diese Arbeit so klar, weil eigentlich noch sehr viel von diesem Vierungsturm zu retten war. Was immer häßlich ausgesehen hatte und noch aussieht, ist diese Haube aus Dachpappe, die einen scheußlichen Eindruck gibt. Ich glaube, es ist sehr wichtig, daß Straßburg und wir alle bald wieder das Straßburger Münster mit seiner ursprünglichen Silhouette sehen.



Vollständig erneuerte Säulchen und Bögen der oberen neuromanischen Zwerggalerie, 1991

Die Stadt hat Aufzug und Baugerüste beschafft, sie gehören also uns und werden uns helfen, schneller noch an den anderen Teilen des Münsters arbeiten zu können. Es wurde anfangs sogar bemerkt, daß dieses Gerüst schön sei. Ich möchte sagen, das ist so eine moderne architecture éphémère, kurzlebig, für den Tag, doch in Anpassung an das Oktogon so regelmäßig gebaut, daß wir sogar Lob bekamen (meist fragen doch die Leute, wie lange steht das Gerüst noch?).

Vom Hof des Lycée Fustel de Coulange aus (wo ich zur Schule ging), konnte ich zwischen den beiden neoromanischen Türmen den ursprünglichen romanischen Teil der Zwerggalerie mit ihren kleinen Bögen sehen. Von da aus ist auch das Wächterhaus auf der Münsterplatte sichtbar, vielleicht ein nächstes Pro-

jekt. Es ist wirklich nicht schön. Auch das werden wir versuchen, wieder in Ordnung zu bringen. Es ist wahr, daß wir noch viele andere Probleme haben werden, zum Beispiel mit den Fundamenten unter dem ganzen Münster.



Der neue obere Teil des Dachstuhles mit der Münsterspitze., 1991

Am ursprünglichen romanischen Teil, an den kleinen Bögen, sind schwarz noch die Spuren der verschiedenen Brände zu erkennen – ich sage, der Stein spricht und schreit auch. Der obere Teil wurde also von Gustav Klotz mit der Zustimmung von Viollet le Duc auf den romanischen Unterbau gestellt. Wenn die Spitze wieder drauf sitzt, denkt man doch, daß da eine nahe Verbindung zu Worms bestand. Wir mußten zweieinhalb Bögen auf der Nordseite abtragen und völlig ersetzen. Wenn man weiß, daß es insgesamt 16 Bögen sind, dann ist das nicht viel. Es wäre nicht nötig gewesen, wie ursprünglich geplant, die Bögen der Zwerggalerie ganz wegzunehmen. Für unsere Leute ist es eine spannende Arbeit gewesen. Sie waren es manchmal leid, daß man von ihnen sagte, sie seien nur imstande, kleine Figuren zu machen. Unsere Arbeit bedeutet nicht nur dies, sie will eine Tradition lebendig erhalten. Wir sind im 20. Jahrhundert und Sie sehen, diese einfachen Arbeitsmethoden haben sich nicht verändert. Ich glaube, die Direktion der Denkmalpflege in Straßburg war davon überrascht, daß die im Juni 1988 begonnenen Arbeiten jetzt schon so weit sind. Seit Juni ist das Kranzgesims beendet. Der Staat hätte mit seinen Privatunternehmern kommen können, um das Dach aufzusetzen. Wir teilen uns ja die Arbeit, Dachstuhl und Bedeckung werden vom Staat übernommen. Wir verwenden roten Buntsandstein, doch wir suchen den guten, den besten Stein, und der ist manchmal auch gelb. Auch im Querschiff sehen Sie sehr oft gelbe Steine aus romanischer Zeit. Vollständig erneuert wurden die Wasserspeier und das Kranzgesims (corniche).

Kommen wir zum Schluß. Betrachten wir die schöne Fassade; man spricht natürlich immer vom großartigen Meister Erwin, aber wir wollen auch an Ulrich von Ensingen erinnern und an Hültz, die sie weitergeführt haben bis zum Turm, bis zur Spitze.

Als ich vor einigen Jahren mit Henry Moore, dem weltbekannten und berühmten Bildhauer, zusammenkam, einem der berühmtesten Bildhauer des zwanzigsten Jahrhunderts, da sagte er mir, das Münster sei eigentlich das Modernste, was er in Straßburg gesehen habe. Er sagte aber auch – so steht es in dem Buch „Die Zukunft unserer Vergangenheit“ von Hermann Mielke –, und mit diesen Worten von Henry Moore darf ich schließen: „Wichtig ist, das Band zwischen Vergangenheit und Heute zu knüpfen, denn das macht uns klar, daß die Welt ihren Lauf nimmt. Alle die jungen Leute, die meinen, sie könnten alles aus sich heraus machen, irren sich. Stellen Sie sich vor, jemand behauptet, er habe keine Eltern. Das ist doch absolute Dummheit; und so ist die Vergangenheit auch nicht einfach zu ignorieren. Die Tradition ist der Vater aller Dinge“.

*) dankenswerter Weise ausgeführt von Zimmermeister Heinz Bächle, Berufsförderungswerk der südbadischen Bauwirtschaft GmbH, Ausbildungszentrum Bühl.

Fotos der Seiten 354–359: Carl Helmut Steckner



Erneuerung eines Baldachins von der Michaelskapelle, 1976

Der grüne Strahl von Straßburg

Zur Physik, zur Symbolik und zum geistesgeschichtlichen Hintergrund eines Lichtphänomens.

Martin Ruch: Der grüne Strahl: Lichtzauber im Straßburger Münster? (S.360–396)

Franz Hutter: Physik und Physiologie im Zusammenhang mit der Farbe Grün. Ergänzender Kommentar aus der Sicht eines Physikers. (S. 396–399)

Der grüne Strahl: Lichtzauber im Straßburger Münster?

Martin Ruch

„Der geheimnisvolle grüne Strahl im Straßburger Münster ist zum Herbstbeginn am 23. September wieder sichtbar. Ab 12.24 Uhr mittags wandert dieser Sonnenstrahl, der allerdings nur bei wolkenlosem Himmel sichtbar ist, in einem perfekten Halbkreis im Innern des Münsters bis zum Christuskopf über der Kanzel. Seine grüne Farbe erhält der Strahl durch den grünen Schuh des Jacobsohnes Juda, der in einem Mosaikfenster des südlichen Seitenschiffes verewigt ist. Dieses Phänomen, das erstmals 1984 von dem Straßburger Ingenieur Maurice Rosart beschrieben wurde, ist etwa sieben Tage lang für die Dauer von 20 Minuten zu sehen. Nach Angaben von Rosart ist nicht bekannt, ob dieses Schauspiel ein Zufall ist oder von den mittelalterlichen Baumeistern des Straßburger Münsters beabsichtigt wurde“ (Offenburger Tageblatt 21./22.9.1991).

Korrektur

Die Pressemitteilung ist nicht korrekt: Das Glasfenster mit dem Jakobsohn Juda befindet sich nicht im südlichen Seitenschiff, sondern auf der nach Süden gerichteten Fensterseite des Hauptschiffes. Dieses ist vertikal dreigeteilt: Über den Arkaden, die das Hauptschiff zu den Seitenschiffen öffnen, verläuft beidseits eine Galerie mit Glasfenstern, ein sogenanntes Triforium, darüber sind die Obergaden ausgeführt, die großen Fenster des Hauptschiffes.

Im Süden, von der Kanzel aus gesehen, (das Münster ist nicht exakt gestet, Süden also nicht unmittelbar gegenüber, sondern leicht nach rechts!), leuchtet oben im Triforium (Abb. 1) das besagte Fenster: Juda steht in einer



Abb. 1: Triforium Fenster. 2. v.l. Juda. Sein linker Fuß erzeugt den grünen Strahl. Aus Beyer ..., vgl. Anm. 6

Reihe mit anderen alttestamentarischen Bibelgestalten, begonnen mit Adam, endend bei Christus: Der Stammbaum Christi, die Ahnen des Erlösers, sind dargestellt. Juda ist einer von ihnen. Er folgt unmittelbar seinem Vater Jakob, der im Alten Testament den Beinamen Israel trug.

Notwendige Ergänzung

Diese Lichterscheinung muß naturgemäß nicht nur zum Herbst-, sondern auch zum Frühlingsäquinoktium um den 20. März sichtbar sein. Die Sonne erreicht dann jeweils den Schnittpunkt ihrer Bahn mit dem Himmelsäquator, der Frühling oder Herbst beginnt. Und: Die angegebene Uhrzeit „12.24“ ist die Sommerzeit des Jahres der Pressemeldung 1991, bedeutete also im 13. Jahrhundert (und heute immer noch im Winter) „11.24“. Der grüne Strahl wäre also, grob gesagt, zwischen 11 und 12 Uhr zu sehen. Es ist die Zeit des Angelus-Läutens in der katholischen Kirche, des „Engel des Herrn“.

Ein Ortstermin am 18.3.1992 – ein herrlich klarer Frühlingstag – erweist aber auch in einem anderen Punkt die Pressemitteilung als ungenau: Die Sichtbarkeit des grünen Strahles ist erheblich länger gegeben als nur für 20 Minuten. Über eine Stunde konnte ich das Licht beobachten und fotografieren (Abb. 2). Das intensiv strahlende Grün im Halbdunkel der mächtigen Kathedrale scharf gebündelt auf den Sandsteinplatten und über die Kanzel

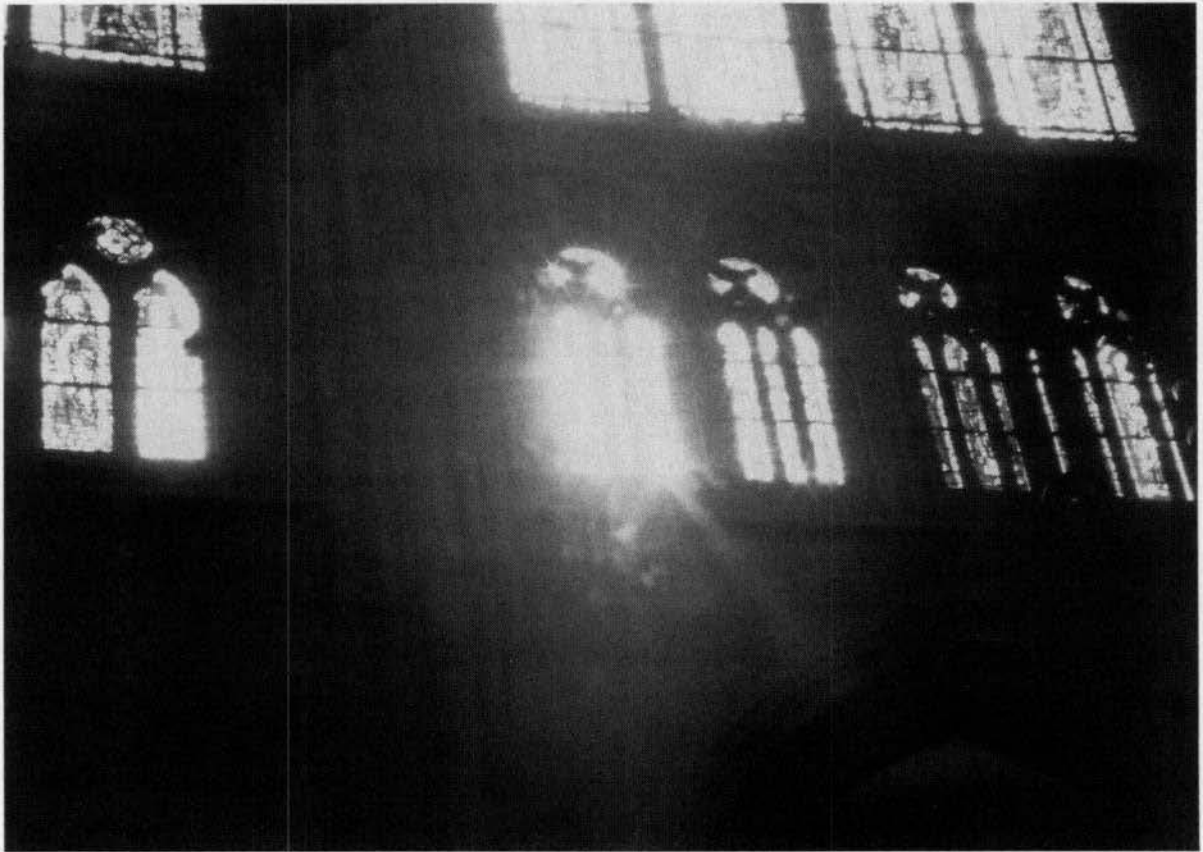


Abb. 2: Der grüne Strahl am 18. 3. 1992. Aufnahme: Ruch

hinweg wandern zu sehen: es war ein außerordentliches Erlebnis von großer suggestiver Wirkung.

Der Entdecker des grünen Strahls, Maurice Rosart, hat in einem kurzen Bericht 1984 die Öffentlichkeit informiert¹. Angeregt durch diese Publikation beschäftigte sich unmittelbar nach Feststellung des grünen Strahles ein Straßburger Astronom mit den genauen Daten des Lichteinfalls. Seine präzisen Berechnungen ergaben, daß der grüne Strahl 1984 vom 10. März – 10. April und vom 1. September bis 3. Oktober theoretisch sichtbar war (Abb. 3)². Auch in diesem Punkt schließlich war die Pressemeldung zu korrigieren, die von einer lediglich siebentägigen Sichtbarkeit gesprochen hatte.

Vorspann

Die Pressenotiz in ihrer lapidaren, reißerischen Tendenz hat mich, zugegeben, irritiert. Gleichzeitig bewog sie mich, der Sache nachzugehen. Aus manchen Gründen bin ich nämlich der Überzeugung, daß es wichtig ist, künstlerische und geistige Schöpfungen früherer Epochen nicht der Mythenbildung preiszugeben, sondern sich ernsthaft mit den Bedingungen und

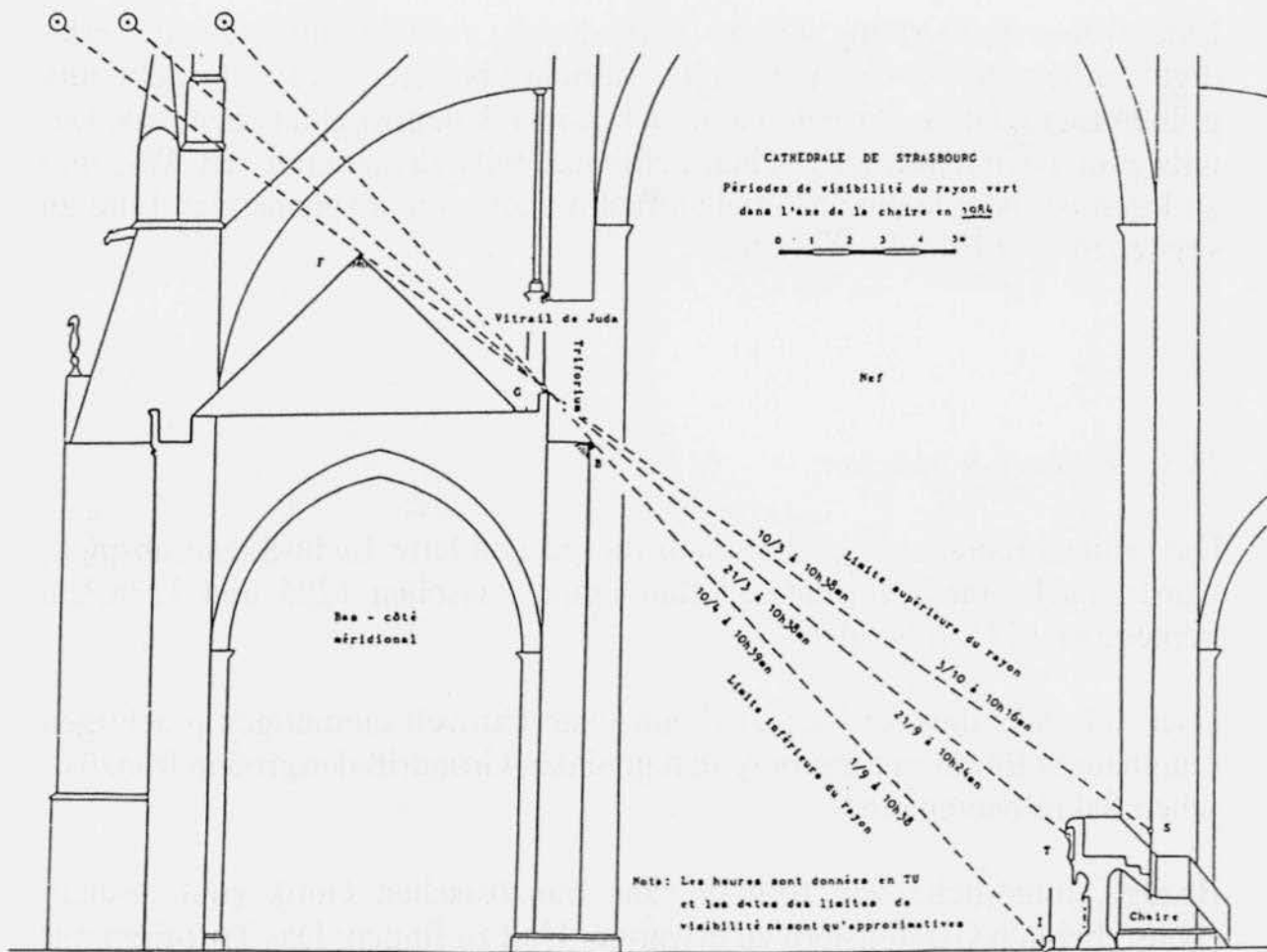


Abb. 3: Obere und untere Ganghöhe des Strahles 1984. Nach Tschaen, vgl. Anm. 2

Ergebnissen ihrer Existenz zu befassen. Es ist zu einfach, wie in diesem Fall früheres Denken nur als unabsichtliches Spiel mit zufälligen Wirkungen zu diskriminieren. Damit erspart sich die Gegenwart zwar die sicher mühevoll Auseinandersetzung mit einer gewaltigen Tradition menschlichen Denkens, erspart sich also auch, die narzistische Kränkung zu erleben, wie außerordentlich differenziert in vielen Punkten das „dunkle Mittelalter“ dachte. Gleichzeitig wird aber auf ein unerschöpfliches Reservoir an geistiger wie psychischer Kreativität verzichtet. Und darum wäre es viel zu schade, wie ich im folgenden zu zeigen versuche.

Ich begeben mich hier auf dünnes Eis. Einige Feststellungen haben möglicherweise schon einen Bart, andere erscheinen als an den Haaren herbeigezogen. Wieder andere sind vielleicht schlichtweg falsch. Dennoch lasse ich mir das Vergnügen nicht nehmen, Spekulation mit Wissen zu verknüpfen, um vielleicht auf diesem Wege „Licht in das Dunkel“ zu bringen. Wie sagte doch Rabbi Moses Maimonides, jüdischer Denker des 12. Jahrhunderts: „Die Pforten der Interpretation werden nie geschlossen“⁴³.

Eine weitere Bemerkung: Dieser Text ist nicht als abgeschlossen, als „erledigt“ zu betrachten. Er ist ein erster Bericht über ein privates Projekt zum grünen Licht. Dieses Projekt ist nicht beendet. Unentwegt tauchen neue Details zum Thema auf, teils nebensächlicher, teils elementarer Art. Was hier zu lesen ist, ist wie eine Momentaufnahme aus einem spannenden Film zu verstehen. Der Film läuft weiter.

Das Straßburger Münster

Das Münsterlanghaus, in dem sich die geschilderte Licht-Szene abspielt, wurde, nach einem vermuteten Baubeginn zwischen 1225 und 1238, im September 1275 vollendet.

„Der Schöpfer dieses in seiner rheinischen Umwelt einmaligen prächtigen Langhauses führte in Straßburg den genialen Grundriß der großen französischen Sakralbauten ein“⁴.

Bezüge, inhaltliche wie formale, zur französischen Gotik sind deshalb ebenso bei den Glasfenstern zu erwarten. Und zu finden: Das Triforium mit dem Juda-Fenster stellt beispielsweise eine große Neuheit in der Kathedralenarchitektur dar, wurde im oberrheinischen Bereich beim Straßburger Münster erstmalig verwendet und stammt ebenfalls aus dem Einflußbereich der neuen französischen Baukunst: „Zur Zeit, da die Arbeiten am Langhaus beginnen, fand sich diese Lösung (das Triforium, Ruch) erst bei zwei anderen Bauwerken wieder, bei der königlichen Abteikirche von St. Denis (Abt Suger, s. u.) und der Kathedrale von Troyes, deren Bau gegen 1221 erwähnt wird“⁵.

Die Baugeschichte des Triforiums selbst erstreckt sich über viele Jahre: begonnen wurde 1236–1240, weitergeführt 1250–1255, nach dem Brand von 1298 erneut begonnen⁶.

Ein Chronikbericht über den Brand: „... derowegen der Glockenstuhl, die Orgel, das ganze Tachwerck und viel schöne Zierden verbrannt, das Bley ist vor grosser Hitze biß in die Preusch geloffen und viel Steinwerck zersprungen. Solchergestalt mußte man alles wieder am Münster mit großen Kosten auff's neue bauen, wiewol auch schöner als zuvor, damahls sind die obern Fenster mit dem Umgange gemacht worden ...“⁷, eine eindeutige Aussage zum Triforium, vor dessen Glasfenstern sich ja ein kleiner Laufgang, ein Umgang befindet.

Zufall in der Gotik?

In der Architektur einer gotischen Kirche, eines Münsters gar vom Range Straßburgs, ist nichts zufällig. Es sollte sich herumgesprochen haben, gerade vor dem Hintergrund einer langjährigen wissenschaftlichen Erforschung der gotischen Architektur wie der christlichen Ikonographie: Allein schon der Gedanke an den Zufall, an das unbeabsichtigte Geschehen sowohl in der Schöpfung, wie in ihrem Abbild, der Kirche, wäre im Denken jener Zeit Häresie gewesen.

Auch für die individuelle, freie, künstlerische oder architektonische Gestaltung des Sakralraumes, wie wir sie heute kennen und nicht nur von Chagall oder Meistermann in großen Glasfenstern finden, gab es keine Chance. Auf dem Konzil von Nicea 787 bereits war nämlich deutlich genug festgehalten worden, wer das Sagen hat: „Die Komposition der Bilder ist nicht der Initiative der Künstler überlassen. Sie verhilft den Prinzipien zum Ansehen, die durch die katholische Kirche und die religiöse Tradition festgesetzt sind. Nur die Kunst kommt dem Künstler zu, die Anordnung und Disposition ist Sache der Väter“⁸.

Gotischer Münsterbau

Die Architekten und Meister der gotischen Münsterbauhütten standen daher notgedrungen in regem Kontakt mit den geistigen, philosophischen Zentren ihrer Zeit, den scholastischen Universitäten der Kirche⁹. Sie waren bildungsmäßig auf der Höhe ihrer Zeit. Sie studierten die Texte der Gelehrten und nahmen die aktuelle scholastische Literatur zum Kirchenbau als dem Haus der ideellen Kirche zur Kenntnis. Der theoretische wie praktische Wissensstand der „Arbeiter am Haus Gottes“ war außerordentlich hoch.

An der Universität, in Kirche und Kloster wurde beispielsweise auch das Fach Astronomie gelehrt und gelernt und das Wissen von dort weitergegeben. Das zeigt sich nicht nur in der bildnerischen, skulpturalen Umsetzung von astronomischen Sachverhalten (Zodiakus-Zyklen, Sonnenuhren etc.) schon im Skulpturenschmuck der romanischen Kirche, sondern auch in der Nutzbarmachung astronomisch-astrologischer Kenntnisse beim Kirchenbau, der ja allein schon durch die vorgeschriebene Ostung einschlägige Kenntnisse voraussetzte. Es war ein Leichtes, den Herbst- oder Frühjahrsbeginn festzustellen, mit Hilfe eines Gerätes sogar zu messen, wann die Sonne unter welchem Winkel zu einem Erdenpunkt steht. Und muß noch auf die lange Geschichte auch der Mathematik, auf Eratosthenes und Eu-

klid, hier extra noch verwiesen werden? Denn mit und in den Dombauhütten arbeiteten schließlich auch die Mathematiker der Zeit: Statik wurde berechnet und nicht geschätzt. „In Zukunft ist es Sache der Mathematiker, das himmlische Jerusalem, dessen Bild die Glasfenster von Saint-Denis noch durch lichtvolle Ausstrahlung heraufbeschworen, mittels der deduktiven Wissenschaft der Mathematik ins Konkrete zu übertragen, das Luftgespinst im Stein zu verkörpern. (...) Die Strebebögen, die 1180 in Paris erfunden wurden, um das Schiff von Notre-Dame höher emporzuheben, sind Abkömmlinge der Wissenschaft von den Zahlen“¹⁰.

Die Straßburger Münsterbauhütte war die damals berühmteste und beste im gesamten Reich. Wer den höchsten Turm der Christenheit (142 Meter) errichten konnte, verdiente deshalb besonderes Ansehen. Noch Jahre nach dem Bau, 1459 auf dem Regensburger Hüttentag, wurde deshalb die Straßburger Hütte zur Haupthütte erhoben mit Gerichtsbarkeit über alle Hütten des Reichs.

Daß diese tonnenschweren Mauern, Pfeiler und Decken nicht zusammenbrachen, sondern – bei äußerster, gerade noch denkbarer Zartheit – hielten, führte wohl schließlich dazu, daß den Bauhütten, den Logen, und ihren Mitgliedern, den freien Maurern, zunehmend magische Kenntnisse zugesprochen wurden.

Astronomische Forschung und ihre Anwendung

Solche oben beschriebene intellektuelle und praktische Übung in der Astronomie hatte nachweislich schon um die Jahrtausendwende im Kloster Reichenau stattgefunden. Die Mönche auf dieser Bodenseeinsel benutzten nämlich bereits das „Astrolab“, ein aus dem Orient stammendes Gerät zum Anvisieren von Planeten und Fixsternen. „Damit konnte man die Bewegungen des gesamten Tierkreises und einzelner Gestirne, zumal der Sonne und des Mondes, verfolgen. Man tat es hauptsächlich, um einzelne Zeitpunkte bei Tag und Nacht an verschiedenen Orten der Erde genau zu bestimmen“¹¹.

Daß das Wissen vom Astrolab, daß die Kenntnis der Astronomie natürlich später auch in den anderen Zentren der Wissenschaft – und das waren ausnahmslos immer noch kirchliche Institutionen – vorausgesetzt werden darf, muß nicht weiter unter Beweis gestellt werden¹².

In Straßburg wurden derartige Forschungen, wie sie eben von der romanischen Reichenau geschildert wurden, ebenfalls betrieben, und die Kenntnis

des Astrolabiums war zumindest im 14. Jahrhundert nachweisbar vorhanden, war schließlich Allgemeingut: Die weltberühmte astronomische Uhr von 1574, die heute noch täglich Massen von Besuchern anlockt, hatte bekanntlich eine Vorgängerin aus der Zeit um etwa 1354, die an der Wand gegenüber der heutigen angebracht war. Ihre Spuren sind dort noch sichtbar. In der Königshovener Chronik ist sie – die „Dreikönigsuhr“ nach den ihr beigegebenen geschnitzten Figuren der Hl. Drei Könige – beschrieben: „Auf dem mittlern Boden ist ein Astrolabium abgerissen mit Sonn- und Mondszeigern ...“¹³.

Das – allerdings frühere, romanische – Beispiel Vezelay mag auf eine konkrete Anwendung solcher astronomischer Kenntnisse und Fähigkeiten im 12. Jahrhundert verweisen und gleichzeitig für viele andere derartige Fälle stehen: wie in Straßburg fällt dort an einem bestimmten Tag das Sonnenlicht in präzise berechnetem Winkel in das Innere: „Erst jüngst hat man dieses Phänomen entdeckt. Bekannt war, daß die Kirche in Ost-West-Richtung gebaut ist, neu allerdings war die Entdeckung, daß die Gesamtanlage die Position der Erde zur Sonne berücksichtigt. Jedes Jahr zum Zeitpunkt der Sommersonnenwende, spätestens am 24. Juni, dem Fest des hl. Johannes des Täuflers, bilden sich um 12 Uhr mittags genau in der Mitte des Schiffs, von Joch zu Joch, wie die Steine einer Furt, wie Markierungen einer Straße, Lichtflecken, die hin zum Chorraum streben. Folglich ist in die Struktur des Bauwerkes selbst dieser symbolische Weg vom Schatten des Todes zur aufgehenden Sonne, dem Licht Christi, eingeschrieben“¹⁴. (Abb. 4)



Oder Beispiel Chartres: das Licht unternimmt eine Wanderung über die Köpfe der Apostel hin zur Jesusfigur¹⁵.

Umberto Eco spricht in seinem berühmten Werk „Der Name der Rose“ immer wieder von der auf Grund astronomischer Forschung erfolgten Anlage kirchlicher Archi-

Abb. 4: Vezelay, 24. Juni, Fest Joh. d. Täuflers. Deutlich sichtbar sind die regelmäßig angeordneten Lichteffekte, vgl. Anm. 14

tektur im Mittelalter, z. B. des Klosters der Romanhandlung und seiner achteckigen Bibliothek, und er versucht, dem Leser die symbolische Bedeutung der dazugehörigen Skulpturenwelt zu öffnen.

Und im Oktober 1991 berichtet das Magazin „Der Spiegel“ von neuen „Entdeckungen“ über die Geheimnisse der um 1250 entstandenen (also etwa zur selben Zeit wie das Straßburger Hauptschiff!) Stauferburg Friedrichs II., Castel del Monte in Süditalien. „In der geometrischen Formelsprache von Castel del Monte soll Friedrich II. allerlei Hinweise auf andere ihm wichtige Orte und Bauwerke versteckt haben: auf Chartres und die Kathedrale Notre-Dame, auf Jerusalem und den Felsendom. (...) Die apulischen Forscher behaupten, daß die Burg wie ein gigantischer Sonnenkalender in die Landschaft gesetzt wurde, wobei die Schatten der Mauern auf dem Umkreis des Achtsterns präzise den Ablauf des Jahres markieren – eine Demonstration der weiten astronomischen Kenntnisse, über die der Gelehrten-Kaiser verfügte“¹⁶.

Das technische Know how zur Erzeugung des Lichtstrahles präzise zur Tag- und Nachtgleiche war also vorhanden.

Ein eindeutiger Sinn lag in diesem bewußten Einsatz von Wissen und dessen Realisierung mit Hilfe der technischen Lösung. Denn alles hat schließlich jenes Gebot des Kirchenvaters Augustinus zu erfüllen: „Der Bau aus Stein, in dem die Kirche ihre Kinder versammelt, deutet in seiner irdischen Gestalt auf den ewigen Tempel des himmlischen Jerusalems hin“. Alles ist nicht nur reale Erscheinung, sondern auch Symbol, Träger weiterer und tieferer Bedeutung. Das Stoffliche als Anstoß und das Licht als Vehikel der Erkenntnis: 1140 ließ Abt Suger an die Pforte der Abtei von St. Denis folgende Inschrift meiseln: „Der blinde Geist steigt auf zur Wahrheit durch Vermittlung dessen, was stofflich ist; sieht er das Licht, steigt er aus seiner früheren Versenkung auf“.

Mystik und Scholastik

Die Jahrzehnte um die Zeit des Langhausbaues in Straßburg bilden eine Epoche großer Unruhen in der Politik wie im geistlich-religiösen Leben.

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts war das Stauferreich untergegangen, es folgte die kaiserlose Zeit des Interregnums. Die Fürstentümer wurden selbständiger. Neben sie traten aber auch mit wachsender Macht die Städte, die teilweise selbständig genug wurden, um ihre Stadtherren zu vertreiben und die Hohheitsrechte selbst auszuüben. Hier in den Städten verdrängten

zunehmend die Bürger und Handwerker die weltliche und geistliche Aristokratie.

In der Schlacht von Hausbergen besiegte die Straßburger Bürgerschaft am 8.3.1262 ihren Bischof Walther von Geroldseck. Mit diesem Sieg wurde die Unabhängigkeit der Stadt eingeleitet, Straßburg wurde Reichsstadt. Die Leitung der Münsterarbeiten wurde dem Bischof entzogen und 1286 wurde die Verwaltung des Frauenwerkes (so lautet bis heute der Name der Münsterbauhütte) in kommunale Hände gelegt. Das Münster ist von nun an Sache der Bürger. Deren religiöse und ästhetische Bedürfnisse und Interessen haben nun auch – neben dem weiterhin grundlegenden Konzept der Kirche – Einfluß auf die Gestaltung der Kathedrale. Worin diese Bedürfnisse bestehen und wie sie umgesetzt werden, wird noch näher zu untersuchen sein.

Die lange dauernde Krise weltlicher wie geistlicher Macht, Kriege, Hungersnöte und Pestepidemien prägen die Geisteshaltung der Menschen. Das 12. und 13. Jahrhundert machen mit der Scholastik die Religion zur Vernunftsache: Offenbarung und Glauben sind begreifbar, die Glaubensinhalte darstellbar, beispielsweise in den Bildprogrammen der Kathedralen. Die Gelehrten, die Universitäten entstehen und arbeiten an der Erforschung der Bibeltexte, der Worte Gottes. Für die wissenschaftliche Hauptströmung jener Zeit, die Scholastik, existiert eine Harmonie zwischen Wissen und Glauben.

Hauptvertreter der Scholastik – und Zeitgenossen des Münsterbaues – sind Albertus Magnus (1193 – 1280) und Thomas von Aquin (1227 – 1274). Albertus Magnus, Dominikaner, besaß ein außerordentliches philosophisches, naturwissenschaftliches, theologisches und vor allem auch kabbalistisches Wissen, so daß ihn seine Schüler „der Große“ nannten – und ihn das Volk als Zauberer verehrte.

In einer regelrechten Übersetzungswelle (schon 1141 war Petrus Venerabilis, Abt von Cluny, nach Spanien gereist, um eine erste lateinische Übersetzung des Koran zu organisieren) drang seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts griechisch-arabische Wissenschaft vom Süden Europas her in den lateinischen Kulturraum ein – eines der entscheidenden Ereignisse der europäischen Geistesgeschichte. Die Assimilation der neu übersetzten Werke, Aristoteles vor allem, befähigte die Scholastik zu einer Synthese aus traditionell-lateinischem und griechisch-arabischem wie jüdischem Wissen. In ihr ließ sich das geistige Erbe der Kultur des Mittelmeerraumes seit der Antike aufnehmen.

Aber schon im ausgehenden 13. Jahrhundert kündigt sich anderes Denken an, das den Unterschied zwischen Theologie und Philosophie deutlich

sieht. Der Franziskanermönch Wilhelm von Ockham (1285–1349) widerlegt die scholastischen Gottesbeweise: Man kann Gott nicht beweisen, sondern muß ihn existentiell erfahren. Das ist das Kernthema der neuen Religiosität, der Mystik.

Einer ihrer Hauptlehrer war Meister Eckehart (1260–1328), Dominikaner, Schüler von Albertus Magnus und Lehrer zeitweise auch in Straßburg, wo er einen wichtigen Mystik-Schüler hatte, Johann Tauler (gest. 1361).

Die Mystik verlangt abgeschiedene Gebete und deshalb auch abgeschiedene Gebetsräume. Ihr Raum ist nicht mehr das große Kirchenschiff, sondern die stille Kammer: In die großen Kathedralen werden Kapellen eingebaut zur persönlichen Auseinandersetzung des Gläubigen mit Gott, in Straßburg beispielsweise 1316 die Marienkapelle mitten ins Münster, zwischen den ersten und zweiten Pfeiler im nordöstlichen Langhauswinkel. Warum gerade hier? Die Frage wird uns später beschäftigen.

Jüdische Philosophie des Mittelalters

Es gab zur Zeit des Mittelalters noch eine andere Gruppe, die sich intensiv mit dem Glauben, mit Gott, mit dem Sinn der Welt und ihrer Erforschung befaßte. Und darin hatte sie eine erheblich größere Erfahrung und Tradition als die katholischen Scholastiker und Mystiker: die Juden. Die Qualität ihrer Philosophie beeinflusste (in bis heute aus vielen Gründen nur ungenügend erforschtem Ausmaße) auch das christliche Denken.

In Straßburg lebte schon im frühen Mittelalter eine jüdische Gemeinde. Sie ist 1188 urkundlich erwähnt, ist aber mit Sicherheit älter. Der hispano-jüdische Weltreisende Benjamin von Toledo schilderte im 12. Jahrhundert die jüdische Gemeinde Straßburgs als eine der blühendsten Deutschlands. Ihr grausames Ende ist allgemein bekannt: die Pogrome von 1348/49, die im Gefolge der Pestepidemie nahezu überall wüteten, führten auch in Straßburg zur Zerstörung jüdischen Lebens. Zur Zeit des Münsterbaues aber lebte die Gemeinde noch.

In den Jahren vor dem Pogrom – und hier sind wir wieder mitten in der uns interessierenden Zeit –, wird die Anwesenheit von Juden mit großer Wahrscheinlichkeit ein zusätzlicher Garant dafür gewesen sein, daß die geistige Auseinandersetzung mit den Schriften und Theorien des Judentums auch in der Münsterstadt stattfinden konnte. Das hieße konkret: auch in Straßburg befaßte man sich mit dem Werk des südspanisch-ägyptischen Rabbi Moses Maimonides (1135 – 1204). Dieser bedeutende jüdische Philosoph hat nicht

nur die eigenen Gläubigen, sondern das ganze christliche Abendland entscheidend beeinflusst. Seine Wirkung gerade auf die Scholastik (religiöser Glaube war auch für Maimonides eine Form des Wissens), aber auch auf die Mystik kann nicht hoch genug eingeschätzt werden: in wichtigen Gedanken seiner Gotteslehre schließt sich Meister Eckehard an Maimonides an¹⁷.

Auf ihre je spezifische Weise beeinflussten vor und nach Maimonides andere jüdische Denker das christliche Abendland. Lewi ben Gerson (1288–1344) aus Südfrankreich etwa war auf dem ganzen Gebiet mittelalterlicher Wissenschaft heimisch. Er kommentierte den Pentateuch, schrieb arithmetische, geometrische Werke und erfreute sich großen Ansehens als Astronom: Zwei astronomische Instrumente, der Jakobsstab und eine Dunkelkammer sind von ihm erfunden worden. Sein Hauptwerk beinhaltet eine neue Theorie der Gestirnbewegungen: er versucht, den Einklang von Physik und Astronomie herzustellen, um so eine wahre Theorie der Himmelserscheinungen geben zu können¹⁸.

Starke Einflüsse auf die Geistesgeschichte und auf die Mystik jener Zeit gingen von den kabbalistischen Schriften des Judentums aus, hier etwa vom Sohar (Buch des Glanzes), der gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Spanien auftauchte. Licht spielt in diesem Text an vielen Orten eine zentrale Rolle, etwa bei der Interpretation der Schöpfungsgeschichte: „Bislang wohnt das Männliche im Licht, das Weibliche in der Finsternis. Später werden sie in eins verbunden sein. Warum dann vorher der Unterschied zwischen Licht und Finsternis? Es ist ein Unterschied der Stufen und beide sind eins, insofern es kein Licht gibt als in der Finsternis und keine Finsternis als nur im Lichte ...“¹⁹.

Auch die unterschiedlichen Qualitäten und Farben des Lichtes sind im Sohar von großer Bedeutung. Ein Beispiel: „Es bezeichnet nämlich das letzte He des Gottesnamens das blauschwarze Licht, das sich der Dreiheit JHWH als dem weißen Licht verbindet. (...) Das blaue Licht, mit dem weißen verbunden, verzehrt unter sich alle Fett- und Opferstücke, was es ja nur vermag, wenn es aufgestiegen war und sich alles mit dem weißen Lichte verbunden hat; dann ist der Friede der Welten hergestellt und alles zu einer Einheit verknüpft. (...) Alle Farben sind günstig im Traume außer der blauen, welche immer verzehrenden Wesens ist“²⁰.

Diese Beispiele und Hinweise sollen hier lediglich veranschaulichen, welche intensive theoretische und spekulative Diskussion damals geführt wurde, und wie offen die Grenzen des Denkens gewesen sind. Eine gegenseitige Beeinflussung von Judentum – Christentum – Islam ist auf vielen Gebieten festzustellen – ob das auch für den „grünen Strahl“ gelten wird, ob er

seine Existenz möglicherweise dieser fruchtbaren Geistesgemeinde zu danken hat, bleibt vorerst abzuwarten. Die Kabbala jedenfalls, die Sammlung jüdischer magischer Texte, war für Gebildete ein Begriff; Albertus Magnus, der christliche Zauberer, bildet da keine Ausnahme.

Metaphysik und Physik des Lichts

Die Scholastik des 13. Jahrhunderts übernimmt aus vielen Quellen die antike wie frühchristliche Lehre vom Licht und entwickelt sie weiter. Im selben Jahrhundert erklärt aber auch Roger Bacon die Optik zur neuen Wissenschaft²¹. Die Physik des Lichtes, Optik und Perspektive, finden allgemeines Interesse.

Die andere starke geistige Bewegung jener Zeit, die Mystik, hatte ebenfalls ihr Verhältnis zum Licht, ein besonders inniges, sinnliches, zum Licht der Sonne vor allem. Entzücken und Freude am Licht zeigt übrigens im 14. Jh. auch noch Dante im „Paradiso“, und er weist ihm eine wesentliche Rolle zu bei der Schilderung des Göttlichen. Hildegard von Bingen dagegen beschreibt bereits erheblich früher in ihren Visionen, die mystische Erfahrungen schlechthin darstellen, farbige Erscheinungen.

Gott selbst ist Licht – solche Vorstellungen sind bereits sehr alt, kommen aus Ägypten (Sonnengott Ra) oder anderen Religionen, in denen Personifizierungen des Lichtes als Götter verehrt wurden. „Über die neuplatonische Strömung gelangten diese Vorstellungen in die christliche Tradition zuerst über Augustinus und später über den Pseudo-Dionysius Aeropagita, der mehrmals Gott als Lumen, Feuer, Lichtfontäne preist“²².

Die Bibel ist ebenfalls voller Hinweise auf die Existenz und Qualität des göttlichen Lichtes. Auch die Apostel benutzen es in ihren Briefen zur Schilderung des Göttlichen und der Kirche: „Denn Ihr alle seid Kinder des Lichtes und Kinder des Tages. Wir sind nicht von der Nacht noch von der Finsternis“ (1. Thessa 5,5); „Gott ist Licht und in ihm ist keine Finsternis“ (1. Johannes 1,5).

„De Luce“, über das Licht, so benennt Robert Grosseteste (gest. 1253) eine philosophische Abhandlung: Die Schau alles Geschaffenen, des Kosmos, wird zu einer Schau der Schönheit, sowohl wegen der Proportionen, die man in der Welt entdecken kann, als auch wegen der unmittelbaren Wirkung des Lichtes, die dem Auge höchst angenehm ist²³. „Es ist das Licht, welches die Vollkommenheit und die Schönheit der körperlichen Formen ausmacht“²⁴.

Und der Abt Suger von Saint Denis, dessen Kathedrale eine Kunst des Lichterspiels und gleichzeitig die erste gotische Kathedrale überhaupt darstellt, geht davon aus, daß als absolutes Licht Gott in jeder Kreatur mehr oder weniger verschleiert enthalten ist, je nach dem, in welchem Maße diese empfänglich ist für seine Erleuchtung; Gott ist Licht – diese Konzeption enthält den Schlüssel der neuen, gotischen Kunst²⁵.

Die Franziskaner, neu entstandener Bettelorden der Zeit um 1220, vermitteln in ihrem Lobgesang auf die heilige Klara konkreter diese Vorstellung vom göttlichen Licht als Voraussetzung des Schönen: „Der gnädige Herr erfüllte seine bescheidene Braut so sehr mit seinen Strahlen, daß sie das göttliche Licht um sich verbreitete“²⁶.

Kurz: Göttliches war nur zu denken im Zusammenhang mit Licht.

Die Glasfenster

Die Glasmalerei erfährt seit dem 13. Jahrhundert einen neuen Aufschwung, gerade am Oberrhein, wo diese Blüte in verschiedenen Werkstätten nachweisbar ist. Die Zentren großer Bautätigkeit waren es vor allem, Straßburg und Freiburg, in denen die Glasmalerei ihren eigenständigen Rang entwickeln konnte. 1348 wird als erster der Glasmalermeister Johann von Kirchheim urkundlich für das Straßburger Münster erwähnt²⁷. Und in den Jahren danach sind in den Rechnungen des Frauenwerks mit schöner Regelmäßigkeit die Ausgaben für den Glaser und seine Gesellen vermerkt. 1414 hieß er „Meister Peter der Glaser“²⁸.

Von spezialisierten Werkstätten wurden die Arbeiten ausgeführt und die maßstabgerechten Entwürfe, die Risse geliefert. Doch waren es nicht nur die Münsterbauhütten, die hier herausragten, auch die anderen Bauträger schenkten der Lichtkunst große Aufmerksamkeit: „Besonders die in ihren Bauten eher strengen und einfachen Bettelorden mit ihren großen Fensterflächen trugen zur Weiterentwicklung und Blüte hochgotischer Malerei bei“²⁹.

Die meisten figürlichen Farbverglasungen widmen sich den Christus-, Marien- und Heiligenzyklen, seltener werden Szenen des Alten Testaments gezeigt und wenn, dann als „typologische Entsprechungen zum Neuen Testament“³⁰.

„Das Licht leuchtet in der Finsternis“ (hier konkret dem Inneren des Straßburger Münsters; übertragen und allgemein in der gesamten Kirche und der

Schöpfung): von außen dringt es über das Medium der bunten Fenster hinein in den sakralen Raum. Auch dem Glas kommt hier plötzlich eine tiefe symbolische Bedeutung zu, es ist das Medium des Lichtes.

Nur vom Innern der Kirche aus sind die Fenster sichtbar, nur von dort können sie gesehen, gelesen und entschlüsselt werden.

Das Lesen der Fenster

Jeder Passus der Bibel wurde im Gesamtzusammenhang gesehen und interpretiert. Das Alte Testament erfüllt sich im Neuen, Früheres bezieht sich auf Späteres:

„Kein Text ist hinreichend ausgelegt und gewürdigt, wenn er nur für sich, nur nach seinem Buchstaben – (oder historischen) Sinn verstanden wird. Im Wechselbezug zu anderen Texten der biblischen Schriften ist der übertragbare Sinn zu suchen, im interpretationsbedürftigen Wort der ihm latent inne wohnende übertragene Sinn freizulegen und schließlich die über den Buchstabensinn hinausgreifende allegorische Deutung, der geistige Sinn der Schrift zu formulieren“³¹.

Der vieldeutbare Inhalt der kirchlichen Texte mußte dem Laien also erschlossen werden. Daß das Kirchenvolk den Sinn ohne theologische Ausbildung und ohne exegetische Erfahrung von sich aus hätte erkennen können, ist mehr als zweifelhaft.

„Wir wissen aus Klerikeranweisungen des 13. und 14. Jahrhunderts, daß vor den szenen- und figurenreichen Bildzyklen der Glasfenster kirchliche „Führungen“ stattfanden; sobald eine Gruppe von Gläubigen beisammen war, hatte ein Diakon die Bildzusammenhänge der Fenster und ihren geistigen Sinn in einer teils kommentierenden, teils homiletischen (predigenden) Form auszudeuten“³².

Kurz: Die Glasfenster wurden erläutert. Dazu bedurfte es eines verbindlichen Deutungsmusters, das der Kleriker sich angeeignet hatte. Die symbolische Existenz des grünen Lichtstrahles war über den Weg der Bildung vermittelt worden. In der Literatur jener Zeit ist die Erklärung für seine Deutung zu suchen. Literatur aber war religiöse Literatur, war zuletzt immer wieder die Bibel.

Der grüne Strahl von Straßburg

Vor diesem kultur-, geistes- und kirchengeschichtlichen Hintergrund sei nun der Versuch gewagt, den grünen Strahl, der vom Schuh des Jakobsohnes Juda ausgeht, zu entziffern und in der Vielzahl seiner Bedeutungen zu interpretieren.

Genealogie Christi

Das Triforium-„Programm“ im Straßburger Münster, das Generalthema der vielen Glasfenster über den Arkaden, ist: „der Stammbaum Christi“. Aufgereiht und aufrecht sind die Stammväter Christi aus dem alten Testament zu sehen. Oder, wie es ein Autor von 1732 formulierte: „Die Fenster in den obern Gäng des Schiffs stellen vor die 74 Voreltern Christi des Herrn wie zu lesen Lucca Cap. 3“³³.

Populär wurde dieses ikonographische Thema zwar vor allem durch die Wurzel-Jesse-Darstellungen. Aber diese sind nur ein Teilbereich der viel umfangreicheren und älteren genealogischen Stammbaum-Jesu-Darstellungen.

Die erste, geschlossene Genealogie Christi findet sich auf einem böhmischen Krönungsevangeliar aus dem Jahre 1085: 54 Halbfiguren von Abraham bis Christus. Aus dem 14. Jh. ist eine vergleichbare Darstellung im Compendium des Petrus von Poitiers erhalten³⁴.

Auch der elsässische „Hortus Deliciarum“ der Hertha von Landsberg, geschrieben und gemalt 1167–1195 unweit Straßburgs, kannte, wenige Jahre vor dem Langhausbau und der Fertigung der Glasgemälde, diese Genealogie Christi, „indem sie diese als Angelschnur darstellt, an der die göttliche Vorsehung den Leviathan fängt“³⁵. Man kannte also im Elsaß das Thema auch noch aus anderen Zusammenhängen und schon vor der Anlage des Triforiums im Münster mit der Reihe Christi‘ Ahnen.

Juda, Sohn des Jakob

Juda war der vierte der zwölf Söhne Jakobs, neben Ruben (der Erstgeborene, aber „weil Du aufwallst wie Wasser sollst Du nicht der Oberste sein“, 1. Mose 49,4) oder Josef („Hirten und Fels Israels“ 1. Mose 49, 24).

Juda hat unter den Söhnen eine Sonderrolle gespielt und nahm immer wieder eine hervorragende Stellung ein. Seine Nachkommen bildeten den

Stamm Juda, der größer war als die anderen Stämme und der bei den Wanderungen durch die Wüste den Zug des Volkes anführte. Im Lager hatte der Stamm den Ehrenplatz (Num. 2,3,; 3,38), kurz: ein gewisser Vorrang Judas ist unverkennbar. Nach dem Tod Sauls trennte sich der Stamm Juda von den anderen Stämmen und erkannte sogleich David als seinen König an, während sich die anderen Stämme erst später für ihn entschieden. (2. Sam. 2,1–4) Juda spielte im Stammbaum Jesu damit eine besondere Rolle, er war einer von den Wichtigeren, die dem Herrn vorausgingen.

Juda wird an mehreren Stellen des Alten Testaments genannt. An einer Stelle spielt er aber eine besondere Rolle und diese Textpassage ist für die Entschlüsselung der Bedeutung des grünen Strahls notwendig, hier liegt gewissermaßen des Rätsels Lösung.

Der Jakobsegen

Im „Jakobsegen“ verkündet der Vater Jakob seinen Söhnen, was ihnen in künftigen Zeiten begegnen wird. Er teilt ihnen auch mit, an welcher Stelle des Ablaufs des weiteren biblischen Geschehens jeder Einzelne angesiedelt sein wird.

In gewisser Weise hat sich nun der verdienstvolle Beobachter Rosart (der den „Strahl“ zuerst wiederentdeckte) selbst den Weg zu einer Deutung verstellt, wenn er den grünen Strahl zu sehr als mit dem Schuh Judas verkoppelt sieht.

Denn: Es ist der **Fuß** Judas, der das entscheidende Faktum an der Geschichte darstellt. Das ergibt sich eindeutig nämlich aus dem biblischen Text des Segens:

*„Juda, Du bist's. Dich werden Deine Brüder preisen. (...) Es wird das Zep-
ter von Juda nicht weichen noch der Stab des Herrschers von seinen
Füßen, bis daß der Held komme, und ihm werden die Völker anhangen.“
(1. Mose 49,10)*

Der lateinische Bibeltext in der Vulgata lautet:

*„Juda te laudabunt fratres tui (...) non auferetur sceptrum de Iuda et dux de fe-
moribus eius donec veniat qui mittendus est et ipse erit expectatio gentium“³⁶.*

Es folgert daraus zwingend die Notwendigkeit, den Straßburger Lichtstrahl in diesem Sinne als „Lichtstab“ zu interpretieren, als Stab also sowohl mit wörtlich-demonstrativer, hinweisender Funktion, wie er aus dem pädagogi-

schen Bereich seit langem bekannt ist, als auch als symbolischen „Stab des Herrschers“, als reales wie meta-physisches Zeichen der Macht. Er verweist klar und unmißverständlich auf den im Jakobsegen angekündigten „Held“, der kommen wird, auf den Christus-König also.

In genau diesem Sinne ist der Segen Jakobs schon in der frühchristlichen Zeit verstanden worden. Justin, um 165 n. Chr. als Martyrer gestorben, deutete den Judaspruch auf Jesus, als eine „ausdrückliche Weissagung bzw. Verheißung, die durch Christus erfüllt wird“³⁷.

Der Stab/Strahl

Der Stab wird bei sehr vielen Völkern als Abzeichen und Amtseblem verwendet, und er spielt häufig eine Rolle in Handlungen „mit denen sich der Mensch in Beziehung zu höheren Kräften setzt“³⁸.

Der Stab stellte ein magisches Verbindungsstück dar zwischen göttlich-geistigem und irdisch-materiellem Bereich, war Werkzeug und Mittel, mit dem Gott ein Zeichen geben wollte. Der gerade Stab, das Sceptrum, war Sinnbild höchster Gewalt, war schließlich auch Teil der Krönungs- und Reichsinsignien.

Strahl und Stab sind oft nicht genau in ihrer Bedeutung zu trennen: Die Verkündigung an Maria oder auch die Erschaffung des Menschen durch den Hauch Gottes sind an einen Lichtstrahl gebunden, der auch als Stab interpretiert werden kann, mit dem Gott den Menschen berührt.

Bei Albertus Magnus, der hier auf ältere Texte (vor allem Dionysius Areopagita) eingeht, heißt es: „Alles was auf der Ebene unseres Erkenntnisvermögens liegt, übersteigen wir, treffen wir auf den göttlichen Strahl, der Gott selbst ist und lassen unsere Erkenntniskräfte ruhen, da wir nicht weiter vordringen können“³⁹.

Grünes Licht

100 Jahre vor dem Langhausbau in Straßburg rühmt Hugo von St. Victor (gest. 1141), die grüne Farbe als die schönste von allen, als Symbol des Frühlings, Sinnbild der künftigen Auferstehung.

Und Wilhelm von Auvergne (1198–1249, also ein Zeitgenosse des Langhausbaus) zeigt dieselbe Vorliebe, wenn er sagt, das Grün befinde sich in

zentraler Position des Farbspektrums, in der Mitte zwischen dem Weiß, das das Auge erweiteren, und dem Schwarz, das es zusammenzieht⁴⁰.

Diese These hat weite Verbreitung besessen, war nicht nur in theologischen Kreisen und ihrer Literatur aufzufinden. Wenigstens in einem der wichtigsten weltlichen Werke der Zeit, in Hartmann von Aues „Erec“ (geschrieben zwischen 1180 und 1190) hat sie Eingang gefunden. Dort wird nämlich an einer Stelle ein wundervolles, einzigartiges Pferd geschildert, das vollendet schön und kostbar gewesen sei: auf einer Seite war es weiß, auf der anderen schwarz – und genau in der Mitte verlief ein grüner Streifen: „der strich grüne was unde licht sam ein gras“⁴¹.

Hartmann war Ministeriale, er nannte sich Ritter und er hatte Schulbildung. Bildung konnte er sich nur in den wenigen Kathedralschulen oder in den häufigeren Klosterschulen erworben haben. Die Lehre vom Grün als Trennungsfarbe von Weiß und Schwarz wird auf diesem Weg zu ihm und schließlich in den „Erec“ gedrungen sein; seine persönliche Erfindung jedenfalls ist sie nicht.

Hier drängt sich sofort der Gedanke an die Tag- und Nachgleiche auf, die den „grünen Strahl“ zeitlich begleitet und im Münster ja erst hervorruft. Genau in der Mitte zwischen Tag und Nacht, zwischen Dunkel und Hell, einen grünen Streifen, Strahl oder Stab erscheinen zu lassen, ist also im Kontext des oben Geschilderten völlig einsichtig.

Im gleichen Abstand zwischen dem Blau des Himmels und dem Rot der Hölle ist Grün eine mittlere und vermittelnde Farbe, Farbe der Auferstehungserwartung vor allem: für den Christen ist Grün die Farbe der Kardinaltugend Hoffnung. „Grün wird zur Farbe des Paradieses und damit der Hoffnung auf Unsterblichkeit“⁴². Grün ist oft auch verwendet worden im Zusammenhang mit der Darstellung des Göttlichen: Der Thron Gottes besteht beispielsweise aus grünem Jaspis (Offenb. Joh. 4,3).

Diese Symbolik der Farbe Grün als Hoffnungsträger hat sich bis heute, auch und gerade im populären Denken, erhalten. Und daß sich eine politische Bewegung der Gegenwart nach dieser Farbe benannt hat, bezieht sich zwar primär auf die Farbe des Lebens und der Natur, deren Schutz die Partei sich mit größtem Recht verschrieben hat. Das Prinzip Hoffnung, das damit und nun wieder mit Grün verknüpft ist, kann aber als wesentliches Symbol für diesen politischen Aufbruch wohl auch nicht verleugnet werden.

Halbkreis

Der Lichtstrahl bewegt sich im Halbkreis, im Halbrund um den Korpus Christi am Kreuz auf der zum Langhaus gewandten Seite der Kanzel. Die Deutung dieser Bewegung ist – wenn man sich nicht mit der Tatsache zufrieden geben will, daß der Strahl auf Grund der Erddrehung eben nicht anders kann – vielfältig möglich.

Das Halbrund der romanischen Portalbögen, in deren Zentrum Christus als Herr der Zeit, als Weltenherrscher oder Auferstandener thronte, war ein Nachfahre des römischen Triumphbogens⁴³. Der Verherrlichung des Siegers diente diese geometrische Form und Bewegung des „Halbrund“ also.

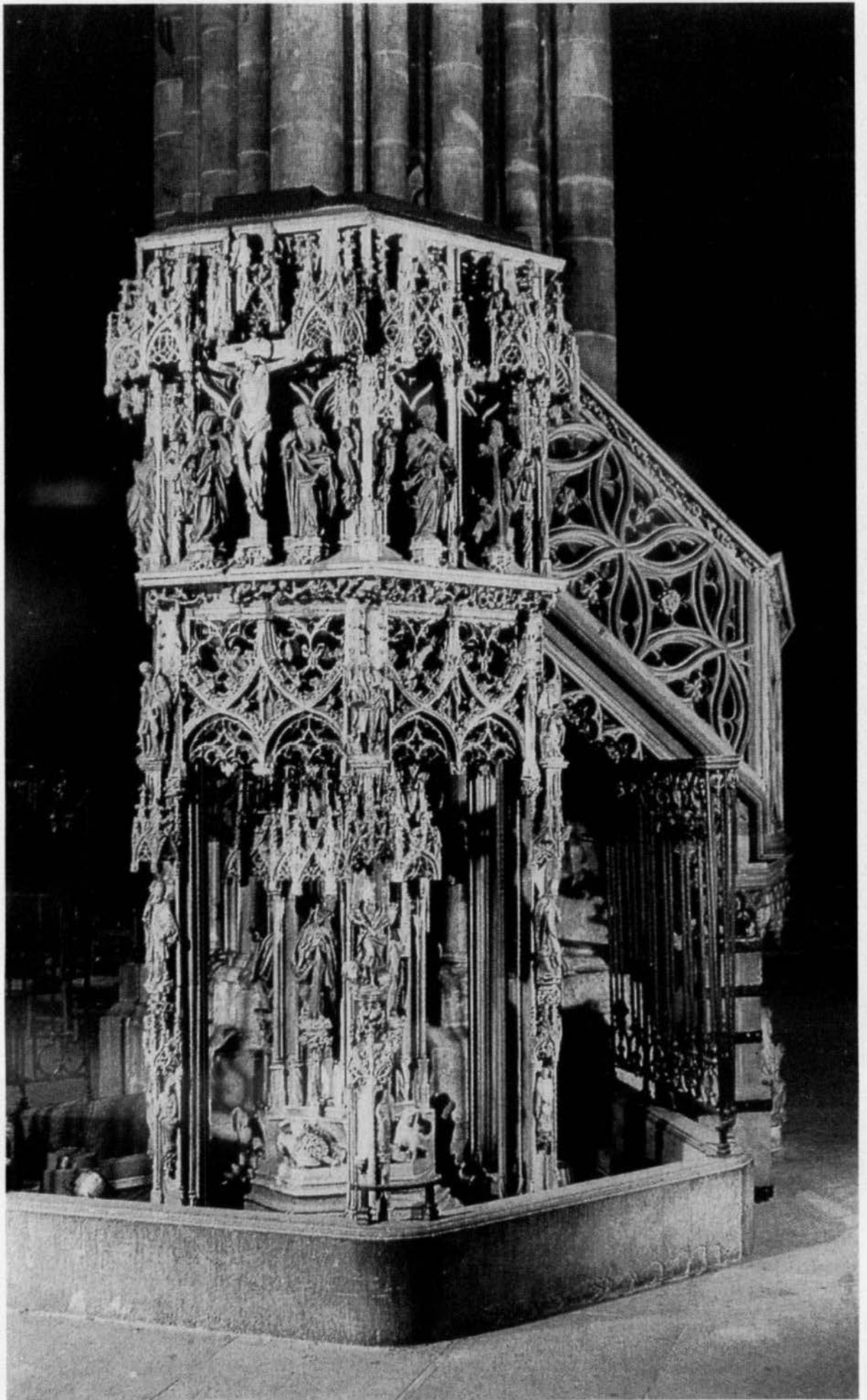
Aber außerdem war das Halbrund Sinnbild des Himmels, des sich über den Horizontalen wölbenden Firmamentes⁴⁴.

Es kann sich hier auch um den halben Kreis des kosmischen Kreislaufs handeln, denn schließlich ist der Strahl nur zu Frühjahrs- und Herbstbeginn, der Zeit von Tag- und Nachtgleichheit zu sehen. Gerade diesen Moment, den Tag, an dem die Sonne über dem Äquator steht, mit Christus als Mitte der Welt und des Weltalls zu verknüpfen, ist nicht schwer. Denn er gebietet, so der Glaube der Kirche, über die Zeit und die Bewegung der Gestirne, damit auch über ihre Gesetze, über ihre Bahnen und Kulminationspunkte.

Doch: Die Kanzel, das Prunkstück der Kathedrale (Abb. 5), stammt aus dem Jahr 1458, ist ein Werk des Domwerkmeisters Hans Hammer, der sie eigens für den wortgewaltigen Prediger Geiler von Kaysersberg, einem Vorläufer der Reformation schuf. Der auf ihr dargestellte Christus am Kreuz, um den sich der grüne Strahl bewegt, kann nicht der ursprüngliche Adressat des grünen Strahls gewesen sein. Das Triforium ist beinahe 200 Jahre älter, der Fuß Judas wurde früher angelegt!

Es liegt nun die Vermutung nahe, daß die Kanzel am Ort eines früheren Objektes errichtet wurde, daß sich dort etwas befand, das in sinnvollem Zusammenhang mit dem grünen Strahl gestanden hat. Es könnte dies ein Gerät (etwa eine Uhr), ein liturgischer Gegenstand (Altar, Kreuz), oder aber auch ein Gemälde, eine Skulptur gewesen sein, worauf der Lichtstrahl eine sichtbare und damit beeindruckende Wirkung hinterlassen konnte.

In der „Elsässische und Straßburgische Chronik“ des Jacob von Königshoven von 1386⁴⁵ ist der Grundriß des romanischen Münsters, des „Alt Straß-



burgisch Münsters“ (Abb. 6) abgebildet, den „der berühmte Daniel Specklin aus einer alten Verzeichnis uns hinterlassen“. Am Ort der heutigen Kanzel befand sich damals nichts. Die Predigt erfolgte vom „Predigtstuhl“ aus, der unmittelbar vor dem Lettner stand.

Dieser Lettner und vor ihm ein Predigtstuhl oder Altar sind auch noch auf dem Stich von Isaak Brunn (1630; Abb. 7) deutlich zu sehen, dazu die heutige Kanzel und zusätzlich unmittelbar nördlich der Kanzel die 1316 erbaute und im 17. Jh. zerstörte Marienkapelle.

GRUNDRISS DES MÜNSTERS

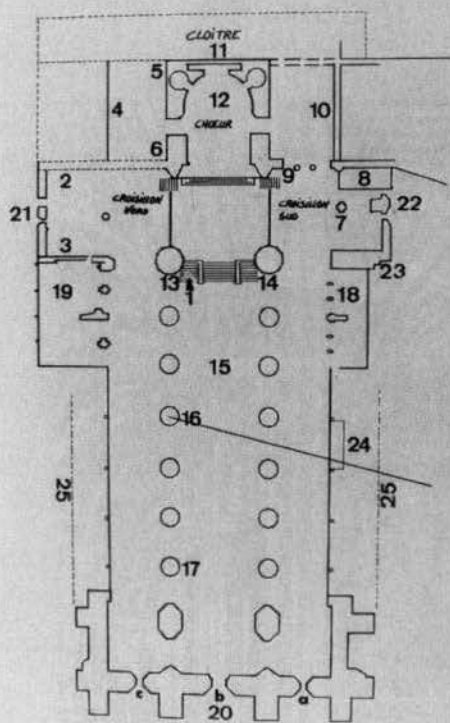


Abb. 6: Grundriß des „Alt Straßburg Münsters“, 1386

Kurz: Die Inneneinrichtung des Münsters war steten Wandlungen unterworfen⁴⁶; der heutige Zustand hat mit dem ursprünglichen zur Zeit des Langhausbaues kaum mehr etwas gemein. Die Fenster jedoch im Triforium sind geblieben – und mit ihnen auch der grüne Strahl.

Exkurs:

Der Rohraff und der grüne Strahl – das Münster als Ort theatralischer Inszenierung.

Die Orgel des Straßburger Münsters stand zumindest seit 1385 auf einem bunten, mit Skulpturen geschmückten Sockel, der die Jahre (im Gegensatz zu den verschiedenen Orgeln) bis heute überdauert hat.

An diesem Orgelfuß sind drei seltsame, bewegliche Figuren angebracht: Auf dem Knauf steht ein goldener Löwe, dem Samson den Rachen aufsperrt. Und „beidseits der Bühne recken sich zwei männliche Gestalten, links ein gestiefelter Herold im enganliegenden Wams, rechts ein Brezelverkäufer“⁴⁷.

Alle Figuren können mit Drähten vom Orgelspieltisch aus bewegt werden. Bei einem tiefen Ton öffnete der Löwe den Rachen und schien zu brüllen, bei den Posaumentönen setzte der Herold die Trompete an den Mund, und

Siehe Abb. 5, Seite 380: Kanzel von Hans Hammer, 1485. Der grüne Strahl berührt bei seiner Wanderung auch den Gekreuzigten.

der Bärtige bewegte den breiten Mund und führte mit der Rechten Rednergebärden aus.

„Bei gewissen Anlässen lieh ein im Unterteil der Orgel verborgener Mann dem Händler seine Stimme. Im Volksmund wurde er „Rohraffe“ (Brüllaffe) genannt. Mitten im Gottesdienst gab er Spässe und Zoten von sich, zur Erheiterung der Gläubigen, nicht nur während der Predigt, sondern sogar bei Kommunion und Firmung“⁴⁸.

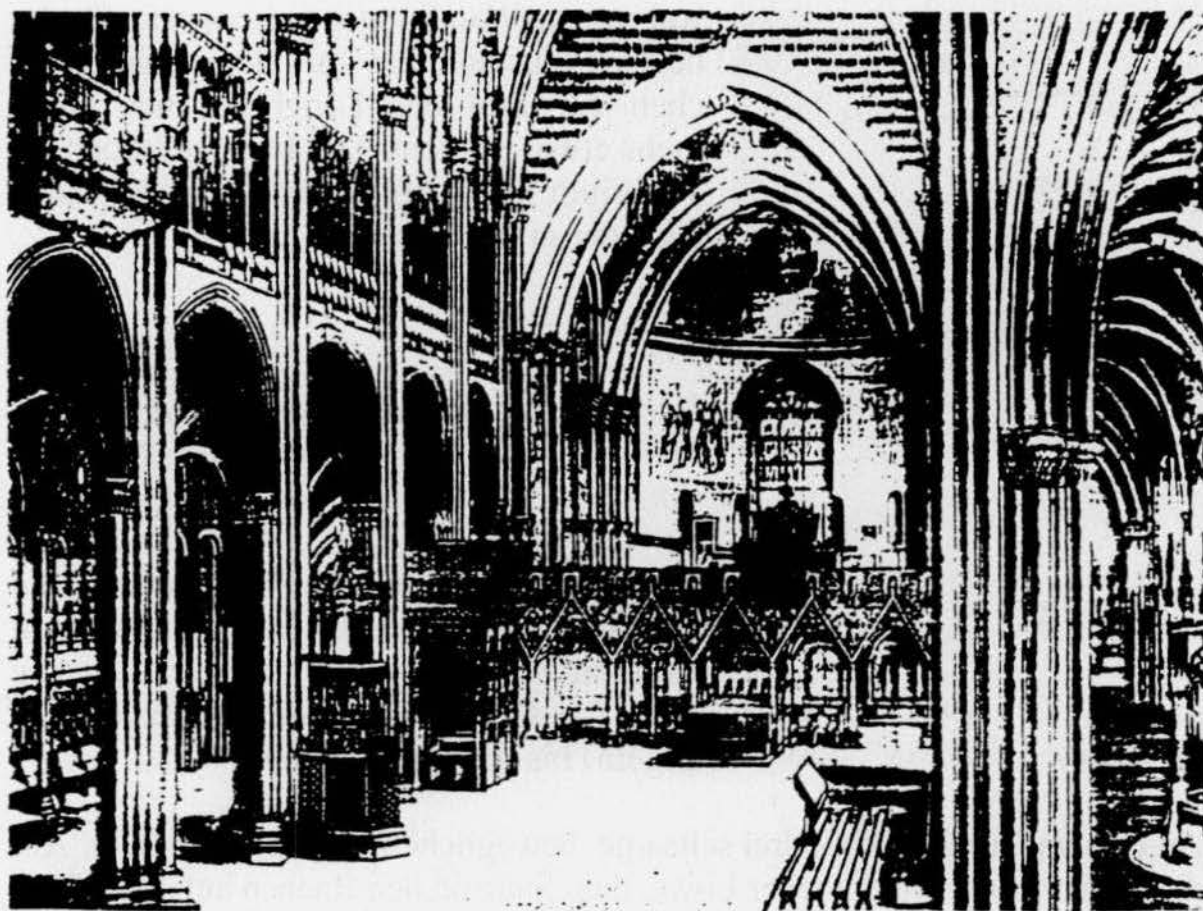


Abb. 7: Straßburger Münster. Stich von Isaak Brunn, 1630. Vor dem Letztner der Predigtstuhl, rechts neben der Kanzel eine Kapelle.

Die Rechnungen des Frauenwerks weisen über Jahre hinweg einen Posten auf wie diesen von 1416: „1 Schilling pfennig für den Knecht, der in den Rohraffe gebrüllt hat“⁴⁹. Doch waren es nicht nur einfache Knechte, auch Priester verrichteten auf diese spezielle Art ihren Gottesdienst.

Belebte Orgeln sind zu Karls des Großen Zeit aus dem Orient, aus Bagdad und Byzanz bekannt geworden und haben die Phantasie des Mittelalters beschäftigt. Solche mechanische Wunderwerke werden in der Dichtung beschrieben. Wolfram von Eschenbach etwa schildert im „Titurel“ solche Orgeln, in denen Vögel pfeifen und Figuren sich bewegen und singen⁵⁰.

Das Straßburger Münster besaß also mit der astronomischen Uhr und der Orgel gleich zwei bedeutende mechanische Kunstwerke.

1501 schrieb Geiler von Kaysersberg an den Rat der Stadt einen Protestbrief mit 21 Forderungen, darunter war auch die: „Den mißbrauch des Rohaffen im Münster abschaffen!“⁵¹ Denn dieser würde nur die heilige Kirche und die Gläubigen verspotten, indem er „zu ynen schriget, lachtet und unpigliche wort und gesenge usz stoßet“⁵².

Den brüllenden Löwen und den Rohaffen benutzte Kaysersberg noch im Jahr 1507 in einer beeindruckenden Predigtserie voller anschaulicher Bilder und machte beide Gestalten dort nutzbar für seine theologischen Zwecke. „Der höllische Löwe“ ist natürlich der Böse, der am liebsten, nach Plinius und Albertus Magnus, Affen als Arznei frißt, wenn er krank ist. „Und der Teufel, wenn er krank und ohnmächtig ist, und es kömmt dann ein Affe, das ist ein Fürst oder Regent, in seine Gewalt, dann wird er stärker, mächtig und gesund. (...) Die weltlichen Regenten sind Affen, und nicht schlechte Affen, sondern Rohaffen. Die aber verzehrt der Teufel besonders gern“⁵³.

Ein fastnächtlich anmutender Brauch wurde mit dem Rohraff hier an Pfingsten zelebriert. Und es gab noch eine andere Gestalt, die zu dieser Zeit im Münster ihren angestammten Platz hatte, „das wilde weib von Geispolsheim“, eine Maskengestalt aus einem Dorf bei Straßburg. Auch diese erhielt von der Münsterverwaltung aus Tradition ein Trinkgeld, damit sie in der Kirche ihr Wesen treiben konnte, auch sie übte also einen legitimen und gewollten Brauch aus.

Der „Rohraff“ wird hier deshalb vorgestellt und in Erinnerung gerufen, weil er für eine bestimmte, damals akzeptierte und im Verständnis der Gläubigen wie der Kirche legale Form der Beeinflussung durch populäre Unterhaltung zu stehen scheint. Eine Erscheinung übrigens, die in der Kirche über Jahrhunderte ihre Tradition hatte und mit der Einführung der Fastnacht ebenso verbunden ist wie mit anderen Bräuchen, die bewußt in der Kirche angesiedelt wurden. Daß über viele Jahrhunderte hinweg auch ein Volksfest an Pfingsten mitten im Münster stattfand, wundert deshalb schon nicht mehr⁵⁴. Erstaunen macht sich allenfalls vielleicht noch breit, liest man von den Kirchweihfeierlichkeiten im Münster: „Auf einem der Altäre lag

ein mächtiges Faß, aus dem der edle Rebensaft verzapft wurde und eine ungeheure Menge von Menschen beiderlei Geschlechts füllte die weiten Räume“⁵⁵.

Faszination durch Unvorhersehbares, derb-fröhlicher Jux, das Spiel mit eindrucksvollen Tricks sogar, alles war erlaubt „ad majorem dei gloriam“ (und ist zudem von anderen Religionen, von Mysterienkulten ebenfalls bekannt), war begründet in dem Bemühen, den Menschen auf die Realität Gottes zu verweisen.

Merkwürdige Sachen, so im Münster zu finden ...

Noch im 18. Jahrhundert gab es Leute, die das Straßburger Münster als Träger und Vermittler einer Fülle von Besonderheiten ansahen, und das nicht nur auf der architektonischen oder skulpturalen Ebene. Und sie legten größten Wert darauf, der Nachwelt diese Dinge zu überliefern. Ein anonymes Autor von 1732 hat ein Buch diesem Thema gewidmet. Vorweg gesagt: Der grüne Strahl ist dem Autor nicht bekannt gewesen. Aber die Einstellung zum Münster als einem vielschichtigen Bedeutungsträger und unerschöpflichem Reservoir an kunstvollen Phänomenen ist doch Grund genug, des „Straßburger Münster- und Thurnbüchleins“ hier zu gedenken:

„Die Verfertigung des Büchleins zieht eigentlich dahin, damit die merckwürdige Sachen, die sich allda befinden und mit so großem Fleiß, Eyffer und Unkosten dahin gethan worden, nicht in Vergessenheit kommen und damit der gemeine Mann auch wisse gründlich davon zu reden“⁵⁶. In der Tat sind die Informationen des Buches gründlich und genau. Es weiß noch sehr wohl, daß im Münster alles unter dem Aspekt der Verkündigung der kirchlichen Dogmen zu sehen ist. Durch die „Fenstergemähl“ etwa „werden uns die fürnemste Geheimnisse des christlichen Glaubens wie auch die Wunderwerke Christi vorgebildet“⁵⁷.

Theologische Legitimation

Eine Begründung und Absicherung derartiger Beeinflussung durch Rohraff, mechanisches Wunderwerk oder den grünen Strahl hatte Albertus Magnus, der scholastische Gelehrte (und er hatte dabei wieder seine Vorgänger), gegeben, denn:

„Alle unsere Erkenntnis setzt beim Sinnfälligen an. (...) Der Mensch fühlt sich zum Überstieg über das Sinnlich-Wahrnehmbare gedrängt, sobald er auf etwas stößt, das schwer faßbar und übersinnlich ist ...“⁵⁸.

Beinahe eine Aufforderung zur Installation des „Rätselhaften“, „Schwerfaßbaren und Übersinnlichen“ in der Kirche stellen diese Sätze des Kirchenvaters dar.

Der grüne Strahl läßt sich deshalb problemlos in die pastorale Strategie der Kirche einordnen. Er stünde als zusätzliche Maßnahme, das Volk, das sich der Klerus wohl schon als eher naiv vorgestellt haben mag, zu beeindrucken, mit Hilfe des Staunens Bereitschaft zum Glauben zu wecken. Der Strahl entsteht schließlich im Langhaus, nicht etwa im Chor, auch das ist bezeichnend: In ersterem betete nämlich das Volk, in letzterem der Klerus. Beide Räume waren jahrhundertlang voneinander durch den Lettner getrennt.

Aber: Diese Hypothese von der Beeinflussung über das Wunder funktioniert noch entschieden besser, wenn es etwas gibt, an dem der Lichtstrahl seine Arbeit verrichten kann. Er sollte etwas angestrahlt haben, auf etwas hingewiesen haben, es in grünes Licht getaucht haben, der Farbe der Vollkommenheit nicht nur bei Hartmann von Aue.

Es bleiben in der Theologie nicht viele wichtige Objekte übrig. Die Dreieinigkeit oder eine ihrer Personifikationen, das Kreuz – und Maria.

Maria im Münster

Es wurde bisher nicht erwähnt, muß aber an dieser Stelle mit gebührendem Nachdruck festgehalten werden: Das Straßburger Münster ist Maria geweiht, die Kirche heißt seit langem und bis heute „Münster Unserer Lieben Frau (Notre Dame)“, die Münsterbauhütte wird das „Frauenwerk“ genannt, der Ort ihrer Arbeit unmittelbar unterhalb des Münsters heißt das „Frauenhaus“. Schon die Vorgänger-Kathedralkirche wurde 826 in einem Gedicht des Mönches Nigellus als „ecclesiae sanctae Mariae“ beschrieben.

Eine hervorragende Darstellung Mariens an privilegiertem Ort im Kirchengebäude kann deshalb mit Fug und Recht erwartet werden. Daß an der Außenfassade Marienszenen erscheinen, etwa an den südlichen Querschiffportalen der Tod und die Krönung Mariens von 1220, den Mittelpfeiler des Hauptportals eine Mariendarstellung mit dem Kind ziert, und die Glasfenster viele Szenen aus dem Marienleben aufweisen – das alles

reicht, möchte man meinen, eigentlich nicht aus. Im Inneren der Kirche müßte ein bedeutendes Kultobjekt der Marienverehrung und -anbetung vorhanden sein. „Haar von der heiligen Jungfrau Maria“, eine nach der Königshovener Chronik angeblich von Karl dem Großen aus Rom für Straßburg mitgebrachte Reliquie⁵⁹, auch das wäre wohl noch etwas wenig gewesen, spricht aber bereits für eine zentrale Rolle des Marienkultes in Kirche und Stadt.

Doch die Geschichte der Kirche darf hier nicht vergessen werden: nicht nur die Französische Revolution, vor allem die Reformation haben das Innere und die Ausstattung des Münsters stark geprägt. Schließlich war es von 1529–1681 ein evangelisches Gotteshaus, war die klassische katholische Bild- und Skulpturenwelt also aus ihm entfernt: „Das künstlich traurig Marienbild“ wurde auf Lichtmeß 1525 aus dem Münster getan und überhaupt im Dezember „alles Katholische weggeräumt“; 1526 „auf Otiliae that man das gross gulden creutz hinder dem altar hinweg und den grossen Christoffel, der was 36 schue hoch, mußte man ihm bede füß abnehmen ...“⁶⁰.

Der Chronist von 1525 belegt also immerhin „das künstlich traurige Marienbild“ für das Innere des Münsters. Eine andere Chronikstelle setzt das erste Auftauchen dieses Bildes ins Jahr 1365, eine andere auf 1404: „Im Jahr 1404 kam ein künstlich Marienbild her von Prag aus Böhmen, sollten die Junckherren von Prag gemacht haben, man nennete es das traurige Marienbild. Das schenckte Conrad Franckenburger des Frawen Wercks Polierer dem Werck, das war mit großen Ehren ins Münster gesetzt, man machte ein Tabernakel darüber, kost 60 fl Pfennige. Man hat das Bild sehr besucht um seiner Traurigkeit willen, und viele Opfer dahin gegeben“⁶¹.

Über den weiteren Ort des Bildes sagt das Münsterbüchlein von 1732:

„Im Jahr 1404 ist in der großen Münster Saul unter der großen Orgel für das traurige Maria-Bild von Conrad Frankenberger eine Stellung eingehauen worden. Im Jahr 1523 ist das Maria-Bild hinweggethan und die Stellung mit einer steinern Blatten zuegemacht und anstatt der Lobspruch Maria ist dieser lat. Spruch eingehauen worden: Deum tuum adorabis et illi soli servies“ (= Bete Deinen Gott an und diene ihm allein)⁶².

1525 wurde das Bild oder die Skulptur geräumt: „Am andern Tag bringen sie dass man das Mariabild in der capellen by nacht hinweg thunb soll und ein crucifix an die stat stellen. Erkt. das bild by nacht hinweg thun und ein blo tafeln für die kapffs machen, und daruff mit güldenen buchstaben schreiben: Allein got die er, oder Gloria in excelsis Deo (1525)“⁶³.

Damit ist immer noch nicht geklärt, ob es ein Bild oder eine Skulptur war, die hier im Münster „in einer capellen“ verehrt wurde: Bild bedeutete ja durchaus auch Figur, ein Tafelbild konnte auch ein Altar mit Skulpturenschmuck sein, ein Bildschnitzer war Bildhauer.

Ein Marienbild wurde also lange Jahre in der Marienkapelle verehrt und, wie der Chronist schon andeutete, im Donationenbuch (Salbuch) des Frauenwerks mit reichen Schenkungen bedacht. In den schriftlichen Notierungen dieser Spenden sind Hinweise enthalten zur Innenausstattung der Kapelle: „Zu gezirde unser lieben Frowen in der capellen zwei hübsche kleintot gegeben (5v), ein silbern halsbandt zu einer gezierde unser lieben frowen bilde (74v), geben einen gulden an daz salve regina un an daz gemelte in der Capellen (93v)“⁶⁴.

Den Quellen zufolge war zwischen 1263 und 1520, der Laufzeit des Salbuches, nicht nur eine Skulptur vorhanden, die mit Zierrat behängt wurde, sondern außerdem noch ein „Gemelte“ und ein „Salve Regina“.

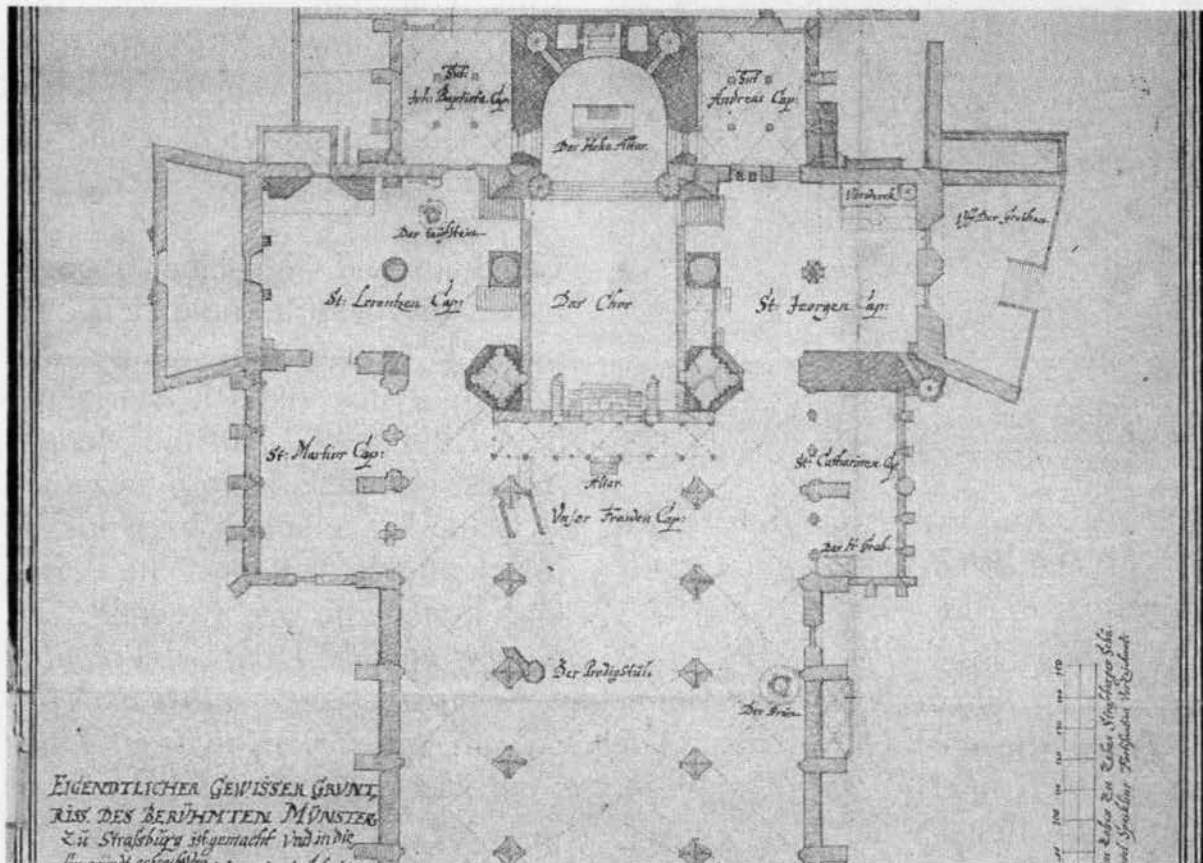


Abb. 8: Kathedrale von Straßburg, Stich v. J. J. Arhardt, 1643. Göttingen, Niedersächsische Staats- u. Universitätsbibliothek, Cof. Uffenbach 3, fol. 12 r^o

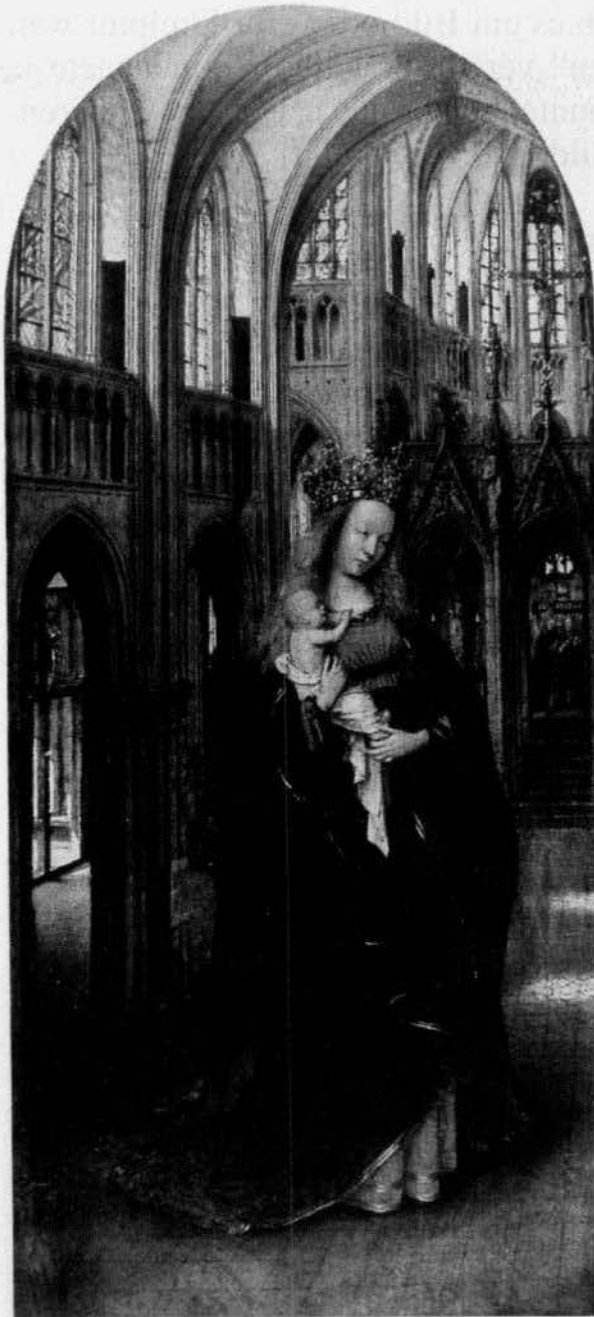


Abb. 9: Jan van Eyck (um 1390–1441): Die Kirchenmadonna, Gemäldegalerie Berlin

der Jungfräulichkeit der Madonna, das Kirchengebäude selbst als Hinweis auf Maria als Gotteshaus, in dem Christus bei seiner Inkarnation wie in einem Tempel Raum gefunden hatte, der Marienaltar am Lettner oder die Inschriften“⁶⁶.

Das Bild ist eine Umsetzung der mittelalterlich-mystischen Gleichsetzung Mariens mit dem Tempel Gottes, mit der Kirche. Theologisch gesehen ist sie der Schrein, das irdische Gehäuse des Ewigen. Abstrakte Glaubens-

Auf wann der Bau der Marienkappelle zu datieren ist, darüber gibt jedenfalls 1732 ein anonymer Autor aus Straßburg noch genau Auskunft: „Nachdem nun der fürtreffliche Werckmeister Ervinus im Jahr 1316 unser lieben Frowen Capell verfertigt hatte, ist er endlich gestorben im Jahr 1318“⁶⁵.

Über den Ort dieser Kapelle, zwei Pfeiler von der heutigen Kanzel entfernt, gibt der Stich von Brunn (1630) Auskunft (Abb. 7), aber auch ein Plan von J. J. Arhardt (1643) (Abb. 8).

Es existiert ein gerade in diesem Zusammenhang hochinteressantes Bild von Jan van Eyck (um 1390–1441, Berlin, St. Mus.Pr.K, Gemäldegalerie; Abb. 9), „Die Kirchenmadonna“ bezeichnet und um 1420/25 entstanden:

Langhaus und Chor einer hochgotischen Kathedrale sind der symbolische Ort, in dem überlebensgroß und majestätisch Maria mit dem Kind steht. „Auf die Madonna als Himmelskönigin beziehen sich alle Einzelheiten im Bild: die juwelenbesetzte Krone, die Perlen und Edelsteine am Gewand, das hereinflutende Licht als Symbol

vorstellungen werden mit diesem Bild faßbar und anschaulich gemacht. Eine besondere Rolle kommt hier dem Licht zu, das von der linken Seite her in den Chorraum fällt – von Norden, wo natürlicherweise die Sonne nie steht. Es fließt demnach nicht Sonnenlicht in den Raum, sondern himmlisches Licht. Ein anderes Bild van Eycks zum selben Thema bestätigt diese Deutung mit einer Inschrift auf dem Rahmen, die vom Licht der göttlichen Weisheit handelt⁶⁷.

Die dargestellte Kathedrale weist übrigens sehr große Ähnlichkeiten mit dem Straßburger Münster auf. Maria steht außerdem genau an der Stelle, an der sich seit 1316 die Marienkapelle im Münster befand, am zweiten Pfeiler des Langhauses! Das kann nun einmal tatsächlich eine Wiedergabe des Straßburger Münsters sein, kann aber auch wirklich Zufall sein – oder ist es allgemeiner die Illustration eines theologischen Dogmas vom realen Ort Mariens in der Kirche, verbirgt sich dahinter eine im theologischen Denken des 14. Jh. gültige Lokalisierung der Gottesmutter und -braut im Kirchenraum? Sie steht bei van Eyck natürlich auch auf der traditionell „guten“ Kirchenseite, der Frauenseite, der rechten vom Altar aus gesehen.

Festgehalten werden darf aber immerhin, daß Kirche generell mit Maria gleichgesetzt wurde, daß das Straßburger Münster Maria geweiht ist, daß in ihm eine Marienskulptur oder ein Marienbild in einer Kapelle verehrt wurde und diese Marienkapelle befand sich zwei Pfeiler neben der Kanzel. Sie könnte eventuell vom grünen Strahl berührt worden sein, der in einem Abstand von 5–6 m um die Kanzel wandert.

Doch ist eine solche Beleuchtung eines Kultobjektes überhaupt notwendig, reicht nicht die erstaunliche Tatsache des Lichtstrahles in der Kathedrale schon aus, um etwas Besonderes auszudrücken, was die Menschen im 13. Jahrhundert sofort verstanden?

Maria in der kirchlichen Ideologie

Georges Duby hat in seinem epochalen Werk „Die Zeit der Kathedralen“ den Hintergrund dieser Bauwerke auf vielfältige und differenzierte Weise dargestellt. Er hat auch den Zusammenhang zwischen der zunehmenden Darstellung Mariens in der Kathedrale und der theologischen Situation während der Gotik herausgearbeitet. Duby soll hier kurz gefolgt werden: Entgegen der Volksmeinung stellten sich die Theologen Christus nicht als nacktes armes Kind in der Wiege vor, sondern als König, als Herrscher der Welt. Maria als seine Mutter, aber auch als seine Braut, als Frau und Kirche, rückte aus bestimmten Gründen neben das Bild Jesu ins Zentrum der Theologie: Maria

wurde umso triumphierender dargestellt, als sie nicht zuletzt im Denken der Menschen jener Zeit auch den Neuen Bund und damit die Vollendung des Alten Testaments, die Überwindung der Synagoge symbolisierte, und die Überlegenheit über die jüdische Religion, gleichzeitig auch über die vielfältigen häretischen Bewegungen des Mittelalters verkörperte.

In Maria vereinigt sich die Menschheit mit Gott, so die katholische Meinung der Zeit. Sie ist der Ort der mystischen Hochzeit zwischen der Seele und ihrem Schöpfer:

„Ist die Braut, in der Gott Fleisch geworden ist, nicht die Kirche selbst, die gegen die Ketzerei erstarkte Kirche? Die Krönung Mariä in der Kathedrale bedeutet in der Tat nichts anderes als eine feierliche Zelebration der Souveränität der römischen Kirche“⁶⁸.

Die eminente religiös-politische Bedeutung der Marienskulptur am Hauptportal des Straßburger Münsters – demonstrativ steht sie zum öffentlichen Raum hin, dem Raum der Bürger gewendet – ist damit genügend umrissen. Die katholischen Bewohner der Stadt wußten, wer Sieger in den sehr realen wie theoretischen Kämpfen der Gegenwart bleiben würde, wer die jüdischen Händlerkonkurrenten und deren kritische Philosophen, wer die Ketzer in Südfrankreich, aber auch die „Brüder und Schwestern des freien Geistes“ in den eigenen Mauern besiegen würde: Maria, das mächtige Symbol der Kirche.

Folgerichtig war auch die Zahl der Marien-Feste in Straßburg groß: „Von den Fünff Frauen-Tagen“ spricht die Elsassische Chronik 1698, die „heutiges Tages der heiligen Mutter Gottes zu ehren gehalten werden: als Marie Reinigung oder Liechtmeß, Marie Verkündigung, Marie Heimsuchung, Marie Himmelfahrt und Marie Geburt. Also haben die alten Straßburgischen Rechts-Bücher nur vier hiervon als unser Frauen Hochgeziten, nemlich weil das Fest der Heimsuchung damahls noch nicht eingesetzt gewesen“⁶⁹.

Bereits 1317, so meldet die Chronik weiter, gab es Straffreiheit für denjenigen Delinquenten, der sich zwei Tage vor und nach einem der Frauenfeste in der Stadt aufhielt, um einen Ablaß zu erhalten⁷⁰.

Mariae Verkündigung

Wir nähern uns dem Ende:

Der grüne Strahl erscheint um die Zeit von Herbst- und Frühjahrsbeginn, 23.9. und 21.3., und er ist einige Tage sichtbar.

Er ist auch noch am 25. März zu sehen. Das ist schon seit dem 7. Jahrhundert das Fest Mariae Verkündigung, einem der Straßburger Frauenfeste, an dem nach dem Neuen Testament der Engel des Herrn Maria erscheint mit den Worten „Ave Maria, gratia plena“. Und der Strahl ist zwischen 11 und 12 Uhr zu sehen, der Zeit des Angelus, wo man ebenfalls seit alters den „Engel des Herrn“ betet und dazu in jeder Kirche eine besondere Glocke, die Angelus-Glocke läutet.

Sonnenlicht fällt durch Glas – für literarisch Gebildete des 13. Jahrhunderts, für Leute, die beispielsweise Walther von der Vogelweide gelesen hatten, war dieses Bild sofort zu entschlüsseln. Dieser sprach in seinem religiösen Lied „Der Leich“ über die Magd und Mutter Maria: „Also diu sunne schinet durch ganz geworhtes glas, also gebar diu reine Krist, diu magt und muoter was“ (So wie die Sonne durch vollkommen gearbeitetes Glas hindurchscheint, so gebar die Reine, die Magd und Mutter war, Christus)⁷¹.

Glas durchdringendes Licht war ein Symbol für die Empfängnis.



Abb. 10: Verkündigung aus dem „Hortus deliciarum“ (12. Jht) der Herad von Landsberg (St. Odilien, Elsaß)



Abb. 11: Mathias Grünewald (1460/70–1528): Verkündigung, Detail aus dem Isenheimer Altar, Colmar

eingegangen werden: Sie stammt aus einem der wichtigsten Kunstwerke des Elsaß, dem Isenheimer Altar des Mathis Gothard Neithardt (Grünewald) von 1512–16 (Abb. 11). Die hier dargestellte Szene bietet zusätzliche Argumente für die Plausibilität der hier vorgeschlagenen Lösung des Rätsels.

Mit dem Münsterphänomen „grüner Strahl“ hat Grünewald gemeinsam, daß die Deutung seiner Tafelgemälde ebenfalls nach wie vor unvollkommen ist. Vordergründig zwar ist die Generalaussage einiger Bilder, der „Auferstehung“ oder „Geburt Jesu“ schnell erkannt. Details ihrer Darstellung oder aber die anderen Bilder, wie etwa das „Engelskonzert“, bleiben schwer faßbar.

Es beginnt sich die Lösung abzuzeichnen.

Die Verkündigungsszene wird in der christlichen Kunst auf unterschiedliche Weise dargestellt, etwa so: „Die Korrespondenz von himmlischem und irdischem Geschehen wird durch vom Vater ausgehende Lichtstrahlen angezeigt, die auf den Kopf oder speziell auf das Ohr der Jungfrau zielen“⁷².

Man dachte also an eine Verkündigung via Lichtstrahlen. So illustriert auch der bereits zitierte „Hortus Deliciarum“ aus dem 12. Jahrhundert, geschrieben unweit Straßburgs auf dem Odilienberg, diese Conceptio. Hier ist es aber ein gelber Lichtstrahl⁷³, der in ein kirchliches Gemäuer einfällt und dort Maria am Kopf berührt (Abb. 10).

Der Isenheimer Altar

Noch auf eine andere Verkündigungsszene soll hier kurz besonders

Fest steht jedenfalls nur, daß Grünewald mit dem theologischen Denken des Mittelalters eng vertraut war, „zudem mit der gesamten Liturgie, mit der theologischen und hymnologischen Marienverehrung, mit den Schriften der christlichen Mystiker (auch der weniger allgemein bekannten) und möglicherweise sogar mit der jüdischen Mystik (Kabbalisten). Er scheint in der gesamten Symbolik, die gerade durch die Mystik einen starken Aufschwung erlebt hatte, bestens Bescheid gewußt zu haben“⁷⁴.

Dieses Wissen kommt auch in folgendem Gemälde des Altars zum Ausdruck, der „Verkündigung“:

Das Gemach Mariens ist ein dreieggliederter gotischer Kapellenraum. Die drei Räume sind durch zwei zur Seite gezogene Vorhänge, einem roten und einem grünen, voneinander getrennt. Der hintere Raum, der am meisten von Licht durchflossene, ist wohl als der Raum Gottes zu sehen: „Die drei Fenster weisen auf die göttliche Trinität. Das linke Fenster hat kein Glas, es ist noch vermauert, weil die zweite Person, Christus, noch nicht geboren ist. Das mittlere Fenster ist in vier Scheiben geteilt, die die vier Jahrtausende andeuten sollen, die man im Mittelalter von der Schöpfung bis zur Geburt Jesu zählte. Die sechs Wölbungen mit ihren grünen Rippen bedeuten die sechs Tagwerke der Schöpfung“⁷⁵.

Hier ist sie wieder, die Farbe grün im Zusammenhang mit dem Göttlichen, diesmal aber auch in Bezug auf Maria, der im Bild Grünewalds gerade ein Engel mit demonstrativ und sicher nicht grundlos gestrecktem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand den Willen Gottes verkündet. Er trägt einen Stab (!) in der Linken. Vor dieser Kapelle Gottes ist der grüne Vorhang zur Seite geschoben: er wird zu deuten sein als Hoffnung auf baldige Erlösung.

„Im Alten Testament war Grün die Farbe der göttlichen Barmherzigkeit, die sich in diesem Augenblick, der Verkündigung an Maria, in außergewöhnlicher Weise für die Menschen zu realisieren beginnt. Im Mittelalter galt Grün als Farbe der von Gott Erwählten, die der Heilige Geist erfüllt. Das deutet wiederum auf Maria, die von Gott erwählt und mit Heiligem Geist erfüllt wurde: über dem grünen Vorhang schwebt die Taube des Heiligen Geistes“⁷⁶.

Die Geschichte und die Elemente der Mariensymbolik des Mittelalters aufzulösen, ist aus vielen Gründen heute beinahe unmöglich geworden. Nur in beschränktem Maße sind einzelne Deutungen möglich. So auch die folgende, die natürlich ausgewählt wurde, weil sie wieder im Zusammenhang mit unserem Thema steht:

„Der Papagei ist als Mariensymbol durch das im Mittelalter stark verbreitete Mariengedicht „Die goldene Schmiede“ des Konrad von Würzburg bezeugt. Hier heißt es in den Versen 1850–61: Wie der „wilde siticus grün als ein gras“ selten von Rosen oder Tau benetzt würde, so blieb das in frischer Jugend grünende Herz Mariens frei von Unkeuschheit“⁷⁷.

Grün – auch Farbe der Engel?

„Der Engel des Herrn erschien Maria ...“ – ist dann die grüne Farbe des Lichtstrahles auch als Farbe der Engel, nämlich als Farbe der verbindenden Elemente mit dem Metaphysischen, für das 13. Jahrhundert denkbar gewesen?

Bei Meister Eckehart gibt es zumindest an einer Stelle seiner Predigten einen denkwürdigen Hinweis: „Die Meister sagen, daß die gelbe und die grüne Farbe im Regenbogen so gleichmäßig aneinander anschließen, daß kein Auge die scharfe Sicht besitze, den Übergang wahrzunehmen; so gleichmäßig wirkt die Natur und gleicht damit dem ersten Ausbruch, dem die Engel gleichen (...) Es sagt ein hoher Meister, der oberste Engel der Geister sei so nahe dem ersten Ausbruch und habe in sich so viel von göttlicher Gleichheit und göttlicher Macht, daß er diese ganze Welt und dazu alle die Engel, die unter ihm sind, geschaffen habe“⁷⁸.

Es ist dies zwar keine eindeutige Aussage in dem Sinn, daß die Engel durch grünes Licht gekennzeichnet wären. Aber daß beim Verweis auf die große Nähe zwischen Göttlichem und Engel zu der Farbnähe Gelb – Grün gegriffen wird, ist im Zusammenhang mit unserer Fragestellung doch nicht unwichtig.

Und es gibt bei Eckehart noch eine weitere Aussage zum „Grün“:

„Darum sagt der Prophet: „Gott will seine Schafe auf eine grüne Weide führen“. (...) In der Höhe sind alle Dinge „grün“. Auf der „Höhe des Berges“ sind alle Dinge neu und „grün“; fallen sie aber in die Zeitlichkeit, so bleichen sie darin und werden fahl. In der neuen „Grüne“ aller Kreaturen, da will unser Herr „seine Schafe speisen“. Alle Kreaturen, die da in jener „Grüne“ und in jener „Höhe“ sind, wie sie in den Engeln sind, die werden der Seele wohlgefälliger als alles, was in der Welt ist“⁷⁹.

Grüne und Höhe sind in den Engeln, meint Eckehart, und er äußert damit zwar vordergründig seine eigene, hintergründig aber auch eine für eine be-

stimmte Gruppe verbindliche These über das Wesen, die Art und auch die Farbe der Engel⁸⁰.

Vorschlag zur Lösung des „Rätsels“

Der Indizienprozess sollte hier geschlossen werden. Das Dunkel hat sich gelichtet – zumindest für den Autor dieser Zeilen:

Das Licht Gottes dringt in die Kirche von Eycks wie in alle Kirchen – die grüne Farbe, der grüne Strahl werden plausibel interpretierbar als symbolischer Hinweis auf die Menschwerdung, auf die Verkündigung, auf den Messias, den schon das Alte Testament erwartete und auf den Juda mit seinem Fuß symbolisch verwies.

Die Kirche ist Maria. Und sie empfängt das Licht: Ein mystischer Hinweis und ein gewollter zumal, pünktlich zum Fest der Verkündigung, wird hier für Laien und Gebildete inszeniert.

Ein reicher kultur- und geistesgeschichtlicher Hintergrund, der kaum mehr völlig in seiner Fülle und Dichte zu entschlüsseln ist, muß als mit dem Phänomen verbunden gedacht werden. Die vorliegende Studie ist mit Sicherheit lange nicht erschöpfend.

Die Gegenwart steht staunend vor dem grünen Strahl. Die Zeitgenossen seiner Schöpfer werden ihn verstanden haben.

Entzauberung des Lesers

Soweit war ich gekommen, hatte stolz die kulturgeschichtlichen Chiffren der vom Licht durchfluteten und geprägten Straßburger Kathedrale entschlüsselt, hatte – hier sei es zugegeben – die „Knackpunkte“, mit denen jede Lösung steht und fällt und die mir bewußt waren, gekonnt vorerst umschifft, – als mir eine weitere Arbeit, und zwar *die* zentrale Arbeit zu den Glasfenstern des Münsters in die Hände fiel⁸¹.

Das Ergebnis der Lektüre: Die Fenster des Triforiums sind in ihrer Konzeption, in der Anlage der Zeichnung tatsächlich zwar alt, in ihrer Ausführung aber Kinder des 19. Jahrhunderts. Nur wenige Glassplitter sind noch Originalmaterial aus dem 13./14. Jahrhundert. Der Löwenanteil des Glases und damit auch der grüne Fuß Juda‘ sind Zufügungen jenes Jahrhunderts der Romantik und des Historismus.

Nach dem ersten Schreck ergeben sich nun aber neue und erst recht wichtige Fragen. War der grüne Strahl im vorigen Jahrhundert noch bekannt und haben die Glasmeister ihn deshalb und absichtlich renoviert, rekonstruiert? Haben sie ihn dabei etwa sogar betont, in seiner heute so eindrucksvollen Wirkung verstärkt, um ihr eigenes Bedürfnis oder das der Zeitgenossen nach dem großen Effekt zu befriedigen? War der grüne Strahl etwa eine rein zufällige Fehlleistung? Oder schließlich: ist er in der Denkweise des 19. Jahrhunderts begründet, wurde er damals vielleicht überhaupt erst gemacht?

Die Suche geht weiter.

Physik und Physiologie im Zusammenhang mit der Farbe Grün.

Ergänzender Kommentar aus der Sicht eines Physikers.

Franz X. Hutter

Zur Physik:

Die Farbe „Grün“ erscheint in der „Mitte“ des vom menschlichen Auge erfaßten Spektralbereiches.

Diese grobe Einteilung ist vorerst willkürlich und kann dadurch erklärt werden, daß die Vorfahren ein Naturphänomen als Hilfsmittel zur „Benennung“ und „lokalen Einordnung“ der Farben benutzten: den Regenbogen.

Die hohe Konzentration von Wasserdampf in der Atmosphäre nach einem starken Regenschauer verleiht dieser die physikalischen Eigenschaften eines Prismas. Das „weiße“ Sonnenlicht, das als Strahl durch die abziehenden Wolken fällt, wird in der Summe aller Wassertröpfchen in seine farbigen Bestandteile, die Spektralfarben, aufgespalten: Der Regenbogen erscheint.

Er hat solange Bestand, wie die Konzentration der Wassertröpfchen und die Kontrastverhältnisse (dunkle Wolkenwand – scharfer, heller Lichtstrahl) die Wahrnehmung der Farben ermöglichen.

Der Regenbogen ist aufgrund der Tatsachen, daß die Atmosphäre immer einen gewissen Wassergehalt hat und bei Tage die Sonne als Lichtquelle immer zur Verfügung steht, auch immer latent vorhanden – es sind lediglich die Intensitäts- und Kontrastverhältnisse, die uns dieses Schauspiel meistens vorenthalten.

Im Regenbogen erscheint die Farbe „Grün“ in der Mitte der konzentrischen Farbkreise, die ihm den Wortteil „-bogen“ eingebracht haben. Physikalisch-geometrisch handelt es sich dabei um volle Kreise, von denen aber durch die Halbierungslinie des Horizontes nur ein Halbkreis zu sehen ist.

Der Farbkreis mit dem größten Radius ist rot, der mit dem kleinsten blau, zwischen rotem und grünem liegt ein schmaler gelber Kreis.

Soviel zum natürlichen „Prismenspektrometer“ unserer Vorfahren.

Im Hochmittelalter waren gebildeten Leuten Glasprismen, geschliffene Steine und ähnliche, optisch wirksame Körper durchaus geläufige Hilfsmittel, um das Sonnenlicht in seinen Spektralfarben beobachten zu können. Nur wußte damals noch niemand, daß das weiße Licht, von einer Seite in das Medium eintretend, als vielfarbiges Licht austretend eben gerade die Summe all dieser Farben darstellt. Über die Experimente Newtons und viele folgende Naturwissenschaftler wurde es erst im 19. Jahrhundert Gegenstand allgemeinen Wissens, daß das Sonnenlicht nicht nur aus den vier Regenbogenfarben Rot, Gelb, Grün und Blau, sondern aus unendlich vielen Farben besteht.

Als es zu dieser Zeit gelang, Spektrometer (aus Quarz- oder Glasprismen) zu bauen, die nicht nur die Farben des Regenbogens zeigten, sondern diesen Farben nach den nun bekannten mathematisch-physikalischen Gesetzen jetzt auch Wellenlängen zugeordnet werden konnten, stellte sich folgendes heraus: Das menschliche Auge, das bei diesen optischen Meßgeräten als Detektor, als Erkennungsinstrument dient, sieht, unabhängig von der Art der Lichtquelle, stets nur Farben im Wellenlängenbereich von 380 bis 780 Nanometern (1 Nanometer = 1 millionstel Millimeter).

Der untere Zahlenwert bezeichnet die Grenze, an der das Auge jenseits von dunklem Violett nichts mehr wahrnimmt; der obere Wert ist die spektrale Stelle, an der das tiefe Rot als Grenze gerade noch erkennbar wird.

Bildet man nun den geometrischen Mittelwert dieser beiden Grenzwellenlängen, so ergibt sich ein Wert von 544 Nanometern – und dieser Wert liegt innerhalb des Wellenlängenbereiches der Farbe Grün: Grün befindet sich in der „Mitte“ des sichtbaren Spektrums.

Genau an der Schwelle des 20. Jahrhunderts haben die Physiker dann den Zusammenhang zwischen der absoluten Temperatur eines Körpers und den von ihm ausgesandten elektromagnetischen Lichtwellen erkannt. Damit war es zum ersten Mal möglich, die Temperatur eines Himmelsgestirnes, also auch der Sonne, aus den auf der Erde gewonnenen Spektraldaten zu ermitteln.

Für die strahlende Oberfläche der Sonne, die eigentliche Basis allen Lebens auf dem Planeten Erde, wurde eine Temperatur von 5500 Kelvin bestimmt.

Ein weiteres Strahlungsgesetz liefert einen mathematischen Zusammenhang zwischen dieser Temperatur und dem spektralen (= farblichen) Maximum der emittierten elektromagnetischen Strahlung, dem Sonnenlicht.

Und dieses Maximum liegt bei einer Wellenlänge von 527 Nanometern – exakt im Zentrum des grünen Spektralbereiches!

Wenn nicht andere Effekte die optische Wahrnehmung auf dieser Erde sehr stark verändern würden, müßte man den Merksatz prägen: Die Sonne ist ein „grüner“ Stern!

Sie ist es auf jeden Fall, wenn man sie mit Hilfe des objektiven Bewertungssystems eines Spektralphotometers betrachtet.

Diese Ergebnisse der Physik sind die Grundlagen für die nun folgenden Erkenntnisse der Pflanzen- und Sinnesphysiologie, speziell der des menschlichen Auges.

Zur Physiologie:

Die Evolution ist *der* biodynamische Auslese- und Anpassungsvorgang, der alles biologische Leben auf diesem Planeten in Ablauf und Ziel steuert. *Eine* wesentliche Einwirkung innerhalb des Evolutionsvorganges ist die permanente Anwesenheit von „grünem“ Licht, aus den oben genannten Gründen.

Alle Lebewesen, ob Pflanze, Mensch oder Tier, unterliegen stetig der Forderung, sich in diesem „grünen“ Licht im Wettbewerb gegeneinander zu behaupten, ja, unter bester Ausnutzung dieses „grünen“ Lichtes sich einen evolutionären Vorteil zu verschaffen.

Die Folge ist, daß sich die Farbe Grün im Blattfarbstoff Chlorophyll wiederfindet, als *dem* entscheidenden Katalysator für die Photosynthese.

Und die Augen der Tagtiere – auch der Mensch gehört dazu – haben sich im Laufe der Jahrmillionen an das grüne Strahlungsmaximum der Sonne angepaßt.

So ergeben sich, wenn man die Wahrnehmungsempfindlichkeit des menschlichen Auges bestimmt, folgende Eigenschaften:

- Das Auge hat zwei Empfindlichkeitsbereiche: Das Farb- und das Dunkelsehen.
- Farb- und Dunkelsehen werden im Auge (auf der Retina) von zwei verschiedenen optischen Sensoren geleistet (Stäbchen und Zäpfchen).
- Im Hellen steigt mit der Wellenlänge die Sehempfindlichkeit ab dem Blauen steil an und hat ein Maximum zwischen 500 und 550 Nanometern (Grün!).
- Von diesem Maximum fällt die Empfindlichkeit zum Roten hin steil ab.
- Im Dunkeln werden alle Farben nur noch als Grauwerte wahrgenommen, der Verlust an Farbigkeit wird durch eine stark erhöhte Empfindlichkeit bezüglich der Intensitäten ausgeglichen.

Zusammenfassung:

Die Farbe Grün ist nicht von ungefähr eine dominante Farbe – sie ist die Farbe der intensivsten Wahrnehmung und das aus physikalischen und physiologischen, evolutionären Gründen.

So ist es nicht verwunderlich, wenn die Menschen zu allen Zeiten und in allen Kulturkreisen der Farbe Grün eine besondere Stellung zugewiesen haben, speziell auch in religiös-kultischen Darstellungen.

Die Farbe Grün wirkt auf das Auge entspannend und beruhigend, weil aufgrund der hohen Empfindlichkeit für Grün der Ringmuskel, der die Pupille öffnet, sich entspannen kann. Gleichzeitig nimmt durch die geringere „Blende“ die Tiefenschärfe des Auges zu. Daß die Farbe Grün für Meditation und Kontemplation besonders geeignet ist, liegt daher auf der Hand.

Für den Naturphilosophen wird die Farbe Grün zum Inbegriff der lebensspendenden Strahlkraft der Sonne. Die Biosphäre ist ohne Photosynthese nicht möglich.

Unabhängig von allen religiösen und politischen Ausdeutungen ist die Farbe Grün, allein objektiv physikalisch, die Farbe des Lebendigen.

Anmerkungen

- 1 Rosart, Maurice, La lumière d'équinoxe à la Cathédrale de Strasbourg. in: Reflets. Journal d'entreprise de la Caisse Régionale d'Assurance Maladie Alsace-Moselle de Strasbourg, H. 3, Strasbourg 1984, S. 28–32
- 2 Tschaen, Louis, La Lumière verte Equinoxiale de la Cathédrale de Strasbourg. In: Reflets. Journal d'Entreprise de la Caisse Regionale ..., H.2, Strasbourg 1985, S. 28–32. – In der beigefügten Literaturliste (14 Titel) wird jedoch bereits eine zwar stets populäre, dennoch unsinnige Tendenz erkennbar, den grünen Strahl zu mystifizieren, ihn als Bestandteil geheimen Wissens der Vorzeit zu betrachten, die Cheopspyramiden, die Symbolik des menschlichen Körpers, die „Mysterieuses Cathédrales“ in Zusammenhang mit ihm zu beschwören. Der klare Blick stellt sich bei derartiger Voreingenommenheit nicht ein.
- 3 Moses Maimonides, More Nebukim (Führer der Schwankenden, veröffentlicht 1190) II/25. Zit. bei Buchrucker, s. u., S. 270
- 4 Klein-Ehrminger, Madeleine, Die Kathedrale Unsere Liebe Frau zu Strassburg. Lyon 1991, S. 42
- 5 Klein-Ehrminger, S. 41
- 6 Beyer/Wild-Block/Zschokke, Les Vitreaux de la Cathédrale Notre-Dame de Strasbourg (= Corpus Vitrearum IX-1). Paris 1986, S. 257
- 7 Elsassische und Straßburgische Chronicke von Jacob von Königshoven, Priestern in Straßburg, von Anfang der Welt biß ins Jahr nach Christi Geburth MCCCLXXXVI beschrieben. Anjetzo zum ersten Mal heraus und mit historischen Anmerkungen in Truck gegeben von D. Johann Schiltern, Straßburg 1698, S. 564
- 8 zit. bei: Tetzlaff, Ingeborg, Romanische Portale in Frankreich, Köln 1988, S. 76
- 9 Beispielhaft ist hierzu die Arbeit von: Erwin Panofsky, Gotische Architektur und Scholastik. Zur Analogie von Kunst, Philosophie und Theologie im Mittelalter. Köln 1989 (zuerst USA 1951)
- 10 Duby, Georges, Die Zeit der Kathedralen, 1984, S. 203–204
- 11 Borst, Arno, Astrolab und Klosterreform a. d. Jahrtausendwende. Heidelberg 1989, S. 13
- 12 Ausführliche Darstellung bei Borst, s. o.
- 13 Elsassische und Straßburgische Chronicke, s. o., S. 575
- 14 La Madeleine de Vezelay, Führer. Lyon 1985, S. 12
- 15 Frdl. Mittlg. Dr. Hans Derkits, Wien
- 16 Der Spiegel 42, 1991, 241–243.
Eine weitere Publikation zum Thema, die ich nicht einsehen konnte: Götze, Heinz, Castel del Monte. Gestalt und Symbol der Architektur Friedrichs II.: „Das Geheimnis der Architektur des faszinierenden Stauferkastells erfährt hier eine verblüffende, rational-geometrische Lösung“ – Eigentext des Verlages.
- 17 Guttmann, Julius, Die Philosophie des Judentums. Photomech. Nachdruck der Ausgabe von 1933, Wiesbaden 1985, Anm. 413, S. 388
- 18 Guttmann, s. o., S. 220
- 19 Der Sohar. Nach dem Urtext ausgewählt, übertragen und herausgegeben von Ernst Müller. München 1991, S. 51
- 20 Sohar, s. o., S. 213
- 21 Eco, Umberto, Kunst und Schönheit im Mittelalter. München 1991, S. 73
- 22 Eco, s. o., S. 72
- 23 Eco, s. o., S. 76

- 24 zit. nach Duby, s. o., S. 253
- 25 Duby, s. o., S. 175
- 26 zit. bei Duby, s. o., S. 253
- 27 Klein-Ehrminger, s. o., S. 6
- 28 Arch. Municipal Strasbourg: Rechnungen des Frauenwerks, 1414: 32v: Meister Peter dem Glaser, 34v: umb bursten und zwei zublin dem Glaser, 36v: Meister Peter dem glaser, 37r: dem Glaser zu lone, 41v: dem Glaser diese Woche, 42r: umb trete und umb ein blosspalg dem glaser, 43v: ein blosbalg dem glaser, 45v: Meister Peter dem glaser und sinen knechten zu lone, Peter glaser von zwein venster in des wergmeisters hus zu machen, Peter glaser umb vier gebint glases, etc.
- 29 Mystik am Oberrhein. Katalog Ausstellung Augustinermuseum Freiburg im Breisgau, 1978. Freiburg 1978, S. 153.
- 30 a.a.O.
- 31 Schlink, Wilhelm, Der Beau-Dieu von Amiens. Das Christusbild der gotischen Kathedrale. Frankfurt 1991, S. 80
- 32 a.a.O., S. 80
- 33 Straßburger Münster- und Thurnbüchlein, oder kurtzer Begriff der merckwürdigen Sachen, so im Münster und Turm zu finden seynd. Straßburg 1732, S. 66
- 34 Lexikon der christlichen Ikonographie (LCI), Freiburg 1990, Bd. 4, Sp. 550
- 35 LCI, Bd. 4, Sp. 550
- 36 Biblia Sacra Iuxta Latinam Vulgatam Versionem. Librum Genesis Ex Interpretatione Sancti Hieronymi. Rom 1926, 381 f.
- 37 Armstrong, Gregory, Die Genesis in der Alten Kirche. Tübingen 1962, 35. – „Übrigens wurde Gen 49, 8–12 schon in Qumran (!) auf den Mesias gedeutet“, für den freundlichen Hinweis habe ich Prof. Ruppert, Institut f. Biblische und Historische Theologie, Freiburg, zu danken.
- 38 LCI, Bd. 4, Sp. 193
- 39 Albertus Magnus, in: Ausgewählte Werke. Hg. v. Albert Fries. Darmstadt 1987, S. 25
- 40 Eco, s.o., S. 70
- 41 Hartmann von Aue, Erec. Nach d. Edition Albert Leitzmann, übers. v. Thomas Cramer. Frankfurt 1972 (Fischer TB 6017), S. 320, Zeile 7314–7315.
- 42 LCI, Farbensymbolik, Sp. 10
- 43 Tetzlaff, s. o., S. 76
- 44 Tetzlaff, S. 77
- 45 Elsassische und Straßburgische Chronicke von Jacob von Königshoven, s. o., S. 548
- 46 Etwa 40, manche sagen 50 Altäre verschwanden 1529 aus dem Münster, als der protestantische Rat der Stadt die Abschaffung des Meßopfers beschlossen hatte.
- 47 Klein-Ehrminger, s. o., S. 48
- 48 Klein-Ehrminger, s. o., S. 48
- 49 Arch.munic. Straßburg, Cahiers des Comptes de l'Oeuvre O.N.D., 1416, I f° 65 Ve
- 50 Nach: Reinhardt, Hans, Der Rohraff an der Straßburger Münsterorgel. In: Schweizer Volkskunde 1935, H.6/7, S. 42
- 51 Wencker'sche Chronik 1637. In: Les Chroniques Strasbourgeoises, Bd. 3, Strasburg 1892, S. 145
- 52 Reinhardt, s. o., S. 46
- 53 Geiler von Kaysersberg, Der höllische Löwe. Predigten, gehalten im Jahre 1507 im Hohen Münster zu Straßburg. (Reprint der Ausgabe Trier 1858) Wurlingen 1983, S. 7.
- 54 Unveröffentlichtes Manuskript von J. R. Haeusser, Chefarchitekt am Frauenwerk: Die Münsterbauhütten, 1991, S. 9

- 55 Winckelmann, Zur Kulturgeschichte des Straßburger Münsters. Zitiert in: Straßburger Neueste Nachrichten, 22.12.1940, Beilage Sonntag am Oberrhein.
- 56 Straßburger Münster- und Thurnbüchlein, s. o. (Strasb.Arch.Munic., Sign. D 160)
- 57 Münsterbüchlein, a.a.O., S. 66
- 58 Albertus Magnus, De anima, s. o., S. 13
- 59 Elsassische Chronik, s. o., S. 565
- 60 Wenckher-Chronik, s. o., S. 154, 155
- 61 Elsassische Chronik, s. o., S. 566
- 62 Münsterbüchlein, s. o., S. 79
- 63 Sebastian Brants Annalen. In: Les Chron. Strasb., Bd. 3, 1892, S. 250
- 64 Arch.Municipal Strasbourg: Unser Frauen Werk: Donationen (Salbuch) 1263–1520
- 65 Straßburger Münster- und Thurnbüchlein. Straßburg 1732, S. 11
- 66 Große Gemäldegalerien. Hg. v. Erich Steingräber. München 1980, S. 54
- 67 a.a.O., S. 161
- 68 Duby, s. o., S. 269
- 69 Elsassische Chronik, s. o., S. 459
- 70 Elsassische Chronik, s. o., S. 459: „Da Herr Wetzel Borgermeister was, sint unser Herren ubereinkommen Meister und Rat Scheffel und Amman: Wer in dise Stat kommet noch Appeloß zu den vier Hochgeziten unser Frowen, das der Fride hinne haben sol one dot gefehede zuwene tage vor unser frowen tag und zwene tage darnoch, und ouch die Hochgezit selber.“
- 71 Walther von der Vogelweide, Der Leich. In: Die religiösen und politischen Lieder. Hg. v. Friedrich Maurer (= Altdeutsche Textbibliothek 43). Tübingen 1967, S. 2
- 72 LCI, Bd. 4, Sp. 430
- 73 Das Original des Hortus Deliciarum ist bei der Belagerung Straßburgs 1870/71 durch die Deutschen zerstört worden. Es sind lediglich mehrere Teile als Kopien erhalten. Für die Echtheit der Farbwiedergabe gibt es bedauerlicherweise keinen Beweis.
- 74 Buchrucker, Armin, Anmerkungen zur theologischen und symbolischen Deutung des Isenheimer Altars. In: Das Münster, Zs. f. christl. Kunst und Kunstwissenschaft, 1988, Heft 4, S. 269
- 75 a.a.O., S. 271
- 76 a.a.O.
- 77 Rentsch, Dietrich, Glasmalerei des frühen 14. Jahrhunderts in Ost-Mitteldeutschland. Graz 1958, S. 69
- 78 Meister Eckehart, Predigt Adolescens, tibi dico: surge, in: Deutsche Predigten und Traktate. Hg. v. Josef Quint, München 1985, S. 233–234
- 79 Eckehart, s.o., S. 413
- 80 Es muß darauf hingewiesen werden: Eckehart hätte eine Beeinflussung der Menschen über so theatralische Effekte wie den grünen Strahl abgelehnt. Er behandelt ja bereits auch die Heiligen- und Marienverehrung in sehr bezeichnender Weise: nämlich fast gar nicht. Denn über die Sinne gibt es keinen Zugang zu Gott, gibt es keine Erleuchtung, nur über das Loslassen, die meditative Öffnung: „Darum kehre Dich von allen Dingen und nimm Dich rein im Sein. Denn was außerhalb des Seins ist, das ist Zufall, und alle Zufälle stiften ein Warum.“ Eckehart, s.o., S. 270
- 81 Beyer/Wild-Block/Zschokke, Les Vitreaux de la Cathédrale Notre-Dame de Strasbourg (=Corpus Vitrearum IX-1). Paris 1986

Der Barockumbau der ehemaligen Abteikirche Schwarzach und dessen Restaurierungen im 19. und 20. Jahrhundert¹

Eckart Rüsck

Einleitung

Säkularisationsfolgen und zwei großen Restaurierungen der ehemaligen Schwarzacher Abteikirche im 19. und im 20. Jahrhundert haben den vollständig barockisierten Zustand der romanischen Kirche aus der Blütezeit des Klosters im 18. Jahrhundert fast vergessen lassen. Hinweise zum Barockumbau der Kirche zusammenzutragen soll die eine Absicht dieses Beitrages sein; daß noch viele Fragen offen sind, wird dabei deutlich. Weiterhin läßt die Beobachtung des Umgangs mit den barocken An- und Umbauten der Kirche während der folgenden Restaurierungen 1887–97 und 1967–69 Motive und Methoden der tiefgreifenden – aber stets denkmalpflegerisch gemeinten – Veränderungen der Kirche erkennen. Insofern ist diese Beschreibung der Rekonstruktionsbemühungen auch ein Beitrag zur Geschichte der Denkmalpflege.

Der barocke Umbau im 18. Jahrhundert

Zwei Faktoren führten zu einer wirtschaftlichen, politischen und geistlichen Blüte des Klosters Schwarzach seit Mitte des 17. Jahrhunderts, nachdem zuvor verheerende Zerstörungen im Bauernkrieg 1525, eine vorübergehende evangelische Herrschaft 1569–71 und Verwüstungen im Dreißigjährigen Krieg zu einem Niedergang des Klosters geführt hatten. Zunächst bemühte sich das Kloster um eine geistliche Attraktivität durch Reliquienerwerb. 1664 erhielt die Abtei aus Rom die hier seither sehr verehrten Reliquien einer heiligen Märtyrerjungfrau namens Rufina geschenkt. Überliefert ist außerdem 1668 der Erwerb eines Teils vom Haupt des Heiligen Bonifatius. Vermehrt wurde der Schatz durch Reliquien der Thebäischen Legion. Eine Rosenkranzbruderschaft bestand seit 1654, die in der Kirche den Kreuzaltar am Lettner mitbenutzte²; ebenso wird von einer Benediktsbruderschaft berichtet. Es ist vorstellbar, daß sich eine beliebte Regionalwallfahrt bildete. Die oftmals bei Wallfahrten verfolgten wirtschaftlichen Interessen (Opfer-einnahmen) könnten mit zu dem auch von anderen Klöstern der Zeit bekannten Aufschwung und Ausbau der Abtei beigetragen haben. Gleichzei-

tig verfolgte das Kloster politische Ziele. In einem seit dem 16. Jahrhundert währenden Streit um die Landeshoheit gegen die Markgrafschaft Baden versuchten die Schwarzacher Äbte des 18. Jahrhunderts für das Kloster das Privileg der Reichsunmittelbarkeit, also den Status eines souveränen eigenen Reichsfürstentums anzustreben³; die Äbte beanspruchten den Titel „Reichsabt“⁴. Der Streit wurde schließlich außer in einem 70jährigen Prozeß vor dem kaiserlichen Kammergericht in Wetzlar ganz offensichtlich auch auf dem Feld der Baukunst ausgetragen: Der repräsentative Ausbau des Klosters zu einem Abteischloß ist nichts anderes als eine öffentliche Demonstration von stolzem und unabhängigem Machtanspruch.

Unter Abt Bernhard Steinmetz (1711–29) wurde begonnen, die mittelalterlichen Klosterbauten neben der Kirche vollständig durch einen großartigen Neubaukomplex zu ersetzen. Mit dem Entwurf beauftragte man den Vorarlberger Baumeister Peter Thumb (1681–1766), der bereits für mehrere Abteien rechts und links des Rheins ähnliche Neuanlagen geschaffen hatte. Von vorarlberger Bautrupps wurde von 1723 bis ca. 1732 südlich der Klosterkirche ein großzügiger dreiflügeliger Konventsbau errichtet, wobei die alte Kirche selbst als vierter Flügel den Innenhof abschloß. (Abb. 1) Die südliche Querhausapside mußte zugunsten eines Erschließungsbaues mit Sakristeifunktion zwischen Kirche und neuem Ostflügel weichen. Daß ursprünglich eine noch viel größere Gesamtanlage unter Einbeziehung der großzügig umgebauten romanischen Klosterkirche beabsichtigt war, belegen erhaltene Planvarianten⁵. Wahrscheinlich ist, daß die überlieferten massiven Aufstände der Schwarzacher Klosteruntertanen gegen erhöhte Baufrondienste zwischen 1721 und 1729 eine Vollendung der Gesamtplanung und damit den Kirchenumbau zunächst undurchführbar machten⁶. Immerhin bestanden bereits detaillierte Entwürfe zur Neugestaltung der Kirche. Von 1727 datiert ein nicht realisierter Vertrag mit dem Tessiner Stuckateur Johan Baptist Clerici und dessen Sohn Josef Maria, nach dem geplant war, die Kirche u. a. mit „60 Pilastern mit allen ihren Hauptgesimsen und Architrav, auch allen Kapitälern samt Schaftgesims und Postamenten bis auf den Boden, mit Aposteln (...)“ auszuschnitzen⁷. Auch waren Seitenschiffemporen vorgesehen, unter denen man je 12 Kapellen einzurichten plante. Daß auch das Kirchenäußere verändert werden sollte, zeigen aufwendige Projekte mit der Westseite vorgeblendeten barocken Ein- und Zweiturmfassaden⁸. Zunächst wurden stattdessen mit dem Chorgestühl, dem Rufinaschrein, einer Chororgel und der Orgel auf der ebenfalls neuen Westempore sowie einem Chorgitter und dem großen neuen Hochaltar nur einzelne Ausstattungsstücke erneuert. Erst ungefähr 30 Jahre nach Abschluß des Konventneubaues scheinen auch größere bauliche Veränderungen der Klosterkirche möglich geworden zu sein. 1765 begann unter Abt Anselm Gaukler (1761–90) der Umbau der Kirche⁹, der offensichtlich in

reduzierten Formen das Vertragsprogramm von 1727 aufgriff. Das Langhaus der Kirche wurde um ein Viertel seiner ursprünglichen Raumbreite erweitert, indem die Seitenschiffmauern abgebrochen und um mehr als zwei Meter nach außen verschoben unter Verwendung alter Profile und Steine

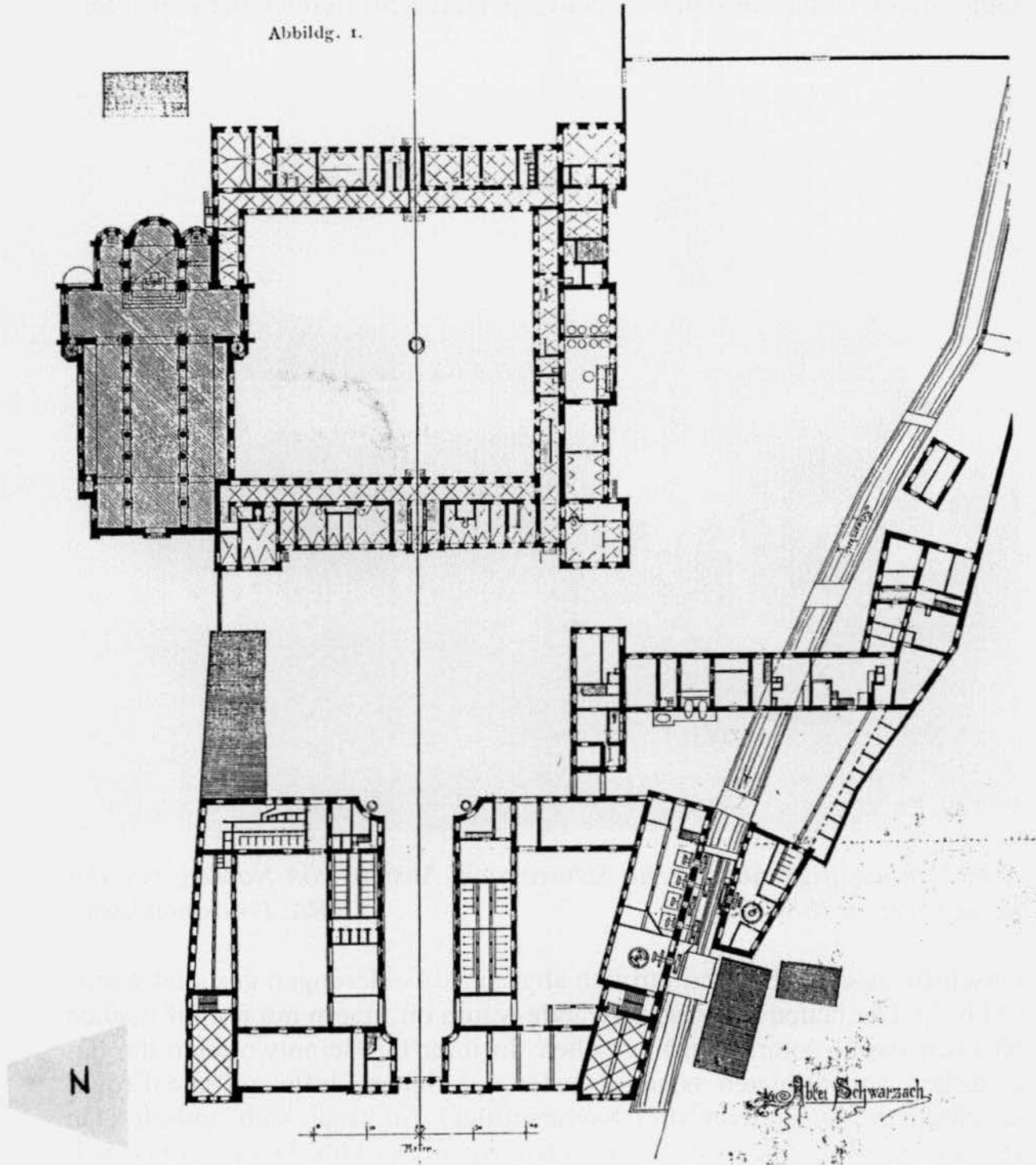


Abb. 1: Abtei Schwarzach, Gesamtgrundriß von Kirche und Kloster mit den jüngeren Wirtschaftsbauten der 1760er Jahre; undatiert (wohl zweite Hälfte 18. Jahrhundert). Umzeichnung von Josef Durm, 1899.

(Durm 1899, 451, Abb. 1; Vorlageoriginal: GLA, G-Schwarzach 49).

neu errichtet wurden¹⁰. Ausgenommen von der Verbreiterung waren die beiden westlichen Joche, da hier südlich bereits der neue Konventsflügel anstieß und weil sonst wohl die Symmetrie der Westfassade aus Haustein gestört erschien¹¹. Der Kirchenbau erhielt über dem Ziegelmauerwerk des Lang- und Querhauses einen Außenverputz, der im Bereich der neuen Sei-

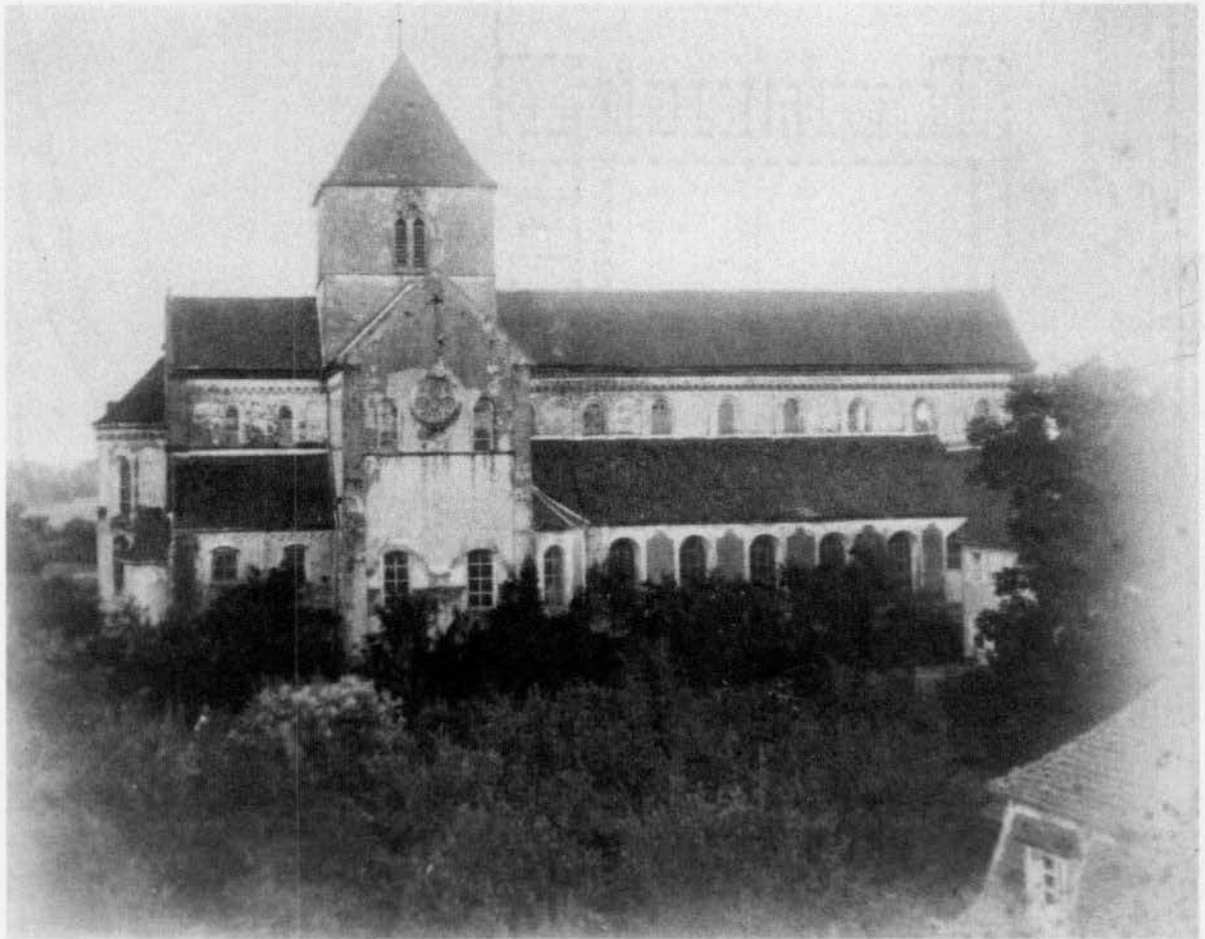


Abb. 2: Ehemalige Abteikirche Schwarzach. Ansicht von Norden, vor der Restaurierung 1887–97. (HBA, Fotosammlung).

tenschiffe zusätzlich durch farblich abgesetzte Felderungen gestaltet wurde (Abb. 2). Die neuen Seitenschiffwände waren im Innern mit je fünf flachen Nischen (wohl Altarstellen) versehen. In ihrer Größe antworteten die dazwischen angeordneten neuen Fenster der Seitenschiffe auf die Erdgeschoßfenster der anderen drei Konventflügel. So ergab sich optisch vom Hof aus das Bild eines umlaufenden Kreuzganges (Abb. 3); die großen Seitenschiffenster reagierten also auf die Gestaltung der Konventsflügel. Auch bei dem reduzierten Umbauprojekt der Kirche wurde nicht darauf verzichtet, in den vergrößerten Seitenschiffen hölzerne Emporen einzuziehen (in den Quellen „Lettner“, „Gallery“¹² genannt), die jedoch nicht mit der Westempore in Verbindung standen¹³. Die Emporen nahmen nicht die gesamte

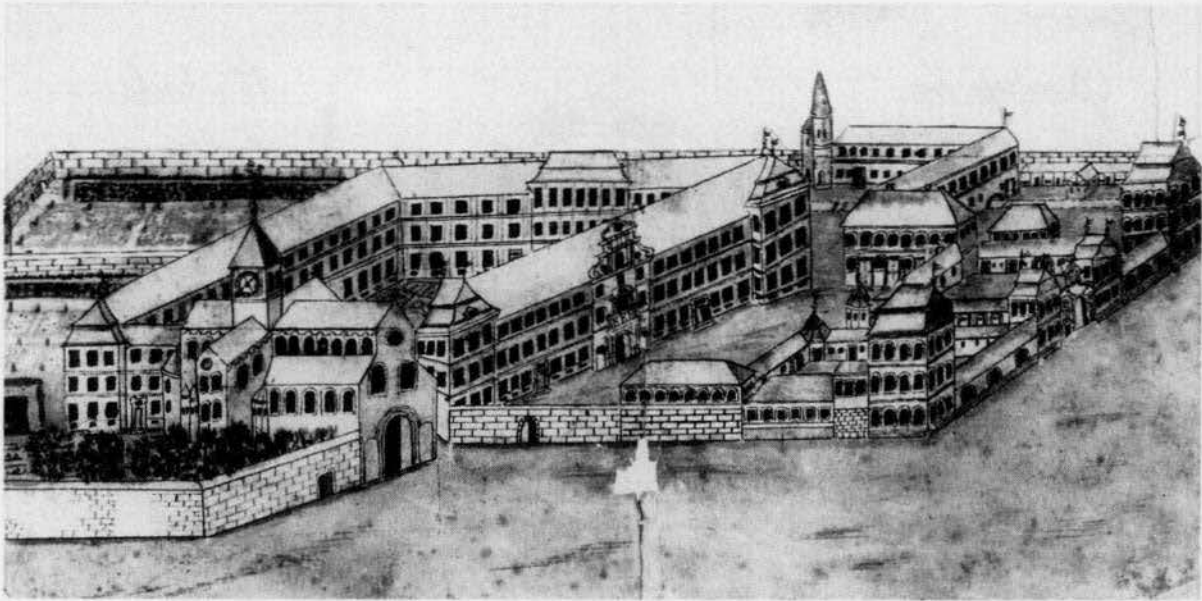


Abb. 3: Abtei Schwarzach. Gesamtansicht von Nordwesten, undatiert und unsigniert; lavierte Federzeichnung, wohl zweite Hälfte 18. Jahrhundert. (GLA, G-Schwarzbach 7).

Seitenschifftiefe ein, sondern nur den Betrag der Seitenschiffverbreiterung. Sie waren also lediglich schmale Gänge, die nach Westen zu in ihrer Funktion ebenfalls nicht geklärten Abseiten führten (Abb. 4 und 5). Geziert waren die Balustraden der Emporen mit geschnitzten Reliefplatten, auf denen Tieridyllen gezeit wurden¹⁴. Diese Emporen überschnitten die neuen größeren Fenster der Seitenschiffe und wurden erschlossen von je einem außen an das Querhaus angebauten Treppenturm. Diese Treppen waren nur vom Querhaus aus zugänglich, welches als Klausurbereich ein schmiedeeisernes Chorgitter vom Langhaus trennte¹⁵. Die nach dem Umbau höher hinaufreichenden Seitenschiffdächer führten zur Kürzung der Obergadenfenster. Im Lang- und Querhaus wurden hölzerne Tonnengewölbe mit Stichklappen eingezogen und der gesamte Raum weiß gefaßt. Die meisten Schmuckbasen der romanischen Säulen wurden bis auf wulstige Rundprofile abgearbeitet. Der Fußboden erhielt einen neuen Sandsteinplattenbelag. Die bereits teilweise zuvor schon erneuerte Ausstattung wurde durch neue Seitenaltäre, eine neue Kanzel, neues Laiengestühl und eine neue Westportaltür komplettiert. Nach Abschluß der Arbeiten waren in der Kirche neben dem Hochaltar und dem Rufina-Altar 18 weitere Altäre vorhanden¹⁶ (Abb. 6).

Bedeutendste bauliche Veränderungen der Barockisierung waren die Verbreiterung der Seitenschiffe mit Einbau von Seitenemporen, der Verputz außen und der Neubau der Westempore. Eine vollständig erneuerte Raumfassung und Ausstattung hatte außerdem den Raumeindruck modernisiert

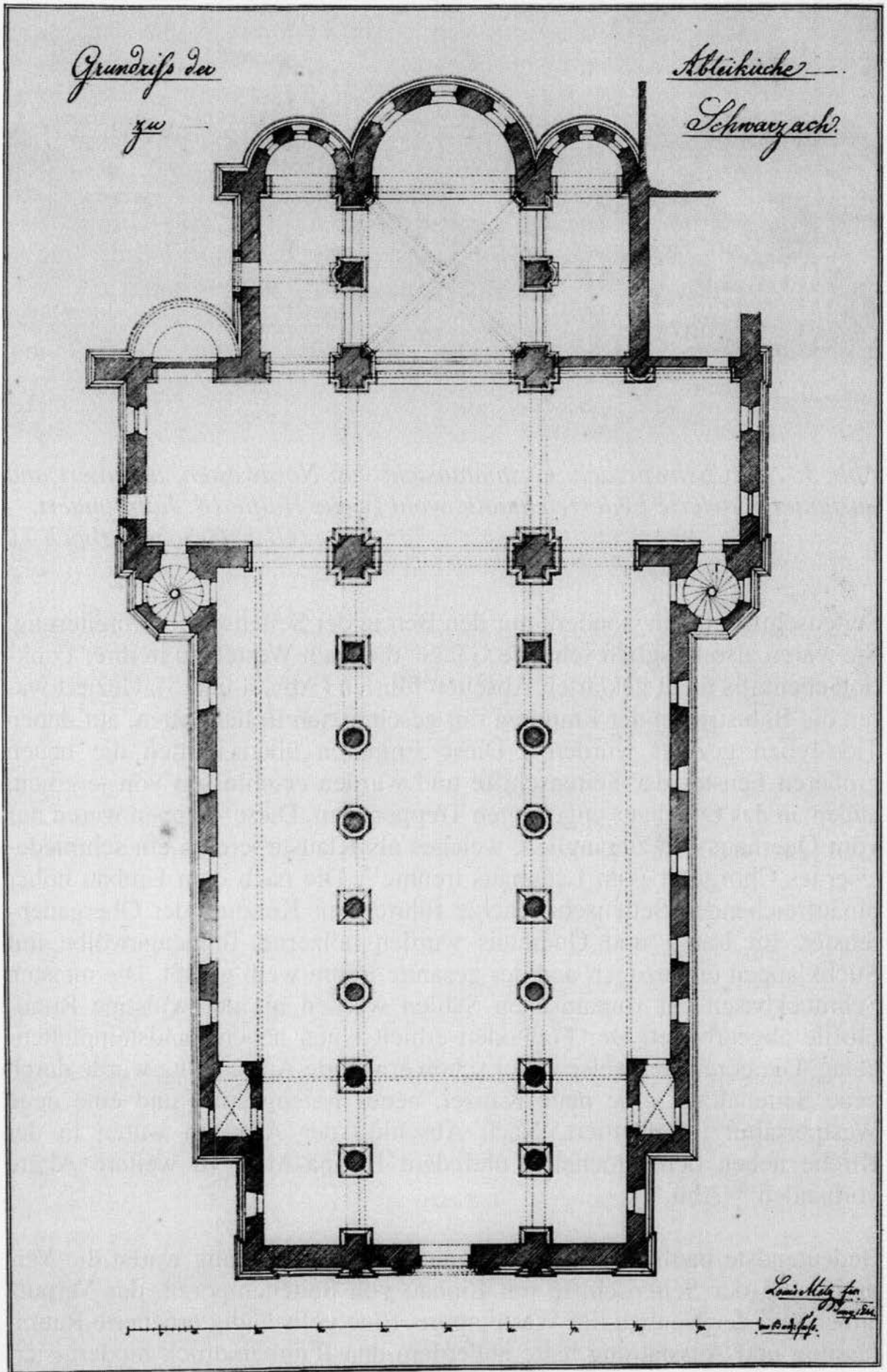




Abb. 5: Innenansicht, Mittelschiff nach Osten, ca. 1892. Lavierte Bleistiftzeichnung vom G.M. Eckert (LDA, Graphiksammlung, Neg.Nr. 10626). Die Ostpartie im ersten Restaurierungsabschnitt bereits umgestaltet, das Langhaus noch mit barocker Ausgestaltung (Stuckgewölbe, Seitenschiffemporen, Nischen in den Seitenschiffwänden, Kanzel, Altäre usw.).

Abb. 4 links Seite 408: Ehemalige Abteikirche Schwarzach, Grundriß. Bauaufnahme von Louis Metz, 1844. Eingestrichnet die Lage der West- und Seitenschiffemporen; nicht berücksichtigt die anschließenden 1844 noch stehenden Konventsgebäude. (GLA, G-Schwarzach 2).



Abb. 6: Innenansicht, Mittelschiff nach Osten mit barocker Ausstattung. Fotografie von 1876.

(LDA, Neg.Nr. 522/22a; Datierung nach Sernatinger 1896, 14).

und zeitgenössischem Stilempfinden angepaßt. Dennoch war die Architektur des 13. Jahrhunderts außen und innen durch den neuen Putz- und Stucküberzug hindurch erkennbar geblieben und kündete so – wohl beabsichtigt – vom ehrwürdigen Alter der Abteikirche. Zweifellos ist der barocke Neu- und Umbau der Abtei Schwarzach als ein historisch wertvolles Denkmal der politischen Ansprüche der Abtei zu bewerten. Dies zu betonen ist wichtig, da später stets nur der angeblich künstlerisch mangelhafte Wert des Kirchenumbaus betont wurde. Dabei legte man freilich bei einem Umbau des 18. Jahrhunderts unangemessen und unhistorisch den Maßstab eines barocken Neubaus an. Eine solch einseitige ästhetische Sichtweise übersieht die historische Aussagekraft des sparsam ausgeführten Umbaus mit seinen Schwächen: Er legte deutliches Zeugnis ab dafür, daß in Schwarzach selbstbewußter politischer Anspruch und wirtschaftliche Realität nicht übereinstimmten.

Die Restaurierung des 19. Jahrhunderts

Der beschriebene barockisierte Zustand blieb zunächst auch nach der Säkularisation von 1803 erhalten. Die Kirche wurde in Staatsbesitz als katholische Pfarrkirche weitergenutzt. „Eine gute Dosis antiklerikalen Geistes“¹⁷ der zuständigen Baubehörden verursachte Unterhaltsstreitigkeiten; aber wohl auch drückende Erinnerungen der Schwarzacher an Frohn und Klosterabhängigkeit waren verantwortlich für jahrzehntelange Verwahrlosungen der baulichen Zeugen der Vergangenheit.

Seit den 1860er Jahren begannen Bemühungen um eine stilgerechte Restaurierung der nun als romanisches Baudenkmal entdeckten Kirche. Einerseits wurden die barocken Einrichtungsgegenstände des vergangenen Jahrhunderts als häßlich und einem neuen Zeitgeschmack nicht entsprechend verurteilt, andererseits hatte die beginnende wissenschaftliche Erforschung mittelalterlicher Architektur auch die besonderen Qualitäten des romanischen Kirchenraumes ins Bewußtsein gebracht. In diesem Zusammenhang ist eine idealisierende Innenansicht der Kirche aufschlußreich, die 1844 der Karlsruher Architekt Friedrich Eisenlohr (1805–1855) anfertigte (Abb. 7): Von sämtlicher Ausstattung befreit, zeigt sich darin das Kircheninnere in einer kargen, allein auf den architektonischen Raum reduzierten Nüchternheit. Besondere Bedeutung kommt dem unverstellten Durchblick bis in die Mittelapsis zu, wo in einem lichten Sanktuarium ein kleiner Blockaltar zu erkennen ist. Auch andernorts, vor allem an den großen mittelalterlichen Domen, war der freie Durchblick und eine Bloßlegung der Architektur Ziel von Restaurierungen gewesen. Nicola Borger-Keweloh hat dieses Phänomen innerhalb der Geschichte der Denkmalpflege „die Lust am leeren Raum“ genannt¹⁸. Daß die Darstellung Eisenlohrs darüberhinaus auch zeit-



Abb. 7: Idealisierende Innenansicht nach Osten: Friedrich Eisenlohr, 1844.
(GLA, G-Schwarzach 5).

genössische Vorstellungen vom mittelalterlichen Kirchenraum widerspiegeln, zeigt schon das damals nur von frühchristlichen italienischen Kirchen her bekannte offene Dachwerk, das in Schwarzach nie existierte. Die fingierte Zeichnung Eisenlohrs entwickelte in der Folgezeit ein bemerkenswertes Eigenleben und hat damit zu einem nicht unerheblichen Teil das Bild von der romanischen Abteikirche Schwarzach in der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts geprägt¹⁹.

1887 übernahm mit Josef Durm (1837–1919) der neuernannte Vorstand der Badischen Baudirektion persönlich die Leitung der Restaurierungsarbeiten an der unterdessen sehr baufällig gewordenen Kirche. Nach reinen Sicherungsmaßnahmen weiteten sich die Arbeiten im Laufe eines Jahrzehnts bis 1897 zur vollständigen Umgestaltung vor allem des Innenraumes aus. Hier soll vor allem über die Restaurierung des Langhauses berichtet werden, die nach dem Chor und Querhaus im letzten Bauabschnitt ab 1894 stattfand.

Josef Durm verurteilte, daß „im Innern (...) die) Kirche (...) beinahe unwürdig und durch häßliche Einbauten verunstaltet“ sei²⁰, wobei er namentlich



Abb. 8: Ansicht von Südwesten, nach der Restaurierung von 1887–97. Fotografie von Th. Schuhmann, um 1920. (LDA, Neg.Nr. 0099)

„die Holzgalerien einen stilwidrigen Einbau des vorigen Jahrhunderts“ nannte²¹. Die Stuckdecken bezeichnete er als „Überkleisterung“²² und die Kanzel sei „nur“ ein Barockwerk²³ „von etwas schwülstiger Form“²⁴. Der gesamte Zustand, so Durm, sei „vor dem Beginn der Wiederherstellung (...) kein sehr herzerhebender“ gewesen²⁵. Die vollkommene Barockisierung der Kirche zu konservieren, stand also nie zur Debatte. Der historische Wert der Barockisierung der Kirche wurde nicht erkannt.

Detaillierte denkmalpflegerische Konzepte Durms sind leider nicht erhalten; sehr wahrscheinlich ist aber, daß er die nach seiner Ansicht nicht zum romanischen Ursprungsbau passenden barocken Umbauten bloß aus Sparsamkeit und nicht aus konservatorischem Prinzip beibehielt²⁶. Auffällig ist, daß Durm versuchte, die stilistischen Unterschiede zu kaschieren. Das geschah am Außenbau durch das vollständige Abschlagen des barocken Putzes bis auf das Ziegelmauerwerk im Sinne eines so vermuteten ursprünglichen Aussehens. Die nun ebenfalls in nacktem Ziegelsteinmauerwerk dastehenden barocken Seitenschiffe erfuhren damit eine gewisse Angleichung an das romanische Ziegelmauerwerk des Obergadens (Abb. 8). Im Innern

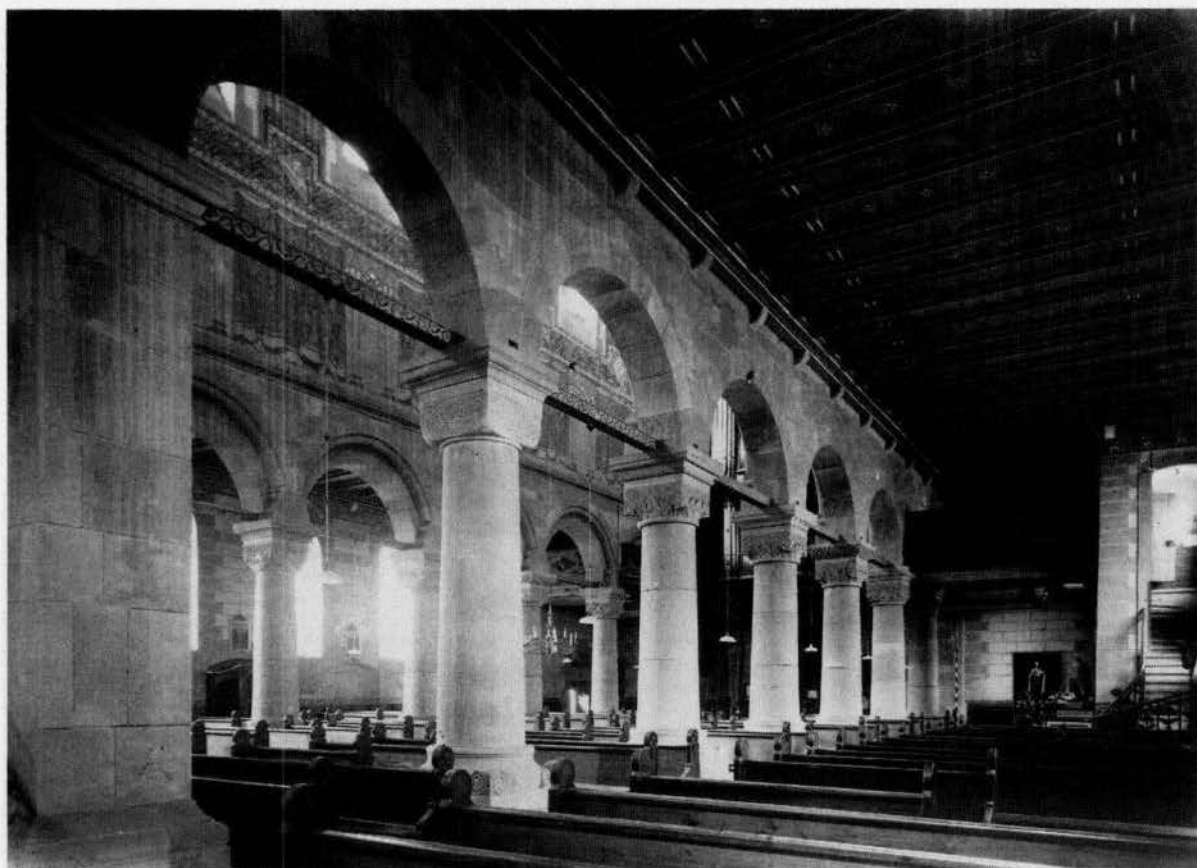


Abb. 9: Blick durch das nördliche Seitenschiff nach Südwesten; Zustand und Ausstattung nach der Restaurierung von 1887–97. Fotografie von 1934. (Bildarchiv Foto Marburg, Nr. 69.322).



Abb. 10: Bauschäden an den Säulen am Westende der nördlichen Arkadenreihe; während der Restaurierungsarbeiten. Fotografie von Johannes Lohmüller, 1893. (HBA, Fotosammlung). Basis barock abgearbeitet, Kapitell durch barocke Orgelempore angeschnitten und teilweise verdeckt; im Hintergrund abgestellte einige abgenommene Holzbrüstungen der Seitenschiffemporen.

wurde durch eine den ganzen Kirchenraum überziehende farbige Bemalung ein einheitlicher Gesamteindruck geschaffen. Außerdem beschloß Durm, „die schadhaften Gallerien (in den Seitenschiffen) ganz zu entfernen und diesen häßlichen Einbau nicht mehr zu erneuern, da die Kirche zu ebener Erde genug Platz bietet für die Kirchgänger“²⁷.

Nach einer komplizierten statischen Sicherung, bei der auch 9 von 12 Langhaussäulen ausgetauscht wurden²⁸, folgte eine vollständige Neugestaltung des Langhauses. Dazu gehörte vor allem eine deutliche Akzentuierung der gerade restaurierten Säulenarkaden: Zunächst wurde der im 18. Jahrhundert um ungefähr einen halben Meter angehobene Plattenfußboden wieder abgesenkt, um die fast ganz verdeckten Säulenplinthen (Sockel) freizulegen. Dann entdeckte Durm beim Auswechseln der Langhauskapitelle anhand von Einsatzlöchern die Existenz ehemaliger Ankerbalken in den Ar-

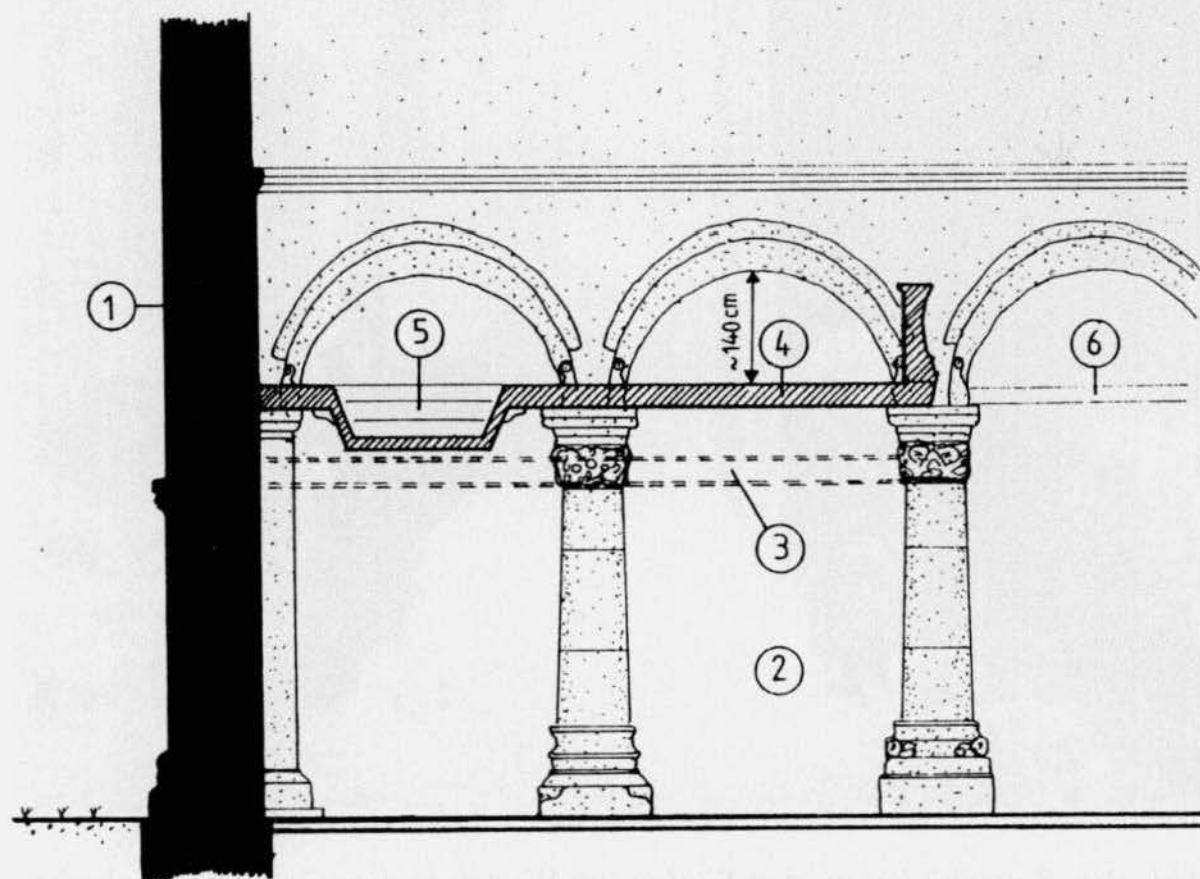


Abb. 11: Lage der Orgelempore. Detaillängsschnitt durch das Langhaus. Systemskizze (Schnittebene südlich der Nordarkadenreihe mit Blick gegen die Arkaden). Zeichnung: Eckart Rüschi, 1990. Legende: 1. Westfassade; 2. nördliche Arkadenreihe; 3. Höhenlage der barocken Orgelempore; 4. Höhenlage der 1887–97 umgebauten Orgelempore; 5. „Abstieg“ im Emporenboden zur Unterschreitung des Arkadenbogens; 6. Ankerbalken.

kaden, die er als hölzerne Atrappen rekonstruieren ließ²⁹ (Abb. 9). Nicht folgte er dem Ankerbalkenbefund in den Seitenschiffen: „Sie wären zu lang und unschön aussehend geworden in den so stark verbreiterten Seitenschiffen“ (Durm)³⁰. Die so herauspräparierten und zur Schau gestellten Säulenarkaden waren neben der Ostpartie³¹ der zweite wichtige Komplex, dem Josef Durm durch „Wiederherstellung“³² wirkungsvoll Geltung verschaffen wollte. In diesem Zusammenhang bemängelte Durm schon frühzeitig, daß die Orgelempore „häßlich in die mittelalterliche Steinarchitektur einschneidet“³³. Alte Abbildungen zeigen, daß die alle drei Schiffe westlich abschließende Orgelempore des 18. Jahrhunderts auf deren Ostseite von zwei zusätzlichen glatten Säulen auf Sockeln gestützt wurde und vier mittelalterliche Kapitelle ganz oder teilweise verdeckte³⁴ (Abb. 5 und 10). Es war Pfarrer Görings Wunsch, „daß die Art der Aufstellung der alten Orgel die gleiche bleiben solle wie früher und daß daher auch die Orgelbühne die gleichgroße Ausdehnung haben müsse wie bisher“³⁵. Josef Durm berichtete später über seine Lösung dieses denkmalpflegerischen Konfliktes lakonisch, daß „die Empore eine zum Stil der Orgel passende Umgestaltung erfuhr“³⁶. Tatsächlich erfuhr die Empore im Gegenteil eine zu den zur Schau gestellten Langhausarkaden passende Umgestaltung. Beweis dafür ist ein Brief Durms an die Domänenverwaltung, der das umständliche Restaurierungskonzept aufdeckt: „Aus Gründen des guten Geschmacks konnte aber die frühere Höhenlage der Bühne nicht beibehalten werden, da diese in die restaurierten Säulen und Kapitelle in unschöner und unsolider Weise eingeschnitten haben würde. Als Wenigstmaß für die Höhe der Bühne müßte die Oberkante des Säulenkapitellabakus genommen werden, und zwar so, daß die untere Deckenfläche gerade über jenem hinzieht“³⁷. Die vorhandene Orgelempore wurde vollständig abgerissen und eine neue Empore unter Verwendung alter Brüstungsteile³⁸ ungefähr einen Meter höher ansetzend eingebaut (Abb. 11). Das hatte weitreichende Folgen für die Zugänglichkeit der Orgelempore: Das Anheben der Bühne unterbrach die Verbindung der über alle drei Schiffe verlaufenden Empore an den nun zu tief liegenden Arkadenöffnungen. „Nur durch Einlegen einer (...) Treppe unter dem Bogen zwischen Mittel- u. Seitenschiff mit Abstieg im Seitenschiff und Aufstieg im Mittelschiff war zu helfen“ (Durm). Dieser Einbau eines „Abstiegs“ in den Emporenboden (Abb. 11, Nr. 5), „hatte eine eigenartige Bildung der Decke zur Folge, die aber doch eine stilgerechte Form ermöglichte. Statt des Holzgebälkes nehme ich Eisenbalken für die Emporen an, weil nur so geringe Stärkemaße ermöglicht werden könnten, denn jeder Centimeter Gebälkverdickung hätte die Lösung der Aufgabe noch mehr erschwert und sie augenfälliger gemacht“ (Durm). Die alten, nun zu kurzen Säulenstützen wurden durch neue „Freistützen, die einen eisernen Kern mit Bretterverkleidung haben“ ersetzt. Stolz konnte Durm abschließend berichten, daß „Orgelbühne, Orgelbrüstung, Decke und Abstützung (...) jetzt als ein



*Abb. 12: Blick durch das Mittelschiff nach Westen; Zustand und Ausstattung nach der Restaurierung von 1887–97. Fotografie um 1910.
(LDA, Neg.Nr. 00100).*

Werk aus einem Guß betrachtet werden können“³⁹. Das Orgelwerk selber wurde durch einen modernen Neubau der Firma Voit & Söhne in Durlach ersetzt⁴⁰, der barocke Prospekt restauriert.

Die barocken Stuckgewölbe des Langhauses wurden ausgebrochen und Ende 1895 in allen drei Schiffen durch mit querlaufenden tiefen Feldern stark reliefierte, rankenbemalte Holzdecken ersetzt⁴¹ (Abb. 9). Das barocke Laiengestühl im Langhaus erhielt neue romanisierende Abschlußwangen⁴². Eine neue Kanzel mit Schalldeckel wurde hergestellt, nachdem eine Reparatur der Barockkanzel angeblich zu teuer war⁴³. Die neue Kanzel wurde nicht am alten Standort, sondern zwei Joche weiter östlich am nördlichen Arkadenpfeiler aufgestellt (Abb. 12). Die alte Kanzel sollte in die Großherzogliche Sammlung nach Karlsruhe gebracht werden⁴⁴; der Verbleib ist allerdings unbekannt⁴⁵. Die Rokokotürflügel des Westportals wurden entfernt, da Durm befand, daß „die jetzige Haupteingangsthüre (...) nicht zum Stil der äußeren Architektur (...)“ paßte und die Flügel durch das Tieferlegen des Kirchenbodens „um beinahe einen halben Meter zu kurz“ (Durm) geworden waren⁴⁶ (Abb. 13). Die alte Tür sollte, „weil immerhin noch stylistisch interessant“ dem Conservator der Alterthümer für seine Karlsruher Sammlung übergeben werden⁴⁷. Der barocke Sandsteinplattenboden war vor den Restaurierungsarbeiten nicht gesichert worden und mußte anschließend auf tieferem Niveau durch in rautenförmigem Muster verlegte keramische Fliesen ersetzt werden⁴⁸.

Die Restaurierung der ehemaligen Abteikirche Schwarzach in den Jahren 1887–97 stellte eine Interpretation des romanischen Baubefundes in Vermengung mit einer zeitgebundenen selbständigen künstlerischen Leistung dar, die sich durch teilweise kompromißlose Ablehnung des vorausgegangenen barocken Umbaues kennzeichnete. Der Gesamteindruck des restaurierten Kirchenraumes war nun im Langhaus bestimmt durch die zur Schau gestellten, von Ankerbalken unterstützten Säulenarkaturen, einen ungehinderten Durchblick bis zur Apsis⁴⁹, eine dekorative Neuausmalung und neu ersetzte Ausstattungsstücke an zentralen und funktional bedeutenden Stellen. Das Ergebnis war ein eigentümlicher „Zwitzerzustand“ der Kirche: ein barockisierter Baukörper des 13. Jahrhunderts mit neuromanischer Ausstattung. Die Konsequenz, mit der die barock veränderte Baustruktur der Seitenschiffe in das romanisierende Ausstattungskonzept einbezogen wurde, verblüfft. Ziel war ein künstlerisch einheitlicher, romanischer Architektureindruck. Das gealterte und stilvielfältige Geschichtsdenkmal, das die zuvor bestehende Kirche auch darstellte, wurde bei dieser Vorgehensweise nicht berücksichtigt. Folge war notwendig die weitgehende Auslöschung von authentischen Zeugnissen und Erinnerungsmöglichkeiten an die barocke Klosterzeit in Schwarzach.



Die Restaurierung des 20. Jahrhunderts

In der 1967–1969 unter der Leitung des Karlsruher Bauhistorikers und Architekten Arnold Tschira (1910–1969) ausgeführten Restaurierung der ehemaligen Abteikirche war von Anfang an nach der wissenschaftlichen Voruntersuchung und erneut nötigen statischen Sicherungen abermals „eine vollständige Wiedergewinnung der romanischen Baugestalt“⁵⁰ (Tschira) beabsichtigt. Es war Tschiras erklärtes Ziel, daß künftig „das Schwarzacher Münster (...) wieder ebenbürtig neben seinen Schwesterkirchen in Alpirsbach und Gengenbach und den verwandten romanischen Kirchen im Elsaß bestehen können“⁵¹ sollte. Die noch vorhandenen barocken Um- und Anbauten wurden dabei nach ausschließlich künstlerischen Gesichtspunkten als „strukturelle Mängel“ und „ganz unerträglich“⁵² verurteilt. Die Restaurierungsleistung Josef Durms im 19. Jahrhundert wurde von Arnold Tschira vor allem wegen ihrer nicht modernen Vorstellungen entsprechenden Ausgestaltung als „düster“ und „freudlos“ verdammt⁵³. Durm habe wohl „der Baukunst des Mittelalters eigentlich fern (...) gestanden“, erkennbar daran, daß „er auch nicht der der Schwarzacher Restaurierung einen eigenen Wert gegeben (...)“⁵⁴ habe. Der historische Wert der Überformungen des romanischen Baues wurde von den Restauratoren der 1960er Jahre nicht erkannt.

Hier vorgestellt werden soll vor allem der aus diesen Ablehnungen begründete vollständige Ersatz der in der Substanz noch erhaltenen barocken Seitenschiffe durch romanisierende Rekonstruktionen. Am 10.6.1964 verschickte Arnold Tschira an alle Beteiligten eine „ausführliche Darstellung und Begründung“ seiner den Seitenschiffumbau betreffenden Pläne:

„(...) Der künstlerische Wert eines romanischen Kirchenraumes liegt zunächst nicht in Schönheit und Reichtum der Einzelformen und der Dekoration; für den künstlerischen Eindruck entscheidend sind vielmehr Dimension, Proportion und Lichtführung. Jeder Eingriff in diese Verhältnisse führt zu einer tiefgreifenden Änderung des Gesamteindrucks, meistens zu einer Verschlechterung. Gerade das Schwarzacher Münster ist durch barocke Veränderungen, unter denen die Verbreiterung der Seitenschiffe besonders verhängnisvoll war, in

Abb. 13 links Seite 420: Westportal mit Rokoko-Türflügeln und Supraporte mit Klosterwappen. Fotografie während der Restaurierung 1887–97 (?), jedenfalls vor 1893.

(LDA, Neg.Nr. 4296/12). Vor dem Portal posieren von links nach rechts: ein Baubeamter (?), Baudirektor Josef Durm (1837–1919), Pfarrer Heinrich Göring (1849–1920), Professor Wilhelm Lübke (1826–1893), ein Unbekannter.

seinem künstlerischen Wert schwer geschädigt. Hier wieder dem Bau seine alte straffe Form zu geben, ist vom Standpunkt des Denkmalpflegers und Bauhistorikers die erste und wichtigste Forderung (...)

Formal ist die Gestalt der Seitenschiffe durch die erhaltenen Ansätze im Westen auf 8 m Länge mit Spuren der Seitenschiffenster gesichert. Technisch bietet der Umbau der Seitenschiffe keine besonderen Schwierigkeiten (...). Ein technischer Eingriff in die bestehende Substanz ist nur bei der notwendigen Verkleinerung der zwei Bogenöffnungen zum Querschiff nötig; hier werden auch neue Steinmetzarbeiten in kleinerem Umfang anfallen. Diesen Baumaßnahmen stehen nun aber entscheidende Gewinne für das Äußere und Innere, besonders auch für die Beleuchtung der Kirche gegenüber (...)

(...) die Verbesserungen im Innenraum. Hier verhält sich heute die Breite der Seitenschiffe wie 1 : 1, 3 während das originale und wieder zu gewinnende Verhältnis 1 : 1, 9 war, sich also dem in der Romanik immer angestrebten Verhältnis von 1 : 2 bis auf weniges näherte. Die Straffheit und Klarheit des Raumaufbaues beruht auf diesem klaren Verhältnis. Hierher gehört auch, daß die Querschnitte der Schiffe wieder die alte klare Proportion bekommen, die Seitenschiffe 1 : 2, das Mittelschiff behält demgegenüber um ein Zehntel überhöhte Proportion von 1 : 2, 2, während die unentschiedene und zum übrigen Raum beziehungslose Proportion von 1 : 1, 3 in den Seitenschiffen verschwindet. Der Querschnitt des Seitenschiffes wird sich dann zu dem des Mittelschiffs wieder wie 1 : 4 verhalten, statt wie heute 1 : 2, 6. Der ganze Bau wird im Querschnitt straff zusammengefaßt erscheinen, statt wie



Abb. 14: Abbruch der barocken Seitenschiffe, 1967.

(Fotosammlung Ruth Reiner, Furtwangen-Schönenbach).

heute schon in der Basis ins Unbestimmte zu verfließen. Die Außenmauern werden wieder klar den Raum begrenzen und im optischen Eindruck die Säulen des Mittelschiffs, die heute beziehungslos im Raum stehen, in das Gesamtgefüge wieder stärker einbinden (...)

Zusammenfassend ist festzustellen, daß der zunächst ungewöhnlich erscheinenden Baumaßnahme einer Reduktion der Seitenschiffe ganz entscheidende Gewinne für die Gesamterscheinung der ehemaligen Abteikirche von Schwarzach gegenüberstehen. Ich sehe in der Durchführung dieser Maßnahme den entscheidenden Punkt für das Gelingen der Wiederherstellung der Kirche im Sinne einer modernen, unvoreingenommenen Denkmalpflege (...)⁵⁵

Daß Tschira nicht allein die Gesamtproportionen des Baues, sondern wie schon Durm auch eine Präsentation der einzigartigen Langhausarkaden im Sinn hatte, zeigt seine Klage: „Der schönen Säulenfolge im Innern fehlt der Hintergrund, vor dem sie sich entwickeln könnte (...)“⁵⁶ Erst vor den quasi „herangezogenen“ Seitenschiffwänden würden die Arkaden wirksam werden.

1967 wurden die 1765 errichteten Seitenschiffe und die seit der Durmschen Restaurierung funktionslosen barocken Treppentürme in den Querhausecken abgebrochen (Abb. 14). Eine vorherige wissenschaftliche Klärung der Frage nach den Motiven und Bedingungen der Seitenschiffverbreiterung und des Emporeneinbaues gelang nicht⁵⁷. Die neuen Seitenschiffwände entstanden auf den noch erhaltenen Seitenschifffundamenten des 13. Jahrhunderts. Nach Hochführen der neuen Wände wurden die ebenfalls im 18. Jahrhundert vergrößerten Scheidbögen zwischen Querhaus und Seitenschiffen abgebrochen und durch Bögen in ursprünglicher, geringerer Breite ersetzt. Den letzten Rest der schon während einer Restaurierung 1950–52 verkleinerten barocken Sakristei trug man ab, um an deren Stelle eine südliche Querhausapsis zu rekonstruieren. Die von Tschira angestrebte „Harmonisierung“ der Raumwirkung sollte vor allem auch durch neue, rekonstruierte ursprüngliche Lichtführung und Befensterung erreicht werden. „Gedämpftes Licht“⁵⁸, verursacht durch den Umbau des 18. Jahrhunderts, und „mystisches Dunkel“⁵⁹ hätten „die ursprüngliche harmonische Lichtführung zerstört“⁶⁰ und „zu Kellerlicht gemacht“⁶¹. Anstelle der großen barocken Seitenschiffenster wurden in den neuen Seitenschiffwänden kleinere Fenster eingebaut, deren Größe nach einem in Resten erhaltenen romanischen Fenster bestimmbar war.

An der schon seit der Durmschen Restaurierung nur noch minimal aus barocken Teilen bestehenden Westempore waren statische Verstärkungen notwendig geworden. Unter Beibehaltung von Brüstung und Unterverkleidung wurde ein neuer Tragerost eingezogen. Beide holzverkleideten Gußeisenstützen wurden durch zwei weiter auseinandergerückte neue Stahlstützen mit schlankem Kastenprofil ersetzt⁶². Die von Durm an der Orgelbrüstung rekonstruierten und unterdessen morschen Lindenholzschnitzereien wurden

entfernt, da sie sich „der neuen viel schlichteren Ausstattung kaum mehr einfügen“ (Tschira)⁶³. Hinter dem erneut restaurierten Orgelprospekt des 18. Jahrhunderts ersetzte die Bonner Orgelbauwerkstatt Johannes Klais die Orgel des 19. Jahrhunderts durch ein neues Werk⁶⁴. Weiterhin hatte Tschira vor, „den barocken Bestand möglichst auf die Westseite zu konzentrieren, wo sie sich mit der Orgel und der Empore gut vertragen würden“⁶⁵: Einige alte Abtsgrabsteine und zwei barocke Beichtstühle wurden hier im Dunkeln den Blicken entzogen. Die beiden anderen barocken Beichtstühle wurden nach Reichenau-Mittelzell abgegeben⁶⁶. Das Chorgitter aus dem 18. Jahrhundert sollte zunächst ebenfalls unter die Empore versetzt werden; letztlich teilte und verkaufte man es: Das Mittelteil erhielt 1969 das Badische Landesmuseum Karlsruhe⁶⁷, die Seitenteile des Chorgitters gingen an das Staatliche Hochbauamt Konstanz, das sie zur Abschränkung der Seitenschiffe im Münster von Reichenau-Mittelzell verwenden wollte⁶⁸. Reste der neuromanischen Ausstattung wurden sämtlich beseitigt: 17 der im 19. Jahrhundert romanisierend umgestalteten, barocken Kirchenbänke wurden dem Pfarrer für einen Pauschalbetrag von 15 DM als Brennholz überlassen⁶⁹, der Hochaltar und wohl auch die Kanzel wurden im Pfarrgarten verbrannt⁷⁰. Der Verbleib von weiteren 1964 noch vorhanden gewesenen wertvollen Ausstattungsstücken des 18. Jahrhunderts, wie z. B. eines geschnitzten Lesepultes⁷¹, wohl aus der Regierungszeit Abt Joachim Meyers (1691–1711), ist unbekannt.

Tiefgreifende Eingriffe in die Bausubstanz hatten unter Arnold Tschira die ehemalige Abteikirche Schwarzach rigoros purifiziert. Die Kirche wurde umgebaut in einen Zustand, der nach Ausweis sorgfältig erhobener Befundergebnisse dem ursprünglichen Bild des 13. Jahrhunderts nahekommen sollte. Von der Ausstattung des 19. Jahrhunderts blieb nichts erhalten, wenige übriggebliebene Stücke der barocken Ausstattung wurden umgebaut und an zumeist veränderten Standorten in der Kirche als Schaustücke ausgestellt oder ganz entfernt⁷². Der vor allem auf künstlerische Wirksamkeit des Baues gerichtete Blick Tschiras ließ die Sicht auf das Baudenkmal als notwendig gealtertes und stilvielfältiges Geschichtszeugnis nicht zu. Folge war nicht nur die Auslöschung letzter authentischer Erinnerungsmale der Barockzeit an der Klosterkirche, sondern zusätzlich auch die Vernichtung materieller Zeugen einer zeittypischen Umgestaltung der Kirche durch einen der wichtigsten badischen Architekten im 19. Jahrhundert. Die große Restaurierung 1967–69 stellt letztlich eine Zensur von Baugeschichte dar. Tschiras Assistent Peter Marzolff versuchte dieses auf den ursprünglichen Zustand des 13. Jahrhunderts gerichtete Restaurierungskonzept mit dem Bekenntnis, daß „ein bestehendes Kunstwerk von Rang keine Vergangenheit kennt“⁷³ zu legitimieren. Selbstbewußt bekannte auch Tschira: „Gewiß werde ich mich, was Schwarzach angeht, bemühen, zu einem möglichst

gültigen Ergebnis zu kommen. Ich weiß im Voraus, daß es nicht gleich die Zustimmung aller finden wird. Ich glaube aber doch, daß es sich schließlich doch wird halten können, weil soviel Vorbereitung und Nachdenken nicht wird nutzlos bleiben können“⁷⁴. Die Selbstgewißheit und radikale Konsequenz der Restauratoren von 1967–69 erscheint verblüffend, da uns Heutigen bei einer fortgeschrittenen Einstellung zu den Denkmälern der Vergangenheit die Zeitgebundenheit gerade auch der Restaurierung der 1960er Jahre völlig offensichtlich ist und wir eher die Opfer der Restaurierung bedauern. Innerhalb der Geschichte der Denkmalpflege ist Tschiras Umbau trotz Befundtreue ohne weiteres dem Bereich der „schöpferischen Denkmalpflege“ zuzuordnen und gleicht damit den Durmschen Absichten.

Schluß

Jeweils hauptsächlich ästhetisch motiviert haben zwei groß angelegte Restaurierungen die ehemalige Schwarzacher Abteikirche auf ihren mutmaßlichen romanischen Ursprungszustand zurückführen wollen. Dabei meinte Denkmalpflege vor allem eine Hinwendung zum Baudenkmal als ästhetisches Kunstwerk. Bedeutende bauliche Veränderungen und Ausstattungen der großen Blütezeit der Abtei im 18. Jahrhundert standen dabei den rekonstruierenden Konzepten im Wege. Verkam die Ausstattung zur mobilen

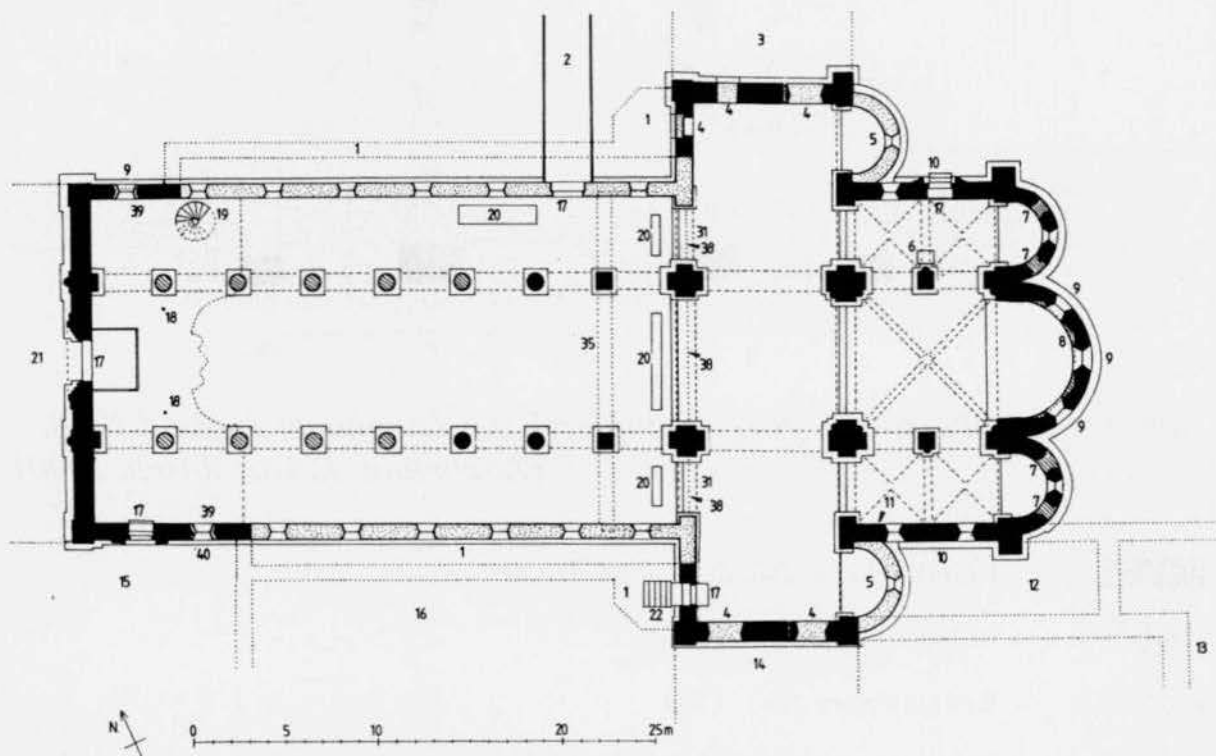


Abb. 15: Baualtersplan, Grundriß; Zustand 1990.

(Zeichnung: Eckart Rüsck, 1990).



Abb. 16: Baualtersplan, Querschnitt durch das Langhaus; Zustand 1990.
(Zeichnung: Eckart Rüschi, 1990).

- Ursprünglicher Bau des 13. Jahrhunderts
- Barocker Umbau 1765/66
- Restaurierung 1887–1897
- Restaurierung 1967–1969
- Begrenzungen abgegangener An- und Einbauten

- 1 Barocke Seitenschiffverbreiterung mit Treppentürmen zur Erschließung der Emporen (Nr. 36); bestand 1765–1967.
- 2 Gläserner Verbindungsgang zu Sakristei und Lapidarium im Pfarrhaus, neuer Kirchengang; erbaut 1967–1969.
- 3 Mittelalterliche Marienkapelle; bestand vom 1. Viertel des 14. Jahrhunderts bis zum 30jährigen Krieg.
- 4 Barocke Fenstereinbrüche, verschlossen 1967–1969.
- 5 Rekonstruierte Querhausapsiden; erbaut 1967–69.
- 6 Besichtigungsschacht mit romanischem Estrichbefund; angelegt 1967–69.
- 7 Barocke (?) Fenstereinbrüche, verschlossen 1887–97.
- 8 Mauerausbrüche für Chorgestühl, 1700; verschlossen 1887–97.
- 9 Barocke Fenstervergrößerungen; verkleinert 1967–1969.
- 10 Barock (?) verschlossene Nebenchorfenster, geöffnet 1967–1969.
- 11 Barocker Sakristeizugang, verschlossen 1967–1969.
- 12 Barocker Verbindungstrakt zwischen Konventflügel und Kirche; erbaut 1723–1732; fast vollständig abgerissen 1950, restlich entfernt 1967–1969.
- 13 Barocker Konventbau, Südostflügel; erbaut 1723–1732.
- 14 Mittelalterlicher Konventbau, Ostflügel; mehrere Bauphasen und Erneuerungen vor dem 18. Jahrhundert.
- 15 Barocker Konventbau, Südwestflügel; erbaut 1723–1732.
- 16 Ehemaliger Kreuzhof.
- 17 Erneuerte Zugangstüren und Windfang, 1967–1969.
- 18 Stahlstützen für Orgelempore; eingebaut 1967–1969.
- 19 Spindeltreppe zur Orgelempore; eingebaut 1967–1969.
- 20 Auslaßöffnungen der Warmluftheizung; eingebaut 1967–1969, später erweitert.
- 21 Mittelalterliche Vorhalle; Baudatum und Abbruch unbekannt.
- 22 Zugangstreppe, erbaut 1967–1969.
- 23 Hölzerne Zuganker: ursprünglich vorhanden, Entfernungsdatum unbekannt, rekonstruiert 1887–1897, entfernt 1950–1952, rekonstruiert 1967–1969.
- 24 Stufen und Fußbodenniveau eingerichtet 1967–1969.
- 25 Archäologische Ausgrabung, 1964–1967.
- 26 Barocke Seitenschifffundamente; 1765–1766.
- 27 Romanische Fundamente, 13. Jahrhundert.
- 28 Heizungsschacht; eingebaut 1967–1969.
- 29 Betonierte Stützfundamente für Säulenauswechslung 1887–1897.
- 30 Hölzerne Flachdecke; eingebaut 1967–1969.
- 31 Scheidbogenkonstruktion mit Stahlrahmen; erbaut 1967–1969.
- 32 Seitenschiffpultdächer in Stahlkonstruktion und Konstruktionen zur Längsaussteifung der Gesamtkirche.
- 33 Dachwerk; erbaut wohl zwischen 1299 und 1302.
- 34 Vierungsturm; 1303 verändert, Verputz 1950–1952; im Turmhelm ein Beobachtungsstand vom 2. Weltkrieg bis 1984.
- 35 Standort des mittelalterlichen Lettners. Abbruchdatum unbekannt.
- 36 Lage der barocken Seitenschiffemporen; erbaut 1765–1766, abgebrochen 1887–1897.
- 37 Fußboden aus rot gefärbtem Kunstestrich; eingebaut 1967–1969, im Mittelschiff mit Elektrofußbodenheizung.
- 38 Standort des barocken Chorgitters; bestand ca. 1750 bis 1967.
- 39 Nischen für Beichtstühle; erbaut wohl 1765–1766.
- 40 Einziges teilweise erhaltenes Seitenschiffenferster des 13. Jahrhunderts; Vorlage für die Rekonstruktionen 1967–1969.

Verfüngsmasse⁷⁵, so wurden die barocken Um- und Anbauten zunächst verstümmelt und dann restlos abgerissen. Ergebnis ist ein den ursprünglichen Architektureindruck des 13. Jahrhunderts imitierendes Bauwerk, das alle Jahrhunderte seither stattgefundenen Baugeschichte leugnet. Lehrreich demonstriert die Folge von verschiedenen subjektiv ästhetisierenden Restaurierungskonzepten am selben Objekt die Verfügbarkeit der Werte durch Wertung und damit die grundsätzliche Problematik ästhetisch motivierter Denkmalpflegekonzepte.

Gerade vom Standpunkt einer historisch offenen, d. h. konservierenden, Denkmalpflegetheorie sind die bisherigen denkmalpflegerischen Konzepte zu bedauern. Die Suche nach dem Ursprungszustand hat die auch aus den Veränderungen erwachsene Identität des historischen Denkmals weitgehend ausgelöscht. Außerdem haben die stattgefundenen Restaurierungen eine wissenschaftlich erforschbare Geschichtsquelle, die ein Bauwerk immer auch darstellt, durch Rekonstruktionen und Ergänzungen gelöscht. Der hier erstmals veröffentlichte Baualtersplan der ehemaligen Abteikirche Schwarzach schlüsselt auf, welchen Zeiten einzelne Baukörper und Bauteile entgegen dem Augenschein tatsächlich entstammen (Abb. 15 und 16)⁷⁶.

Zumindest in Baden hat das radikale Restaurierungsbeispiel Tschiras mit dazu beigetragen, von auf Stilreinheit angelegten Restaurierungskonzepten abzuweichen⁷⁷. Nachdem in der Denkmalpflege die Auswirkungen von notwendig zeitgebundenen ästhetischen und künstlerischen Denkmalkategorien zu fragwürdigen Ergebnissen und großen Substanzverlusten geführt hatten, hat man den eigentlichen Denkmalwert in der viel umfassenderen *historischen* Bedeutung eines Denkmals erkannt. Die Folge ist, daß man heute bemüht ist, das Denkmal als einmalige und authentische Geschichtsquelle zu sichern.

Die 1990 stattgefundenene – vorerst letzte – Restaurierung in Schwarzach ist an alternativen Grundsätzen orientiert gewesen: Erstmals in der Restaurierungsgeschichte der Abteikirche wurde mit großem Aufwand eine bestehende Gestaltung historisch bewußt konserviert.

Dieser Beitrag möchte abschließend gerne dazu auffordern, sich mit der von den Restauratoren und der Forschung bis heute weitgehend vernachlässigten Klostersgeschichte Schwarzachs im 17. und 18. Jahrhundert zu beschäftigen. Die verwickelten politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse sind bis heute nicht genauer in ihrem Verhältnis zur Baugeschichte geklärt worden. Mangels noch vorhandener Baubefunde wird man jedoch bei der Baugeschichte wohl nur noch auf wenige Quellen zurückgreifen können, z. B. auf die noch nicht ausgewerteten Schwarzacher „Heiligenfondsbücher“⁷⁸ und Bauaufnahmen im Institut für Baugeschichte der TH Karls-

ruhe. Ebenfalls sind die erhaltenen barocken Wirtschaftsgebäude und überhaupt die Gesamtanlage des Klosterdorfes Schwarzach noch nicht gewürdigt worden. Vielleicht kann über diese Umwege auch einmal Klarheit über die vor allem in ihrer Funktion bis heute unklaren barocken Umbauten der Klosterkirche gewonnen werden.

Abkürzungen

- EAF – Erzbischöfliches Archiv Freiburg i. Br.
GLA – Generallandesarchiv Karlsruhe
HBA – Staatliches Hochbauamt Baden-Baden
LDA – Landesdenkmalamt Karlsruhe, Akten Schwarzach
PfA – Pfarrarchiv Schwarzach
StAF – Staatsarchiv Freiburg i. Br.

Mehrfach zitierte Literatur

- Durm, Josef*, Die Abteikirche Schwarzach. In: Deutsche Bauzeitung 33 (1899), Nr. 72, 449–453, Nr. 74, 461–462, 465.
- Gartner, Suso*, Kloster Schwarzach (Rheinmünster). In: Wolfgang Müller (Hg.) Die Klöster der Ortenau. Offenburg 1978, 263–341.
- Göricke, Joachim*, Die Restaurierungsarbeiten an der Kirche. In: Schwarzach 1969/1977, 72–79.
- Grammbitter, Ulrike*, Josef Durm 1837–1919. Eine Einführung in das architektonische Werk. Diss. Heidelberg 1980, München 1984.
- Gubler, Hans-Martin*, Der Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb (1681–1766). Ein Beitrag zur Geschichte der süddeutschen Barockarchitektur. Sigmaringen 1972.
- Harbrecht, Alfons*, Das Barock im badischen Mittelland. 3. Reste der barocken Ausstattung im Schwarzacher Kloster-Münster. In: Bühler Blaue Hefte 14 (1965), 22–29.
- Harbrecht, Alfons*, Die Reichsabtei Schwarzach. In: Die Ortenau 31 (1951), 140–191; 32 (1952), 7–70; 33 (1953), 155–166; 34 (1954), 81–93; 35 (1955), 209–247; 36 (1956), 159–189; 37 (1957), 16–28.
- Hotz, Joachim*, Die Barockgebäude der Abtei Schwarzach. In: Schwarzach 1969/1977, 58–64 und Schwarzach 1977, 97 f. (Nachtrag).
- Krieger, Albert*, Der Meister des ehemaligen Hochaltars in der Kirche zu Schwarzach. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 77 (N.F. 38; 1923), 89 f.
- Krieger, Albert*, Zur Geschichte der Reliquien der hl. Rufina und des hl. Bonifatius im ehemaligen Kloster Schwarzach. In: Die Ortenau 13 (1926), 129–131.
- Lübke, Wilhelm*, Die Abteikirche Schwarzach. In: Festgabe zum Jubiläum der 40jährigen Regierung seiner kgl. Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden dargebracht von der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Karlsruhe 1892, 127–144.
- Marzolff, Peter*, Die Baugeschichte der Abtei Schwarzach. In: Schwarzach 1969/1977, 19–34 und Schwarzach 1977, 92–95 (Nachtrag).
- Eckart Rüsck*, Die Restaurierungsgeschichte der ehemaligen Benediktinerabteikirche Schwarzach in Baden. 2 Bde. Magisterarbeit im Magisterstudiengang Kunstgeschichte der Universität Otto-Friedrich-Bamberg. Maschinenschrift, 1991 (= Rüsck 1991a)

- Rüsch, Eckart*, Die Veränderungen der barocken Ausstattung in Chor und Querhaus der ehemaligen Abteikirche Schwarzach. Ein Beitrag zur Geschichte der Denkmalpflege. In: Freiburger Diözesan-Archiv 111 (1991). (= Rüsch 1991b)
- Sauer, Joseph*, Die Abteikirche in Schwarzach. In: Freiburger Diözesan-Archiv 32 (NF.5, 1904), 361–396 und 33 (NF.6, 1905), 342–368.
- Schmid, Hermann*, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811, Überlingen 1980 (Leicht veränderter Nachdruck in: Freiburger Diözesan-Archiv 98 (1978), 171–352 und 99 (1979), 173–375).
- Schwarzach 1969/1977* (so zitierter Kurztitel): Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach. Gedenkschrift für Arnold Tschira, Bühl/Baden 1969 (= Bühler Blaue Hefte 20). Erweiterter und veränderter Nachdruck: Institut für Baugeschichte an der Universität Karlsruhe und Koldewey-Gesellschaft (Hg.), Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach, Bühl/Baden 1977.
- Sernatinger, Herrmann*, Ehemalige Benediktinerabteikirche Schwarzach und nunmehrige Pfarrkirche zu Schwarzach. Radolfzell 1896.
- Stamm, Irmgard*, Soziale, wirtschaftliche und politische Entwicklung seit dem Mittelalter. In: Landkreis Rastatt (Hg.), 50 Jahre Landkreis Rastatt. Rastatt 1989, (= Heimatbuch Landkreis Rastatt 28 (1989), 106–111.
- Tschira, Arnold*, Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach, Die Münsterkirche in Schwarzach, Die Restaurierung, Fragen der Denkmalpflege. In: Schwarzach 1977, 1–18.
- Uibel, Ludwig*, Die Endphase der Auseinandersetzung der Abtei Schwarzach mit der Markgrafschaft um die Landeshoheit nach den Prozeßschriften des 18. Jahrhunderts. In: Die Ortenau 71 (1991), 206–243.
- Zückert, Hartmut*, Die sozialen Grundlagen der Barockkultur in Süddeutschland. Diss. Univ. Bonn 1985, Stuttgart 1988 (= Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Bd. 33).

Anmerkungen:

- 1 Dieser Aufsatz gibt stark gekürzt Teilergebnisse meiner im Januar 1991 an der Universität Bamberg abgeschlossenen kunsthistorischen Magisterarbeit „Die Restaurierungsgeschichte der ehemaligen Benediktinerabteikirche Schwarzach in Baden“ (Rüsch 1991a) wieder. Eine weitere Auskopplung aus meiner Magisterarbeit ist als komplementärer Beitrag zu dem vorliegenden gedacht (Rüsch 1991b).
- 2 Reinfried 1892, 50f und 57, Krieger 1926; Gartner 1978, 329. Harbrecht 1957, 21.
- 3 Gartner 1978, 330f; Zückert 1988, 268ff; Stamm 1989, 108. Detailliert zu den Streitigkeiten neuerdings auch Uibel 1991.
- 4 Uibel 1991, 224.
- 5 GLA, G-Schwarzach 19–37; vgl. Gubler 1972, 29–32; Hotz 1969/1977.
- 6 Vgl. Zückert 1988, 61 und Gartner 1978, 331.
- 7 Zitiert nach Lübke 1892, 141f.
- 8 GLA G-Schwarzach 17 und 18 (Grundrisse).
- 9 Gubler 1972, 30; Hotz 1969/1977; Marzloff 1969/1977, 28–30.
- 10 Rechnung für den Maurer und Steinhauermeister Joseph Fernbacher vom 11.6.1766; GLA 105/228.
- 11 Ungeklärt ist, wann die zweigeschossige Vorhalle abgerissen wurde. In den erhaltenen Planzeichnungen des 18. Jahrhunderts gehört sie schon nicht mehr zum eingezeichneten Bestand.

- 12 Lübke 1892, 134 und Marzloff 1969/1977, 30. Die Höhe dieser Emporen geht aus einer Reparaturrechnung von 1856 hervor, nach der „4 Säulen á 14' lang“ (d. h. ungefähr 4 m) ausgewechselt wurden. HBA, 24.2.1858.
- 13 Nach Aussage von Marzloff 1969/1977, 30; leider ohne Befundhinweise. Lübke, der die Emporen zusammen mit dem Bauforscher Durm ca. 1892 in Augenschein nahm, nannte sie „Zugangsgalerien zur Orgel“. Vgl. Lübke 1892, 138.
- 14 Beschreibungen bei Harbrecht 1957, 23.
- 15 Marzloff 1969/1977, 30. Anstelle des zweiten westlichen Seitenschiffensters auf der Südseite war bis zur Restaurierung 1967–69 deutlich ein Türdurchbruch zu erkennen, der Zugang zur Orgelempore vom Obergeschoß des hier anschließenden Konventsgebäudes ermöglichte. Vgl. Schwarzach 1969/1977, Abb. 8 und 26.
- 16 Nennung der Patrozinien bei Harbrecht 1957, 23f.
- 17 Joseph Sauer, Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden. In: Freiburger Diözesan-Archiv NF.31 (1931), 480.
- 18 Nicola Borger-Keweloh, Die mittelalterlichen Dome im 19. Jahrhundert. München 1986, 14.
- 19 Ob Eisenlohr die Zeichnung selbst publizierte, ist unklar. Eine Lithographie der Ansicht wird im Generallandesarchiv Karlsruhe aufbewahrt (GLA, G-Schwarzach 5). Der Bauhistoriker August Essenwein veröffentlichte 1858 eine Umzeichnung davon (August Essenwein, Die Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst mit Rücksicht auf den Einfluß der verschiedenen Baumaterialien. In: Mitteilungen der k.k. Zentralkommission 3 (1858) No. 1, S. 8, Fig. 2) und der Kunsthistoriker Heinrich Otte verbreitete das fingierte Bild 1878 nochmals weiter (Heinrich Otte, Geschichte der romanischen Baukunst in Deutschland. Leipzig 1874, 399, Fig. 188). Noch 1885 verkündete Otte, offensichtlich, ohne jemals in Schwarzach gewesen zu sein: „Das einzige Beispiel, wo das Sparrenwerk des Daches nach innen offen liegt, scheint das Schiff der Abteikirche zu Schwarzach am Oberrhein zu geben“ (Heinrich Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie. Leipzig 1885 (5. Aufl.), Bd. 2, 40. Diese Fehlerübertragungen bemerkten schon Durm 1899, 450 und Sauer 1904, 362. Noch in der Gegenwart findet die Eisenlohrzeichnung Varianten (vgl. Ironismus (Gustav Peichl), Grüne Helden, Graue Monster. Karikaturen zur Umwelt und Architektur. München 1983 (= Goldmann Taschenbuch Nr. 6963), o. S. „Hommage à Leon Krier“).
- 20 GLA 422/1790, 25.7.1887.
- 21 GLA 422/1790, 31.3.1890.
- 22 GLA 422/1790, 28.4.1892.
- 23 GLA 422/1790, 24.6.1892.
- 24 Durm 1899, 450.
- 25 Durm 1899, 461.
- 26 So bezeichnete Durm den erhaltenen barocken Sakristeibau am südlichen Querhaus als eine doch recht „zweifelhafte Ecke des Palastes“. Durm 1899, 450.
- 27 GLA 422/1790, 28.4.1892.
- 28 Vgl. Durm 1899, 452, 462, 465 und Rüschi 1991a, 22f.
- 29 HBA, 9.10.1896; StAF, Forst- und Domänenverwaltung 1509, 26.9.1896, 9.10.1896, 23.10.1896.
- 30 Durm 1899, 462.
- 31 Vgl. Rüschi 1991b.
- 32 Durm 1889, 462.
- 33 GLA 422/1790, 24.4.1892. Zunächst hatte er vor, die Orgelempore „in Form und Aussehen zu belassen“. Erst die Entdeckung schwerwiegender Schäden im Langhaus er-

laubte wohl eine umfangreichere „Umgestaltung“ unter Einschluß auch der Empore. Der vollständige Abbau erfolgte natürlich auch, weil alle vier westlichen Langhaussäulen ausgetauscht wurden.

- 34 Wahrscheinlich war die Empore an oder über den Kapitellen auch statisch verankert.
- 35 HBA, 10.8.1895.
- 36 Durm 1899, 462.
- 37 HBA, 10.8.1895 und StAF, Forst- und Domänenverwaltung 1509, 10.8.1895.
- 38 StAF, Forst- und Domänenverwaltung 1509, 4.9.1894, 21.8.1895.
- 39 Beschreibung des gesamten Orgelbaues durch Durm selbst in: HBA, 10.8.1895.
- 40 Akten HBA. Beschreibung bei Hohn 1969/1977, 69.
- 41 StAF, Forst- und Domänenverwaltung 1509, 20.9.1895.
- 42 HBA, 18.10.1896 und StAF, Forst- und Domänenverwaltung 1509, 19.11.1895.
- 43 StAF, Forst- und Domänenverwaltung 1509, 21.8.1896. Am Beispiel der neuen Kanzel läßt sich gut nachweisen, wie es Durm verstand, das Argument der Sparsamkeit zur Durchsetzung seiner Ziele einzusetzen. Ein Brief an die sparsame Domänenverwaltung genügte, in dem er die „umständliche Ausbesserung“ der in ihren Teilen „morschen und abgebröckelten“ Kanzel mit dem Urteil „würde theuer werden“ beschrieb und gleichzeitig einen alternativen Kostenanschlag für „eine neue aber einfache romanische Kanzel“ beilegte, und schon war die neue Kanzel genehmigt.
- 44 StAF, Forst- und Domänenverwaltung 1509, 3.9.1896, 17.9.1896.
- 45 Ein Hinweis Sauer gibt Anlaß zu der Vermutung, daß die als künstlerisch wertvoll eingestufte barocke Kanzel zunächst noch an veränderter Stelle in der Kirche aufgestellt war. (Sauer 1905, 365). Die ehemals den Schalldeckel bekrönende Salvatorfigur ist als Einzelstück erhalten und befindet sich heute auf einer ihrer Herkunft nach unbekanntenen Konsole aufgestellt im südlichen Seitenschiff.
- 46 HBA, 10.8.1895. Ein Abbildungsvergleich zeigt jedoch, daß die neue Tür allenfalls 15 cm weiter nach unten reichte. Vgl. Rüschi 1991a, Bd. 2, Abb. 180 und 181.
- 47 Anweisung der Domänenverwaltung. (HBA, 10.8.1895). Daß die Abgabe nach Karlsruhe wohl unterblieb und die Tür möglicherweise beim Schreiner in Bühl liegenblieb, zeigt die Wiederentdeckung im Keller der Stadthalle Bühl durch den Bühler Stadtarchivar Michael Rumpf. Die Türblätter sind heute Ausstellungsstücke im Bühler Heimatmuseum. (Badisches Tagblatt, 30.10.1989 und freundlicher Hinweis von Michael Rumpf, Bühl).
- 48 HBA, 14.3.1896 und 30.3.1896.
- 49 Die Umbauten im Chorbereich werden ausführlich beschrieben in meinem vorangegangenen Aufsatz: Rüschi 1991.
- 50 Pfarrarchiv Schwarzach, 22.1.1964.
- 51 Arnold Tschira, 1966. Zitiert nach Tschira 1977, 2.
- 52 PfA 10.2.1967 und 10.6.1964.
- 53 Arnold Tschira, 30.6.1963. Zitiert nach Tschira 1977, 15.
- 54 Marzloff 1969/1977, 31. Peter Marzloff war Assistent des Baugeschichtsprofessors an der TH Karlsruhe Arnold Tschira.
- 55 PfA, 10.6.1964. Auszugsweise publiziert in: Tschira 1977, 5–7.
- 56 PfA, 11.4.1964.
- 57 Vgl. die Ratlosigkeit bei Marzloff 1969/1977, 30: „Der Sinn der aufwendigen Einrichtung (der barocken Seitenschiffe ...) ist nicht recht klar.“
- 58 Tschira 1977, 2 und Göricke 1969/1977, 75.
- 59 Tschira 1977, 15, Anm. 14 (S. 18).
- 60 Tschira 1977, 2.
- 61 PfA, 10.6.1964 und Tschira 1977, 6.

- 62 Göricke 1969/1977, 77.
- 63 HBA, 23.11.1967, S. 4.
- 64 Tschira 1977, 7. Die technischen Einzelheiten, z. B. der Wiederverwendung einzelner alter Register, bei Hohn 1969/1977, 70f. Vgl. auch Tschira 1977, 7.
- 65 EAF, Nachlaß Ginter III/346, 6.6.1966. Vgl. auch HBA, 12.2.1968.
- 66 Freundlicher Hinweis von Willibald Zeller, Schwarzach.
- 67 LDA, 14.2.1969; HBA, 11.2.1969. Der Verkaufspreis, den das Pfarramt erhielt, betrug 7000 DM. Freundlicher Hinweis von Brigitte Herrbach, Badisches Landesmuseum Karlsruhe. Das Gitter ist heute als Raumteiler zwischen zwei Abteilungen der Schausammlung ausgestellt.
- 68 LDA, 14.2.1969; HBA, 28.1.1969, 14.2.1969.
- 69 HBA, 11.3.1965, 11.5.1965.
- 70 Freundlicher Hinweis von Karlfriedrich Ohr, Karlsruhe.
- 71 Vgl. Kreisarchiv Rastatt, Fotosammlung Alter Landkreis Bühl, Fotografie von Karl Eller Nr. 29/45; Abgebildet auch bei Rüschi 1991a, Bd. 2, Abb. 178.
- 72 Vgl. Rüschi 1991b.
- 73 Marzloff 1969/1977, 33.
- 74 27.7.1966; zitiert nach Tschira 1977, 16.
- 75 Vgl. Rüschi 1991b.
- 76 Der Baualtersplan hat provisorischen Charakter. Er entstand nicht nach einer restauratorischen Befunduntersuchung, sondern durch Aktenstudium und Beobachtungen vor Ort. Einzelne Steinergänzungen oder kleinere Reparaturen sind nicht ausgewiesen. Hinzuzufügen ist, daß während der Restaurierung 1967–69 auch alle sichtbaren Oberflächen überarbeitet worden sind.
- 77 Diese Einschätzung äußerte erstmals der ehemalige Leiter des Landesdenkmalamtes Karlsruhe, Peter Anstett (1926–1986). Peter Anstett, Badische Denkmalpflege – Denkmalpflege in Nordbaden. Versuch einer Orientierung im Jahr 1984. In: Badische Heimat 64 (1984), 505.
- 78 Im Pfarrarchiv Schwarzach.

„... er philosophiert in den Tag hinein und zeichnet wunderliche Hamlets auf Papierschnitzel“.

Der Haslacher Kunstmaler Carl Sandhaas und seine Auseinandersetzung mit der Spätromantik während seiner Aufenthalte in Darmstadt, Freiburg i. Br., München und Frankfurt am Main (1815 ... 1830)

Rolf Haaser

Es ist heute unbestritten, daß der in Haslach im Kinzigtal beheimatete Kunstmaler Carl Sandhaas (1801–1859) vor allem als Zeichner und Aquarellist zu den bedeutendsten Vertretern der Spätromantik in Baden zu rechnen ist. Dies gilt bereits als sicher, obwohl der volle Umfang seiner künstlerischen Arbeiten kaum ausgewertet ist. Erst vor kurzem ist beispielsweise ein Konvolut von 49 unbekanntem Zeichnungen und Aquarellen in einem Straßburger Nachlaß entdeckt worden¹, und auch für die Zukunft dürfte noch mit ähnlichen Funden zu rechnen sein.

Aber auch die bereits bekannten Arbeiten bergen einige Überraschungen, die vor dem Hintergrund der aktuellen Entwicklung der Romantikforschung in Deutschland nur darauf warten, in den kunstwissenschaftlichen Diskurs einbezogen zu werden. In diesem Zusammenhang wäre von der Vorstellung Abstand zu nehmen, Sandhaas sei lediglich ein begabter, aber verkannter Porträtist und Landschaftszeichner gewesen, der sein Talent nicht systematisch ausgebildet und verkümmern lassen habe. Als Beleg für eine solche Einschätzung sind die zahlreichen, flüchtig hingeworfenen Arabesken, Grottesken und Harlekinaden in seinen Skizzenbüchern betrachtet worden, die man vor allem als Anzeichen seines ausbrechenden oder bereits ausgebrochenen Wahnsinns interpretiert hat. Heute wissen wir, daß es sich dabei um Auseinandersetzungen mit zentralen ästhetischen Kategorien der Spätromantik handelt².

Sandhaas dürfte sich seine Arabesken-technik im Umgang mit Eugen Neureuther angeeignet haben, der sich gleichzeitig mit ihm in München aufhielt und zu dessen Werk sich auch weitere Parallelen in den Arbeiten Sandhaas' auffinden lassen. Von vergleichbarer kunstwissenschaftlicher Bedeutung dürften sich die Porträts von Kranken und Wahnsinnigen erweisen, die Sandhaas für den Freiburger Arzt und Schriftsteller Karl Heinrich Baumgärtner hergestellt hat. Auch wenn es sich dabei um Auftragsarbeiten gehandelt hat, behaupten sie einen kunsthistorischen Stellenwert auf dem



Der 18jährige Carl Sandhaas. Selbstporträt des Künstlers, Aquarell 1819. Carl-Sandhaas-Ausstellung Haslach i. K.

Lucas, Peter App und nicht zuletzt mit Friedrich Maximilian Hessemer. Die Rolle, die Sandhaas in der wechselseitigen Beeinflussung dieses Künstlerkreises gespielt hat, ist keineswegs als gering zu erachten und bedarf noch der eingehenden systematischen Analyse. Mehrere zwischen 1815 und 1830 entstandene Blätter bezeugen, wie sehr dieser Künstlerkreis einer Gedankenwelt verpflichtet war, die als Erbe des Heidelberger Romantikerkreises um Görres, Arnim, Brentano und Eichendorff zu betrachten ist. Dies schlägt sich in Denkmustern wie einsiedlerische Einsamkeit als ideale Lebensweise, Verehrung der Nacht, Sehnsucht nach dem Tode und Hineinhorchen in intuitiv empfundene Traumwelten ebenso nieder, wie in der eigentümlichen Landschaftserfahrung als Wirkung eines wundersamen Zusammenspiels zwischen Gegenstand und Betrachter. Für die jungen Darmstädter Künstler wendet sich Landschaft in einer Art von magischem Appell an den Landschaftsmaler, der seinerseits über eine sensible imaginative Wahrnehmung verfügt, so daß in einem Prozeß beiderseitigen kreativen Wechselspiels das Kunstwerk entsteht.

Eine weitere Traditionslinie aus der Heidelberger Romantik läßt sich in einer Auswahl von Motiven nachweisen, die Sandhaas in dieser Zeit bearbeitete und die eine Vorliebe für das Archetypische erkennen lassen, indem

Weg von der Physiognomiestudie zum Irrenporträt, den beispielsweise Wilhelm Kaulbach in seinem Stich „Narrenhaus“ etwa gleichzeitig mit Sandhaas beschriftet hat³. Schließlich sei noch auf bislang vollkommen unbeachtete Bleistiftpausen nach unbekanntem Porträtstudien Karl Philipp Fohrs zu dessen Greco-Blatt hingewiesen, die neben anderen Arbeiten von Carl Sandhaas in der Graphischen Sammlung des Städelschen Kunstinstituts in Frankfurt am Main aufbewahrt werden. Sie sind Zeugnisse für die Zugehörigkeit Sandhaas' zu dem jüngeren Heidelberger und Darmstädter Romantikerkreis, mit dem er sich bis etwa 1830 verbunden sah. Besonders engen freundschaftlichen Kontakt pflegte er in dieser Zeit mit Daniel Fohr, Ernst Fries, Heinrich Schilbach, August

nämlich ein von gekünstelter Zivilisation noch unverstelltes heroisches Zeitalter heraufbeschworen und zur Darstellung gebracht wird. Diesem Rückgriff auf eine vermeintlich unverfälschte Vorzeit entspricht auf einer anderen Ebene die idealtypische, quasi-religiöse Verehrung der kindlichen Einfalt, die als Ausdruck eines unbewußten Naturzustands die Reinheit einer früheren Lebens- und Kulturstufe symbolisiert. Bildliche Darstellungen von Kindern, die sich in einem Reigen vereinen und die Weise der Natur auf ihren Lippen tragen, sind Ausdruck des in die Krise geratenen individuellen Ichs, das durch die Sehnsucht nach einer Art von kollektivem Es den Ausstieg aus dem eigenen Bewußtsein anstrebt. Wie schon bei Philipp Otto Runge treten diese Motive bei Sandhaas in der Nachbarschaft von rankenden Pflanzenarabesken auf, die die Steigerung des rein Kindlichen zu einem, als höchste Stufe vollendeten Lebens verstandenen, rein pflanzenhaften Vegetieren versinnbildlichen.

Aber nicht nur für den Kunsthistoriker, sondern auch für den Literaturwissenschaftler stellt sich das Phänomen Carl Sandhaas als Herausforderung an die Forschung dar, insofern nämlich seine Biographie als Stoff für eine ganze Reihe von literarischen Verarbeitungen unterschiedlichster Ausprägungen verwendet worden ist. Es handelt sich dabei um einige romantische Gedichte von F. M. Hessemer, die sich mit der Künstlerproblematik befassen und die Episoden aus dem Leben seines Freundes Carl Sandhaas zum Gegenstand haben. Weiterhin ist eine epische Verarbeitung des Sandhaasstoffes von Julius Allgeyer aus dem Jahre 1854 (veröffentlicht 1959) zu nennen, bevor Heinrich Hansjakob mit seiner Prosaerzählung „Der närrische Maler“⁴ in einer Mischung aus Fiktion und historischer Detailtreue die bekannteste Version des Stoffes liefert. Sie ist dann auch Ausgangspunkt für weitere literarische Umsetzungen, nämlich durch Georg von Oertzen in dem Gedichtband „Auf Schwarzwaldwegen“ von 1896, durch Fritz Droop in seiner expressionistischen dramatischen Dichtung „Maler Sandhaas“ von 1924 und schließlich durch Erwin Moser in seinem Heimatspiel „Der närrische Maler“.

Während also eingehende kunsthistorische und literaturwissenschaftliche Untersuchungen zu Carl Sandhaas noch ausstehen, ist eine bescheidene, aber anhaltende Forschungstradition zur Biographie des Künstlers seit dem Erscheinen der Erzählung Hansjakobs zu verzeichnen⁵. Insbesondere die Arbeiten von Martin Ruch, der Krankenakten aus der Irrenanstalt Illenau ausfindig gemacht hat, und von Manfred Hildenbrand, der die Frage des Geburtsortes von Carl Sandhaas und der Vaterschaft J. B. Seeles geklärt hat, eröffnen einen neuen und grundlegenden Blick auf die Vita dieses Künstlers. Im folgenden sollen einige weitere Mosaiksteine vor allem aus der entscheidenden ersten Schaffensphase von Carl Sandhaas, die zwischen

1815 und 1830 anzusetzen ist, zusammengetragen werden. Insbesondere dem in dieser Zeit liegenden Aufenthalt in Darmstadt fällt eine Schlüssel-funktion in der künstlerischen und persönlichen Entwicklung von Carl Sandhaas zu. Bei Hansjakob erfahren wir wenig über diesen wesentlichen Abschnitt in der Biographie des Künstlers, nämlich lediglich daß er bei einem Bruder seiner Mutter, der in der hessischen Residenz wohnte, aufgenommen wurde und sich zum Maler ausbildete. Wie es ihm aber in Darmstadt ging, hat Hansjakob nicht in Erfahrung bringen können. Erst 1905, als Hansjakob die Bekanntschaft mit Paul Hessemer machte, dürften sich seine Kenntnisse über diesen Zeitabschnitt vertieft haben. Dieser war nämlich der Sohn des Darmstädter Architekten und Schriftstellers F. M. Hessemer, der ein enger Freund von Carl Sandhaas und für die persönliche und künstlerischen Entwicklung des jungen Haslacher Künstlers von hervorragender Bedeutung war. In dieser Familie war ein ganzer Band von rund 300 Aquarellen und Zeichnungen von Carl Sandhaas aufbewahrt worden, die sogenannte „Darmstädter Mappe“⁶, die Hansjakob anlässlich der Begegnung mit Paul Hessemer zum Geschenk erhielt.

Paul Hessemer kommt übrigens eine Schlüsselrolle für die Sandhaasforschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu, denn er hat auch das Material vermittelt, das Kempf 1933 in der „Ortenau“ veröffentlicht hat. Auch Bickermann greift in seinem unveröffentlichten Sandhaas-Aufsatz auf Informationen zurück, die ihm Paul Hessemer zur Verfügung gestellt hat. In seiner 1959 erschienenen Schrift faßt dann Franz Schmider die bis dahin bekannten Ergebnisse zusammen, die für den hier in Frage stehenden Zeitraum im wesentlichen bis heute den Stand der Forschung ausgemacht haben.

Aus heutiger Sicht sind es vor allem drei Bezugfelder, die für die erste Schaffensphase von Carl Sandhaas von Bedeutung sind, nämlich erstens das durch das Theater in Darmstadt bedingte Umfeld, zweitens Carl Sandhaas' Verhältnis zu der radikalen Studentenschaft in Hessen-Darmstadt, den sogenannten Gießener „Schwarzen“, und zur hessischen Verfassungsbewegung in der Umgebung der Darmstädter „Schwarzen“ und drittens der Künstler- und Freundeskreis in Heidelberg und Darmstadt.

Das vermutlich älteste erhaltene Skizzenblatt von Carl Sandhaas führt bereits in die Welt des Darmstädter Theaters. Auf dem Blatt, das sich in der Graphischen Sammlung des Städelschen Kunstinstituts in Frankfurt am Main befindet, sind die Porträts der beiden Maler Schlatter und Schönberger sowie einer Frau Ritter geb. Retting als Kind dargestellt. Der aus Wien stammende Landschaftsmaler Schönberger war in der Zeit zwischen 1810 und 1815 zu mehreren Gastspielen seiner Frau, der berühmten Opernsänge-



Porträtskizzen „Frau Ritter geb. Retting als Kind. Maler Schlatter. Maler Schönberger“.

rin Schönberger-Marconi, nach Darmstadt gekommen und hatte sich hier u. a. als Theaterdekormationsmaler betätigt. Das Skizzenblatt von Carl Sandhaas ist also spätestens 1815 entstanden. Ab dieser Zeit fertigte Josef Sandhaas, der Onkel von Carl Sandhaas, bereits Theaterdekorationen für Darmstadt. Während ein Aufenthalt des ebenfalls von Carl Sandhaas auf dem Skizzenblatt porträtierten Malers Schlatter in Darmstadt nicht nachgewiesen werden kann, verweist das dritte Porträt ebenfalls auf die Darmstädter Theaterwelt, denn bei der als Kind mit Engelsflügeln dargestellten Frau Ritter, geb. Retting, handelt es sich vermutlich um die Frau des Kapellmeisters Ritter in einer nicht mehr feststellbaren Theaterrolle, die Carl Sandhaas fasziniert zu haben scheint. Damit kann man wohl annehmen, daß Carl und Joseph Sandhaas sich zumindest vorübergehend bereits spätestens 1815 in Darmstadt aufhielten, vorausgesetzt, das Skizzenblatt ist tatsächlich in Darmstadt entstanden. Zu der Zeit als Carl und Joseph Sandhaas nach Darmstadt kamen, war die unumstrittene Diva der dortigen Opernbühne die aus Mannheim stammende Schauspielerin und Opernsängerin Louise Franck, die im Zuge ihrer Verhandlungen um ein Engagement in Darmstadt ihre ganze Familie mitzog und in verschiedenen Positionen unterbrachte. Da Joseph Sandhaas wenig später in diese Familie einheiratete, seien die einzelnen Mitglieder etwas näher betrachtet. Der Vater Georg

Franck hatte in Mannheim neben Iffland, Beil und Beck zu den Schauspielern gehört, denen Schiller im kleinen Kreise sein damals neuestes Produkt, den „Fiesco“, vorgetragen hatte. Die hohen Erwartungen, die die Mannheimer Schauspieler nach dem sensationellen Erfolg ihrer „Räuber“-Inszenierung gehegt hatten, wurde aber, noch während Schiller den ersten Akt vortrug, enttäuscht, und die Runde bröckelte auseinander. Von Franck ist überliefert, daß er ein Bolzenschießen vorschlug, um die peinliche Situation des wohl zu emphatischen Vortrags Schillers zu überspielen⁷. Während Georg Franck selbst als Schauspieler in Darmstadt verpflichtet wurde, erhielt sein Sohn Karl eine Anstellung in der Verwaltung als Sekretär und Rechnungsrat des Hoftheaters, die drei Töchter Louise, Julie und Nannette als Schauspielerinnen und Sängerinnen. Die älteste Tochter Louise hatte mehrfach in Darmstadt gastiert und war zu einer der Lieblingskünstlerinnen des musikbegeisterten Großherzogs Ludwig I. avanciert, der es sich nicht wenig Mühe kosten ließ, sie aus ihrem Vertrag in Mannheim zu lösen⁸. Als Vermittler wurde niemand geringerer als der hochberühmte Schauspieler und Berliner Theaterleiter Iffland eingeschaltet, der bei dem Mannheimer Intendanten von Wenningen den Weg für die Anstellung Louise Francks in Darmstadt ebnete, wie aus einem Brief Ifflands an den Großherzog hervorgeht:

„Eurer Kgl. Hoheit Allergnädigstem Auftrage gemäß habe ich die Ehre, aus Erfahrung und Herkömmlichkeit über die Angelegenheit des Engagements der Demoiselle Franck von Mannheim zum Hoftheater nach Darmstadt folgendes ehrerbietig vorzutragen [...]. Ich kann nicht zweifeln, daß Herr Intendant v. Wenningen dieselbe unter den Umständen eines so weit vorteilhafteren Engagements wenigstens Ostern 1812 ihres Contraktes entlassen wollen sollte“⁹.

Wie sehr der Großherzog darauf brannte, die Sängerin nach Darmstadt zu bekommen, zeigt der drängende Ton, in dem er sich an von Wenningen wandte:

„Es würde mir sehr angenehm sein, wenn die Dem. Franck bald nach Ostern ihre Entlassung erhalten könnte, weil ich die für sie bestimmten Rollen keiner von meinen anderen Hof Sängerinnen füglich zuteilen kann“¹⁰.

Endlich, nach glücklich beendeter Badekur, war es dann soweit; im Sommer 1812 standen die Pferde bereit, sie in Schwetzingen abzuholen. Louise Franck wurde unter glänzenden Bedingungen angestellt¹¹. Sie war die erste Künstlerin am Darmstädter Theater, die zur Kammersängerin ernannt wurde. Mit 2400 Gulden Jahresgage, Brennholz und Pensionsberechtigung

gehörte sie zu den Meistverdienern im Großherzogtum. Sie erhielt eine eigene Equipage, und im Theater hatte sie ein eigenes Ankleidezimmer und eine freie Loge. Außerdem war sie, was damals eine Seltenheit war, von allem Schauspieldienst befreit und unterstand direkt dem Großherzog, der sie um 1820 von Franz Hubert Müller in Öl malen ließ. Das Gemälde zeigt Louise Franck mit Notenblatt vor einem Klavier stehend und dürfte anlässlich der Eröffnung des von dem Baurat Georg Moller entworfenen neuen Opernhauses entstanden sein, dessen Säulenvorhalle im Hintergrund durch einen geöffneten Fensterrahmen zu sehen ist¹². Über die künstlerische Qualität von Louise Franck liegen verschiedene zeitgenössische Berichte vor. Knispel meint, „Jugend, natürliche Grazie, feiner Takt und ausdrucksvoller Gesang“ seien die Eigenschaften gewesen, die sie besonders empfahlen und ihr Glück gründeten¹³, und der englische Reisende Ch. E. Dodd berichtet in seinem Reisebericht „An Autumne Near The Rhine“ 1818, welche Zierde des Theaters sie gewesen sein muß:

„Eine niedliche, anziehende Frau mit einer klaren Stimme von anregender Höhenlage und beträchtlichem Umfang, die sie mit fließender Leichtigkeit handhabt und mit einem Ausdruck von Heiterkeit und Gefühl begleitet, der ihr Bewunderer in einem weiteren Wirkungskreis gewinnen würde“¹⁴.

Auch Georg Sebastian Thomas rühmt in seiner „Geschichte der Großherzoglichen Hofkapelle“ ihre Leistung als Sängerin:

„Demoiselle Louise *Franck*, nachmalige Madame *Grahn*, war weniger eine großartige als eine überaus liebliche Sängerin. Ihre Leistungen waren von der Art, daß sie einen unauslöschlichen Eindruck auf die Zuschauer machten. Ihr ganzes Wesen athmete Anmuth und Lieblichkeit; ihr Spiel war von so tiefem Gemüth durchdrungen, daß man sich unwillkürlich an ihre Erscheinung gefesselt fühlte“¹⁵.

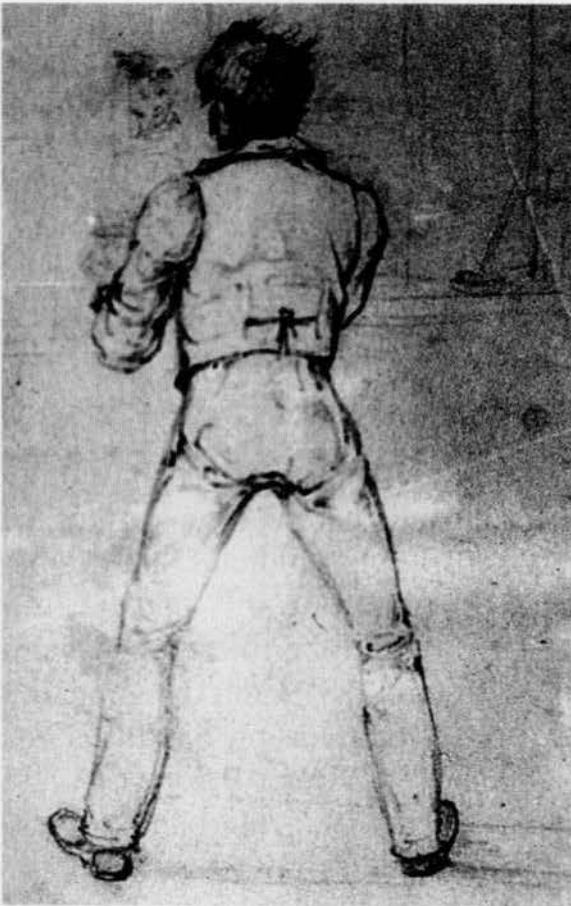
Nur wenig im Schatten ihrer älteren Schwester stand die spätere Ehefrau von Josef Sandhaas Julie Franck, die sich ebenfalls als Opernsängerin (Soubretten und zweite Partien), vor allem aber im Bereich des Schauspiels auszeichnete, wo sie das Fach der Liebhaberinnen ausfüllte. Vor allem nachdem Franz Grüner 1816 die Leitung des Schauspiels übernommen und dem bis dahin gegenüber der Oper eher vernachlässigten Metier neuen Schwung verliehen hatte, ging der Stern der Schauspielerin Julie Franck auf. In einer monumentalen Inszenierung der „Jungfrau von Orleans“, die 1817 unter der Regie Grüners gegeben wurde, spielte sie die Johanna, worüber das Unterhaltungsblatt „Proteus oder Mannigfaltigkeiten aus dem Gebiete der Literatur, Kunst, Natur und des Lebens“ unter dem 17. Januar 1817 berichtet:

„Dem. Julie Franck gab die Jungfrau. Wenn anders richtiges Auffassen des ganz eignen wunderbaren Charakters dieser Rolle, tiefe Empfindung, genaue Betonung, reine Deklamation mit einer angemessenen Gebärdung, die unerläßlichen Erfordernisse zur Darstellung dieses weiblichen Heros sind, so hat diese Künstlerin ihre Aufgabe glücklich gelöst“¹⁶.

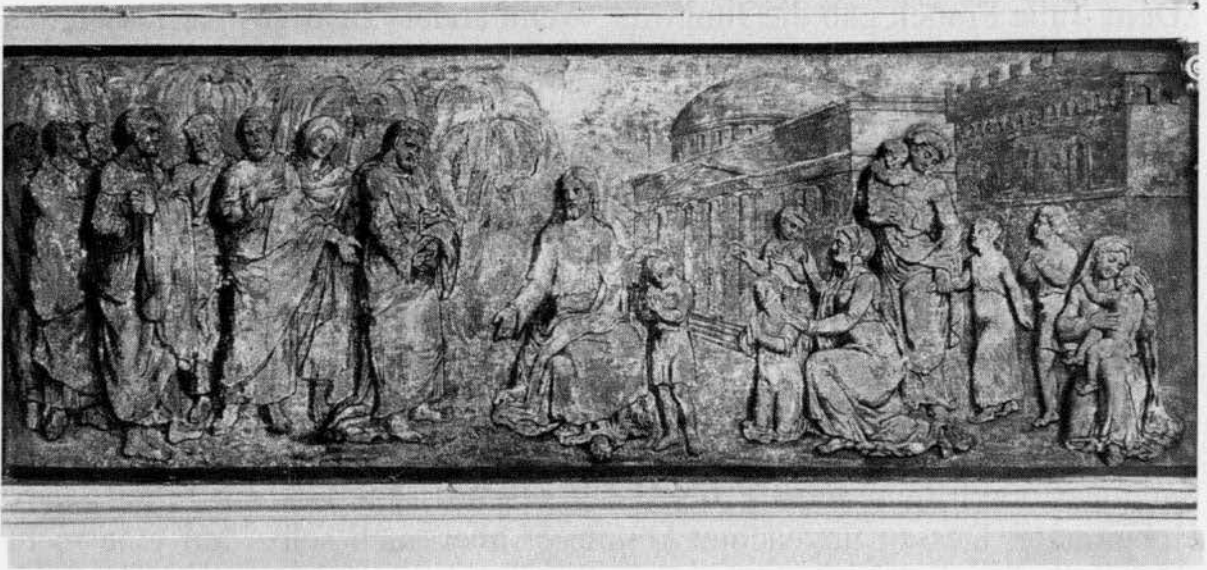
Auch Nannette, die jüngste der drei Schwestern, betätigte sich als Schauspielerin in Darmstadt, konnte aber nicht die Bedeutung ihrer Schwestern erlangen, nicht zuletzt wohl, weil sie bereits 1821 verstarb.

Es war demnach eine hochgeschätzte Schauspielerdynastie, in die Josef Sandhaas durch seine am 10. Juni 1822 geschlossene Ehe mit Julie Franck einheiratete. Dessen ungeachtet konnte er aber auch selbst auf eine nicht alltägliche Karriere zurückblicken¹⁷. Er war am 31.5.1784 in Haslach im Kinzigtal als 15. Kind des Schmiedes Josef Fidel Sandhaas und als jüngster

Bruder der Mutter von Carl Sandhaas geboren, hatte seine Ausbildung als Maler bei dem Kunstmaler Joseph Anton Morath in Stühlingen erhalten und hatte sich schon früh als Theaterdekormationsmaler betätigt, nämlich bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Klostermaler bei den Benediktinern in Villingen für die Opern im Klostertheater. Zu gesteigerter künstlerischer Qualität vor allem im Bereich der architektonischen Dekorationsmalerei gelangte er unter der Anleitung Friedrich Weinbrenners, des Baumeisters des klassizistischen Karlsruhe. Dieser hatte in seiner 1809 erschienenen Schrift „Theater in architektonischer Hinsicht“ die klassizistischen Regeln für eine architektonische Dekorationsmalerei aufgestellt, die später auch durch den Weinbrennerschüler Georg Moller und durch Joseph Sandhaas in Darmstadt zum Tragen kamen. Seinen Lebensunterhalt verdiente sich Joseph Sandhaas zunächst durch zahlreiche Arbeiten, die er im Auftrage seines Lehrers



Josef Sandhaas, sich selbst porträtierend. Bleistiftskizze von Carl Sandhaas. Hansjakob-Museum Haslach im Kinzigtal („Darmstädter Mappe“).



„Christus läßt die Kindlein zu sich kommen“. Grisaille von Josef Sandhaas, 1819. Evangelische Stadtkirche Gräfenhausen.

Weinbrenner vor allem in Karlsruhe ausführte¹⁸ und die sich bis 1817/18 hinzogen, also noch nachdem er sich bereits als Dekorationsmaler am Darmstädter Hoftheater betätigte (seit Oktober 1815). Der Theatermalerei wurde in Darmstadt eine enorme künstlerische Bedeutung beigemessen, was sich in der zeitweisen Verpflichtung des Wiener Landschaftsmalers Schönberger und vor allem in der Anstellung Georg Primavesis im Januar 1812 niederschlug, der seine Ideen über Transparentmalerei auf eine nicht dagewesene Art auf das Theater übertrug, was sogar Goethes Interesse fand¹⁹. Daß ihm im Oktober 1815 Joseph Sandhaas zur Seite gestellt wurde, hing mit einer Umorganisation der Theatermalerei zusammen, die unter die Aufsicht von Philipp Christian Seekatz gestellt wurde. Von Anfang an war es aber vor allem Georg Moller, mit dem Joseph Sandhaas seit der gemeinsamen Ausbildung unter Weinbrenner befreundet war²⁰, der die Entwürfe für die von Sandhaas ausgearbeiteten Dekorationen lieferte. Als unter der Leitung Mollers in den Jahren 1818 und 1819 der Neubau des Operntheaters in Darmstadt ausgeführt wurde, erhielt Joseph Sandhaas den Auftrag, den Innenraum auszumalen, nachdem ihm Moller bereits 1817/18 den Auftrag für die Grisaille-Brüstungsmalereien in der neuerbauten Stadtkirche in Gräfenhausen vermittelt hatte. Gleichzeitig mit der Eröffnung des neuen Theaterbaus wurde Joseph Sandhaas der offizielle Titel eines Großherzoglichen Hof- und Theatermalers, vorzugsweise für die architektonische Dekorationsmalerei, verliehen. Der künstlerische Wert, den man in Darmstadt der Dekorationsmalerei beimaß, wird durch einen Bericht unterstrichen, der bald nach der Eröffnung des neuen Theaters in dem von Cotta herausgegebenen „Morgenblatt für gebildete Stände“ vom 26. Juli 1820 erschien:

„Zu einer weiteren Ausbildung des Geschmacks an Kunstgegenständen trägt unstreitig auch die hiesige Bühne ihren Antheil bey, da die Theatermaler *Primavesi* und *Sandhaas* nach den meisterhaften Zeichnungen unseres *Moller* solche Dekorationen liefern, die des Beyfalls der Kenner würdig sind, und den vielen Fremden, die sich besonders an Operntagen hier einfinden, eine ergötzende Überraschung gewähren²¹.

Als *Primavesi* Darmstadt Ende 1821 verließ, wurde *Joseph Sandhaas* auch der Bereich der Landschaftsmalerei übertragen. Um sich in diesem Fach der Dekorationsmalerei zu vervollkommen, wurden ihm verschiedene Reisen bewilligt, z. B. nach München, Salzburg, in den Schwarzwald und nach Paris. Zu den Ergebnissen der in diesem Zusammenhang angestellten Landschaftsstudien nach der Natur dürften die Ansichten von Darmstadt zu zählen sein, die im Stadtarchiv Darmstadt aufbewahrt werden²².



„Ansicht am Eingange des Groshertzogl. Bosquets, nach dem Schlosse in Darmstadt“. Lithographie von *Josef Sandhaas*. Stadtarchiv Darmstadt.

Joseph Sandhaas bezog mit 1200 Gulden ein beträchtliches Gehalt, das durch privaten und ab 1826 auch durch öffentlichen Zeichenunterricht an der Realschule in Darmstadt noch vermehrt wurde. Zieht man zum Ver-

gleich beispielsweise die Einkommen der Professoren auf der Landesuniversität in Gießen heran, so schneidet die Mehrzahl der Gelehrten schlechter ab, und im gesamten Großherzogtum gab es kaum 2500 bis 3000 Personen, die diesen Standard überhaupt erreichten²³. Rechnet man das sicher ebenfalls nicht unbeträchtliche Schauspielerrinnengehalt von Julie Sandhaas hinzu, dann kommt man zu dem Schluß, daß die Familie des Hof- und Theatermalers Joseph Sandhaas sich dem wohlhabenden, gehobenen Darmstädter Bürgertum zurechnen durfte, was auch die vornehmen Adressen der Familie in den Darmstädter Adreßkalendern unterstreichen. Von den drei Kindern, die aus der Ehe mit Julie Franck hervorgingen, verstarb eine Tochter früh; die Söhne Georg und Carl August wurden Juristen, letzterer Advokat in Darmstadt, ersterer Professor und juristischer Schriftsteller in Gießen und Graz.

Ob der junge Carl Sandhaas vor seinem ersten Aufenthalt in Darmstadt, also vor 1815, sich bereits unter der Obhut seines Onkels zum Maler ausbilden ließ, wie in der Sandhaas-Literatur gelegentlich vermutet wird, ist nicht mehr nachweisbar. Die enge familiäre Verflechtung mit der Darmstädter Theaterwelt hat aber nach 1815 durchaus ihren Niederschlag in der künstlerischen Entwicklung des talentierten jungen Mannes gefunden. Zwar ist ein unmittelbarer Einfluß der Arbeiten seines Onkels für die Theaterbühne auf Carl Sandhaas nicht feststellbar, wie Schmider (S. 11) meint, doch die Behauptung, in den erhaltenen Zeichnungen sei auch nicht die geringste Spur der Theatermalerei zu entdecken, ist dahingehend zu modifizieren, daß sich in den Zeichnungen und Aquarellen zahlreiche Anspielungen auf literarische Stoffe finden, die zu einem nicht unerheblichen Teil aus den aktuellen Inszenierungen des Darmstädter Theaters hervorgegangen sind. Sicher sind es nicht so sehr die Dekorationen als vielmehr die szenische Darstellung einzelner auf dem Theater dargestellter dramatischer Höhepunkte, die Carl Sandhaas interessieren und die er als Motive für seine Arbeiten verwendet. Die Nähe zur Darmstädter Theaterwelt verrät schließlich auch das Porträt des bereits erwähnten Schauspielers Grüner, das in der Autobiographie von Georg Gottfried Gervinus abgebildet ist²⁴. Mit einiger Sicherheit kann man vermuten, daß unter den nichtidentifizierten Porträts von Carl Sandhaas sich weitere Darstellungen von Personen aus der Darmstädter Theaterwelt befinden.

Die bemerkenswerte Kunstfertigkeit, die Carl Sandhaas schon früh auf dem Feld der Porträtzeichnung ausbildete, ermöglicht es uns heute, neben dem Theaterumfeld einen zweiten Schlüsselbereich für seine konzeptionelle Bewußtseinsbildung zu erschließen. Mehrere Porträts von radikalen Vertretern der hessischen Verfassungsbewegung aus dem Kreis der sogenannten Gießener und Darmstädter „Schwarzen“ zeigen, daß Sandhaas und einige

seiner Künstlerfreunde in unmittelbarem Kontakt zu dem Personenkreis standen, der eine führende Rolle in der ersten der drei immer höher steigenden revolutionären Wellen von 1817/19, 1830/34 und 1848/49 spielte. Das Großherzogtum hatte zu den Rheinbundesstaaten gehört, die sich relativ spät von der Napoleonischen Vorherrschaft lösten. Hessische Truppen unter der Führung des Prinzen Emil hatten am Rußlandfeldzug teilgenommen und befanden sich, erheblich dezimiert und geschlagen wie die gesamte französische Armee, auf dem Rückzug, während weite Teile der Studentenschaft auf der Landesuniversität in Gießen sich mit der frankreichfeindlichen nationalen Bewegung mit Ernst Moritz Arndt, Friedrich Gottlieb Welcker und Friedrich Ludwig Jahn an der Spitze identifizierten. Voller hochgeschraubter Ideale und erfüllt von nationalem Pathos waren diese Studenten darauf erpicht, an den Befreiungskriegen teilzunehmen, und als nach langem Zögern der Großherzog in Darmstadt zur Bildung eines freiwilligen Jägerkorps aufrief, meldeten sie sich scharenweise zu den Waffen und zogen im Frühjahr 1814 das Rheintal hinauf, durch die Schweiz bis nach Lyon. Der militärisch-strategische Wert dieses „Spaziergangs nach Lyon“, wie man den Zug abwertend betitelte, war nicht bedeutend, und es kam auch zu keinen Kampfhandlungen, er trug aber erheblich zur Steigerung des politischen Selbstbewußtseins innerhalb der jungen hessischen Intelligenzschicht bei. Die ehemaligen Mitglieder des freiwilligen Jägerkorps machten, auf die Universität zurückgekehrt, den radikalen Kern der politisierten Studentenbewegung aus, die sich nun um ihren charismatischen Führer Karl Follen in Gießen bildete und die wegen ihrer selbstbewußt zur Schau gestellten altdeutschen Tracht die „Schwarzen“ genannt wurden. Mit ihrem inneren Zirkel, den „Unbedingten“, nahmen sie sehr radikale, „jakobinische“ Züge an. Follen forderte eine straff zentralistische, nationale deutsche Republik, in der allein der Volkswille entscheiden sollte. Diese Gruppe befürwortete direkte Aktionen zur Durchsetzung ihrer Ziele und nahm Gewalt, Mord und Revolution in Kauf²⁵. Die spektakulärsten Aktionen dieser Gruppe waren die Teilnahme am Wartburgfest im Oktober 1817 mit der demonstrativen Bücherverbrennung und die Ermordung des Theaterdichters August von Kotzebue im März 1819 in Mannheim. Nachdem einige Mitglieder der Gießener „Schwarzen“, meist Juristen, nach beendetem Studium nach Darmstadt zurückgekehrt waren, bildete sich hier ein gleichwohl weniger radikaler Kreis. Diese Darmstädter „Schwarzen“ kämpften vor allem um die Einführung einer Verfassung für das Großherzogtum, indem sie mit Flugschriften, Unterschriftenaktionen und Denkschriften für die Sicherung bürgerlicher Rechte agitierten. Auf verschiedenen Treffen zwischen den Gießener und Darmstädter „Schwarzen“ tauschten sie ihre Ansichten aus, worüber die später durch die Polizei beschlagnahmten Niederschriften Auskunft geben:

„Als feststehendes Resultat wurde der Grundsatz allgemein angenommen, daß eine politisch glückliche und würdige Existenz in Deutschland nur dann gedenkbar sei, wenn der Vielstaatigkeit in demselben ein Ende gemacht und aus den einzelnen Territorien ein unzertrennbares Ganzes gebildet werde, daß eine Einheit der Kirche das sicherste Fundament politischer Einheit bilde, und der erste vorbereitende Schritt zur Herbeiführung des letzteren die Einführung einer allgemeinen Volksrepräsentation sei. Ob aber eine demokratische Regierungsform einzuführen sei, wie die Gießener sie verlangten, oder eine konstitutionelle, darüber hätten die Verständigungen noch kein Resultat gebracht“²⁶.

Ein solches Treffen hat Carl Sandhaas auf einem Aquarell dargestellt, das sich im Hessischen Landesmuseum in Darmstadt befindet. Die ikonographisch an eine Abendmahldarstellung gemahnende Arbeit betont den geradezu sakralen Ernst, mit dem die versammelten Studenten und Künstler offensichtlich einen gerade gefaßten weitreichenden Entschluß feierlich be-



Zusammenkunft von Künstlern und Studenten. Aquarell von Carl Sandhaas, um 1818. Hessisches Landesmuseum Darmstadt.

kräftigten. Farblich hervorgehoben ist die zentrale Figur Heinrich Karl Hoffmanns, der mit entschlossenem Gesichtsausdruck, einen pokalartigen Kelch mit der Rechten umfassend, die Blicke der um ihn gruppierten Personen auf sich zieht, von denen am linken Ende der beiden zusammengerückten Holztische der Gießener „Schwarze“ Karl Christian Sartorius und ihm gegenüber am rechten Kopfende der Darmstädter Leutnant Wilhelm Schulz die sitzende Personengruppe umgrenzen. Bei der am rechten Bildrand ste-

henden Gruppe handelt es sich um den Darmstädter Künstlerkreis, mit dem Carl Sandhaas befreundet war, während am linken Bildrand der Ausblick auf die Berghöhen des Odenwaldes freigegeben ist²⁷.

Zum Verständnis des Aquarells ist ein Exkurs über die drei zentralen Figuren des dargestellten Geschehens, H. K. Hofmann, W. Schulz und K. Chr. Sartorius, hilfreich. Heinrich Karl Hofmann (1795–1845)²⁸ war in Neckarsteinach geboren; er entstammte einer katholischen Beamtenfamilie und

hatte seine früheste Jugend in Worms und Darmstadt verbracht, bevor er 1812 sein Jurastudium in Gießen begann. Sehr zu seinem Leidwesen wurde ihm von seinem Vater die Teilnahme am Kampf gegen Napoleon untersagt. Desto tiefer stürzte er sich in eine von betont nationaler Stimmung durchdrungene politische Publizistik, vor allem nachdem er 1814 nach Heidelberg übergewechselt war, wo er mit dem dortigen Romantikerkreis und dem Heidelberger „Deutschen Bund“ in Verbindung trat. Im Jahr 1816 begann Hofmanns Karriere als Jurist in Darmstadt, wo er durch sein anhaltendes politisches Engagement zum geistigen Mittelpunkt der Bewegung wurde, die für die Einführung einer landständischen Verfassung und die Sicherung bürgerlicher Grundrechte stritt. Seine Gedanken zur Neuordnung Deutschlands auf dem Wege über Konstitutionen in den einzel-



Heinrich Karl Hofmann. Aquarell von Carl Sandhaas, um 1819. Hessisches Landesmuseum Darmstadt.

nen Staaten betonten die üblichen liberalen Forderungen (Ministerverantwortlichkeit, Genehmigung des Staatshaushalts und der Steuern durch freigeählte Volksvertretungen, Öffentlichkeit der Rechtspflege, Pressefreiheit usw.). Dabei vertraute er der Durchschlagskraft rechtlicher und sittlicher Forderungen. Als im September 1819 einige seiner Gesinnungsgenossen wegen aufrührerischer Agitation unter den Odenwälder Bauern verhaftet wurden, stellte er sich selbst den Untersuchungsbehörden und wurde für acht Monate in Haft gesetzt. Auch nach seiner Entlassung blieb das Verfahren gegen ihn in der Schwebe. Ende des Jahres 1823 hatten die deutschen Regierungen über die Mainzer Zentraluntersuchungskommission, die vor

allem durch die Mordtat des Studenten Sand an Kotzebue ausgelöst wurde und der die Untersuchung revolutionärer Umtriebe und demagogischer Verbindungen oblag, Kenntnis von der Aufdeckung eines weitverbreiteten geheimen Bundes erhalten, der einen gewaltsamen Umsturz geplant habe. Hofmann, der im März 1819 dem Kotzebue-Attentäter Sand Quartier gewährt hatte, wurde von dem berüchtigten Berliner „Demagogenverfolger“ Kamptz als eine der Schlüsselfiguren der revolutionären Umtriebe betrachtet und auf dessen Veranlassung im August 1824 erneut verhaftet. Er wurde der preußischen Untersuchungskommission überstellt und bis zum April 1826 in Haft gehalten, bevor Preußen ihn endlich widerstrebend wieder an Darmstadt auslieferte, wo er im Oktober gegen Auflage aus der Haft entlassen wurde. Erst 1830 signalisierte die Regierung, daß sie kein Interesse mehr an der weiteren Strafverfolgung Hofmanns habe, was allerdings keinen Freispruch bedeutete. Auch war es ihm weiterhin bei Strafe verboten, preußisches Gebiet zu betreten. Hofmann setzte in Darmstadt weiterhin seine politische Betätigung fort. Er gab die Wochenschrift „Der Beobachter in Hessen bei Rhein“ heraus und beteiligte sich auch später an dem berühmten Standardwerk des Liberalismus, dem „Staatslexikon“ von Rotteck und Welcker, ebenso wie übrigens sein langjähriger Weggefährte W. Schulz, mit dem er sich jedoch später entzweite.



Wilhelm Schulz. Teilaquarellierte Bleistiftzeichnung von Carl Sandhaas, um 1819. Städelsches Kunstinstitut Frankfurt am Main.

Auch Wilhelm Schulz (1797–1860)²⁹ entstammte einer (allerdings lutherischen) Beamtenfamilie. Er wurde in Darmstadt geboren und war nach vorübergehendem Besuch des dortigen Pädagogs als vierzehnjähriger in das Großherzogliche Leibgarderegiment eingetreten. Zum Abschluß seiner Offiziersausbildung erhielt er 1812 Gelegenheit, sich in den Fächern Mathematik und Militärwissenschaften auf der Gießener Universität fortzubilden. Dabei trat er bereits in Kontakt zu der dortigen „Teutschen Lesegesellschaft“, einer burschenschaftlich bestimmten Verbindung, aus der sich später die Gießener „Schwarzen“ absonderten. Im Februar 1813 zum Leutnant befördert, nahm er zunächst aufseiten Napoleons an den Schlachten

von Lützen, Bautzen und Leipzig und nach dem Frontwechsel Hessen-Darmstadts am Frühjahrsfeldzug 1814 gegen Frankreich teil. Im Oktober 1814 bezog Schulz erneut die Landesuniversität in Gießen und machte die Bekanntschaft der Brüder Karl und Adolf August Ludwig Follen. Als Napoleon 1815 erneut nach der Macht in Frankreich griff, mußte Schulz das Studium abbrechen, nahm an der Schlacht bei Straßburg im Juni 1815 teil und kehrte zum Garnisonsdienst nach Darmstadt zurück, wo er sich der Verfassungsbewegung anschloß und sich zum Sozialrebellentwickelte. In seinem sozialen Umfeld gehörte Schulz zu den wenigen, die, ohne die Bedeutung der nationalen Frage zu leugnen, sich das antiaufklärerische Ideengut der politischen Romantik nicht zu eigen machten und die materiellen Bedürfnisse und Interessen der ländlichen und städtischen Unterschichten im Blick behielten. Statt Individualterror zu propagieren, hielt er es für notwendig, mit der Aufklärungsarbeit unter den notleidenden Bauern und Kleinbürgern in Hessen zu beginnen. Diesem Zweck sollte, neben anderen von ihm verfaßten Flugschriften, sein „Frag- und Antwortbüchlein über allerlei, was im deutschen Vaterland besonders Not tut“ von 1818 dienen, mit dem er seine Karriere als politischer Publizist einleitete. Im Zuge der Demagogenverfolgung wurde er im Oktober 1820 wegen Hochverrats vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde jedoch aufgrund einer Konzessionsentscheidung freigesprochen und aus dem Militärdienst entlassen. Da es ihm wegen seiner politischen Vergangenheit nicht gelang, eine von ihm angestrebte Stellung im Justizdienst zu erlangen, wandte er sich wieder der Schriftstellerei und Publizistik zu. Wegen verschiedener aufrührerischer Schriften wurde er im Herbst 1833 erneut vor ein Darmstädter Kriegsgericht gestellt und zu fünfjähriger schwerer Festungshaft verurteilt, die er im August 1834 im Schloß Babenhausen in der Nähe von Darmstadt antrat. Ende 1834 gelang ihm aber bereits mit der Unterstützung seiner Frau die Flucht, die in seinem Buch „Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin“ ausführlich beschrieben ist. Er konnte sich nach Straßburg absetzen und zog später nach Zürich. In beiden Städten hatte Schulz engen Kontakt mit zahlreichen deutschen politischen Flüchtlingen, darunter Freiligrath, Herwegh und Georg Büchner, bei dessen Todeskampf ihm das Ehepaar Schulz aufopferungsvoll zur Seite stand. Der Tod des Pfarrers Ludwig Weidig, eines Mitstreiters Büchners, in der Untersuchungshaft in Darmstadt war der Anlaß für Schulz, in einer Veröffentlichung auf die mysteriösen Umstände dieses Todesfalls aufmerksam zu machen. Die heftigen Angriffe gegen die großherzoglich-hessische Regierung gipfelten in dem Vorwurf des Justizmordes. Das Werk löste eine außerordentliche Sensation und heftige Polemik aus; u. a. nahm es der Wortführer der badischen Liberalen Karl Theodor Welcker zum Anlaß, die deutschen Regierungen zur Modernisierung der Strafverfolgung und Rechtsprechung aufzufordern. Als wirkungsvoller politischer Schriftsteller war Schulz bis zu seinem Lebensende aktiv.

Schulz' Frau Caroline war eine geborene Sartorius und eine Cousine von Karl Christian Sartorius (1796–1872)³⁰. Geboren in Gundershausen bei Rheinheim als Sohn eines Pfarrers, besuchte er ab 1807 das Pädagog in Darmstadt und bezog im Herbst 1813 die Universität in Gießen. Er nahm am Zug des hessischen freiwilligen Jägerkorps im Frühjahr 1814 teil und studierte nach seiner Rückkehr nach Gießen zunächst Rechtswissenschaften, dann Theologie und später Philologie. Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern der Gießener „Schwarzen“ und wurde als deren führender Kopf erst nach und nach von seinem Freund Karl Follen abgelöst. Auf dem Wartburgfest im Oktober 1817 spielte er als Leiter einer Delegation Gießener Studenten eine zentrale Rolle und war wesentlich an der spektakulären Bücherverbrennungsaktion beteiligt. Im März 1819 begleitete er den Kotzebue-Attentäter Sand eine Strecke auf dessen Weg von Darmstadt nach Mannheim und schnitt ihm im Wald bei Bickenbach die Haare ab, angeblich ohne zu ahnen, daß Sand durch die Beseitigung der burschenschaftlichen Haartracht unbehelligten Zutritt zu seinem Todesopfer zu erlangen gedachte. Seit dem Winter 1818/1819 bekleidete Sartorius eine Hilfslehrerstelle am preußischen Gymnasium in Wetzlar, wo er wiederholt im Zuge der Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe und im Zusammenhang mit der Ermordung Kotzebues vernommen wurde. Bei einer im Januar 1820 in Wetzlar vorgenommenen Hausdurchsuchung wurde eine Denkschrift Karl Follens beschlagnahmt und Sartorius selbst verhaftet. Später wurde die Haft in Stadtarrest umgewandelt, so daß er im März 1824 heimlich fliehen konnte. In Bonn hielt er sich einige Zeit unter dem Namen Jäger bei Ernst Moritz Arndt versteckt, bis er mit einem falschen Paß, über London nach Mexiko auswandern konnte. Nachdem er in der Betriebsleitung der im Auftrag des deutsch-amerikanischen Bergwerksvereins betriebenen mexikanischen Silberminen tätig gewesen war, erwarb er sich 1830 im Staat Veracruz einen ausgedehnten Grundbesitz, legte darauf eine Zuckerrohrplantage an und gründete später eine Zuckerfabrik. Im Jahr 1849 nahm er noch einmal vorübergehend seinen Wohnsitz in Darmstadt, um für die Ausbildung seiner Kinder zu sorgen. Er hielt stark besuchte Vorträge über Mexiko, die er auch in verschiedenen Zeitungen veröffentlichte, und kehrte 1852 nach Mexiko zurück.

Die Gruppenbildnisse und Porträts aus dem Kreis der Gießener und Darmstädter „Schwarzen“, darunter noch eine ganze Reihe unveröffentlichter Studentenbilder aus der „Darmstädter Mappe“, die im Hansjakob-Museum in Haslach im Kinzigtal aufbewahrt wird, weisen Sandhaas als Porträtisten dieses Personenkreises aus. Seine Arbeiten haben einen erheblichen dokumentarischen Wert, ähnlich wie dies für Karl Philipp Fohr hinsichtlich der Heidelberger Urburschenschaft zutrifft. Bei Sartorius und H. K. Hofmann handelt es sich sogar um dieselben Personen, da sie auch bereits von Fohr

porträtiert wurden. Das Aquarell, auf dem Carl Sandhaas Hofmann, Schulz und Sartorius im Kreis ihrer Gesinnungsgenossen dargestellt hat, ist durch die Abbildung nahezu der gesamten Darmstädter Künstlerkolonie nicht zuletzt ein Beleg dafür, daß die jungen Romantiker mit den politischen Vorstellungen der „Schwarzen“ zumindest sympathisierten. Aus dem unmittelbaren Freundeskreis von Carl Sandhaas waren es vor allem F. M. Hessemer und der Heidelberger Maler Ernst Fries, die aktiv in der politischen Bewegung verankert waren. Fries erscheint in den Untersuchungsakten als Teilnehmer verschiedener verschwörerischer Zusammenkünfte im Jahr 1819³¹, während Hessemer, der von 1817 bis 1819 in Gießen Kameralwissenschaften studierte und in engem Kontakt zu seinen Cousins, den Follen-Brüdern, stand, sich den Gießener „Schwarzen“ anschloß³² und ebenfalls in eine Untersuchung verwickelt wurde³³. Der spätere Historiker und Literaturhistoriker Georg Gottfried Gervinus erinnert sich in seiner Autobiographie an die Studienzeit seines Freundes:

„[Hessemer] machte seine Studien in Gießen in der höchsten Blütezeit der Burschenschaft, wo er den demagogisch-teutonischen Idealismus und Freiheitsschwindel mit den Follen und Aehnlichen voll austobte, mit deren Liedern die seinigen in den studentischen Sangbüchern jener Tage neben denen der Arndt und Körner zu lesen sind“³⁴.

Für die politische Oppositionsbewegung, an deren Spitze Hofmann, Schulz und Sartorius standen, war ein besonderer Stein des Anstoßes in der Regierungspolitik des Großherzogs, daß der Neubau und die Erhaltung des Hofopertheaters ungeheure Summen verschlang. Am 27. November, also unmittelbar nach Eröffnung des neuen Hauses, berichtet der österreichische Resident in Darmstadt an seinen Vorgesetzten Metternich nach Wien:

„Die Eröffnung des neuen Theaters hat [...] unter ungünstigen Vorbedingungen stattgefunden. Der Hof, der [...] beim Eintritte [...] Beifallsbezeugungen erwartete, wurde mit ungewöhnlicher Stille empfangen. In der Nacht wurden sehr heftige, einige sagen drohende, Pasquille an das neue Opernhaus angeklebt. Man verdoppelte von dieser Zeit an die Nachtwachen, stellte Untersuchungen an, brachte aber nichts heraus. Es ist gewiß der unglücklichste Zeitpunkt, den je der Großherzog [...] zur Erbauung eines Opernhauses wählen konnte, der Zeitpunkt des allgemeinen Notstandes wegen der geringen Preise der Naturerzeugnisse, die im höchsten Mißverhältnisse zu den öffentlichen Ausgaben stehen“³⁵.

Im weiteren weist der Verfasser ausdrücklich auf den äußerst kritischen Zeitpunkt „der allgemeinen Gärung, durch Armut und revolutionäre Umtriebe erzeugt“, hin und berichtet, daß in Darmstadt ein Gerücht grassiere,

eine auf das Brennholz gemachte Auflage werde zur Bestreitung der 600 000 Gulden Kosten für den Neubau des Opernhauses verwendet³⁶. Laut den Berechnungen des Gießener Staatswissenschaftlers und Statistikers A. F. W. Crome betragen die jährlichen Ausgaben für das Theater in Darmstadt über 50 000 Gulden, mehr als beispielsweise für das Medizinalwesen des gesamten Großherzogtums aufgebracht wurde³⁷. Der politische Zündstoff, der in den enorm hohen Aufwendungen für das Theater in Darmstadt, besonders angesichts der vorangegangenen Hungerjahre, steckte, schlug sich auch in der durch steigende Konfrontation gekennzeichneten Agitation der Darmstädter „Schwarzen“ nieder. Mit einer Sprache, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, kritisierte H. K. Hofmann in einer Denkschrift vom Juli 1819, daß die von Frankreich gezahlten Kriegsentschädigungen nicht den geschädigten Gemeinden oder Untertanen zugute gekommen waren, sondern für Staatsausgaben, u. a. auf Wunsch des Großherzogs für den Theaterbau, aufgewendet worden waren³⁸. Es liegt auf der Hand, daß Carl Sandhaas angesichts dieser Entwicklung sich dem Widerspruch zwischen der vom Theaterluxus profitierenden Lebensweise seines Onkels und dessen Familie auf der einen und den mit einem hohen politischen Ethos verbundenen Forderungen der Verfassungsbewegung, mit der er offensichtlich sympathisierte, auf der anderen Seite stellen mußte. In einem ähnlichen Dilemma befand sich übrigens auch F. M. Hessemer als Neffe und Schüler Mollers, was wiederum vermutlich einer der Gründe für die anhaltende Freundschaft zwischen Hessemer und Sandhaas war. Hinter dem beschriebenen Widerspruch dürfte eine wesentliche Ursache dafür stecken, daß Carl Sandhaas ein gestörtes Verhältnis zu seinem Onkel und vor allem zu dessen Frau entwickelte und nicht in die Fußstapfen seines Onkels trat. Dabei hat es an gutwilligen Versuchen, Carl Sandhaas zu protegiere und zu fördern, augenscheinlich nicht gefehlt, und insbesondere seine Fertigkeiten im Porträtieren scheinen von seinen Auftraggebern geschätzt worden zu sein. So porträtierte er beispielsweise für Moller dessen Lehrer Weinbrenner und Mollers Frau Amalie, geb. Hessemer. Ob Sandhaas bei den Innenausmalungen öffentlicher Gebäude und den Theaterdekormationsmalereien seines Onkels mitarbeitete, konnte bislang nicht festgestellt werden. Wir wissen aber, daß Joseph Sandhaas als Theatermaler mehrere Maler unter sich beschäftigte, so daß die Möglichkeit einer entsprechenden Tätigkeit für Carl Sandhaas sicher gegeben war. Einer seiner Künstlerfreunde, Heinrich Schilbach, bekleidete beispielsweise eine solche Position als Assistent des Theatermalers Primavesi. Bis zu einem gewissen Grad dürfte Sandhaas aber von einer anderen Einrichtung profitiert haben, nämlich von der seit Juni 1818 in Verbindung mit den großherzoglichen Kunstsammlungen bestehenden Zeichenschule. Vorsteher dieses Instituts war der Maler und Galerie-Inspektor Franz Hubert Müller³⁹, von dem bereits im Zusammenhang mit dem Ölbildnis der Opernsängerin Louise

Franck die Rede war. Zu den Schülern, die sich auf Müllers Museumszeichenschule im Zeichnen vervollkommneten, gehörten neben Carl Sandhaas die Brüder Jakob und Heinrich Felsing, Wilhelm Noack, August Lucas und Peter App⁴⁰. Nach welchen Grundsätzen Müller seinen Unterricht zu erteilen gedachte, geht aus einem von ihm verfaßten Programm vom 1. Mai 1819 hervor:

„Nach der Methode von welcher hier die Rede ist, wird der Anfänger, der vorher nie zeichnen gelernt hatte, sogleich im Zeichnen nach der Natur angehalten, und die erste Aufgabe wird ihm so gegeben, daß bei Anwendung der gehörigen Aufmerksamkeit er des Gelingens seiner Aufgabe gewiß sein kann. Dies enthält für ihn zugleich die größte Aufmunterung, einen stufenweisen Weg zu verfolgen, worauf er gar bald die Fähigkeit erlangt, alles getreu nachzuahmen, was er in der Natur sieht und wählt. Bei dem Verfahren, auf welches diese Methode des Zeichenunterrichts gegründet ist, können jedoch Eltern und Erzieher die Fortschritte der jungen Leute nicht aus der Zahl der Arbeiten beurteilen, welche sie aus den Unterrichtsstunden mit nach Hause bringen; dieser werden im Anfange nur wenige sein; man wird jedoch bemerken, daß jede Linie auf eine Art gezogen wird, welche vorhergegangenes Nachdenken und Überlegen beweist, und wenige Arbeit, auf diese Weise geleistet, führt sicherer und schneller zum Ziele einer gründlichen Kunstfertigkeit als wenn in weniger Zeit viele Bogen mit mechanischem Gekritzel angefüllt werden“⁴¹.

Bernhard Lade hat in seiner Lucas-Monographie das Konzept eines Ausbildungsvertrages zwischen Müller und Peter App⁴² im vollen Wortlaut wiedergegeben⁴³, in dem es in der Präambel heißt, daß er, „für den Peter App sowohl als für jeden meiner übrigen Schüler“ Gültigkeit habe. Da demnach auch Carl Sandhaas einen vergleichbaren „Lehrkontrakt“ mit Müller abgeschlossen haben dürfte, seien hier einige Punkte daraus referiert. Der Vertrag umfaßt sieben Punkte, in denen die Lehrzeit auf sechs Jahre festgelegt wird und die Schüler zu Fleiß, Achtsamkeit, Genauigkeit in der Ausführung der aufgetragenen Arbeiten und zum regelmäßigen Besuch der Unterrichtsstunden angehalten werden. Der dritte Punkt dürfte Sandhaas am wenigsten zugesagt haben, denn dort wird vereinbart, daß während der gesamten Lehrzeit keine anderen Arbeiten ohne die Zustimmung Müllers übernommen werden dürfen, „denn das frühe Porträtmalen gibt leider nur zu oft Veranlassung, daß unvernünftige, die Kunst gar nicht einsehende Menschen, durch unzeitiges verkehrtes Lob die Schüler verderben“. Der Unterricht bei Müller war kostenlos, dafür verpflichteten sich die Studenten, gelegentliche Arbeiten für Müller auszuführen, wenn er dies für gut befinden sollte. Sein einziges Ziel sei, dem Staat nützliche Mitglieder zu erziehen, und damit die Schüler später als Maler dem Staat nicht zur Last fallen wür-

den, sollten sie früh an anhaltenden Fleiß und Beharrlichkeit gewöhnt sowie zu Reinlichkeit und Ordnung angehalten werden. In dem bereits zitierten Darmstädter Korrespondenzbericht in Cottas Morgenblatt vom 26. Juli 1820 wird die Bedeutung der Zeichenschule Müllers für das Kunstleben in Darmstadt hervorgehoben, insofern sie nämlich nach den ersten drei Jahren ihres Bestehens „jetzt schon eine verhältnismäßig große Menge von Schülern und Schülerinnen zählt, unter welchen sich bereits mehrere vorzügliche Talente auszeichnen, die einst der Kunst und ihrem Vaterlande Ehre zu machen versprechen“.

Neben der Ausbildung durch Müller war für die künstlerische Entwicklung der Schüler vor allem der Zugang zu der Gemäldesammlung im großherzoglichen Museum zu Darmstadt wichtig, die Müller leitete und die aus 600 Bildern der Altdeutschen, Französischen, Niederländischen, Italienischen und Neueren deutschen Schulen bestand.

Der für die Romantik typischen Empörung gegen den alten Zopf der traditionellen Kunsterziehungsanstalten und Akademien entsprach ihre Vorstellung, in Natur und Landschaft sei eine unendliche Sinnfülle zu entdecken. Wann immer es möglich war, zog es daher auch die Darmstädter jungen Künstler in die freie Natur. Man fand sich zu geselligen, teilweise ausgelassenen Ausflügen meist in die nähere Umgebung des Odenwaldes, in die Bergstraße und nach Heidelberg zusammen. Die romantischen Landschaftsmotive fanden die jungen Künstler gewissermaßen vor der Haustür. Einige Handzeichnungen und Aquarelle, die auf diesen Ausflügen entstanden, finden sich ebenfalls in der „Darmstädter Mappe“, u. a. eine Bleistiftskizze der „Schwedensäule“, unweit von Oppenheim in der Nähe des Alt-Rheins, und eine Studie der Heidelberger Schloßruine, die eine besondere Symbolträchtigkeit für die Romantik besaß⁴⁴. Georg Gottfried Gervinus, der sich ebenfalls zu dem Freundeskreis gesellte, gibt in seiner Autobiographie anschauliche Schilderungen von der Stimmung, in der solche Exkursionen stattfanden, u. a. erwähnt er auch einen Ausflug zur Schwedensäule, den Sandhaas möglicherweise in seiner Zeichnung festgehalten hat:

„Zu all dem Jagd-, Soldaten-, Turner- und Studentenwesen spukte selbst in den älteren Köpfen jener romantischen Zeit auch noch das Rittertum [...]. Die sechs Stunden der Bergstraße hessischen Gebietes entlang bis Heppenheim zählte man von Frankenstein bis Starkenburg so viele Burgruinen als Wegstunden: wie ließ sich da auf den Sonntagswanderungen schwelgen in riesigen Einbildungen! Einmal wurde ein größerer Zug unternommen, die reizende Bergreihe entlang und von da [...] nach Worms; von da den Rhein

entlang bis zu der Stätte, wo zwischen Oppenheim und Erfelden eine hölzerne Denksäule den Rheinübergang Gustav Adolphi verewigt: solche Tage eines völlig unbewachten, freien, selbstüberlassenen Lebens hinterließen uns unauslöschliche Eindrücke⁴⁵.

Die innige und herzliche Zuneigung, die die einzelnen Mitglieder des Künstlerkreises miteinander verband, drückte sich in einem teilweise bis zum Überschwang gesteigerten Freundschaftskult aus⁴⁶. Die jungen Leute erfuhren ihre wesentlichen künstlerischen Anregungen in einer Art von gemeinsamer autodidaktischer Anstrengung. Dabei dehnte sich die wechselseitige Anteilnahme auch auf das rein-menschlich Persönliche der einzelnen Mitglieder aus, was gegebenenfalls auch finanzielle Unterstützung einschloß. Gisela Bergsträsser hat in ihrer Studie über Heinrich Schilbach⁴⁷ nachgewiesen, daß der Mittelpunkt des geselligen Verkehrs der jungen Leute das Haus des Kupferstechers und Druckers Konrad Felsing in Darmstadt war, dessen Söhne Jakob und Heinrich dem Freundeskreis angehörten⁴⁸. Jakob Felsing ging später nach Italien (Mailand und Florenz), um sich als Stecher zu vervollkommen, und Heinrich Felsing bildete sich im Betrieb seines Vaters und in Paris zum Drucker aus. Von ähnlicher Bedeutung wie das Felsingische Haus für den gesamten Künstlerkreis war, zumindest für Carl Sandhaas, die Familie Hessemers, und es scheint kaum ein Familienmitglied gegeben zu haben, das er nicht porträtiert hätte; von Fritz Max selbst sind allein drei Porträts bekannt geworden. Nach hinterlassenen Aufzeichnungen der Witwe F. M. Hessemers waren Sandhaas und Hessemers 1821 zusammen in Rüsselsheim, um die Familie von Hessemers Onkel zu besuchen, bei welcher Gelegenheit Sandhaas die drei Cousinen Emilie, die später Hessemers Ehefrau wurde, Luise und Hedwig Hessemers porträtierte⁴⁹. Die Kenntnis von der ersten größeren Studienreise, die Carl Sandhaas zusammen mit dem Heidelberger Maler Ernst Fries und Heinrich Schilbach im Herbst des Jahres 1821 nach München, das Berchtesgadener Land und in das Salzkammergut unternahm, verdanken wir einem Brief des späteren Professors für Chemie in Gießen, Justus Liebig, den er als Student in Erlangen an seine Eltern in Darmstadt schickte⁵⁰. Liebig stammte aus Darmstadt, wo sein Vater ein Drogistengeschäft führte, in dem die Darmstädter Maler ihre Farben zu kaufen pflegten. Nach einer Apothekerlehre hatte der junge Justus Liebig bei dem Professor Kastner in Bonn Chemie studiert und war diesem bei dessen Wechsel nach Erlangen dorthin gefolgt, um seine Studien fortzusetzen. Da Kastner ein Onkel von Ernst Fries war, richteten Fries, Schilbach und Sandhaas die Rückreise von ihrer Exkursion in das Salzkammergut so ein, daß sie über Erlangen kamen, wo Fries seinem Onkel einen Besuch abstattete und bei der Gelegenheit auch Justus Liebig porträtierte⁵¹. Dieses Porträt ist Gegenstand des Briefes an die Eltern vom 18. Nov. 1821:

„Von Heidelberg werden Sie ein Bild von mir bekommen, welches der Sohn des Kaufmanns Fries daselbst (ein Neffe des Prof. Kastner, welcher hier auf Besuch war und welcher mit Schilbach und Sandhaas eine Reise ins Salzburgische machte) bei seinem Hiersein anfertigte“⁵².

Mit den beiden Reisegefährten war Sandhaas seit längerem bekannt. Schilbach dürfte zu seinen ersten Bekanntschaften in Darmstadt gehören, da er ihn sicher durch Schilbachs Lehrverhältnis mit dem Theatermaler Primavesi bereits 1815 kennengelernt hatte. Dieses Lehrverhältnis war übrigens soeben beendet, als die drei Freunde ihre Reise ins Salzkammergut antraten.



Ernst Fries beim Zeichnen. Bleistiftskizze von Carl Sandhaas, wohl 1821. Hansjakob-Museum Haslach im Kinzigtal („Darmstädter Mappe“).

Ernst Fries⁵³ war 1801 als Sohn eines Bankdirektors und Krappfabrikanten in Heidelberg geboren, hatte 1810 zusammen mit Karl Rottmann und Karl Philipp Fohr Unterricht bei dem Universitätszeichenmeister Friedrich Rottmann in Heidelberg, 1815 bei Karl Kuntz in Karlsruhe genossen und war nach kurzem Aufenthalt in München 1818 nach Darmstadt gekommen, wo er sich bei Georg Moller in der Optik und Perspektive unterrichten ließ. Hier trat er auch in die bereits erwähnte Verbindung mit den Darmstädter „Schwarzen“, und aus dieser Zeit datiert vermutlich auch die Freundschaft mit Sandhaas und Schilbach. Der genannten Studienreise von 1821 dürften einige Ansichten von Alpenlandschaften zuzuordnen sein, die sich in der „Darmstädter Mappe“ befinden, ebenso wie ein Blatt, auf dem Sandhaas seinen Freund Fries als sitzender Zeichner porträtierte und das als Pendant zu einer von Fries angefertigten Abbildung eines

Zeichners in der Landschaft („bey Bergtesgaden den 24ten Sept. 1821“) zu betrachten ist⁵⁴. Die Landschaftszeichnungen, die Sandhaas mit aller Wahrscheinlichkeit auf dieser Reise anfertigte, konnten bislang hinsichtlich der genauen Örtlichkeiten der einzelnen Motive nicht näher bestimmt werden, doch belegen die in dieser Zeit entstandenen Landschaften von Fries, daß die Künstler sich mit Sicherheit in Berchtesgaden und in Salzburg auf-

hielten. Die Freundschaft mit Fries dürfte für Sandhaas wohl auch deshalb von Bedeutung gewesen sein, weil er sicher durch ihn die recht kostbare Kunstsammlung von dessen Vater, dem Bankier und Fabrikanten Fries, in Heidelberg kennenlernte. Die Kollektion enthielt Niederländer des 17. Jahrhunderts, Bilder von Lorrain und Poussin und Werke von Josef Anton Koch und Wallis⁵⁵. Auch die berühmte Sammlung Boisserée, die damals noch in Heidelberg war, dürfte Sandhaas in diesem Zusammenhang studiert haben.

Den Höhepunkt in der künstlerischen Laufbahn stellte in der damaligen Zeit eine Reise zu den Kunstschatzen Italiens und ein Studienaufenthalt in der Gesellschaft der deutschen Künstlerkolonie in Rom dar. Im September 1823 wurde dieser Traum für Schilbach und Fries Wirklichkeit, und gemeinsam traten sie die Reise nach Italien an, die für Fries vier und für Schilbach fünf Jahre dauern sollte. Man kann sich leicht vorstellen, wie schmerzhaft der Abschied für den zurückbleibenden Sandhaas gewesen sein muß, und ab diesem Zeitpunkt sind verstärkte Bemühungen des jungen Künstlers festzustellen, seine materielle Lage so zu verbessern, daß er seinen beiden Freunden nachreisen könnte. Ende 1823 bis Ende 1824 hielt sich Sandhaas in Freiburg i. B. auf, wo er wahrscheinlich für die Herdersche Kunstanstalt arbeitete, die der Kupferstecher Karl Barth aus Hildburghausen damals leitete. Damit dürften sich bereits hier in Freiburg zwei Lebensläufe gekreuzt haben, die wegen ihrer jeweiligen tragischen Entwicklung auch heute noch Betroffenheit auszulösen imstande sind. Der als Sohn eines Goldschmieds in Eisfeld geborene Zeichner, Kupferstecher und Dichter Karl Barth (1787–1853)⁵⁶ verlebte seine Jugend in Hildburghausen, wo er trotz seiner niederen Herkunft durch das gemeinsame Interesse an der Kunst die Freundschaft von Heinrich Kümmelmann, dem Sohn des Ministers Kümmelmann, erwarb. Während eines vorübergehenden Aufenthaltes in Darmstadt hatte Kümmelmann die Bekanntschaft Wilhelm Mercks gemacht und mit diesem den Zeichenunterricht jenes nicht identifizierten älteren in Darmstadt ansässigen Sandhaas genossen, von dem bereits die Rede war (vgl. Anm. 22). Als gebildeter junger Mann und als angehender Schüler der Dresdener Kunstakademie nach Hildburghausen zurückgekehrt, sorgte Kümmelmann nun für das weitere Fortkommen Barths, indem er ihn in die höfische Gesellschaft Hildburghausens einführte. Als Stipendiat konnte Barth sich sodann in Stuttgart, München und Rom fortbilden. Während seines Aufenthaltes in Rom (1817–1821) schloß er enge Freundschaft mit dem Dichter Friedrich Rückert und mit Karl Philipp Fohr, den er bei dessen Tod durch Ertrinken beim Baden im Tiber vergeblich zu retten suchte. Das traumatische Erlebnis, daß er, um nicht selbst in den Fluten unterzugehen, sich von dem an ihn sich klammernden Fohr befreien mußte, verfolgte ihn Zeit seines Lebens. Aus Italien zurückgekehrt, wandte er sich

zunächst nach Nürnberg und wurde dann 1824 Leiter der Herderschen Kunstanstalt in Freiburg, welche Position er ein Jahr begleitete. Daraufhin ging Barth nach Frankfurt am Main, wo er an derselben Privatschule unterrichtete, an der auch später Gervinus angestellt wurde. In dieser Zeit versorgte er Sandhaas mit zahlreichen Aufträgen. In den letzten zwei Jahrzehnten arbeitete Barth am Bibliographischen Institut in Hildburghausen. Seit dem tragischen Unglücksfall, der zum Tod Karl Philipp Fohrs geführt hatte, hatte Barth mit dem Wahn zu kämpfen, er werde von den Jesuiten verfolgt, und die Zerrüttung seines Geisteszustandes nahm gegen Ende seines Lebens in einem Maße zu, daß Jakob Felsing sich veranlaßt sah, Barth nach Darmstadt zu holen, mit der Hoffnung, der Kranke könne sich hier wieder beruhigen. Schließlich sah Felsing sich aber doch gezwungen, ihn nach Hildburghausen zurückzubringen. Auf der Rückreise stürzte sich Barth trotz aller Vorsicht Felsings aus dem Oberstock eines Gasthauses in Guntershausen, einem Ort in Kurhessen. Man brachte den Schwerverletzten nach Kassel in ein Krankenhaus, wo er nach fast einem Monat an den Folgen der Verletzungen starb.

Von den Arbeiten, die während dieses ersten Freiburger Aufenthaltes von Carl Sandhaas angefertigt wurden, hat man bisher eine lavierte Sepiazeichnung mit der Ansicht von Schopfheim, eine Bleistiftzeichnung der St.-Oswald-Kapelle im Höllsteig, die auch als Federzeichnung erhalten ist, sowie das Porträt eines Mädchens zuordnen können⁵⁷. Allerdings dürften die zahlreichen Skizzen und Studien nach Motiven aus dem Nibelungenlied, dem „Faust“ und dem „Götz von Berlichingen“ von Barth angeregt worden sein, denn Barth selbst hatte unter dem Einfluß von Peter Cornelius, zu dessen Künstlerkreis er bereits 1811 in Frankfurt am Main und nachher in Rom zählte, in Freiburg erneut begonnen, sich mit solchen Themenstellungen zu befassen. Außerdem muß Sandhaas einige Blätter nach Shakespeares „Sommernachtstraum“ angefertigt haben, von denen zwar nur eine kleine Skizze erhalten geblieben ist, die aber so gut ausgearbeitet gewesen sein müssen, daß sie ihm ein Jahr später in München die Anerkennung der dortigen Kunstwelt eintrugen. Vielleicht war Sandhaas auch dabei, als Barth in der Nähe von Freiburg in der Schloßkapelle des Grafen von Kageneck zwei kleine Andachtsbilder entdeckte, die dort, von niemandem beachtet, „unter alten Scharteken“ hingen. Barth, der diesen „Segnenden Christus“ und diese „Betende Madonna“ für unbekannte Werke Holbeins hielt, begann an Ort und Stelle mit dem Kopieren der Bilder und bewegte den Heidelberger Verleger Winter, die Originale zu erwerben. Die Sensation, die die Entdeckung der Bilder bei Barth auslöste, war so groß, daß er sich die kommenden sechs Jahre eingehend mit ihnen auseinandersetzte. Um sich ausschließlich den Bildern widmen zu können, gab Barth seine Stelle in Freiburg auf.

Es ist anzunehmen, daß Sandhaas in diesem Freiburger Jahr auch mit dem vier Jahre jüngeren Freiburger Maler und späteren Fürstlichen Fürstenbergischen Hofmaler und Galerieinspektor in Donaueschingen Heinrich Frank (1805–1890) in Kontakt trat, der damals in der Herderschen Kunstanstalt das Kupferstechen und Drucken lernte und wohl als Schüler Barths zu betrachten ist. Ganz offensichtlich bereitete Barth Frank und Sandhaas auf eine spätere Zusammenarbeit mit Cornelius vor. In dieser Zeit scheint Sandhaas alles darangesetzt zu haben, die nötigen finanziellen Mittel für die ersehnte Italienreise zusammenzubekommen, was auch aus einem der wenigen erhaltenen Briefe von Carl Sandhaas hervorgeht. Es handelt sich hierbei eigentlich nur um ein Briefchen mit einem Landschaftsaquarell an Hessemer vom 20. Dez. 1823, in dem er seinen Freund um finanzielle Unterstützung bittet. Diese muß dann auch tatsächlich erfolgt sein, denn in einem Brief vom 25. Dez. 1824 lobte Gervinus Hessemer dafür und schlug sogar vor, eine geplante Zusammenkunft von Gervinus und Hessemer in Frankfurt zu verschieben und das dafür zurückgehaltene Geld ebenfalls noch Sandhaas zugute kommen zu lassen⁵⁸. Auch von seinem Onkel Joseph Sandhaas erhielt der junge Künstler Geld für die Italienreise, was aus einem Brief des Vaters Hessemers an seinen Sohn vom 17. Juni 1827 hervorgeht⁵⁹. Ein kürzerer Aufenthalt in Donaueschingen im Februar 1825, der durch zwei Zeichnungen des sogenannten „Schneckenballs“ belegt ist, könnte auch dem Zweck gedient haben, ein ähnliches Italienstipendium zu erwerben, wie dies der Großherzog von Hessen-Darmstadt den künstlerischen Talenten unter seinen Landeskinderen zukommen zu lassen pflegte.

Eine der bedeutendsten Kunstmetropolen in Deutschland war damals mit München in der Entstehung begriffen, wo der kunstbegeisterte Kronprinz und ab September 1825 König Ludwig I. von Bayern Anstalten machte, seine Hauptstadt in ein zweites Athen zu verwandeln, und zahlreiche künstlerische Großprojekte in die Wege leitete. Eine bedeutende Rolle im Planspiel Ludwigs fiel Peter Cornelius zu, den er nach München holte und der einen ganzen Troß von Helfern und Schülern nach der Isarstadt zog. Unter ihnen war der aus dem Darmstädter Künstlerkreis hervorgegangene Peter App, und August Lucas sollte sich ebenfalls im Herbst dazugesellen. Auch Carl Sandhaas betrachtete die Voraussetzungen für ein künstlerisches und wohl auch finanzielles Fortkommen in München für gegeben und kam, wahrscheinlich zusammen mit Heinrich Frank, im Sommer 1825 an die Isar.

Einer der Schüler von Cornelius in dieser Zeit war Ernst Förster, der sich auch als Schriftsteller betätigte. In einer Lebensbeschreibung seines Lehrers schilderte er die günstigen Bedingungen, die die jungen Künstler damals in der Umgebung Cornelius' in München vorfanden:

„Hatte er als bewährte Mitarbeiter am Neubau der deutschen Kunst die alten Freunde aus römischer Zeit zu gewinnen gesucht, und zum Theil gewonnen, so sah er in der heranwachsenden, an ihn sich anschließenden Jugend die Bürgschaft für den weiteren Ausbau in der Zukunft und eben deshalb für sich selbst die erwünschte, ja die zu der vollen Erfüllung seines Berufs nothwendige Gelegenheit, einen breiten Wirkungskreis in der Gegenwart zu haben“⁶⁰.

Als Dokumente des Aufenthaltes von Carl Sandhaas in München haben sich ein Porträt von Cornelius und eines von eben diesem Ernst Förster, beide in der „Darmstädter Mappe“, erhalten. In einem Brief vom 18. August 1825 von München an Hessemer, der seit September 1824 eine Stelle als Oberbaukondukteur für Oberhessen in Gießen bekleidete und seit Ostern 1825 Stube an Stube mit dem inzwischen in Gießen studierenden Gervinus wohnte, schildert Sandhaas die Aufbruchstimmung, in der er sich seit seinem Eintreffen in München befand. Da der Brief bislang nicht veröffentlicht wurde, sei er hier in vollem Wortlaut wiedergegeben:

„Lieber Fritz!

Ich wollte Dir hier mit ein paar Zeilen sagen, daß ich in München bin und daß Du mir schreiben solltest. Ich hatte unterwegs noch allerlei Geschichten die ich Dir später einmal erzählen werde. Außerdem geht es mir insofern gut, ich habe um mich ein wenig zu beschäftigen einige leichte Versuche im Fresko-malen gemacht. – München gefällt mir; ich komme beinahe täglich in die Glyptothek zu Cornelius und anderen. Meine Blätter zum Sommernachtstraum hatten hier sehr gefallen, es muntert mich dazu auf die Geschichte fortzusetzen und herauszugeben.

Hast Du wohl an Tante H[essem]er geschrieben? Von meiner Familie wäre ich also geschieden. Julie will den Freund nicht in mir – gut – so mag sie sich vor dem Feind wohl hüten. Je mehr ich darüber nachdenke je mehr werde ich mit Haß erfüllt, es ist abscheulich sag ich Dir! Ich kenne sie jetzt durch und durch – die Zeit soll das noch rächen.

Nun sage Lieber wie steht es mit Dir und Deinem Leben jetzt in Gießen, was macht Gerwin grüße ihn und gib mir Nachricht. Von meinem Treiben kann ich Dir zu wenig noch sagen weil ich vor allen Dingen sehen muß daß ich zu Geld komme.

Leb also wohl bald ein weiteres

Dein Freund Karl Sandhaas

Das Porträt von Grüner werde ich Dir nächstens zuschicken. – Nimm also vorlieb mit diesem schlechten Brief bis ich Dir einen besseren schicke“⁶¹.

Aus den Exzerpten aus den Briefen Gervinus‘ an Hessemer, die Kempf 1933 in der „Ortenau“ veröffentlichte, läßt sich ersehen, daß das Verhältnis zwischen Carl Sandhaas und der Familie seines Onkels in Darmstadt zunehmend durch Spannungen getrübt wurde. Über die Gründe dafür sind wir nur unzureichend informiert. Am 30. März 1826 schreibt Gervinus an Hessemer nach Gießen, daß Hessemers Vater zu Besuch bei der Familie von Joseph Sandhaas gewesen sei und erzählt habe, die Sandhaasen hätten sich bitter über Carl beschwert. Es ist die Rede von einer Verlegenheit, in der Sandhaas sich in Ulm (wohl auf der Reise nach München) befunden habe, und Julie habe sich beklagt, daß sie „es nicht um ihn verdient hätte“. Leider sind die Andeutungen zu dürftig, als daß man ihnen näher auf den Grund gehen könnte. Offensichtlich haben aber mehrere Komponenten zum Bruch zwischen Sandhaas und der Familie seinen Onkels beigetragen. Bickermann berichtet aufgrund des Quellenmaterials, das er noch hat einsehen können, daß dem jungen Sandhaas von Seiten der Familie seines Onkels Vorhaltungen gemacht worden seien wegen der Geldunterstützungen, die ihm die Familie habe zuteil werden lassen, woraufhin Carl Sandhaas seinem Onkel gesagt habe: „Das was ich bin, bin ich durch mein Talent, und wäre es auch ohne Sie geworden!“⁶²

Über Sandhaas‘ Italienreise herrscht in der Forschung große Unsicherheit, nicht nur im Hinblick auf die Frage, wann sie stattfand, sondern auch wohin sie den Künstler geführt hat. Seit dem Frühjahr 1826 verfestigen sich im Freundeskreis Gerüchte, Sandhaas sei von München nach Italien gegangen. Wir wissen, daß von den in München arbeitenden Künstlern der Heidelberger Jugendfreund von Ernst Fries, Karl Rottmann, und der Freiburger Heinrich Frank im Jahr 1826 nach Rom reisten. Gwinner schreibt in seinen ansonsten wenig zuverlässigen Bemerkungen über Sandhaas, daß er nur in Mailand und auch nur für kurze Zeit dort gewesen sei, wo es ihm aber nicht habe gelingen wollen, sich aus seinen mißlichen finanziellen Verhältnissen herauszuarbeiten, und daß er verstimmt und verzweifelnd wieder nach München zurückgekehrt sei⁶³. Diese Einschätzung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß einer der Darmstädter Jugendfreunde, nämlich der Kupferstecher Jakob Felsing, seit November 1822 sich als Schüler Longhis in Mailand aufhielt. Ein von Gisela Bergsträsser in ihrer Schilbach-Monographie abgedruckter Brief Schilbachs aus Rom an Felsing in Mailand vom 6. Februar 1827 scheint Gwinners Behauptung tatsächlich zu belegen:

„Über den Sandhaas mußte ich mich recht wundern! Damals schon wie mir Deuker deinen Brief brachte, ich hätte freylich nicht erraten wer dieses

wäre – u es überraschte mich sehr, übrigens dauert er mich recht sehr, nach alledem was du mir von ihm sagtest, u auch andere die ihn kennen w. zB. Eibel, Frank, Eisenloher, die du wohl auch kennst? dieser arme Sandhaas ist gewiß durch den überspannten Hessemer verdorben worden, und früher in der Jugend Erziehung vernachlässigt es ist Schade um ihn. Ich kann aber nicht begreifen warum ihn sein Oncle so gehen läßt?“⁶⁴

Von den in der Briefpassage erwähnten Personen konnten Deuker und Eibel nicht identifiziert werden. Bei Frank handelt es sich um Heinrich Frank, der sich damals in Rom aufhielt und bei dem Schilbach im Zusammenhang mit den Mitteilungen Felsings sich über Sandhaas erkundigte, ebenso wie bei Friedrich Eisenlohr, einem gebürtigen Lörracher und Weinbrenner-Schüler, der wie Frank 1826 nach Rom gekommen war⁶⁵. Ob die nicht mehr erhaltenen Mitteilungen Felsings sich tatsächlich auf die Anwesenheit Sandhaas' in Mailand bezogen oder ob er lediglich Nachrichten aus Darmstadt weitergab, ist wohl nicht mehr festzustellen. Die Antwort Schilbachs scheint aber auszuschließen, daß Sandhaas vor dem Februar 1827 in Rom war, denn das wäre Schilbach sicher nicht entgangen. Bickermann hält im Anschluß an den Sandhaas-Artikel in dem Künstlerlexikon von Thieme-Becker die Datierung der Reise auf das Jahr 1828 für wahrscheinlich. Dafür spricht, daß Sandhaas in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen, den sogenannten



Szene in einem italienischen Hafen. Skizze von Carl Sandhaas, wohl 1826. Privatbesitz Haslach im Kinzigtal.

Spitalblättern, verschiedene Anspielungen auf einen Romaufenthalt macht (z. B.: Ich will wieder nach Rom. In Rom gibt es Makkaroni, Feigen, ein Glas Semada und guten Tabak u.s.w.“). An Blättern, die auf der Italienreise von Carl Sandhaas entstanden, haben sich nur wenige auffinden lassen. In Haslacher Privatbesitz befindet sich das Aquarell einer Figurengruppe (offensichtlich handelt es sich um einen Streit zwischen zwei Familien) in einem italienischen Hafen. Zwei zusammengehörige Aquarelle, einen Jungen mit Apfel und einen Apfelpflücker darstellend („Darmstädter Mappe“), dürften ebenfalls auf der Italienreise entstanden sein. Ob diese Reise nun 1826 oder 1828 stattgefunden hat, sei dahingestellt. Sicher ist, daß Sandhaas in den ersten Dezembertagen 1826 (wieder) in München war⁶⁶. Anfang des folgenden Jahres versuchte Sandhaas, eine seiner wohl bedeutendsten Arbeiten, eine großformatige Radierung (25 × 117 cm) „Der Leichenzug“, in Friesform mit einer ausgeklügelten, phantasievollen Arabeske, abzusetzen⁶⁷. Wie sehr sich seine Freunde Daniel Fohr und Gervinus in Heidelberg sowie Hessemer in Gießen um den Verkauf des Blattes bemühten, zeigen wiederum die Briefe von Gervinus an Hessemer⁶⁸. Das Blatt sollte der Anfang einer Folge von zehn bis zwanzig Darstellungen mit dem Titel „Des Menschen Erdenwallen“ oder „Von der Wiege bis zum Grabe“ sein, ein Titel, der sicher bewußt die Assoziation zu Goethes dramatischem Spiel „Künstlers Erdewallen“ wecken sollte. Aber bereits im Frühjahr mehrten sich die Anzeichen dafür, daß die Euphorie, mit der das Projekt begonnen wurde, verflogen war. Im Freundeskreis machte man sich Sorgen darüber, wie es mit Sandhaas weitergehen sollte. Es häuften sich die Klagen über Sandhaas‘ „Gasthausliegen, Marktschlendern, seine Liebhaberei für die holde Weiblichkeit“, und erstmals war konkret die Rede von seiner Krankheit⁶⁹. Mitte Mai kam es zu einer Art Krisensitzung in Heidelberg, an der Gervinus, Daniel Fohr und Barth teilnahmen und auf der man den Plan diskutierte, Sandhaas nach Frankfurt kommen zu lassen, wo Barth sich um ihn kümmern wollte. Man war sich einig darüber, daß die allzu freigiebige Art der Unterstützung, wie sie Hessemer von Gießen aus praktizierte, für Sandhaas nur nachteilige Folgen hatte. Daniel Fohr sah darin sogar eine der wesentlichen Ursachen für seine leichtfertige Mentalität. Hessemer selbst steckte im Frühjahr und Sommer des Jahres 1827 in den Vorbereitungen für seine große Italienreise, die er im August genehmigt bekam und die er im September antrat⁷⁰, so daß auch von daher für die Freunde Handlungsbedarf bestand, sich stärker um Sandhaas zu kümmern.

Für das halbe Jahr, das zwischen Sandhaas‘ Abschied aus München im Juli 1827 und seiner Ankunft in Frankfurt im Dezember liegt, gibt es keinerlei Hinweise auf seinen Aufenthaltsort. In den Reiseberichten Hessemers, die Anfang September in Karlsruhe beginnen, gibt es keine Hinweise darauf, daß er sich vor oder auf seiner Reise noch einmal mit Sandhaas getroffen



August Lucas. Zeichnung von Carl Sandhaas, 1828. Hessisches Landesmuseum Darmstadt.

hätte⁷¹. Denkbar wäre, daß Sandhaas sich im Herbst in Heidelberg aufhielt, um seinen Freund Ernst Fries nach dessen Rückkehr aus Italien zu besuchen. Vor dem Tod des Onkels Joseph Sandhaas am 2. Dezember könnte Carl Sandhaas noch einmal nach Darmstadt gekommen sein. So jedenfalls läßt sich aus einem Brief schließen, den der Vater Hessemers an seinen Sohn in Rom am 1. Februar 1828 schrieb und in dem es heißt, Frau Julie Sandhaas sei sehr erfreut gewesen, daß ihr Mann versöhnt mit Carl gestorben sei⁷². Im Dezember 1827 teilt Gervinus, der in dieser Zeit als Kollege Barths an einer Privatschule in Frankfurt angestellt war, Hessemer mit, daß Sandhaas in Frankfurt sei und daß Barth ihm Arbeit genug verschaffe, wobei er die folgende kleine Charakterisierung

Sandhaas' gibt: „Er ist übrigens dem Äußeren nach der alte, philosophiert in den Tag hinein, macht Gesichter und Stellungen und zeichnet wunderliche Hamlets und andere Gesichter auf Papierschnitzel“⁷³. Im Jahr 1828 finden wir Sandhaas im Kreise von Daniel Fohr, August Lucas, Karl Barth u. a. in Frankfurt und Sachsenhausen. Als im April in Nürnberg eine große Dürerfeier anlässlich des 300. Todestages des Meisters stattfand, pilgerte der gesamte Freundeskreis den Main hinauf in die alte Reichsstadt, und aller Wahrscheinlichkeit nach war Sandhaas mit von der Partie. Im Herbst 1828 stieß Schilbach, der aus Rom zurückberufen worden war, um die Nachfolge von Joseph Sandhaas als Hoftheatermaler anzutreten, zu dem Freundeskreis. Wie eng die Künstlergruppe in Frankfurt zusammenarbeitete, zeigt beispielsweise das sogenannte Skizzenbuch 5 von August Lucas, das Bildnisstudien nach Sandhaas, Daniel Fohr, Schilbach, Karl Barth u. a. m. enthält⁷⁴. Sandhaas war nach Bickermann mit Genremalerei in Aquarell und mit lithographischen Arbeiten für den Kunsthändler Bottinelli beschäftigt. Eine Tuschzeichnung eines nahezu lebensgroßen Bildnisses des Amanaensis Martin May von der Frankfurter Stadtbibliothek, das auch in dieser Bibliothek aufgehängt war, ist nicht mehr auffindbar. Dieser Zeit dürfte auch eine Reihe von Durchzeichnungen nach Karl Philipp Fohr und Karl Barth zuzuordnen sein, die sich, von der Forschung unbeachtet, in einem Konvolut von Sandhaas-Blättern in den Graphischen Sammlungen des Stä-



*Daniel Fohr. Zeichnung von Carl Sandhaas, um 1828.
Städtische Kunsthalle Mannheim*

delschen Kunstinstituts in Frankfurt am Main erhalten haben und die z. T. zu den Porträtstudien gehören, die Fohr in Rom als Vorarbeiten für sein Café-Greco-Projekt machte. Die bisher bekannte Anzahl dieser Studienblätter dürfte sich durch den Fund um einiges erhöhen. Besonders Interesse verdient eine Durchzeichnung Sandhaas', die Barth zusammen mit dem Architekten Buck aus Hildburghausen darstellt und die als ein unmittelbares Seitenstück zu der bekannten Fohrstudie einer Porträtgruppe mit Barth, Buck und dem Dichter Friedrich Rückert definiert werden muß⁷⁵.

Es scheint, als sei in diesen Frankfurter Jahren noch einmal der romantische Freundschaftskult aufgeblüht, der diese Generation von Heidelberger und Darmstädter Künst-

lern in einem vielschichtigen Geflecht von wechselseitigen Bindungen und Beeinflussungen für rund fünfzehn Jahre zusammengehalten hatte. Daß am Ende dieser Epoche noch einmal die Figur zu Ehren kam, die aus vielfältigen Gründen als ihr Ausgangspunkt betrachtet werden kann, nämlich Karl Philipp Fohr, mag dazu beitragen, Sympathie mit diesem Künstlerkreis zu erwecken. Für Carl Sandhaas, dessen psychischer Verfall sich offensichtlich in mehreren Schüben bereits ankündigte, war mit dem Zerschneiden des Frankfurter Freundeskreises eine prägnante und wohl die bedeutendste Phase seiner künstlerischen Entwicklung beendet. Von nun an scheinen die Verbindungen abgeschnitten. Ob Hessemer, der im Herbst 1830 als Professor der Baukunst an das Städelsche Kunstinstitut nach Frankfurt kam, dem von Barth aufgegebenen und angeblich an Selbstmord laborierenden Sandhaas eine Anstellung an diesem Institut beschaffen konnte, muß wegen mangelnder Quellen im Bereich der Mutmaßung bleiben.

Werfen wir zum Schluß noch einen kurzen Blick auf die weitere Entwicklung der wichtigsten Mitglieder dieses Kreises. August Lucas (1803–1863) ging im Oktober 1829 über Mailand, wo er seinen Freund Jakob Felsing besuchte, nach Rom, blieb dort bis 1834, wurde gegen Ende seines Aufenthaltes krank und verzweifelte an seiner Berufung als Künstler, erholte sich



Durchzeichnung eines verschollenen Originals von Karl Philipp Fohr. Porträtstudien von Karl Barth und dem Architekten Buck aus Hildburghausen als Vorarbeiten für Fohrs Darstellung der deutschen Künstler im Café Greco in Rom. Die Durchzeichnung dürfte Carl Sandhaas um 1828 in Frankfurt am Main angefertigt haben.

Städelsches Kunstinstitut Frankfurt am Main.

aber anschließend in Darmstadt wieder, war als Zeichenlehrer an Darmstädtischen Schulen beschäftigt und bildete als Maler einen kleinen Schülerkreis um sich. Daniel Fohr (1801–1862) ging ebenfalls 1829 nach München, wurde 1839 badischer Hofmaler und lebte zuerst in Karlsruhe, dann in Baden-Baden. Heinrich Schilbach (1798–1851) lebte als Hoftheatermaler in Darmstadt, wo er 1833 Mitbegründer des Darmstädter Kunstvereins war. Im Jahr 1835 unternahm er zusammen mit J. W. Schirmer eine Reise in die Schweiz, die Gisela Bergsträsser anhand eines auf dieser Reise entstandenen Skizzenbuches rekonstruiert hat⁷⁶. Demnach nahmen die Künstler ihren Weg das Rheintal hinauf, bogen aber bei Offenburg in das Kinzigtal ab und kamen über Gengenbach und Biberach nach Haslach, von wo sie ihre Reise über Hornberg, Triberg, nach dem Simonswald und durch das Glottertal nach Freiburg fortsetzten. Dieser Umweg galt sicher nicht nur den Naturschönheiten des Schwarzwaldes, sondern möglicherweise auch einem Besuch bei Schilbachs altem Freund Carl Sandhaas. Leider gibt es aber keinen Hinweis darauf, ob sie ihn tatsächlich in Haslach oder Freiburg antrafen. Ernst Fries (1801–1833) war nach seiner Rückkehr aus Rom

von Heidelberg nach München gegangen, wo er sich der Landschaftsmalerei widmete, wurde 1831 badischer Hofmaler in Karlsruhe und beging zwei Jahre später Selbstmord, indem er sich, angeblich im Delirium eines Scharlachfiebers, die Pulsadern durchschnitt. Friedrich Maximilian Hessemer (1800–1860) gab als Professor am Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt ein Werk über „Arabische und altitalienische Bauverzierungen“ (Berlin 1840) und „Neue Arabesken“ (Mainz 1854) heraus und blieb auch in seinen dichterischen Arbeiten diesem Sujet verbunden. In einem Brief an Gervinus vom 16. August 1849 verteidigt er die Grundkonzeption eines seiner Werke gegenüber Gervinus, der daran Kritik geübt hatte: „Das Arabeskenartige und die Wirkerei der durchschlungenen Fäden wäre ja beinahe das, was in meiner Absicht gelegen hat“⁷⁷. Georg Gottfried Gervinus (1805–1871)⁷⁸ wurde 1830 Privatdozent für Geschichte in Heidelberg, gab 1835 seine „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ heraus und kam 1836 als Professor für Geschichte nach Göttingen, wo er im Dezember 1837, als einer der sogenannten „Göttinger Sieben“ wegen seiner entschiedenen liberalen Haltung im Hannoverschen Verfassungskonflikt suspendiert wurde. Über Kassel kam er nach Darmstadt und Heidelberg zurück, wo er ab 1844 wieder Vorlesungen hielt und seinem Selbstverständnis als „politischem Professor“ entsprechend eine rege journalistische und publizistische Tätigkeit entfaltete. 1848 wurde er Mitglied der Nationalversammlung und zog sich später wegen einer historischen Arbeit über das 19. Jahrhundert einen Prozeß wegen Hochverrats und politischer Agitation zu.

Carl Sandhaas selbst hielt sich nach 1830 vorwiegend in seiner engeren Heimat des mittleren und südlichen Schwarzwaldes auf. Aber auch hier finden sich neben seinen Schüben geistiger Zerrüttung, die ihn über sein „Hausen“ in einer Laubhütte in den Wäldern oberhalb Haslachs, seinen Aufenthalt in der Nervenheilanstalt auf der Illenau bis hin zu seinem erbärmlichen Lebensabend im Haslacher Armenhaus führen sollten, noch bemerkenswerte Phasen künstlerischer Produktivität, wie u. a. seine Arbeiten für die „Kranken-Physiognomik“ des Freiburger Professors der Medizin K. H. Baumgärtner und auch die neuerdings von Manfred Hildenbrand in Straßburg entdeckten Sandhaas-Blätter beweisen, ganz zu schweigen von den zahlreichen Porträts und Landschaften, die das Haslacher Hansjakob-Museum aufbewahrt. In seinen gegen Ende seines Lebens entstandenen handschriftlichen Aufzeichnungen, den sogenannten Spitalblättern, kommt Sandhaas gelegentlich noch einmal auf die Zeit zwischen 1815 und 1830 zu sprechen, allerdings ohne Zusammenhang, so daß die Auswertung der Niederschriften für den fraglichen Zeitraum wenig aufschlußreich ist. Stattdessen sind sie aber ein erschütterndes Dokument eines gegen seine Entmündigung aufbegehrenden Menschen, wobei hin und wieder etwas von jenem

selbstbewußten und stolzen Trotz aufblitzt, der im geistigen Umfeld der Darmstädter und Gießener „Schwarzen“ seinen Ursprung haben mag.

Anmerkungen

- 1 Vgl.: Manfred Hildenbrand: 49 weitere Sandhaas-Bilder entdeckt. Dokumente des heimatlichen Lebens aus dem 19. Jahrhundert / Neuer Fund in Straßburg. In: Offenburger Tageblatt vom 7.3.1990.
- 2 Vgl.: Werner Busch: Die notwendige Arabeske. Wirklichkeitsaneignung und Stilisierung in der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts. Berlin 1985.
- 3 Vgl.: Ebd. S. 133 ff.
- 4 Die erstmals 1888 in Heinrich Hansjakobs „Wilde Kirschen“ veröffentlichte Erzählung hat zahlreiche Neuauflagen erfahren und ist 1985 auch im Selbstverlag der Stadt Haslach im Kinzigtal in einer selbständigen und mit Illustrationen versehenen Fassung erschienen.
- 5 Im einzelnen handelt es sich dabei um folgende Titel: Max Bittrich: Ein närrisches Genie im Schwarzwalde. In: Schwarzwaldkalender (1901), S. 29–34.
Max Bittrich: Zur Geschichte eines verrückten Genies in Baden. In: Mannheimer Generalanzeiger. Blätter für Bildung und Wissen. Nr. 488 vom 22.10.1919.
Johann Karl Kempf: Karl Sandhaas, der närrische Maler von Haslach (1801–1859). In: Mein Heimatland (1930), Heft 6/7, S. 223–239.
Johann Karl Kempf: Maler Karl Sandhaas in Darmstadt und Frankfurt a. M. In: Die Ortenau (1933), S. 1–17.
Albert Bickermann: Karl Sandhaas. Ein Gedenkblatt zu seinem 80. Todestag am 12. April 1939. Unveröffentlichtes Typoskript in Besitz des Hansjakob-Museums in Haslach i. K., 1938, 29 S.
Franz Schmider: Maler Carl Sandhaas. Haslach i. K. ¹1959, ²1984.
Esther Vögeley: Der „närrische Maler“ von Haslach. Zum 125. Todestag von Carl Sandhaas. In: Badische Heimat. Heft 4 (1984), S. 87–96.
Martin Ruch: Der Haslacher Maler Carl Sandhaas in der Heil- und Pflgeanstalt Illenau 1843–45. „Die stille Wut hab ich schon lang“. In: Die Ortenau (1988), S. 495–504.
Manfred Hildenbrand: Der Maler Carl Sandhaas (1801–1859). Sein Leben enthält zahlreiche offene Fragen. In: Die Ortenau (1990), S. 362–378.
- 6 Die Arbeiten sind heute ein Kernstück der ständigen Sandhaas-Ausstellung im Hansjakob-Museum in Haslach im Kinzigtal.
- 7 Vgl. die ausführliche Schilderung dieser Episode bei dem Augenzeugenbericht von Schillers Freund Schleicher: Andreas Schleicher: Schillers Flucht. Stuttgart 1968. S. 78 f.
- 8 Vgl.: H[ermann] K[aiser]: Die wiederentdeckte Operndiva. In: Darmstädter Echo vom 14.8.1951.
- 9 Ebd.
- 10 Ebd.
- 11 Der Anstellungsvertrag ist in vollem Wortlaut abgedruckt bei Hermann Knispel: Das Großherzogliche Hoftheater zu Darmstadt von 1810–1890. Darmstadt und Leipzig 1891, S. 36. Knispel war selbst Hofchauspieler in Darmstadt und ein Freund des Soh-

- nes von Joseph Sandhaas, nämlich des Darmstädter Advokaten Carl August Sandhaas, der im Besitz des Schriftstückes war.
- 12 Vgl. die Abbildung des Gemäldes bei Hermann Kaiser: Das Großherzogliche Hoftheater zu Darmstadt 1810–1910. Darmstadt 1964, S. 26.
 - 13 Knispel: Hoftheater. S. 34.
 - 14 Vgl.: Kaiser: Operndiva.
 - 15 Georg Sebastian Thomas: Die Großherzogliche Hofkapelle, deren Personalbestand und Wirken unter Ludwig I., Darmstadt 1859, S. 126.
 - 16 Knispel: Hoftheater. S. 47.
 - 17 Vgl.: Manfred Hildebrand: Ein Großer der Haslacher Sandhaas-Familie. Der Großherzogliche Hofmaler Joseph Sandhaas strab vor 160 Jahren in Darmstadt. In: Schwarzwälder Bote vom 2.12.1987.
 - 18 Im einzelnen sind folgende Arbeiten von Joseph Sandhaas in der Weinbrenner-Literatur erwähnt:
 - 1802 Figurenfries an den Wänden im Erbprinzen-schlößchen in Karlsruhe.
 - 1805 Wandmalereien im Gesellschaftssaal im Schloß zu Bauschlott (werden neuerdings Kuntz zugeschrieben).
 - 1810 Decken- und Wandmalereien im Gesellschaftssaal des Markgräflichen Palais in Karlsruhe.
 - 1812 Tanzsaal des Badischen Hofes in Karlsruhe (zusammen mit Feodor Iwanowitsch Kalmück).
 - 1812/13 Wandbemalung der St. Stephanskirche in Karlsruhe.
 - 1816 Marmorierung der Wände der evangelischen Stadtkirche in Karlsruhe.
 - 1817/18 Kuppelausmalung der St. Stephanskirche in Karlsruhe.
 - 19 Vgl.: Walter Gunzert: Der Theatermaler Primavesi. In: Festschrift für Karl Lohmeyer. Saarbrücken 1954, S. 229–241.
 - 20 Ein von Joseph Sandhaas gefertigtes Porträt Mollers ist abgedruckt bei Marie Frölich, Hans-Günther Sperlich: Georg Moller. Baumeister der Romantik. Darmstadt 1959, S. 47.
 - 21 Korrespondenz-Nachrichten. Darmstadt, Juli. In: Morgenblatt für gebildete Stände vom 26.7.1820, S. 716.
 - 22 Eine eindeutige Zuschreibung der Ansichten ist allerdings schon wegen unterschiedlicher Anfangsbuchstaben für den Vornamen in den jeweiligen Bildunterschriften nicht möglich. Schon bevor Carl und Joseph Sandhaas nach Darmstadt kamen, war ein älterer Künstler dieses Namens in Darmstadt ansässig. Dieser gehörte zu dem Freundeskreis des Geheimen Kriegsrates Johann Heinrich Merck, des Freundes und väterlichen Gönners Goethes. In den erhalten gebliebenen Rechnungen der Familie tauchen Posten für den Erwerb von Bildern dieses älteren Sandhaas auf. Auch ließ der Kriegsrat seinen Sohn Wilhelm von ihm im Zeichnen unterrichten. Die einschlägige Literatur bezeichnet Joseph Sandhaas als Lehrer Wilhelm Mercks, was aber nur für die spätere Phase zutreffen kann, in der Wilhelm Merck seine Kenntnisse in der Perspektive vertiefen wollte. Vgl.: F. Hermann: Wilhelm Merck. Ein Darmstädter Maler des beginnenden 19. Jahrhunderts. Darmstadt 1930. Die Bemerkungen von Hermann auf S. 6 f. wären entsprechend zu korrigieren.

- 23 Noch zwei Monate vor seinem Tod erhielt Joseph Sandhaas am 6.10.1827 vierhundert Gulden Besoldungszulage rückwirkend von Anfang des Jahres „zur Bezeugung Unserer Zufriedenheit über seine Uns bisher geleisteten Dienste“ vom Großherzog verliehen, wie aus den Akten des Staatsarchivs Darmstadt hervorgeht.
- 24 G. G. Gervinus *Leben. Von ihm selbst.* 1860. Leipzig 1893, zwischen S. 90 und 91.
- 25 Vgl.: Erich Zimmermann: *Die Verfassungsbewegung im Großherzogtum Hessen seit 1815.* In: Georg Büchner. *Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler 1813–1837.* Katalog der Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt, 2. August – 27. September 1987. Basel, Frankfurt am Main 1987, S. 86–97. Der Katalog enthält auch mehrere Abbildungen von Arbeiten von Carl und Joseph Sandhaas.
- 26 Kopie eines Schreibens aus dem Notizenbuch und aus fragmentarischen Aufsätzen von Adolf August Follen, dem Bruder von Karl Follen, abgedruckt bei Walter Grab: *Dr. Wilhelm Schulz aus Darmstadt. Weggefährte von Georg Büchner und Inspirator von Karl Marx.* Frankfurt am Main, Olten, Wien 1987, S. 40. Grab hat als Schutzleinband für sein Buch die Abbildung des Aquarells „Zusammenkunft von Künstlern und Studenten“ von Carl Sandhaas gewählt.
- 27 Das Aquarell ist unter verschiedenen Betitelungen mehrfach veröffentlicht worden. Von den 18 dargestellten Personen wurden identifiziert: 1. nach dem Ausstellungskatalog „Georg Büchner und seine Zeit“. Ausstellung der hessischen Staatsarchive 1987, bearb. v. Prof. Dr. Eckhart G. Franz, S. 15:
 „Die ‚Darmstädter Schwarzen‘ und ihre Freunde um 1818, darunter Hofgerichtsadvokaten Philipp Bopp, Heinrich Karl Hofmann (am Tisch in der Mitte), und Wilhelm Stahl, der spätere ‚Turnvater‘ Heinrich Felsing, Christian Sartorius (am Tisch links) und sein späterer Schwager Leutnant Wilhelm Schulz (am Tisch rechts vorn) sowie die Kandidaten Heinrich Ritsert und Heinrich Schmitz, die später eine der angesehensten Privatschulen Darmstadts führten (Aquarell von Carl Sandhaas; Hessisches Landesmuseum Darmstadt Hz 2568).“
2. nach Ausstellungskatalog „Georg Büchner. Revolutionär – Dichter – Wissenschaftler“. Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt, 2. August bis 27. September 1987, S. 89:
 „Zusammenkunft von Künstlern und Studenten. Aquarell von Carl Sandhaas, um 1818. 19 x 36,6 cm, Darmstadt, Hessisches Landesmuseum. Unter den Dargestellten: Philipp Bopp, Darmstädter Advokat; Leidecker, Stud. med. aus Freiburg; C. Fr. Jaeger, Theologe aus Tübingen; Christian Sartorius, Gießener Schwarzer; Heinrich Ritsert, Gießener Schwarzer; Heinrich Karl Hofmann, Teutone, Darmstädter Jurist; Wilhelm Schulz, Leutnant aus Darmstadt; J. W. Chr. Tilemann Stahl, Amtsaktuar aus Zwingenberg; Heinrich Schmitz, Cameralist aus Freiburg.“
3. nach Gisela Bergsträsser: *Johann Heinrich Schilbach. Ein Darmstädter Maler der Romantik.* Darmstadt 1959, S. 17 (dort farbige Abbildung des Aquarells):
 „C. Sandhaas: Schilbach im Kreise seiner Freunde. Eine Zeichnung von Carl Sandhaas im Besitz des Landesmuseums (Hz 2567) gibt näheren Aufschluß über den Kreis, in dem der Jüngling [d. i. Schilbach, Anm. R. H.] sich bewegte und damit über die geistigen Interessen des jungen Malers. Unter den Bäumen auf einer Anhöhe ist eine Schar von Freunden versammelt. Die bunten Mützen und der altdeutsche Rock charakterisieren einige als Studenten. Neben die Dargestellten und auf die Rückseite des Blattes sind Namen geschrieben, die sich wenigstens zum Teil noch lesen lassen. Da finden sich außer den Künstlern Hessemer, Felsing, Lucas und Schilbach die Namen Bopp, Leidecker, Filchner, Jäger, Rühl, Ritsert, Sartorius, Schmitz, Schulz, Stahl. Namen, die in den Listen der Burschschafter, vor allem auf der ‚Freiburger Adressenliste‘ aus dem Spätsommer 1818 vorkommen.“

Das Aquarell gilt seit der Büchner-Ausstellung von 1987 als wichtiges Dokument für die Forschung zum hessischen Vormärz, aber auch für die Sandhaas-Forschung ist es äußerst aufschlußreich. Es beweist nicht nur Sandhaas' Kontakte zu den Revolutionären der Jahre 1817–19, – der Kotzebue-Attentäter Sand gehörte ebenso zu diesem Umfeld wie Löning, der auf den nassauischen Minister von Ibell einen Mordanschlag verübte. Außerdem sind die auf dem Aquarell Dargestellten die Hauptagitatoren beim Odenwälder Bauernaufstand 1819.

- 28 Im folgenden ist die wichtigste neuere Literatur über H. K. Hofmann verarbeitet: Siegfried Büttner: Die Anfänge des Parlamentarismus in Hessen-Darmstadt und das du Thilsche System. Darmstadt 1969, S. 13–15. Erich Zimmermann: Heinrich Karl Hofmann (1795–1845). Ein Darmstädter Liberaler des Vormärz. In: Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde N. F. 38. Bd. (1980), S. 339–379. Ders.: Die Hofmännische Sache. Ein juristisch-politischer Konflikt zwischen Hessen-Darmstadt und Preußen in der Restaurationszeit. In: Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde N. F. 39. Bd. (1981), S. 259–314. Ders.: Für Freiheit und Recht! Der Kampf der Darmstädter Demokraten im Vormärz (1815–1848). Darmstadt 1987.
- 29 An neuerer Literatur über W. Schulz wurden folgende Veröffentlichungen ausgewertet: Siegfried Büttner: Die Anfänge des Parlamentarismus in Hessen-Darmstadt. S. 15–18. Walter Grab: Wilhelm Schulz. Ein bürgerlicher Vorkämpfer des sozialen und politischen Fortschritts. In: Ders.: Radikale Lebensläufe. Berlin 1980. S. 179–200. Ders.: Dr. Wilhelm Schulz aus Darmstadt. Weggefährte von Georg Büchner und Inspirator von Karl Marx. Frankfurt am Main, Olten, Wien 1987.
- 30 Eine neuere Arbeit über Sartorius liegt nicht vor. Herman Haupt: Artikel über Sartorius. In: Hessische Biographien. Hrsg. v. Herman Haupt. Bd. 3. Darmstadt 1934. S. 69–76. Ders. (Hrsg.): Leben und Wirken des Gießener Schwarzen Karl Christian Sartorius 1814–1824. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen. In: Beiträge zur Geschichte der Gießener Urburschenschaft. Gießen 1938, S. 7–39.
- 31 Erich Zimmermann: Freiheit und Recht. S. 20, 283, 286.
- 32 Herman Haupt (Hrsg.): Sartorius Leben und Wirken. S. 17.
- 33 Adolf Müller: Die Entstehung der Hessischen Verfassung von 1820. Darmstadt 1931. S. 30.
- 34 Georg Gottfried Gervinus: Leben. Von ihm selbst. 1860. Leipzig 1893. S. 78. Dagegen versucht der Hessemer-Biograph Adolf von Grolman diesen Aspekt herunterzuspielen. Vgl.: Adolf von Grolman: F. M. Heßemer. Frankfurt am Main 1920. S. 2.
- 35 Vgl.: Adolf Müller: Entstehung der Hessischen Verfassung. S. 61.
- 36 Ebd.
- 37 August Friedrich Wilhelm Crome: Handbuch der Statistik des Großherzogtums Hessen. Darmstadt 1822. S. 53 f. Im Vergleich zu den Verschwendungen, die von Fürsten in anderen Ländern betrieben würden, fielen die Kosten, wie Crome meint, allerdings nicht so sehr ins Gewicht, da der Großherzog im übrigen bescheiden lebe und keine großen Hoffeten und Jagden veranstalte. Ebd. S. 76.
- 38 Erich Zimmermann: Für Freiheit und Recht. S. 45. Ders.: H. K. Hofmann. S. 348.
- 39 Franz Hubert Müller (1784–1835), Museumsleiter, Zeichenlehrer, Künstler und Architekturforscher. Eine Arbeit zu seiner Person und seinem Werk liegt nicht vor, obwohl die von ihm begründete Museumszeichenschule über siebzig Jahre hinweg Ausbildungsstätte für die meisten Darmstädter Künstler war.
- 40 Bernhard Lade: August Lucas. Sein Leben und seine Werke. Darmstadt 1924. S. 7.
- 41 Ebd.

- 42 Peter App (1803–1844), Schüler von F. H. Müller in Darmstadt und Peter Cornelius in Düsseldorf und München; Romstipendiat des Großherzogs von Hessen-Darmstadt, Mitglied der Ponte-Molle-Gesellschaft in Rom. 1844 Titel eines Hofmalers in Darmstadt. Ein von Sandhaas verfertigtes Porträt von Peter App befindet sich in der „Darmstädter Mappe“ im Hansjakob-Museum in Haslach im Kinzigtal.
- 43 Bernhard Lade: August Lucas. S. 7–9.
- 44 Vgl.: Volker Sellin: Heidelberg im Spannungsfeld deutsch-französischer Konflikte. Die Schloßruine und ihre Stilisierung zum nationalen Symbol im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons. In: Friedrich Strack (Hrsg.): Heidelberg im säkularen Umbruch. Traditionsbewußtsein und Kulturpolitik um 1800. Stuttgart 1987. S. 19–34.
- 45 Georg Gottfried Gervinus: Leben. S. 23. Gervinus erwähnt Sandhaas mehrfach in seiner Autobiographie (S. 79, 84, 91 und 101); außerdem sind die von Sandhaas verfertigten Porträts von Gervinus und Grüner wiedergegeben. Gervinus, der das rührige Treiben des Freundeskreises im Rückblick durchaus mit gemischten Gefühlen betrachtet, meint, daß die große Selbständigkeit und Ungestörtheit sie früh daran gewöhnt habe, „all unseren Hängen und Neigungen den freiesten Lauf zu lassen“ (S. 23), was „freilich auch in Bezug auf Zucht und gute Sitte [...] außerordentliche Gefahren und große Schäden“ (S. 24) mit sich geführt habe. Carl Sandhaas bemerkt in den von ihm handschriftlich hinterlassenen, sogenannten „Spitalblättern“ an einer Stelle, daß er sich bei einer Darmstädter „Dame“ eine Geschlechtskrankheit zugezogen habe, wodurch diese Äußerungen von Gervinus durchaus ihre Bestätigung erhalten.
- 46 Der Freundschaftskult ist eine für die Romantik geradezu charakteristische Form des sozialen Zusammenlebens. Vgl.: Klaus Lankheit: Das Freundschaftsbild der Romantik. Heidelberg 1952.
- 47 Gisela Bergsträsser: Johann Heinrich Schilbach. Ein Darmstädter Maler der Romantik. Darmstadt 1959. S. 14.
- 48 Zu den Brüdern Felsing vgl.: Willibald Franke: 100 Jahre im Dienst der Kunst. Erinnerungsgabe der Firma O. Felsing. Berlin 1897. Ausstellungskatalog Kunsthalle Darmstadt: Die Felsings aus Darmstadt 1797–1987. Kupferstecher-Drucker-Verleger. 18.10. – 15.11.1987. Darmstadt 1987.
- 49 Die drei Porträts von F. M. Hessemer (Darmstadt 1817, Darmstadt 1822, Gießen 1826) sowie die von den drei Cousinen Emilie Hessemer, Luise Hessemer und Hedwig Hessemer aus dem Jahr 1821 sind bei Kempf: Maler Sandhaas wiedergegeben. Nach einer Liste, die der Hessemer-Biograph Adolf von Grolman im Archiv der Gießener Freimaurerloge hinterließ, hingen die Bilder der Cousinen im „Paradies“, der Stube Luise Hessemer, von wo aus sie in den Besitz Paul Hessemer gelangt sind. Weiterhin besitzt das Hansjakob-Museum ein Porträt der Schwester F. M. Hessemer, Ernestine.
- 50 Mit dieser Reise füllt sich nicht nur für die Biographie von Carl Sandhaas, sondern auch für Fries und Schilbach eine Forschungslücke, da der Liebig-Brief von der einschlägigen Literatur nicht rezipiert worden ist.
- 51 Das Porträt ist in der Liebig-Literatur verschiedentlich wiedergegeben, u. a. bei Wilhelm Jöckel: Justus Liebig als Erlanger Student. In: Hessen in Wort und Bild. Beilage zur Gießener Allgemeinen Zeitung vom 19.4.1951. Der Dichter August von Platen, der Liebig erstmals im Hause Kastners begegnete und sich in ihn verliebte („Ich traf einen Studenten bey ihm, [...] der ein sehr schöner Junge ist.“) hat das Porträt wenig später bei den Eltern von Ernst Fries in Heidelberg zu Gesicht bekommen. Vgl.: Peter Bumm: August Graf von Platen. Eine Biographie. Paderborn, München, Wien, Zürich 1990. S. 284–294. Dort auch die Abbildung des Porträts von Liebig. S. 287.

- 52 Ernst Berl (Hrsg.): Briefe von Justus Liebig. Nach neuen Funden. Gießen 1928. S. 30.
- 53 Marianne Bernhard (Hrsg.): Deutsche Romantik Handzeichnungen. Bd. 1 München 1973. S. 391–428. Ausstellungskatalog Kurpfälzisches Museum Heidelberg: Ernst Fries. Gemälde, Aquarelle und Zeichnungen im Besitz des Kurpfälzischen Museums Heidelberg. Heidelberg 1974. Jens Christian Jensen. Aquarelle und Zeichnungen der deutschen Romantik. Köln 1978, ²1980. S. 25 f., 29, 165 f. Weitere Literatur zu Ernst Fries bei Jensen S. 165.
- 54 Marianne Bernhard: Deutsche Romantik Handzeichnungen S. 397. Jens Christian Jensen: Aquarelle und Zeichnungen der deutschen Romantik. S. 29.
- 55 Willi Geismeier: Die Malerei der deutschen Romantik. Dresden 1984. S. 451.
- 56 Walther Vontin: Carl Barth. Ein vergessener deutscher Bildniskünstler (1787–1853). Hildburghausen [1938].
- 57 Franz Schmider: Maler Carl Sandhaas. S. 17.
- 58 Johann Karl Kempf: Maler Karl Sandhaas. S. 11.
- 59 Albert Bickermann, dem dieser Brief durch Paul Hessemer zur Einsicht vorgelegen hat, zitiert in seinem unveröffentlichten Sandhaas-Aufsatz (S. 15) die entsprechende Passage.
- 60 Ernst Förster: Peter Cornelius. Ein Lebensbild. Berlin 1875. S. 19.
- 61 Der Brief war Albert Bickermann aus Frankfurt am Main in Friedrichshafen am Bodensee durch Zufall in die Hände gekommen, woraufhin er begann, sich für die Hintergründe und die in dem Brief erwähnten Sachverhalte zu interessieren. Im Zuge seiner Nachforschungen stieß er auf die Erzählung Hansjakobs, dessen persönliche Bekanntschaft er in der Folge ebenso machte wie die Paul Hessemer, des Sohnes von F. M. Hessemer. Seine akribisch zusammengetragenen Forschungsergebnisse verdichteten sich zu einem 1938 druckreif fertiggestellten Aufsatz. Durch die enorme Teuerung des Papiers in den Jahren des Zweiten Weltkrieges wurde die bereits begonnene Drucklegung abgebrochen, und überdies wurde das Original des Sandhaas-Briefes, das in einem Safe in Frankfurt aufbewahrt wurde, bei einem der ersten Bombenangriffe auf die Stadt vernichtet. Glücklicherweise hatte Bickermann eine Fotoplatte angelegt, die von einem Freund Bickermanns nach dessen Tod im Dezember 1950 zusammen mit dem Manuskript der Sandhaas-Arbeit Bickermanns der Stadt Haslach i. K. überlassen wurden. Die Wiedergabe des Briefes, die auch als kleine Verbeugung vor Bickermann betrachtet werden kann, folgt der Transkription des Bickermann-Manuskripts (S. 10 f.).
- 62 Albert Bickermann: Sandhaas-Manuskript. S. 8.
- 63 Ph. F. Gwinner: Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. vom 13. Jahrhundert bis zur Eröffnung des Städel'schen Kunstinstituts. Zusätze und Berichtigungen. Frankfurt am Main 1867. S. 76.
- 64 Gisela Bergsträsser: Johann Heinrich Schilbach. Ein Darmstädter Maler der Romantik. Darmstadt 1959. S. 85.
- 65 Jakob Friedrich Eisenlohr (1805–1854), Architekt, Ausbildung in Karlsruhe und 1826–1828 in Italien, hauptsächlich in Rom, 1832 Lehrer am Polytechnikum und 1853 Direktor der Bauschule in Karlsruhe; verantwortlich für die Hochbauten der badischen Staatsbahn.
- 66 Johann Karl Kempf: Maler Karl Sandhaas S. 12 (Brief Gervinus an Hessemer. Anfang Dezember 1826).
- 67 Mit der Radierung setzt sich Oskar Ludwig Bernhard Wolff (1789–1851) in einer mehr als sechzig Druckseiten umfassenden Dichtung auseinander, die er 1844 zusammen mit dem Blatt veröffentlicht: O. L. B. Wolff: Träume und Schäume des Lebens. Poetische Glossen zu einer Radierung von Carl Sandhaas. Frankfurt am Main 1844. Die kongen-

- niale Literarisierung des Leichenzuges und seiner arabeskenhaften Randzeichnung läßt vermuten, daß Wolff sich für die Interpretation mit Sandhaas in Verbindung gesetzt hatte, bevor er das Buch veröffentlichte. Wie und wo der später als Herausgeber des „Poetischen Hausschatzes des deutschen Volkes“ bekannt gewordene O. L. B. Wolff die Bekanntschaft mit Sandhaas machte, ist nicht bekannt. Sandhaas befand sich jedenfalls zu dem Zeitpunkt, da das Werk erschien, in der Nervenheilanstalt Illenau.
- 68 Johann Karl Kempf: Maler Karl Sandhaas. S. 12–14.
- 69 Ebd. S. 14.
- 70 Von der Reise, die ihn sogar bis nach Ägypten führen sollte, sind umfangreiche Tagebuchaufzeichnungen in der von Adolf Grolman besorgten Hessemer-Monographie abgedruckt (S. 13 ff.).
- 71 Dieser Umstand spricht gegen die Mutmaßung Bickermanns, Sandhaas sei 1828 in Italien gewesen, da Hessemer dies sicher in seinen Aufzeichnungen erwähnt hätte.
- 72 Albert Bickermann: Sandhaas-Manuskript. S. 13.
- 73 Johann Karl Kempf: Maler Karl Sandhaas. S. 15. Das dort angegebene Datum Dezember 1828 ist auf Dezember 1827 zu korrigieren.
- 74 Andreas Franzke: August Lucas 1803–1863. In: Kunst in Hessen und am Mittelrhein 12. Darmstadt 1972. S. 9–201, hier 187. Bernhard Lade schreibt sogar einen Teil der Zeichnungen Sandhaas zu. Bernhard Lade: August Lucas. S. 14.
- 75 Vgl.: Georg Poensgen: C. Ph. Fohr und das Café Greco. Die Künstlerbildnisse des Heidelberger Romantikers im geschichtlichen Rahmen der berühmten Gaststätte an der Via Condotti zu Rom. Heidelberg 1957. S. 16.
- 76 Gisela Bergsträsser: Johann Heinrich Schilbach. S. 60 ff.
- 77 Adolf von Grolman: F. M. Heßemer. S. 66. Die Bemerkung bezieht sich auf das 1859 veröffentlichte Epos „Ring und Pfeil“, mit dessen Niederschrift Hessemer damals beschäftigt war.
- 78 Gangolf Hübinger: Georg Gottfried Gervinus – Historisches Urteil und politische Kritik. Göttingen 1984.

Hoch auf dem Tannenberge, da ist ein schwarzer See

Der Mummelsee in Sage und Dichtung
unter besonderer Berücksichtigung der
Mummelsee-Kapitel im *Simplicissimus*-Roman
von J. J. Chr. von Grimmelshausen

Götz Bubenhofer

Lacus Mirabilis, Wundersee¹, hat man ihn im Mittelalter genannt, da er in der Todesstunde Christi über die Ufer getreten sein soll, und auch heute noch ist „sagenumwoben“ das meistgebrauchte Adjektiv, wenn vom Mummelsee die Rede ist. Aber auch das Wortspiel „Mummelsee-Rummelsee“ ist immer öfters zu hören, vor allem seit anfangs der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts die Schwarzwaldhochstraße gebaut wurde und sich ein ständig wachsender Strom von Touristen jedes Wochenende über den See und das dazugehörige Hotel ergießt.

Der Mummelsee ist der größte, tiefste und höchstgelegene der noch bestehenden Karseen des Schwarzwaldes. Er liegt in 1030 Metern Höhe direkt unterhalb der Hornisgrinde und mißt 240 Meter in der Länge und 193 Meter in der Breite, während seine größte Tiefe 17 Meter beträgt, auch wenn alte Überlieferungen behaupten, daß der See unergründlich tief sei. Entstanden ist der Mummelsee wie alle Karseen durch Vergletscherung vor ungefähr 10 000 Jahren während der letzten Eiszeit; seinen Ausfluß nimmt er in das Seebächle, einen Quellbach der Acher.

Nach diesen trockenen Zahlenangaben soll nun ein Dichter zu Wort kommen, und zwar Heinrich Leuthold (1827–1879) mit seinem Gedicht

Der Waldsee

Wie bist du schön, du tiefer, blauer See!
Es zagt der laue West, dich anzuhauchen,
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee
Wagt schüchtern aus der stillen Flut zu tauchen.

Hier wirft kein Fischer seine Angelschnur.
Kein Nachen wird auf deinem Spiegel gleiten.
Wie Chorgesang der feiernden Natur
Rauscht nur der Wald in deinen Einsamkeiten.

Wildrosen streun dir ihren Weihrauch aus
Und würzige Tannen, die dich rings umragen
Und die wie Säulen eines Tempelbaus
Das wolkenlose Blau des Himmels tragen.

Einst kannt ich eine Seele, ernst, voll Ruh,
Die sich der Welt verschloß mit sieben Siegeln,
Die, rein und tief, geschaffen schien wie du,
Nur um den Himmel in sich abzuspiegeln².

Woher der Mummelsee seinen Namen hat, ist nicht mit letzter Sicherheit geklärt. Die häufigste Erklärung der Etymologie führt das Wort „Mummel“ auf die volkstümliche Bezeichnung für die weiße Seerose, griech./lat. *nymphaea alba*, zurück, die auch Wasserlilie oder Nixblume genannt wird. Auf dieser Etymologie dürften auch alle Sagen beruhen, die von Mümmelchen oder Seeweiblein handeln, analog zu der Gleichsetzung von *nymphaea* und Nymphen, die bei den Griechen Göttinnen der freien Natur und Töchter des Zeus waren. Ihr Name bedeutete ursprünglich einfach „junge Frau, Braut“, sie lebten hauptsächlich an Quellen, und bereits in der Antike gab es zahlreiche Märchen, die von einer Verbindung zwischen ihnen und sterblichen Menschen erzählen, wobei häufig das Motiv erscheint, daß die Nymphen es nicht lieben, von Menschen beobachtet zu werden. Jacob Grimm schreibt dazu in seiner „Deutschen Mythologie“³. „Wie von Göttern haben Pflanzen und Steine vom Nix den Namen. Die *Nymphaea* heißt Nixblume, Wasserlilie. Die Wasserlilie wird bei uns auch genannt Wassermännlein und Mummel-Mümmchen, Wassermuhme. Mehrere von Nixen bewohnte Seen heißen Mummelsee“. So wird z. B. auch der Herrenwieser-See „Kleiner Mummelsee“ bzw. „Hummelsee“ genannt. Und im „Deutschen Wörterbuch“ der Gebrüder Grimm findet man unter dem Stichwort „die Mummel“ u. a. folgende Definition: „Name der großblättrigen Wasserpflanze *nymphaea alba* oder weiße Seeblume, der Gespenstisches anhaftet“⁴.

Ein Gedicht von August Schnezler schildert den nächtlichen Tanz der Wasserlilien, bis sie von ihrem Vater, dem alten Nix, gegen Morgen wieder in den See zurückgerufen werden:

Die Lilien im Mummelsee

Im Mummelsee, im dunklen See,
da blühen der Lilien viele,
sie wiegen sich, sie biegen sich
dem losen Wind zum Spiele;

doch wenn die Nacht herniedersinkt,
der volle Mond am Himmel blinkt,
entsteigen sie dem Bade
als Jungfern ans Gestade.

Es braust der Wind, es saust das Rohr
die Melodie zum Tanze,
die Lilienmädchen schlingen sich
als wie zu einem Kranze
und schweben leis umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
bis ihre bleichen Wangen
mit zarter Röte prangen.

Es braust der Sturm, es saust das Rohr,
es pfeift im Tannenwalde,
die Wolken ziehn am Monde hin,
die Schatten auf der Halde,
und auf und ab, durchs nasse Gras,
dreht sich der Reigen ohne Maß,
und immer lauter schwellen
ans Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm sich aus der Flut,
die Riesenfaust geballet,
ein tiefend Haupt dann, schilfbekränzt,
von langem Bart umwaltet,
und eine Donnerstimme schallt,
daß im Gebirg es widerhallt:
Zurück in eure Wogen,
ihr Lilien ungezogen!

Da stockt der Tanz – die Mädchen schrein
und werden immer blässer:
Der Vater ruft! puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewässer! –
Die Nebel steigen aus dem Tal,
es dämmert schon der Morgenstrahl,
und Lilien schwanken wieder
im Wasser auf und nieder⁵.

In der zwischen 1839 und 1842 von Heinrich Hübsch erbauten Trinkhalle
beim Kurhaus von Baden-Baden findet man vierzehn Fresken von Jakob

Götzenberger, Sagenmotive aus der Umgebung Baden-Badens darstellend, darunter auch den Tanz der Mummelseenixen, der direkt von der 4. Strophe von Schnezlers Gedicht inspiriert worden sein dürfte.

Nicht von Wasserlilien, sondern von einem „Röslein weiß wie Schnee“ ist in dem Gedicht „Der Mummelsee“ von A. W. Schreiber die Rede, das einige Ähnlichkeit mit Goethes „Heideröslein“ aufweist, auch wenn es sich hier um die weiße Seerose handelt:

Der Mummelsee

Hoch auf dem Tannenberge
Da ist ein schwarzer See,
Und auf dem See da schwimmt
Ein Röslein weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit seinem Haselstab:
Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech ich ab!

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binsenrand,
Doch aus dem Wasser hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunkeln Grund:
Komm, lieber Knab, ich mache
Dir viel Geheimes kund!

Im See am Boden wurzelt
Das Röslein, das du liebst,
Da will ich dir es brechen,
Wenn du dich mir ergibst.

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See;
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt, –
Und niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist⁶.

Neben der Etymologie Mummel = Wasserlilie, Seerose bzw. Nymphe, See-
weiblein findet man aber auch noch andere Erklärungen für den Namen des
Mummelsees. So heißt es z. B. in einem Zeitungsbericht aus dem Jahr 1849
über eine Wanderung zum Mummelsee: „Einige Tage, ehe schlechte Witte-
rung eintritt, bei ruhiger Luft und sonnigem Himmel, wogt und tost es
dampf aus dem Grunde des Sees herauf. Darum heißt er auch Brummel-
oder Mummelsee“⁷. Möglich wäre auch eine Verbindung mit dem Wort
„der Mummel“, wie laut dem Grimm’schen Wörterbuch das Rind in der
schwäbischen Kindersprache genannt wird, daher auch „mummeln = brum-
men“. Damit ließe sich auch ein Sagenmotiv aus dem Mummelseekreis er-
klären, in dem ein Stier die Hauptrolle spielt, und das man auch im 10. Ka-
pitel des 5. Buches von Grimmelshausens *Simplicissimus* findet. Es heißt
dort: „Einer erzählete, daß auf eine Zeit, da etliche Hirten ihr Vieh bei dem
See gehütet, ein brauner Stier herausgestiegen, welcher sich zu dem ande-
ren Rindvieh gesellet, dem aber gleich ein kleines Männlein nachgefolget,
ihn wieder zurück in See zu treiben; er hätte aber nicht pariren wollen, bis
ihm das Männlein gewünscht hätte, es sollte ihn aller Menschen Leiden an-
kommen, wann er nicht wieder zurückkehre. Auf welche Worte er und das
Männlein sich wieder in den See begeben hätten“. Grimmelshausen selbst,
bzw. sein Held *Simplicissimus*, führt den Namen des Mummelsees auf das
Wort „der Mummel“ zurück, das soviel wie „vermummte Gestalt“ bedeu-
tet. (Grimm’sches Wörterbuch) Im 11. Kapitel des 5. Buches schreibt er:
„Ich zwar sagte, der teutsche Name Mummel-See gebe genugsam zu ver-
stehen, daß es um ihn wie um eine Mascarade, ein verkapptes Wesen sei,
also daß nicht jeder seine Art sowohl als seine Tiefe ergründen könne“⁸.

Die erste literarische Erwähnung des Mummelsees stammt, soviel ich fest-
stellen konnte, aus der Feder des Geistlichen Elias Georg Loretus. Es han-
delt sich dabei um einen Reisebericht aus dem Jahre 1667, den Loretus für
den in Rom lebenden Wissenschaftler und Jesuiten Athanasius Kircher
schrieb. Der vollständige Titel des in Latein abgefaßten Berichts lautet „Re-
latio rerum quarundam memorabilium facta admodum Reverendo Patri
Athanasio Kirchero Soc. Jesu ab Elia Georgio Loreto, Romae Anno 1667“⁹.
Diese *Relatio* über eine am 12. Mai 1666 unternommene Wanderung zum
Mummelsee erschien aber erst in der zweiten Auflage von Kirchers Werk
„*Mundus Subterraneus*“, die im Jahre 1678 gedruckt wurde. Es ist deshalb
zweifelhaft, ob Grimmelshausen, dessen *Simplicissimus* 1669 erschien, Lo-
retus’ Bericht als Quelle verwenden konnte. Günther Weydt schreibt dazu
in seinem Aufsatz mit dem Titel „Neues zu Grimmelshausen“, der in den
Simpliciana erschienen ist: „Wir müssen gestehen, daß wir den chronologi-
schen und kausalen Zusammenhang zwischen dem Loretus-Kircher-Bericht
und der Darstellung im *Simplicissimus* nicht ganz durchschauen.“ Möglich
wäre, daß Grimmelshausen den Loretus-Bericht vor seinem Abdruck im

Jahre 1678 kennen gelernt hatte; manche Forscher halten es sogar für denkbar, daß Grimmelshausen Loretus auf seiner Wanderung zum Mummelsee begleitet hat. Wahrscheinlicher jedoch ist, daß Loretus und Grimmelshausen eine gemeinsame Quelle benutzt haben, und zwar ein heute nicht mehr identifizierbares Buch aus dem Kloster Allerheiligen, das Loretus am Ende seines Berichts erwähnt: „Wunderbar ist die Kunde von diesen Seen (Mummelsee und Wildsee), und die Leute berichten, daß in dem Zisterzienserkloster Allerheiligen, einige Meilen von da entfernt, ein Buch mit Geschichten über diesen See aufbewahrt werde“¹⁰. Über Grimmelshausens Beziehungen zu Allerheiligen schreibt Günther Weydt: „Einige Beziehungen Grimmelshausens zum Kloster sind durch Dokumente bezeugt, andere zu vermuten ... Sein Sohn wird dort zur Erziehung gewesen sein ... Grimmelshausen kann in der Klosterbibliothek Bücher eingesehen und einige von dort entliehen haben. Leider ist die Bücherei bei der Säkularisierung im Jahre 1803 aufgelöst worden. Große Bestände kamen nach Karlsruhe und verbrannten im 2. Weltkrieg. Jetzt gelang es jedoch dem Direktor der Badischen Landesbibliothek, Gerhard Römer, ein aus dem 18. Jahrhundert stammendes Verzeichnis wiederzufinden, so daß sich die alten Bestände im Geist rekonstruieren lassen. Untersuchungen sind im Gang“¹¹.

Was aber berichtet nun Loretus in seiner Relatio? Um es vorweg zu nehmen, findet man in seinem Bericht eine merkwürdige Mischung von eigenen wissenschaftlichen Beobachtungen, von auf Aberglauben beruhenden Erzählungen Dritter, die aber Loretus mit dem Satz „Möge jeder seinen Glauben behalten, möge dem Glauben die Freiheit bleiben“¹² relativiert, und von Darstellungen, die uns Heutigen als purer Unsinn erscheinen. So schreibt Loretus z. B., der See bringe keine Fische hervor und werfe eingesezte Fische wieder aus. Dies mag noch angehen, doch dann fügt er hinzu: „Es gab aber unzählige spannenlange Lebewesen, ganz ähnlich Salamandern oder Eidechsen, sie hatten einen länglichen Schwanz, vier Füße, die Farbe des Rückens war tiefschwarz, am Rückgrat leuchteten winzige gelbe Sternchen und Punkte. Die Farbe an den Seiten spielte von Schwarz in Blau über mit leuchtend blauen Sternchen. Den Bauch färbte Gelb gemischt mit Rötlich. Eines der Tierchen nahm ich auf die Hand, die ich mit einem Handschuh geschützt hatte, es erinnerte mich durch die Ähnlichkeit der Glieder an einen weiblichen Körper, es hatte Brüste und weibliche Geschlechtsteile. Daraus sonderte es eine Art weißen Schleim in den Handschuh ab“¹³. Diese Fabeltiere findet man übrigens dann wieder auf der bekannten Illustration zum Mummelsee in der 2. Auflage des „Mundus Subterraneus“ von Athanasius Kircher¹⁴. Auch die alte Volkssage, nach der der See „manch schauerliche Unwetter errege, wenn man einen Stein hineinwerfe“¹⁵, bestätigt Loretus durch ein eigenes Experiment. Dagegen widerlegt er die Behauptung, das Wasser des Sees sei gesundheitsschädlich, in-

dem er mehrere Schlücke daraus trinkt, ohne einen Schaden zu empfangen. Der Rest seiner Angaben beruht dagegen ausschließlich auf Erzählungen Dritter. So berichtet er z. B., Anwohner des Sees hätten ihm versichert, daß dort vor hundert Jahren Najaden gelebt hätten, die mit den Landleuten getanzt und mit ihnen Geld, Getreide und Lebensmittel ausgetauscht hätten. In dem Ort Kappeln, dem heutigen Kappelrodeck, wo er vor seinem Aufstieg zum Mummelsee übernachtet hatte, wurde ihm bestätigt, im Rathaus gäbe es Beweis- und Erinnerungsstücke an die Najaden, und eine dieser Seejungfrauen hätte sich von den Liebesschwüren eines Bauernburschen verleiten lassen, doch als er sie einmal gegen ihr Verbot an den See begleitet hätte, hätte sich das Wasser, als Zeichen ihrer Bestrafung, in Blut verfärbt. Erstaunlich ist nur, daß Loretus es unterließ, diese angeblichen Beweisstücke in Augenschein zu nehmen, und zwar unter dem Vorwand, daß es schon Nacht geworden sei. Ebenfalls aus dem Mund der Kappelrodecker hörte Loretus die Geschichte einer Hebamme, die von einem Männlein aus dem See gebeten worden war, seiner Frau bei der Geburt beizustehen. Als Lohn für ihre Bemühungen hatte er ihr ein Bündel Stroh geschenkt, das diese aber zurückgelassen hatte. Zu Hause angekommen, hatte sie jedoch entdeckt, daß ein einziger Strohalm, der ihr ohne ihr Wissen noch anhaftete, aus reinstem Gold gewesen war. „Außerdem erzählten sie“, schreibt Loretus weiter, „ein Ritter habe seine ihm entführte Gattin aus diesem See zurückgeführt, nachdem er 77 Seen durchsucht hätte“¹⁶.

Aber nicht nur in Kappelrodeck weiß man so mancherlei vom Mummelsee zu berichten. Auch ein Jäger aus Seebach, den sich Loretus zum Führer genommen hatte, versicherte ihm z. B. auf Grund eigener Versuche, daß der See unergründlich sei und keine Fische dulde. Außerdem berichtete er, sowohl der Markgraf von Baden als auch der Herzog von Württemberg hätten den See besucht, wie noch ein großer Stein mit einer eingemeißelten Erinnerung bestätige¹⁷.

Zehn Jahre nach Loretus' Aufstieg zum Mummelsee veröffentlichte Bartholomäus Anhorn unter dem Pseudonym Philonem sein Buch „Magiologia, das ist ein Christlicher Bericht von dem Aberglauben und Zauberey, fürgestellt durch Philonem“. (Basel 1674/75)¹⁸. Er berichtet darin u. a. von einem kleinen See oder Teich in der Markgrafschaft Baden, ungefähr vier Stunden von der Stadt Baden, womit aller Wahrscheinlichkeit nach unser Mummelsee gemeint ist. Im Gegensatz zu Loretus erwähnt er dessen ungesundes Wasser und behauptet, daß „wann jemand darinnen bade, er straks an seinem ganzen Leib außfahre und kräzige werde“. Interessanter ist jedoch seine Aussage, daß zwei Jesuiten aus dem Collegio zu Baden zum Mummelsee hochgewandert seien, um dort die Berichte über die durch hineingeworfene Steine hervorgerufenen Unwetter zu überprüfen. Als sie zu Hause

die Richtigkeit dieser Berichte bezeugten, wurden sie von ihren Mitbrüdern verlacht, und wenig später machte sich „ein anderer Gelehrter und fürnehmer Religios und Geistlicher desselben Orts zusammen mit anderen fürnehmen Herren“ ebenfalls auf den Weg zum Mummelsee, wo sie, laut Anhorn, nicht nur die Unwetter-Berichte bestätigt fanden, sondern ein noch viel unglaublicheres Erlebnis hatten. Sie waren nämlich in Begleitung eines Wasserhundes, „welchen sie in den Teich sprengen wollten“, vermochten es aber weder mit „Freundlichkeit noch mit Dräuen“, den Hund zu einem Bad im See zu bewegen. Als sie dann in völlig unchristlicher Manier den Hund mit Gewalt ins Wasser warfen, erhob dieser ein großes Geheul, als wäre er in ein heiß siedendes Wasser geworfen worden, und machte sich eilends wieder heraus.

Noch ein weiterer Jesuit aus Baden, nämlich Bernhard Dyhlin, hat auf experimentelle Weise die Unwetter-Gerüchte überprüft, indem er nicht nur mehrere Steine in den See warf, sondern sogar mehrmals mit der Flinte hineinschoß, ohne jedoch das geringste Unwetter hervorzurufen, wie man im „Appendix de famoso Lacu Mummelsee“ zu seinem Buch „Discursus de thermis Badensibus“ (Rastatt 1728) nachlesen kann¹⁹.

Bevor wir uns Grimmelshausen zuwenden wollen, sei zwar noch auf die wichtigsten Volkssagen vom Mummelsee eingegangen, wobei unentschieden bleiben muß, ob diese Grimmelshausen bzw. Loretus/Kircher als Quellen gedient hatten, oder ob umgekehrt diese Volkssagen auf Loretus und Grimmelshausen zurückgehen. Der weitaus größte Teil dieser Sagen erzählt verständlicherweise von den Mummeln oder Mümmelchen, den Seeweiblein, Seejungfrauen, Nixen, Najaden oder Nymphen. Dabei lassen sich vier Hauptgruppen unterscheiden. Die erste Gruppe umfaßt solche Sagen, die ausschließlich im Reich der Nixen angesiedelt sind, ohne daß menschliche Wesen dabei eine Rolle spielen. Zu dieser Gruppe gehören u. a. das schon gehörte Gedicht „Die Lilien im Mummelsee“ von August Schnezler, die Ballade „Die Hochzeit“ vom gleichen Dichter, vor allem aber Eduard Mörikes Gedicht „Die Geister am Mummelsee“, das den Tod des Mummelseekönigs und sein Leichenbegräbnis schildert. Diese Ballade war ursprünglich für eine Mummelseeoper gedacht, die aber nie ausgeführt wurde²⁰. Dafür hat Mörike das Gedicht in seinen Roman „Maler Nolten“ aufgenommen, genauer gesagt in das phantasmagorische Zwischenspiel „Der letzte König von Orplid“, wo in der 9. Szene zwei Feenkinder im Zwiegespräch die in der Regieanweisung wie folgt geschilderte Szene sich gegenseitig erzählen: „Nacht. Mondschein. Waldiges Tal. Mummelsee. Im Hintergrund den Berg herab gegen den See schwebt ein Leichenzug von beweglichen Nebelgestalten. Vorne auf einem Hügel der König (Ulmon von Orplid) starr nach dem Zuge blickend. Auf der anderen Seite, unten, den König nicht bemerkend, zwei Feenkinder“²¹.

Die zweite Gruppe dieser Sagen umfaßt solche Erzählungen, die davon berichten, wie die Seeweiblein nachts ins Tal herabsteigen, um den Menschen Gutes zu tun. Sobald die Menschen aber ihre Dankbarkeit bezeugen wollen oder aus Neugier den nächtlichen Wohltäterinnen auflauern, verschwinden die dienstbaren Geister für immer. Solche Sagen, die stark an die Geschichte von den Heinzelmännchen zu Köln erinnern, werden mit verschiedenen Höfen im Achertal in Verbindung gebracht, vor allem mit dem Deckerhof in Hinterseebach, dem alten Gasthaus zum Hirschen in Seebach und mit der Hirschenmühle in Oberachern. Es sind dies die Sagen „Die Seeweiblein“, „Die Nixen vom Mummelsee“²² und „Seeweiblein in der Hirschenmühle“²³.

Die dritte Gruppe umfaßt solche Sagen, die davon erzählen, wie eine der Seejungfrauen abends den See verläßt, um im Dorf mit den Bauernburschen zu tanzen oder an den Spinnabenden in den Bauernhöfen teilzunehmen, ähnlich wie es auch Eduard Mörike in seiner „Historie von der Schönen Lau“ erzählt. Dabei kam es natürlich auch zu Liebesromanzen zwischen den Burschen und den lieblichen Seejungfern. In der Sage „Die drei Schwestern vom See“²⁴ z. B. verliebt sich der junge Erlfried vom Deckerhof in eine der Schwestern. Da diese aber Schlag Mitternacht wieder im See zurück sein müssen, verfällt unser Erlfried auf die Idee, die Uhr um eine Stunde zurückzustellen, so daß die Schönen zu spät nach Hause kommen. Als aber am nächsten Morgen Holzfäller am Mummelsee vorbeikommen, vernehmen sie aus der Tiefe ein seltsames Wimmern und Stöhnen, und auf der Oberfläche schwimmen drei große Flecken Blut. Der junge Erlfried aber ist noch in derselben Nacht schwer erkrankt und drei Tage später eine Leiche. Und die drei Schwestern vom See werden nie wieder im Tal gesehen.

Auch die vierte Gruppe von Sagen dieser Art schildert die Begegnung zwischen einer Seejungfrau und einem jungen Mann, meist einem Hirten, der die Nixe beim Bad im See belauscht und sich dabei in sie verliebt. Aber auch von Jägern, Studenten oder jungen Rittern werden solche Liebesbegegnungen erzählt, die alle einen tragischen Zug an sich haben, denn immer enden sie mit dem Tod der Nixe, worüber der junge Liebhaber in Wahnsinn verfällt. In allen diesen Sagen werden die Nixen als verführerische Undinen oder Melusinen beschrieben, für die Egenolf von Staufenbergs Epos vom Ritter Peter Demringer als literarisches Vorbild gelten kann²⁵.

Mein Sohn, mein Sohn, geh nimmer zum See,
Dort lockt und verführt dich die Nixe, die Fee,
Dann bleibt dir im Herz ein unendliches Weh

Diese Zeilen könnten als Motto über allen diesen Sagenversionen stehen. Grund für den tragischen Ausgang ist dabei immer, daß der Mann in seiner Verliebtheit ein Verbot der Nixe übertritt, sei es, daß er ihr einen Kuß raubt, sie bei ihrem Namen ruft oder sonstwie versucht, in ihr Geheimnis einzudringen, oder aber er seinen Liebesschwur bricht und der Nixe untreu wird.

Das bekannteste Beispiel für diese Sagenversion ist sicher Aloys Schreibers Dialektfassung mit dem Titel „Das Mümmelchen“²⁶. Sie beginnt folgendermaßen: „Obe uf der Hornesgründe isch e See, do nor de Mümmelsee heißt, denn vor Zite henn Mümmele oder Seewible drin g‘wuhnt. E junger Hirt hat mengmol in der Näh si Kueh un Schof g‘huet, un e Liedle gsunge; s isch e süfrer Bue gsie, mit gele kruse Hare un eme Gsichtle wie Milch un Bluet.“ Das Liedle, das er dem Mümmelchen singt, erinnert stark an das schon gehörte Gedicht „Der Mummelsee“ desselben Autors. Es lautet:

Es schwimmt e Rösli so wiß wie Schnee
Gar lusti dört uf em schwarze See,
Doch gückelt nümme e Sternle runter,
So dückt‘s au gli si Köpfler unter.

Obwohl das Mümmle dem Hirten beim Abschied sagt: „Wenn i au emol nit kumm, so blieb mer vum See weg, un rief mer nit“, kann der Hirte sein Verlangen nicht bezähmen, er geht zum See und „rieft d‘Jungfrau bim Namme“. Daraufhin „wurds Wasser unruhig, un usm See kummt e Zetergschrei, un e färbt si mit Bluet. De Hirte wandelt e Gruse an. Er lauft in de Berri in, wie wenn en e Geist jage tät; un vun der Zeit an het me nicks me vun em gsehne un ghört.“

Unter den Sagen, in denen die Seejungfrauen vom Mummelsee mit Angehörigen des Adels in Verbindung treten, sind die Sage von Berwin, dem Sohn des Herrn von Bosenstein, die Sage vom Junker Folker von Hagenbrugg und die Sage „Verschmähte Liebe“ am bekanntesten²⁷. In der Geschichte vom Junker Folker heißt die Nixe Krystalline. Zunächst widerstrebt sie dem Werben des Junkers, indem sie ausdrücklich auf das tragische Schicksal ihrer Muhme hinweist, die mit dem treulosen Ritter von Staufenberg vermählt war. Doch dann verrät sie dem Junker ihren Namen und muß sterben, als dieser in seiner Liebesehnsucht zum See hinaufsteigt und die Worte ruft: „O Krystalline, meine Krystalline, soll ich dich denn nimmer wieder sehen?“ In der Sage „Verschmähte Liebe“ tritt als neues Element die auf dem Grund des Mummelsees wachsende Blaue Blume hinzu, die unsichtbar macht, wenn man sie in der linken Hand hält. Erzählt wird die Geschichte von der Undine Elsa, die sich in den Ritter Albert von Hohenhorst verliebt. Dieser aber wird seiner Liebe bald überdrüssig und

macht Herta von Salm den Hof, deren Gemahl, der Ritter von Altenburg, zum Kreuzzug aufgebrochen ist. Als dieser wieder aus dem Heiligen Land zurückkehrt und sein Pferd am Mummelsee tränken will, erscheint eine riesige Muschel, die von zwei nervigen Armen aus den Wellen gehoben wird, und bietet dem schmachtenden Tier den kühlen Trank. Die Arme aber gehören dem häßlichen Zwerg Uli, der unsterblich in die Undine Elsa verliebt ist, und der nun die Treulosigkeit des Ritters von Hohenhorst rächen will. Zu diesem Zweck schenkt er dem Ritter von Altenburg die unsichtbar-machende Blaue Blume, mit deren Hilfe der Ritter seine Frau beim zärtlichen tête à tête mit Albert von Hohenhorst überrascht, seinen Rivalen im Zweikampf tötet und daraufhin die Burg seiner Väter für immer verläßt, während Herta von Altenburg in einem Kloster ihren Kummer und ihre Schmach zu tilgen versucht.

Einen ausgesprochen schwankhaften Charakter trägt dagegen die kurze Erzählung von C. Trog mit dem Titel „Das unfreiwillige Bad“²⁸. Hier treffen drei lustige Junggesellen aus Straßburg auf ihrer Wanderung zum Mummelsee drei ebenso lustige Dirnen und werden von ihnen eingeladen, mit ihnen zu kommen, wenn es sie nach einer Erfrischung gelüste. Die drei Burschen folgen natürlich erfreut der Einladung und werden von den Mädchen an den Mummelsee geführt, wo sie plötzlich ins Wasser plumpsen. Zwar werden sie wieder von den Mädchen gerettet, doch müssen sie es sich gefallen lassen, von ihnen verspottet zu werden: „Nun, wie hat die Erfrischung geschmeckt? Habt ihr einmal Lust, uns zu besuchen, hier unten ist unsere Wohnung, und ihr sollt willkommen sein. Grüßet eure Bräute, wenn ihr nach Hause kommt!“

Neben diesen Sagen, die von Seejungfrauen erzählen, gibt es noch einige wenige Erzählungen, in denen die Mümmelchen keine Rolle spielen. Eine davon haben wir bereits kennengelernt, nämlich die von Grimmelshausen erzählte Sage von dem braunen Stier. Auch die von Elias Georg Loretus berichtete Geschichte von der Kappelrodecker Hebamme gehört hierher; sie sei deshalb nochmals in Erinnerung gebracht, und zwar in der Gedichtfassung durch A. Stöber mit dem Titel „Mummelsees Geschenk“²⁹.

Mummelsees Geschenk

Zu Kappel pocht's um Mitternacht
Einst an der Hebamme's Fenster sacht.
Sie rafft sich auf, erschließt die Tür,
Da tritt ein hoher Greis herfür;
In Silberflocken fließt ihm lang
Der Bart herab von Kinn und Wang';

Den grünen Mantel ziert ein Saum
Von weißem Pelz wie Wellenschaum.
Der Amme vor Entsetzen bleich,
Gebeut er, ihm zu folgen gleich
Und seiner Hausfrau beizustehen,
Die niederliegt in Kindeswehen.
Die Amme netzt sich an der Schwelle
Noch mit geweihtem Wasser schnelle,
Und mit geheimem Grausen dann
Folgt sie dem geisterhaften Mann.

Tief ins Gebirge ging der Weg,
Ihr war, als ob Gebüsch und Steg
Vor ihrem Blick vorüber flögen,
Als ob sie Geisterhände zögen;
Und siehe! Schon am dunkeln Rand
Des Mummelsees die Bange stand.
Und aufs Gewässer schlug der Greis
Dreimal mit einem Birkenreis,
Daß rauschend sich die Fluten teilten.
Auf einer Marmortrepp' nun eilten
Die beiden in die Tiefe jach
Bis ins erhellte Schlafgemach.
Und siehe! – Durch den weiten Saal
Schien eines Leuchters bunter Strahl,
Geziert mit glitzernden Kristallen,
Mit reichen Perlen und Korallen,

Und von dem bunten Licht beschienen,
Lag hinter seidenen Gardinen
Die blasse Frau in ihren Wehen.
Frisch eilt' die Amm', ihr beizustehen,
Und bald ist aller Schmerz behoben.
Der Greis geleitet sie nach oben,
Er dankt, des guten Dienstes froh,
Und reicht zum Lohn – ein Bündel Stroh.

Kaum stieg die Alte langsam wieder
Die blanke Wendeltreppe nieder,
Kaum hatten sich die dunkeln Wogen
Zusammen über ihn gezogen,
So warf die zornige Dienerin
Das Spottgeschenk ins Wasser hin.

Doch als sie bei der Morgenhelle
Nun eben trat auf ihre Schwelle,
Da sah sie hin und staunte hoch:
Es hing an ihrer Schürze noch
Ein Halm des Stroh's, der wunderbar
In lauter Gold verwandelt war.
Nun dacht' an ihr verscherztes Glück
Die Arme jeden Tag zurück,
Und grämte sich, bis über's Jahr
Derselbe Tag ihr letzter war.

A. Stöber

Wieder eine andere Sage erzählt von einem Wilddieb, der den Förster im Streit erschießt und den Leichnam in den Mummelsee wirft. So wie aber der See bereits Wellen schlägt und ein Unwetter heraufzieht, wenn man nur einen Stein in den See wirft, beginnt er alsbald zu kochen und zu brodeln, gleichzeitig verfinstert sich der Himmel, Donner rollen, und Blitze zucken durch das Dunkel. Da versucht der Wilderer in seiner Todesangst zu fliehen, verliert jedoch das Gleichgewicht und stürzt in den See. Am nächsten Morgen aber spült der See zwei Leichen ans Ufer, die des Försters und die des Wilddiebs³⁰. Auch diese Sage hat August Schnezler in Reime gebracht, und zwar in dem Gedicht „Mummelsees Rache“, in dem der Wilderer den Namen „der rote Diener“ trägt³¹. Dem Wassermännlein, das bei Grimmelshausen so große Mühe hatte, seinen braunen Stier wieder in den See zurückzutreiben, begegnen wir wieder in einer Sage mit dem Titel „Rettung in Kriegsnot“³². Hier bittet das Männchen eine junge Hirtin, auf seine Kühe mit acht zu geben. Zum Dank gibt er ihr folgenden Rat: „Es sind schlimme Zeiten, und bald werden fremde Kriegersleute in diese friedlichen Täler eindringen. Kommst du in Gefahr, so nimm einige Steine von dem Hünengrab dort und wirf sie in ungerader Zahl in den See. Ich werde dir alsbald Hilfe schicken“. So kommt es dann auch. Die bedrängte Hirtin wirft drei Steine in den See, worauf ein furchtbares Unwetter heraufzieht, das die Soldaten in die Flucht treibt.

Den Abschluß dieses Überblicks über die verschiedenen Mummelseesagen möge eine kurze moralische Geschichte bilden, die bereits in Grimmelshausens *Simplicissimus* erwähnt wird. Es heißt dort im 10. Kapitel des 5. Buches: „Noch ein anderer behauptete bei großer Wahrheit, es sei ein Schütze auf der Spur des Wildes bei dem See vorübergegangen, der hätte auf demselben ein Wassermännlein sitzen sehen, das einen ganzen Schoß voll gemünzter Goldsorten gehabt und gleichsam damit gespielt hätte; und als er nach demselbigen Feuer geben wollen, hätte sich das Männlein geduckt und diese Stimme hören lassen: „Wenn du mich gebeten, deiner Ar-

mut zuhülfe zu kommen, so wollte ich dich und die Deinigen reich genug gemacht haben“³³.

August Kopisch, der Autor der Heintzelmännchen zu Köln, hat daraus folgendes Gedicht gemacht:

Der Jäger am Mummelsee

Der Jäger trifft nicht Hirsch, nicht Reh,
verdrießlich geht er am Mummelsee, –

„Was sitzt am Ufer ? – Ein Waldmännlein. –
Mit Golde spielt es im Abendschein!“ –

Der Jäger legt an: „Du Waldmännlein
bist heute mein Hirsch, dein Gold ist mein!“

Das Männlein aber taucht unter gut, –
der Schuß geht über die Mummelflut!

„Ho, ho, du toller Jägersmann,
schieß du auf – was man treffen kann!

Geschenkt hätt‘ ich dir all das Gold,
du aber hast‘ s mit Gewalt gewollt!

Drum troll dich mit lediger Tasche nach Haus,
ihr Hirschlein tanzet, sein Pulver ist aus!“

Da springen ihm Häslein über das Bein,
und lachend umflattern ihn Lachtäubelein.

Und Elstern stibitzen ihm Brot aus dem Sack
mit Schabernack, husch, und mit Gick und mit Gack,

und flattern zur Liebsten und singen ums Haus:

„Leer kommt er, leer kommt er, sein Pulver ist aus“³⁴.

Damit wären wir endlich bei J. J. Chr. von Grimmelshausen angelangt, dessen Held Simplicissimus nicht nur Berichte Dritter über die Wunder des Mummelsees wiedergibt, sondern auch selbst zum See hinauf wandert, vor allem aber auf seiner Fahrt zum Mittelpunkt der Erde ein in vielerlei Hinsicht interessantes Gespräch mit dem Prinzen des Mummelsees führt.

Wenn man nun Grimmelshausens Erzählungen über die Wunder des Mummelsees im 10. Kapitel des 5. Buchs liest, fallen sofort die zahlreichen inhaltlichen Übereinstimmungen mit Loretus' Reisebericht auf. Und wenn Simplicissimus immer wieder betont, seine Angaben gingen auf „seltsame Historien, Märlein, Relationen etlicher Bauersleut“ zurück, so beweist dies, daß Grimmelshausen Quellen benutzt hat, wobei offen bleiben muß, ob es sich dabei um mündliche Erzählungen, um das bereits erwähnte Buch aus Allerheiligen oder vielleicht doch um Loretus' Relatio handelt. Dies gilt aber nur für das 10. Kapitel, nicht aber für die Kapitel 11 bis 15, die Simplicii Reise zum Erdmittelpunkt schildern, und die hauptsächlich auf Praetorius und auf paracelsisches Schrifttum zurückgehen, insbesondere auf Paracelsius' Schrift: *Liber de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris et de caeteris spiritibus*.

In den Kapiteln 4 bis 9 des 5. Buchs wird erzählt, wie Simplicissimus und Herzbruder im Krieg verwundet werden – Herzbruder büßt seine Testikulos ein, während Simplicissimus einen Schuß in den Schenkel bekommt. Auf Anraten ihres Wiener Arztes kurieren sie ihre Verwundungen im Griesbacher Sauerbrunnen aus. Während Herzbruder aber seinen Verwundungen erliegt, wird Simplicissimus wieder vollständig gesund; er heiratet eine Bauernmagd, trifft neben der Courage auch seinen alten Knan wieder und erfährt von ihm seine wahre Herkunft.

Nachdem er kurze Zeit später wieder Witwer geworden ist, trifft Simplicissimus im 10. Kapitel im Sauerbrunnen eine Gesellschaft mittleren Standes, die von dem Mummelsee discuirten. Er hört ihren Erzählungen mit großer Lust zu, hält aber ihre Relationen für „eitel Fabuln“ und für „also lügenhaft als etliche Schwänck des Plinii“ und nennt sie „Märlein, damit man die Kinder aufhält“.

(Eine Zusammenfassung dieser Wundererzählungen findet man in den „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm unter der Nummer 59. Mummelsee.)

Mummelsee

Im Schwarzwald, nicht weit von Baden, liegt ein See, auf einem hohen Berg, aber unergründlich. Wenn man ungerad, Erbsen, Steinlein oder was anders, in ein Tuch bindet und hineinhängt, so verändert es sich in gerad, und also, wenn man gerad hineinhängt, in ungerad. So man eine oder mehr Steine hinunterwirft, trübt sich der heiterste Himmel, und ein Ungewitter entsteht, mit Schloßen und Sturmwinden. Die Wassermännlein tragen auch alle hineingeworfenen Steine sorgfältig wieder heraus ans Ufer.

Da einst etliche Hirten ihr Vieh bei dem See gehütet, so ist ein brauner Stier daraus gestiegen, sich zu den übrigen Rindern gesellend, alsbald aber ein Männlein nachgekommen, denselben zurücktreiben, auch da er nicht gehorchen wollen, hat es ihn verwünscht, bis er mitgegangen.

Ein Bauer ist zur Winterzeit über den hartgefrorenen See mit seinen Ochsen und einigen Baumstämmen ohne Schaden gefahren, sein nachlaufendes Hündlein aber ertrunken, nachdem das Eis unter ihm gebrochen.

Ein Schütz hat im Vorübergehen ein Waldmännlein darauf sitzen sehen, den Schoß voll Geld und damit spielend; als er darauf Feuer geben wollen, so hat es sich niedergetaucht und bald gerufen; wenn er es gebeten, so hätte es ihn leicht reich gemacht, so aber er und seine Nachkommen in Armut verbleiben müßten.

Eines Males ist ein Männlein auf spätem Abend zu einem Bauern auf dessen Hof gekommen, mit der Bitte um Nachtherberg. Der Bauer, in Ermangelung von Betten, bot ihm die Stubenbank oder den Heuschober an, allein es bat sich aus, in den Hanfräpen zu schlafen. „Meinethalben“, hat der Bauer geantwortet, „wenn dir damit gedienet ist, magst du wohl gar im Weiher oder am Brunnentrog schlafen.“ Auf diese Verwilligung hat es sich gleich zwischen die Binsen und das Wasser eingegraben, als ob es Heu wäre, sich darin zu wärmen. Frühmorgens ist es herausgekommen, ganz mit trockenen Kleidern, und als der Bauer sein Erstaunen über den wundersamen Gast bezeugt, hat es erwidert: ja, es könne wohl sein, daß seinesgleichen nicht in etlich hundert Jahren hier übernachtet. Von solchen Reden ist es mit dem Bauer so weit ins Gespräch kommen, daß es solchem vertraut, es sei ein Wassermännlein, welches sein Gemahl verloren und in dem Mummelsee suchen wolle, mit der Bitte, im den Weg zu zeigen. Unterwegs erzählte es noch viel wunderliche Sachen, wie es schon in viel Seen sein Weib gesucht und nicht gefunden, wie es auch in solchen Seen beschaffen sei. Als sie zum Mummelsee gekommen, hat es sich untergelassen, doch zuvor den Bauer zu verweilen gebeten, so lange bis zu einer Wiederkunft, oder bis es ihm ein Wahrzeichen senden werde. Wie er nun ungefähr ein paar Stunden bei dem See aufgewartet, so ist der Stecken, den das Männlein gehabt, samt ein paar Handvoll Bluts mitten im See durch das Wasser heraufgekommen und etliche Schuh hoch in die Luft gesprungen, dabei der Bauer wohl abnehmen können, daß solches das verheißene Wahrzeichen gewesen.

Ein Herzog zu Württemberg ließ ein Floß bauen und damit auf den See fahren, dessen Tiefe zu ergründen. Als aber die Messer schon neun Zwirnnetz hintergelassen und immer noch keinen Boden gefunden hatten, so fing das Floß gegen die Natur des Holzes zu sinken an, also daß sie von ihrem Vor-

haben ablassen und auf ihre Rettung bedacht sein mußten. Vom Floß sind noch Stücke am Ufer zu sehen.

Im 11. Kapitel wird dann berichtet, daß diese letztere Aussage Simplicissimus dazu bewog, den wunderbaren See selbst zu beschauen und zusammen mit seinem Knan zum Mummelsee zu wandern. Nach einem kräftigen Vesper – der Anmarsch hatte sechs Stunden gedauert –, beginnt Simplicissimus zunächst, den See wissenschaftlich zu untersuchen. Er vermißt seine Länge und Breite vermittelt der Geometriae und trägt die gefundenen Daten gewissenhaft in sein Schreiftäfelein ein. Danach überprüft er die Sagmår, nach der ein Unwetter entstehe, wenn man einen Stein in den See werfe, und in der Tat beginnt es kurz darauf schrecklich zu donnern und zu regnen.

Als er dann die Oberfläche des Sees betrachtet, kann er zwar keine Blattern oder Blasen aufsteigen sehen, dafür aber entdeckt er „sehr weit gegen den Abyssum etliche Creaturen im Wasser herumfladern“, die ihn der Gestalt nach an Frösche erinnern, bald aber immer menschenähnlicher werden. In seiner Verwunderung spricht er zu sich selbst: „Wie seind die Wunderwerke des Schöpfers auch sogar im Bauch der Erden und in der Tiefe des Wassers so groß!“, eine Betrachtung, die in gewisser Weise an das Schöpferlob im Nachtigallenlied des Einsiedlers erinnert. Kaum hat er diese Worte gesprochen, als auch schon „eins von diesen Sylphis oben auf dem Wasser“ zu ihm spricht und ihn einlädt, mit ihm ins centrum terrae zu kommen und seine Wohnung zu beschauen. Kurz darauf erscheint auch der Mummelsee-Prinz, wirft ihm einen leuchtenden Stein zu, „so grün und durchsichtig als ein Schmaragd“, und spricht zu ihm: „Nimm hin dies Kleinod, damit du etwas von uns und diesem See zu sagen wissest!“ Kraft dieses Steins vermag Simplicissimus nun im Wasser zu atmen und wie die Wassermännlein im See herumzuweben. Diesem Stein, so schreibt Johanna Belkin in ihrem Aufsatz „Ein natur- und quellenkundlicher Beitrag zur Mummelsee-Episode im Simplicissimus“³⁵, wohne demnach die transformierende Eigenschaft inne, den Menschen an andere Naturgegebenheiten zu adaptieren und die Fahrt in die Tiefe des Wasserreichs und zum Zentrum der Erde zu bewerkstelligen.

Der Mummelsee-Prinz entwickelt vor dem erstaunt lauschenden Simplicissimus in einer Art theologischer Vorlesung eine christlich fundierte Weltsicht, die von Begriffen wie Entscheidungsfreiheit und Determinismus, Vernunft und Unvernunft, Sterblichkeit und Unsterblichkeit des Leibes und der Seele, Ewigkeit und Zeitlichkeit, Sünde und Strafe bzw. Erlösung geprägt ist.

Zunächst aber erläutert er seinem Weggefährten die Aufgabe der Wassermänner, die darin besteht, das Wasser in alle Quellen des Erdbodens zu trei-

ben, um so die Erde zu befeuchten und damit nicht nur das Leben auf der Erde zu ermöglichen, sondern auch die Erde selbst vor dem Feuertod zu bewahren. Damit erfüllen die Wassermänner einen göttlichen Auftrag, weshalb der Prinz unserem Helden auch die Stellung der Wassermänner innerhalb der göttlichen Schöpfungsordnung erklärt. Seinem Glauben nach stehen die heiligen Engel Gott am nächsten, es sind unsterbliche Geister, die „zu dem Ende erschaffen sind, daß sie in ewiger Freude Gott loben, rühmen, ehren und preisen“. Allerdings haben sich einige von ihnen aus Hofart überhoben und sind von Gott abgefallen, weswegen Gott die Menschen erschaffen hat, damit sie sich so lange vermehren, bis sie die Zahl der gefallenen Engel ersetzen. Die Menschen sind deshalb mit sterblichen Leibern geschaffen, doch sind sie mit Vernunft begabt und besitzen eine unsterbliche Seele. Damit bilden sie, nach Ansicht des Prinzen, „das Mittel zwischen den heiligen Engeln und den unvernünftigen Tieren“, während die Wassermänner „das Mittel zwischen den Menschen und allen anderen lebendigen Creaturen der Welt“ darstellen. Denn wie die Menschen besitzen sie eine vernünftige Seele, doch ist diese, um Gegensatz zur menschlichen Seele, nicht unsterblich. Dafür sind die Wassermänner aber auch keiner Sünde fähig und haben weder den göttlichen Zorn, noch Krankheit und Schmerz zu fürchten. Außerdem genießen sie die allergrößte Freiheit, weil sie weder getötet, noch zu etwas Unbeliebigem genötigt werden können; dazu kommt, daß sie die vier Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde „ohn einige Müh und Müdigkeit durchgehen können“.

Dennoch stehen die Wassermänner in der göttlichen Hierarchie unter den Menschen, weil es ihnen an wirklicher Individualität mangelt, weil ihr Verhalten instinktgesteuert und ihr Gemeinwesen naturgesetzlich reguliert ist. Damit sind sie auch nicht wie die Menschen in der Lage, „das Angesicht Gottes unaufhörlich anzuschauen“ und nach der „seligen Ewigkeit bzw. ewigen Seligkeit“ zu streben.

Umso mehr wundert sich der Mummelsee-Prinz, daß die Menschen dieses Privileg nicht besser nutzen; stattdessen geben sie sich den zeitlichen und irdischen Wollüsten hin und stürzen sich damit in die ewige Verdammnis.

Unterdessen nähern sich der Prinz und Simplicissimus dem Sitz des Königs, und nun ist es an Simplicissimus, sich zu wundern, und zwar über dessen Hofhaltung, die weder „Gepräng noch Canzler, weder geheime Räte noch Trabanten und Leibguardi“ kennt, nicht einmal einen Schalksnarren, von Favoriten und Tellerleckern ganz zu schweigen. Dafür sieht er ringsum Fürsten aller Seen, die sich in der ganzen Welt befinden, einträchtig in ihrer jeweiligen Landestracht herumschweben.

Den Schluß der Mummelsee-Episode, des längsten autonomen allegorischen Erzählblocks innerhalb des Romans, bildet das Gespräch zwischen Simplicissimus und dem Mummelsee-König. Dieser äußert zunächst unserem Helden gegenüber seine Sorge vor einem baldigen Weltuntergang, dem auch er und sein Volk zum Opfer fallen würden. Schuld daran seien die Menschen, meint der König, vor allem die Christen, die den Lastern so „schröcklich“ ergeben seien, daß Gott die Welt im Feuer untergehen lassen würde. Um sich ein genaueres Bild von der Welt zu machen, bittet er Simplicissimus, ihm zu sagen, wie sich die Stände der Welt in ihrem Beruf hielten, damit er daraus entweder den Weltuntergang oder ein langes Leben und eine glückselige Regierung conjecturieren könne“. Simplicissimus erfüllt ihm gerne diesen Wunsch und entwickelt vor dem König ein Bild der menschlichen Gesellschaft, das unschwer entweder als Utopie oder als eine ironische Schilderung im Stile der verkehrten Welt zu erkennen ist. Wenn nämlich Grimmelshausen seinen Helden die Welt als ein Paradies darstellen läßt, so heißt dies nichts anderes, als daß die wirkliche Welt das genaue Gegenteil davon ist und daß die von Simplicissimus geschilderte Welt erst noch geschaffen werden muß.

Wie sieht nun die von Simplicissimus geschilderte Welt aus?

Simplicissimus beschreibt dem König seinem Wunsch gemäß die verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft, wobei er mit dem höchsten, der Geistlichkeit, beginnt. Er schildert die Geistlichen als rechtschaffene Verächter der Ruhe und als Vermeider der Wollüste, die arm an Hab und Gut, dafür aber reich am Gewissen sind. Ebenso charakterisiert er die weltlichen hohen Herren als gerechtigkeitsliebende Männer, die nur das Wohl des Volkes im Auge haben. Die Kaufleute hinwiederum haben nur den Nutzen ihrer Mitmenschen im Sinn, ohne auf schnöden Profit zu schielen. Auch die Wirte, und Grimmelshausen als Wirt vom „Silbernen Stern“ mußte es ja wissen, treiben nur deshalb ihre Wirtschaft, um die hungrigen Reisenden zu erquicken und deren Bewirtung als ein Werk der Barmherzigkeit auszuüben. Die Ärzte denken nur an die Gesundheit ihrer Patienten, desgleichen die Apotheker, und die Handwerker wissen von keinen „Vörteln, Lügen und Betrug“. Wucher ist in dieser idealen Gesellschaft ein Fremdwort, christliche Nächstenliebe und Barmherzigkeit bestimmen das Handeln der Menschen. Hoffart und Neid, Zorn und Unkeuschheit sind unbekannt, ebenso Trunksucht, und wenn einer den andern mit einem Trunk ehrt, so lassen sich beide mit einem christlichen Räuschlein begnügen. Frömmigkeit und Gottesfurcht sind an der Tagesordnung, Kriege gibt es nur deshalb, weil jeder meint, der andere diene Gott nicht recht. Dabei sind aber die Soldaten wahre Tugendbolde, von „Kriegsgurgeln“, die die Leute berauben und verderben, keine Spur. Auch gibt es keine faulen Bettler, son-

dem nur Verächter der Reichtümer, und die Korn- und Weinjuden sind in Wirklichkeit vorausblickende Wohltäter der Menschheit, die den überflüssigen Vorrat im Hinblick auf einen künftigen Notfall für das Volk aufheben und fein zusammenhalten.

Mit dem Kontrast zwischen dem Idealbild, das Simplicius von der Welt entwirft, und deren wirklicher Verfassung nimmt die Mummelsee-Episode eines der Leitthemen des gesamten Romans wieder auf, nämlich die Suche nach einer besseren Menschheit in einem friedlichen und gerechten Gemeinwesen, nur daß hier die Utopie unter der Maske der Ironie und Satire daherkommt, in Form des von Grimmelshausen so überaus geschätzten Topos von der verkehrten Welt. An keiner Stelle des Romans kommt Grimmelshausens Motto „Es hat mir so wollen behagen, mit Lachen die Wahrheit zu sagen“ so deutlich zum Vorschein wie hier.

Es würde sicherlich zu weit führen, wollte ich im Rahmen dieses Aufsatzes auch noch die anderen utopischen Entwürfe Grimmelshausens im Detail untersuchen und miteinander vergleichen. Genannt seien hier nur die Jupiter-Vision (III, 3–6), das Bild von der wohlhabenden, weil vom Krieg verschont gebliebenen Eidgenossenschaft (V, 1) sowie die Beschreibung der ungarischen Wiedertäufer-Kommune im 19. Kapitel des 5. Buchs. Allen diesen utopischen Entwürfen aber ist gemeinsam, daß sie die Sehnsucht der vom Dreißigjährigen Krieg geschundenen Menschen nach einem friedlichen Zusammenleben in einer gerechten Sozialordnung ausdrücken. Nicht zuletzt sind es diese Utopien – neben den realistischen Schilderungen der Kriegswirklichkeit –, die die Aktualität und den überzeitlichen Wert des Romans „Simplicius Simplicissimus“ ausmachen.

Daneben dürfte deutlich geworden sein, daß die Kapitel 10 bis 15 des 5. Buches seines Abenteuerlichen Simplicissimus als das wichtigste Zeugnis der Mummelsee-Literatur anzusehen sind, und es gereicht dem ehemaligen Landkreis Bühl zur Ehre, daß er 1970 einen Gedenkstein für unseren Dichter an der Stelle des Mummelsees errichten ließ, an der Simplicissimus in den See stieg, um seine Reise ins Erdinnere anzutreten. Der Text auf der Erinnerungplatte lautet:

J. J. Chr. von Grimmelshausen 1622 bis 1676
Dem Dichter des Abenteuerlichen Simplicissimus
Dem vortrefflichen Schilderer des Mummelsees
5. Buch 10. Kap. ff

Ebenso soll in naher Zukunft in der Grimmelshausen-Stadt Renchen ein Brunnen des Künstlerpaars Marion Schmidt und Benedikt Forster mit einer abstrakten Umsetzung des Mummelsee-Themas aufgestellt und so an die Mummelsee-Kapitel im Simplicissimus erinnert werden.

Anmerkungen

- 1 So z. B. bei August Schnezler: Badisches Sagenbuch 2. Abteilung. Karlsruhe 1846. S. 130
- 2 zit. nach: Der Schwarzwald in Mythen, Märchen und Erzählungen Hrsg. von Timur Schlender. München 1988, S. 141
- 3 Jacob Grimm: Deutsche Mythologie. Hrsg. von Edwin Redslob Leipzig 1942, S. 109
- 4 Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. München 1984
- 5 zit. nach: August Schnezler a. a. O. S. 81
- 6 zit. nach: Ignaz Hub: Deutschland's Balladen- und Romanzendichter. Würzburg 1859, S. 90
- 7 zit. nach: Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Berlin 1984, S. 581
- 8 J. J. Chr. von Grimmelshausen: Abenteuerlicher Simplicius Simplicissimus. München 1964, S. 324
- 9 zit. nach: Günther Weydt: Neues zu Grimmelshausen. in: Simpliciana VI/VII S. 10 ff
- 10 zit. nach: Günther Weydt a.a.O. S. 15
- 11 zit. nach: Günther Weydt a.a.O. S. 18
- 12 zit. nach: Günther Weydt a.a.O. S. 14
- 13 zit. nach Günther Weydt a.a.O. S. 14
- 14 in Günther Weydt a.a.O. Abbildung 2
- 15 zit. nach: Günther Weydt a.a.O. S. 14
- 16 zit. nach: Günther Weydt a.a.O. S. 13
- 17 zit. nach: Günther Weydt a.a.O. S. 13
- 18 zit. nach: Johannes Künzig: Schwarzwaldsagen Berlin 1930, S. 157 f
- 19 zit. nach: Johannes Künzig a.a.O. S. 160
- 20 Angabe nach: August Schnezler a.a.O. S. 133
- 21 Eduard Mörike: Gesammelte Werke in 2 Bänden. Hrsg.: Hans Jürgen Meinerts. Gütersloh 1957. Band 2, S. 124
- 22 in: Hans-Martin Pillin: Das Mummelseedorf Seebach und seine Geschichte. Seebach 1990, S. 272
- 23 zit. nach: Adolf Hirth: Achertalsagen. Kappelrodeck 1980, S. 16
- 24 zit. nach: Adolf Hirth a.a.O. S. 118
- 25 Der Ritter von Staufenberg. Hrsg.: Eckhard Grunewald. Tübingen 1979
- 26 zit. nach: August Schnezler a.a.O. S. 121
- 27 Alle drei Sagen in: Adolf Hirth a.a.O. S. 130, S. 148, S. 156
- 28 zit. nach: Der Schwarzwald in Mythen ... a.a.O. S. 148
- 29 zit. nach: Adolf Hirth a.a.O. S. 39
- 30 zit. nach: Adolf Hirth a.a.O. S. 156
- 31 zit. nach: August Schnezler a.a.O. S. 83
- 32 zit. nach: Adolf Hirth a.a.O. S. 162
- 33 Grimmelshausen a.a.O. S. 323
- 34 zit. nach: Wilhelm Straub: Sagen des Schwarzwaldes. Bühl 1982, S. 74
- 35 Johanna Belkin: Ein natur- und quellenkundlicher Beitrag zur Mummelsee-Episode im Simplicissimus. in: Simpliciana IV S. 101 ff

„Il ne reste que l'ombre“

Ein Lesezeichen als Lebenszeichen

Johannes Werner

Für Hans Heid

Daß in Büchern etwas steht, versteht sich von selbst. Aber manchmal liegt auch etwas in ihnen, was irgendein Leser liegen ließ – ein Lesezeichen; zwar nur sehr selten ein Salzhering oder eine Speckschwarte (wie der Bibliothekar argwöhnt, wenn er sieht, wie seine Bücher aussehen), aber doch oft eine Blume, eine Blüte oder ein Bild.

RaYMVnDV₃ PraesVL



VIVat aC ViresCat. SVperI
alant; flat

Wohl jede Bibliothek führt, gleichsam als Treibgut, derlei mit sich; so auch die Historische Lehrerbibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt, die (was längst nicht jeder weiß) eine der bedeutendsten des Landes ist¹. In einem ihrer vielen Bücher lag das Bild, das hier nun wieder abgebildet wird. Es ist knapp 11 x 18 cm groß und zeigt eine Silhouette in einem ovalen, mit Laub drapierten Rahmen; darüber die Schrift: „RaYMVnDV₃ PraesVL“; und darunter: „VIVat aC ViresCat. SVperI alant, flat“. Die winzige Silhouette wurde ausgeschnitten und aufgeklebt, und eine feine Feder fügte sogar noch die Wimper hinzu; der Rahmen wurde getuscht und laviert; die Schrift in zwei

Farben geschrieben, mit ein paar Schnörkeln geschmückt und einigermaßen zentriert. Das Ganze wurde zweifellos mit größter Sorgfalt ausgeführt – doch wozu dieses Ganze?

Die Silhouette zeigt, nach links gewendet, das Profil eines Mannes mit langem Bart und zurückgeschlagener, dennoch überdeutlich dargestellter Kapuze: also wohl eines Kapuziners; und der Text nennt seinen Namen: Raymund. Derselbe Text nennt aber auch noch etwas anderes, insofern er nämlich zugleich ein sogenanntes Chronogramm ist; d. h., daß die groß (und hier zudem rot) geschriebenen Buchstaben als römische Zahlen zu lesen und diese zusammenzuzählen sind; woraus sich, als Summe, hier ergibt: 1792.

Wo nun findet sich, im Jahre 1792, ein Kapuziner namens Raymund? Es liegt nahe, ihn in Baden-Baden zu suchen, wo sich damals ein großes Kapuzinerkloster befand² – und tatsächlich führt die letzte Liste, die sich von ihm erhalten hat, einen Pater Raymund auf, und zwar an erster Stelle³. Als Ersten, als Vorsteher und Vorgesetzten bezeichnet ihn ja auch das Bild mit dem Beiwort „Praesul“. Dies erklärt zugleich den beigefügten Spruch „Superi aiant, Fiat“. („Was die Oberen sagen, soll geschehen“⁴.) Er versteht sich demnach nicht etwa als Ermahnung an die Adresse eines unbotmäßigen Untergebenen, sondern, ganz im Sinn der franziskanischen Ordensregel⁵, als Verpflichtung und Versprechung gegenüber einem Vorgesetzten. Ihm verehrte man wohl auch ein solches Bild – ob zum Geburts- oder Namenstag, zum Jahreswechsel oder zur Jahresfeier der Profeß? Oder eher als Gehorsamsgelöbnis des ganzen Hauses an seinen neuen Oberen, bei dessen Amtsantritt?

Als frommer Wunsch erweist sich freilich, im nachhinein, der andere Spruch „Vivat ac virescat“. („Er möge leben und gedeihen“⁶.) Er mag vielleicht für den Geehrten selber wahr geworden sein, nicht aber für das Kloster, dem er vorstand: 1807 wurde es, im Zuge der Säkularisation, aufgehoben⁷. Die Mönche gingen auseinander, Pater Raymund als Custos provincialis nach Bruchsal. Als solcher schrieb und unterschrieb er im selben Jahre noch zwei längere Briefe, die sich erhalten haben und in denen es um den Zustand des aufgelösten Klosters und den Verbleib seiner Einrichtung geht⁸. Die Bücher kamen jedenfalls nach Rastatt, und mit ihnen sicherlich das Bild; in welchem Buch, ist unbekannt.

Daß dieses Bild nicht irgendeins, sondern eine Silhouette ist, macht es vollends zu einem Zeugnis seiner Zeit. Denn in ihr, also im ausgehenden 18. Jahrhundert, war das Silhouettieren, das Verfertigen von Scherenschnitten und Schattenrissen, zur Mode und oft geradezu zur Sucht geworden; man sammelte sie, so wie Goethe es tat, der auch selber welche machte⁹. Sie waren weniger aufwendig und vor allem weniger kostspielig als das bisher übliche Porträt, und sie entsprachen dem melancholischen Zug, der jene Zeit bestimmte¹⁰. Da steht unter einer Silhouette etwa der Satz: „Il ne reste que l'ombre“. („Nichts bleibt als ein Schatten“¹¹.) Auf wenige trafe er mehr zu als auf den Kapuzinerpater Raymund, von dem tatsächlich wenig mehr als dieser Schattenriß geblieben ist.

„Tant de bruit pour une silhouette?“ („So viel Lärm um einen Schattenriß?“¹²) Ja, weil sich in diesem Bild ein Stück regionaler Kulturgeschichte konkretisiert hat; so wie das Große immer nur im Kleinen, in Kleinigkeiten oder sogar sogenannten Nichtigkeiten anschaulich und faßbar wird.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Hans Heid, Die Historische Lehrerbibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums. Zur Geschichte und Eigenart eines bedeutenden Kulturguts der Stadt Rastatt. In: Adreßbuch der Stadt Rastatt 1988. Rastatt 1988, S. 9–16; ders., Historische Fracht aus elf Jahrhunderten. Die Lehrerbibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt. In: Badische Heimat 69 (1989), S. 519–533; ders., Die Historische Büchersammlung des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt. Aus der Geschichte einer bedeutenden Schulbibliothek. In: Heimatbuch 1990. Rastatt 1990, S. 69–96; ders., Geschichte der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium. Rastatt 1991.
- 2 Vgl. Karl Reinfried, Das ehemalige Kapuzinerkloster zu Baden-Baden. In: FDA 28 (1900), S. 307–318; Franz Xaver Lenz, Das Kapuzinerkloster in Baden-Baden. Zur Erinnerung an die 300jährige Wiederkehr der Grundsteinlegung. In: Die Ortenau 18 (1931), S. 114–127; 26 (1939), S. 40–50; 27 (1940), S. 188–190.
- 3 „P. Raimundus (56) Custos provincialis“; so nach: Hermann Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811. Überlingen 1980, S. 194; wenn auch leider ohne genaueren Nachweis (angeblich vom September 1806). – Eine Unstimmigkeit besteht darin, daß Raymund zwar nicht in dieser Liste, die er anführt, aber im übrigen Text als Guardian des Klosters bezeichnet wird. Als solcher unterzeichnet er jedoch noch im November 1806 (Aktienstück GLA 195/1543). 1788 war das Amt des Guardians von P. Fintan auf P. Anton übergegangen (GLA 195/1545), dessen Nachfolger Raymund wohl war.
- 4 Gegen die Sprachform der Beischrift mag manches einzuwenden sein, aber das Chronogramm verlangte seinen Tribut (z. B. hier in Form des eigentlich erforderlichen „quod“, das aber ein V=5 und ein noch unerwünschteres D=500 beigetragen hätte). Daß das Y im Namen Raymund in ein doppeltes statt einfaches I aufgelöst wird, ist schon kühn und willkürlich genug.
- 5 Vgl. z. B. Hans Urs von Balthasar, Die großen Ordensregeln (= Lectio Spiritualis Bd. 12). 5. Aufl. Einsiedeln 1984, S. 320.
- 6 „Virescere“ heißt eigentlich: ergrünen, erblühen, erstarken, wachsen; vgl. aber wiederum Anm. 4 – und Anm. 7.
- 7 Mit den anderen Orden kehrten aber, etwa hundert Jahre später, auch die Kapuziner wieder ins Land zurück, nicht zuletzt dank einer Flugschrift von Heinrich Hansjakob (Der Kapuziner kommt! Ein Schreckensruf im Lande Baden. Freiburg 1902), der als Kind noch das Aussterben des Haslacher Konvents erlebt hatte. So erfüllte sich wieder die im Motto von Monte Cassino, dem Erzkloster der Benediktiner, ausgesprochene Verheißung, wonach der abgehauene Stamm immer von neuem ausschlägt: „Succisa virescit“ (vgl. Johannes Werner, Der Baum der Orden. Ein Gleichnis in verschiedener Gestalt. In: Erbe und Auftrag 4/1990, S. 281–287).
- 8 GLA 195/1546 (22.4. bzw. 11.5.1807). – Danach verliert sich seine Spur; er wird weder bei der Auflösung des Bruchsaler Klosters (Schmid, a.a.O. S. 260) noch sonst irgendwo genannt.
- 9 Vgl. Anne Gabrisch (Hrsg.), Schattenbilder der Goethezeit. Leipzig 1966. – Von der deutschen Silhouette heißt es hier (S. 67), daß sie zwischen 1785 und 1800 ihre beste Zeit gehabt habe; das Jahr 1792, in dem das vorliegende Bild entstand, markierte demnach einen Mittel- und Höhepunkt.
- 10 Vgl. Johannes Werner, Gesellschaft in literarischer Form. H. L. Wagners ‚Kindermörderin‘ als Epochen- und Methodenparadigma (Literaturwissenschaft-Gesellschaftswissenschaft Bd. 28). Stuttgart 1977, S. 32–41.
- 11 Gabrisch, a.a.O. S. 63 u. 68.
- 12 Das Zitat heißt, wie bekannt, eigentlich: „Tant de bruit pour une omelette“ (vgl. Georg Büchmann, Geflügelte Worte. Hrsg. von Hanns Martin Elster. Stuttgart 1957, S. 437).

Ludwig Eichrodt, Dichterjurist des Biedermeier

Reiner Haehling von Lanzenuer

Das Wägen der Worte, ihr Einpassen in Texte, gehören im speziellen zur Rechtsfindung, ganz allgemein natürlich zur Schriftstellerei. Dies mag erklären, weshalb gerade der Jurist immer wieder hinüberwechselt ins Abfassen schöngeistiger Literatur. Er sucht Ausgleich und Bestätigung im Spannungsfeld zwischen Rechtsberuf und dichterischer Berufung. Rechtskundige Dichter haben daher ein gut Teil deutsche Literaturgeschichte mitgeschrieben, man denke nur an Namen wie Brentano, Grillparzer, Hebbel, E.T.A. Hoffmann, Scheffel, Storm oder Uhland¹. Einen Dichterjuristen unseres mittelbadischen Raumes verkörpert der Richter Ludwig Eichrodt, Schöpfer des Begriffes vom Biedermeier.

Lehrjahre

In der alten Markgrafenstadt Durlach, die seit Verlegung der Residenz nach dem nahen Karlsruhe ein stilles Schattendasein führt, wird Ludwig am 2. Februar 1827 geboren. Er ist das zweite von zehn Kindern des Kreisrats Ludwig Friedrich Eichrodt und seiner aus Lahr stammenden Ehefrau Elisabeth geb. Joos². Bereits ein Jahr nach der Geburt des kleinen Louis, wie man den Jungen von nun an ruft, siedelt die Beamtenfamilie nach Säckingen über, wo der Vater zum Oberamtmann ernannt worden ist. Drei Jahre später erfolgt die Beförderung zum Stadtdirektor in Heidelberg, ein neuer Umzug ist vonnöten. Bereits im Jahre 1836 wird der fähige Beamte ins Karlsruher Innenministerium berufen, in rascher Karriere steigt er vom Rat zum Innenminister auf, verstirbt Ende 1844 im Alter von nur 46 Jahren.

Der Sohn Ludwig besucht das Lyceum am Karlsruher Marktplatz. Das Lernen fällt ihm leicht. Nur die Mathematik bereitet ihm wenig Freude, was nach seiner Ansicht nicht am Unterrichtsstoff, sondern an den Lehrern liegt³. Daneben beschäftigt er sich mit Malen, Musizieren und Laienschauspiel, verfaßt erste Gedichte. Wanderungen und Ausflüge erfüllen die freien Stunden, vermitteln neuartige Eindrücke: der junge Schüler entdeckt das erste Dampfschiff auf dem Rhein, die neue Eisenbahn auf ihrer Fahrt zwischen Karlsruhe und Heidelberg. An den Abenden liest man im Elternhause die Klassiker oder diskutiert die Tagesereignisse. In seiner heiteren Wesensart sorgt Ludwig dafür, daß Lachen und Humor nicht zu kurz kommen. Am 23. September 1844, nunmehr 17 Jahre alt, besteht der junge Eichrodt

an der höheren Schule in Karlsruhe das Abitur. Er entschließt sich, Rechtswissenschaft zu studieren.

Im Wintersemester 1844/45 hält der Studiosus Einzug in die Universität Heidelberg. Die Ruperto-Carola hatte mit Anbeginn des 19. Jahrhunderts dank tatkräftiger Förderung durch den badischen Großherzog beträchtlichen Aufschwung erlebt, sie gilt nun als eine der bestausgestatteten deutschen Hochschulen. Eine Professorenelite bürgt für den wissenschaftlichen Ruf, von vielen dieser Lehrer geht – badisch-liberale – politische Ausstrahlung aus⁴. Ludwig Eichrodt hat, abgesehen von einem Sommersemester in Freiburg im Breisgau, seine gesamte Studienzeit in Heidelberg verbracht. Er hört römisches Recht bei Professor Karl Adolf von Vangerow, einem angesehenen Kenner der Pandekten. Er sitzt im Kursus für deutsche Staats- und Rechtsgeschichte des Professors Heinrich Zoepfl, der als strenger Prüfer gefürchtet ist. Er folgt der Strafrechtsvorlesung des Professors Karl Mittermaier, der bald im Frankfurter Paulskirchenparlament eine tragende Rolle übernehmen sollte. Professor Konrad Roßhirt macht den Studenten mit dem französischen Code Napoléon vertraut, der mit einigen Zusätzen seit 1810 im Badischen als Zivilgesetzbuch gilt⁵. Doch beim Lernbetrieb in Hörsaal und Studierstube kann es nicht bewenden, braust doch in Gassen und Schenken die Heidelberger Burschenherrlichkeit. Die jungen Leute finden sich in zahllosen studentischen Verbindungen, ihre erregten Diskussionen künden politische Unruhe an. Doch Zeit bleibt allemal für sang- und trinkfrohe Kneipabende. Eichrodt trifft seinen Karlsruher Schulkameraden Viktor Scheffel wieder, sie treten dem Corps Alemannia bei und geben eine wöchentlich erscheinende Bierzeitung heraus. Nach einem Meinungsstreit gründen Eichrodt und seine Freunde kurzerhand eine neue Vereinigung, den Neckarbund. Dieses unbeschwerte Heidelberger Studentenleben hat später dichterischen Niederschlag gefunden in Scheffels Trinkliedern „Gaudeamus“ wie in Eichrodts feuchtfrohlichen Beiträgen zum Lahrer Kommersbuch. Eingebildet sei nur ein Auszug aus Ludwig Eichrodts Lobgesang auf die Universitätsstadt⁶:

Und wird mir einst die Schläfe kahl,
ich bleibe doch Student,
Altheidelberg im Neckartal
das ist mein Element.
Ich weiß, ich weiß, wer da studiert,
sein Lebttag nicht Philister wird.
...
Es bleibt ihm sitzen im Gemüt,
und es verläßt ihn nie:
Der Rauschefluß, die Mandelblüt‘,

des Schlosses Poesie,
den Gläserklang, den Schlägerklang,
hat er im Ohr sein Leben lang.

Vielleicht liegt's an allzuviel akademischer Freiheit, vielleicht liegt's an den Ereignissen der badischen Volkserhebung von 1848/49 – jedenfalls gerät der Rechtskandidat im Herbst 1849 in langwierige Examensnöte. Am 15. Juli 1851 kann er endlich als Rechtspraktikant beim großherzoglichen Bezirksamt Achern eintreten. Sein bescheidenes Anfangsgehalt beträgt jährlich 360 Gulden. Ein Jahr später wird Eichrodt zum Oberamt Durlach versetzt, wo er als „Polizeirespizient“ Zivil – und Strafsachen bearbeitet. Sein Salär ist auf 400 Gulden heraufgesetzt. Im Sommer 1854 trifft man den Praktikanten beim Hofgericht Bruchsal, im Frühjahr 1855 kommt er zum Stadtamt Karlsruhe. Im November 1855 schafft er schließlich das zweite Staatsexamen und wird zum Referendär ernannt. Er tritt eine Stelle beim Bezirksamt Stockach an, die ihm 500 Gulden Gehalt einbringt. Während der Stockacher Jahre bereichert der junge Beamte das Vereinsleben mit immer neuen Liedern und Gedichten. Als er gar zu Fasnacht 1859 einen Prolog und ein närrisches Festspiel verfaßt, da ernennen ihn die erheiterten Mitbürger zum „Ehren- und Freinarren zu Stockach“⁷. Der Stock-



*Oberamtsrichter Ludwig Eichrodt
Aufnahme Generallandesarchiv Karlsruhe*

acher Behördenleiter weiß die Fähigkeiten seines Referendärs auf einen scharfsichtigen Nenner zu bringen: „... Derselbe ist von reicher geistiger Begabung und großer Belesenheit ... Seine Vorliebe für dichterische und leichtere literarische Arbeiten scheint ihm früher an ernsteren Studien und vielleicht auch später noch an den ... Kanzleigeschäften hinderlich gewesen zu sein“⁸. Der Zwiespalt zwischen Juristenamt und künstlerischer Neigung ist eklatant geworden.

Richter

Eichrodts Richterlaufbahn beginnt in Bühl. Dazu muß man wissen, daß es im Großherzogtum Baden lange Zeit nur in der obe-

ren Instanz eigentliche Gerichte, nämlich Hofgericht und Oberhofgericht, gab. Die gesamte erstinstanzliche Gerichtsbarkeit hingegen wurde auf den Bezirksämtern neben den übrigen Verwaltungsgeschäften miterledigt. Zwar war die konsequente Trennung von Justiz und Verwaltung schon vor den dahin gehenden Revolutionsforderungen von 1848/49 beschlossene Sache, die Verwirklichung folgte indes sehr gemächlich – erst ab September 1857 beginnen unabhängige Amtsgerichte, Recht zu sprechen. Dies dürfte erklären, weshalb der Referendär Eichrodt im Juni 1859 vorläufig und „zur Aushilfe“ an das Bezirksamt in Bühl versetzt wird. Jedenfalls rechnet er jetzt mit endgültiger Anstellung, denn im Dezember 1859 sucht er beim Ministerium um Genehmigung nach für die Verhehlung mit der ledigen Elisabeth Fuchs, geboren am 29. November 1829 in Monzingen im Nahegau. Es handelt sich um eine Bindung, die auf die Heidelberger Studentenjahre zurückgeht. Auf einem Turnerball hatte Ludwig Eichrodt die lebenslustige Steuereinknehmerstochter kennen gelernt, seither zieht eine Kette von Liebesgedichten durch seine Lyrik. Vor Jahresende noch erteilt das Justizministerium in Karlsruhe die „dienstpolizeiliche Erlaubniß“ zur Eheschließung. So kann die Hochzeit am 2. Februar 1860 in Monzingen gefeiert werden⁹. Aus Karlsruhe sendet der Freund Viktor Scheffel gereimte Glückwünsche: „Glück auf, mein Meister Ludwig, Ihr habt ein gutes Los gezogen ...“¹⁰. Ende November wird den Jungvermählten das erste Kind, die Tochter Hermine Henriette, geboren. Während der Bühler Zeit folgen in etwa zweijährigen Zeitabständen vier weitere Kinder: Friedrich, Mathilde, Rudolf und Elisabeth¹¹.

Im Zuge der Einrichtung selbständiger Amtsgerichte hatte man in Bühl bereits 1850 im Gewann Bademers Bünd draußen vor dem ehemaligen Untertor ein geräumiges dreistöckiges Justizgebäude erstellt¹². Weithin sichtbar krönt das gelbrotgelbe Staatswappen die neugotische Eingangstür. Anfang Oktober 1864 hält Ludwig Eichrodt dort Einzug – er ist nunmehr zum Amtsrichter ernannt worden. Sein Jahresgehalt beträgt 1000 Gulden. Bald erkennen die Bürger, daß der neue Richter nicht an Formvorschriften hängt. Es geht ihm vielmehr darum, den Prozeßbeteiligten möglichst rasch und kostensparend zu einer praktikablen Lösung zu verhelfen. Im Gerichtssaal führt er ein ausführliches Rechtsgespräch, das zumeist in einen allseits befriedigenden Vergleich mündet. Eichrodt versteht es, mit jedermann den richtigen, volkstümlichen Ton zu finden. In einer dienstlichen Beurteilung heißt es: „Allgemein anerkannt ist sein Wohlwollen, seine freundliche, humane Behandlung der Parteien“¹³. Schon bald wird der beliebte Amtsrichter zum Vorstand des landwirtschaftlichen Vereins gewählt. Einen Teil seiner Freizeit verbringt er in der Lesegesellschaft, einer Vereinigung von Bühler Honoratioren, die sich regelmäßig im Lindengasthaus am Grabeneck treffen. Auch hier macht man ihn zum Vorstand, seine lustigen Gedich-

te und Histörchen sorgen oft für lange Abende in stimmungsvoller Runde¹⁴. Den siebziger Krieg erlebt Eichrodt als Zuschauer aus respektabler Entfernung. In seinen Lebenserinnerungen schildert er, wie er am Tage der Schlacht bei Wörth mit seinem kleinen Sohne Friedrich von Bühl zur Affentaler Höhe hinaufläuft, um durchs Fernglas die Ausbreitung von Rauch und Pulverdampf drüben im Elsaß zu beobachten. Gegen Abend zieht sich das Kanonenfeuer weiter die Vogesen hinauf. Daraus folgern die fernen Schlachtenbummler, daß der Kampf gewonnen sei. Eilends steigen sie hinab ins Amtsstädtchen, um sogleich auf den Sieg anzustoßen¹⁵.

Bald darauf verläßt Eichrodt Bühl, der Großherzog hat ihn mit Wirkung vom 1. November 1871 zum Oberamtsrichter in Lahr befördert. Sein Gehalt wird auf 1600 Gulden, ab 1874 dann auf 1900 Gulden erhöht. Nach Einführung der Reichswährung erhält er 1875 einen Jahressold von 3400 Mark. Der neue Amtsgerichtsbezirk umfaßt 33 000 Seelen, die Stadt Lahr selbst besitzt um jene Zeit 9000 Einwohner. Im Gericht in der Brestenberggasse 12 gibt es bei Eichrodts Dienstantritt zwei Richterstellen, dazu einen Gerichtsnotar mit einem Gehilfen, einen Registrator mit zwei Aktuaren, zwei Gerichtsvollzieher und schließlich in Personalunion den Amtsgerichtsdienner und Gefangenenwärter Georg Krumm. Jahre muß die Familie Eichrodt warten, bis sie die Dienstwohnung im Oberstock des – heute abgerissenen – Justizgebäudes endlich beziehen kann. Zur Arbeitsweise Eichrodts merkt ein Prüfungsbericht an, daß er seine Tätigkeit mehr von der friedensrichterlichen Seite auffasse, die meisten Sachen durch Vergleich erledigt würden. Die Bevölkerung bringe ihm großes Vertrauen entgegen. Bei einer späteren Dienstprüfung ist von der „gutmüthigen und wohlwollenden Natur“ des Beamten die Rede¹⁶. Im Jahre 1882 erhöht das Ministerium Eichrodts Jahreseinkommen auf 4400 Mark, einige Monate später darf er sich mit dem Ritterkreuz 1. Klasse des badischen Ordens vom Zähringer Löwen schmücken. Doch fraglos sitzt der dichtende Oberamtsrichter lieber hinter seinen Klassikerausgaben oder eigenen Buchmanuskripten als hinter Gerichtsprotokollen und Gesetzesfolianten. Zur Juristerei pflegt er ein nüchtern-distantes Verhältnis: „Welchen Scharfsinn redliche Menschen an den reinsten Quark in der Jurisprudenz vergeuden, davon machen sich leichtlebige Geister keinen Begriff ...“¹⁷.

Gleich bei der Ankunft in Lahr wird der neue Oberamtsrichter in einen kunstsinnigen, geselligen Kreis aufgenommen. Als langjährigen Bekannten begrüßt ihn der Verleger Moritz Schauenburg, der schon mehrere Bücher Eichrodts sowie zahlreiche Beiträge aus dessen Feder im „Hinkenden Boten“ herausgebracht hat. Zur Freundesrunde gehört der aus Pforzheim stammende Dichter Ludwig Auerbach, Verfasser des Liedes „O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön ...“ Er leitet eine Strohstoffabrik im nahen



Das ehemalige Amtsgericht in Lahr, Brestenberggasse 12

Aufnahme: Stadtarchiv Lahr

Seelbach¹⁸. Ein weiterer Dichterfreund findet sich in Friedrich Geßler. Der gebürtige Lahrer hat sich binnen kurzer Zeit vom Kaufmannslehrling zum Inhaber eines Bankhauses emporgearbeitet. Er veröffentlicht eine Reihe von Schauspielen, Dramen und Gedichtzyklen, die seinen Namen über lokale Grenzen hinaus bekannt werden lassen¹⁹. Der reimfreudige Jurist Eichrodt ist da zu Gleichgesinnten gestoßen, die gemeinsam debattieren und parodieren, von denen aber zugleich literarische Anstöße ausgehen, wie beispielsweise Beiträge zu den Grimmelshausenfeiern in Renchen²⁰. Es ist das Wirken dieser Männer, das damals der Stadt Lahr den scherzhaft-ankennenden Beinamen „Schutter-Athen“ einträgt. Viktor Scheffel soll diese Bezeichnung erdacht haben. Feststeht jedenfalls die Urheberschaft Scheffels für eine Gratulation in Gedichtform zum 50. Geburtstage von Eichrodt am 2. Februar 1877²¹:

Einst sah man im heimischen Urwaldrevier
Vorvorfahren Eichen roden,
Heut wird von Rheinschwabenlands Muse dir
Frischgrünender Lorbeer geboten.

...

Zu dem alten Schul- und Studienfreund Scheffel, der sich zu einem der populärsten Schriftsteller des 19. Jahrhunderts aufgeschwungen hat, hält Eichrodt zeitlebens engen Kontakt. Bereits im Jahre 1854 hatte Scheffel das Manuskript seines Erstlingswerkes über den Trompeter von Säckingen recht kleinlaut nach Durlach zu Eichrodt geschickt, voller Zweifel am Erfolg einer geplanten Veröffentlichung. Doch die freudige Zustimmung Eichrodts macht Scheffel Mut, sich an einen Verleger zu wenden. Umgekehrt legt Eichrodt dem Freunde sein Drama von den Pfalzgrafen vor mit der Frage, ob es für eine Bühnenaufführung geeignet erscheine. In einem langen Schreiben vom Januar 1859 analysiert Scheffel das Stück und erteilt ausführliche Ratschläge²². Scheffel wiederum benötigt Eichrodts juristischen Beistand, nachdem ihm zu seinem 50. Geburtstage im Jahre 1876 der Großherzog Friedrich I. von Baden in einer wohlgemeinten Geste den Adelstitel verliehen hatte. In republikanisch gesinnten Kreisen verübelt man dem Dichter die Annahme der Ehrung, eine Welle von Schmähsversen und beleidigenden Anwürfen bricht los. Scheffel setzt sich in Prozessen zur Wehr, jahrelang ziehen sich die Zivil- und Strafverfahren hin. Am 14. März 1879 kann er endlich seinen Mitstreiter Eichrodt in Lahr wissen lassen: „Freundlichsten Dank für gute Beihilfe in der Noth! Ich tue nun noch den letzten Stoß gegen die Berliner Bürgerzeitung wegen Verläumdung ...“²³. Als Viktor von Scheffel im Jahre 1886 stirbt, widmet ihm Eichrodt den poetischen Nachruf „In memoriam Josephi“²⁴. Und sein eigenes Werk setzt er in Vergleich zum Schaffen des heimgegangenen Jugendfreundes: „Bei

Scheffel leben wir im Maientag, bei mir ist Aprilwetter. Bei Scheffel kommen wir in ganz eine heitere Stimmung, wir erquicken uns an lustigen Bildern und köstlichen Gedanken, daseinsfreudig, es lacht uns das Herz. Bei mir wird man über gute und schlechte Witze lachen, über Naivitäten, Burleske, Komik. Scheffel schreibt Poesie der Alten, ich das Satyrspiel. Reine Lyrik anlangend bin ich vielleicht sanglicher als Scheffel, aber nicht so eigenartig im Großen und Ganzen. Auch habe ich den Ekkehard nicht geschrieben!“²⁵

Dichter

Viktor von Scheffel hatte sich nach abgeschlossenem Studium, juristischem Doktorexamen und verheißungsvollem Berufseinstieg unvermittelt von der Justiz losgesagt, um fortan als freier Künstler zu leben. Eichrodt hingegen wählt die gesicherte Beamtenlaufbahn, wälzt Tag für Tag Akten in der Amtsstube, nur die Mußestunden bleiben für Beschäftigung mit der geliebten Poesie. Gleichwohl hat er, sozusagen nebenbei, ein umfängliches Werk geschaffen. Eichrodts Schriften wurzeln im eigenständigen Literaturbereich der Studentenlyrik, die von vaterländischen Gesängen bis hin zu scherzhaften Schüttelreimen reicht. Geistreich, aber ohne geistigen Tiefgang, zuweilen Politiker karikierend, aber ohne einheitliche politische Richtung, zielte diese Studiosus- und Altherrendichtung in erster Linie auf anspruchsvolle Unterhaltung. Sie weiß sich indes abzuheben von der flachen Gesellschafts- und Erbauungsliteratur der zweiten Jahrhunderthälfte, die so spürbar auf Distanz hier zu Goethe wie dort zur 48er Revolution gegangen ist.

Der junge Kommilitone Eichrodt hat bereits während seiner Studienzeit einen dichterischen Versuch in den damals weitverbreiteten Münchner „Fliegenden Blättern“ starten können: Unter dem Titel „Wanderlust“ erscheint im Jahre 1847 eine scherzhafte Versfolge, Goethes Ballade „Mignon“ respektlos imitierend. Eichrodt beginnt mit der Strophe:

Nach Italien, nach Italien
möcht' ich, Alter, jetzt einmaligen,
wo die Pomeranze wohnt;
wo die wunderschönen Mädchen
unter süßen Triolettchen
singen wandelnd unterm Mond –
dahin, Alter, laß mich ziehn!

In der Folgezeit werden immer neue Reiseziele in Reimform angepriesen, mal zieht das Fernweh nach Ostindien, um still zu sündigen, mal nach Ja-



Titelblatt zum „Deutschen Knabenbuch“ (1864)

Repro: Verfasser

pan schlägt man Trab an. Oder es geht in das heimische Großherzogtum Badenien, demjenigen „... wo Gesetze sprudeln schnelle wie die Schwarzwaldwasserfälle“. Eine erste eigene Schrift bringt der Verfasser unter dem Pseudonym Rudolf Rodt im Jahre 1853 heraus mit dem Titel „Gedichte in allerlei Humoren“²⁶. Es sind Parodien auf Dichtungen bekannter Meister, selbst Schiller oder Heine bleiben nicht verschont. In demselben Jahre veröffentlicht Eichrodt gemeinsam mit dem Journalisten Heinrich Goll das „Schneiderbüchlein“, eine Sammlung von Liedern und Gedichten zum Schneiderberuf. Spätromantische Poesie, diesmal ohne schalkhaften Unterton, enthält das 1856 erschienene Bändchen „Leben und Liebe“. Einige Abschnitte hieraus widmet Eichrodt der Heimat, so dem Breisgau oder der Yburg bei Baden-Baden. Dem 1859 vorgelegten dramatischen Bild „Die Pfalzgrafen oder Eine Nacht in den Heidelberger Gassen“ bleibt Erfolg versagt, allzu langatmig plätschert die Handlung dahin. Eichrodt ist nun einmal kein Dramatiker. Bessere Verbreitung findet ab 1864 das großformatige „Deutsche Knabenbuch“, das der jungen Generation hundert historische Gestalten in anschaulichen Bildern vorstellt, jeweils begleitet von Verstexten Eichrodts. 1869 kommt das Büchlein „Rheinschwäbisch“ heraus – eine Wortschöpfung, die sich verständlicherweise nicht einzubürgern vermochte. Das Werk selbst aber stellt nicht nur einen farbigen Beitrag zur Dialektlyrik, sondern zugleich eine wichtige Quelle für die Sprachforschung dar. Alle Gedichte sind in der fränkischen Mundart des mittelbadischen Raumes zwischen Pfinz und Oos abgefaßt, wobei das in den Texten stark hervortretende pfälzische Idiom schwerpunktmäßig auf den Karlsruher Raum hinweist. Eichrodt erweist sich als Mundartkenner von feinem Gehör: sämtliche Spracheigentümlichkeiten sind gewissenhaft aufgezeichnet, halbgedehnte Vokale mit einem Zirkumflex versehen („schên“), vollgedehnte Vokale doppelt gesetzt („Faasenacht“). Vom Inhalte her schildern die Verse lokale Stimmungen, Gestalten oder Ereignisse wie zum Beispiel die gerichtlichen Beweisschwierigkeiten nach einer Wirtshausschlägerei („Aus der Scheffesitzung“). Auch im Mundartlichen kann Eichrodt nicht von komisch-verdrehter Nachahmung lassen, Schillers Teilung der Erde wird zur „Weltverdailung“:

Do hent‘r se – d‘Welt! – ruft der alt‘ Jubidder.
 Do nemmet se, i hab se uffem Strich.
 I schenk se ‘n-ich, un kommet mer net widder,
 Beim Daile ‘n awer dhient mer‘s briederlich!

...

Im Jahre 1869 erscheinen die „Lyrischen Karikaturen“ und der „Lyrische Kehraus“. Alte und neue Reime sind hier zusammengefaßt, manches aus früheren Zeitschriftenbeiträgen, darunter das Buch Biedermaier, von dem



Titelblatt zum „Lyrischen Kehraus“ (1869)

Repro: Verfasser

weiter unten berichtet werden soll. In dem Bändchen vom Kehraus findet sich unter der Überschrift „Sentimentale Jurisprudenz“ eine Versfolge, wo der Dichterjurist Eichrodt listig Rechtspraxis und Poetik verknüpft hat. Nur ein paar Strophen des Gedichts „Am Morgen“ seien herausgegriffen:

Bösgläubige Besitzer
spazieren durch Wald und Flur,
und schauen, um zu verjähren,
alle Augenblicke auf die Uhr

...

Wer öffnet dort den Laden
und sieht zum Fenster hinaus?
Das Aussichtsrecht zu genießen
scheint mir der Mann vom Haus.

Wer wagt dort drüben zu stutzen
die schönsten Äste des Baums?
Ich glaub' es ist ein Nachbar,
er wehrt sich seines Raums.

Der Tritt dort auf den Hintern?
O Augen- und Ohrenschmaus!
Ein zahlungsflüchtiger Mieter
fliegt in die Natur hinaus.

Wohin ich schaue und wandle,
begegnet mir unverseh'ns,
zur Poesie verkläret
die alte Jurisprudenz.

...

Ernste, gehaltvolle Lieder bringt die Zusammenstellung der „Melodien“ von 1875, läßt gleichwohl da und dort leichte Muse anklingen. Sie gewinnt die Oberhand im „Hortus deliciarum für den deutschen Humor gepflanzt“, den Eichrodt 1877–79 herausgegeben hat. Die deutschen Dichter waren aufgerufen worden, witzige Verse für ein „Ergänzungs-Kommersbuch“ einzusenden. Was Eichrodt für den Verlag Schauenburg in Lahr aus der Flut der Zuschriften auswählt, wird in sechs Heften, jeweils „Spaziergang“ betitelt, unters Publikum gebracht. Die ansprechend illustrierten, eingängigen Verse aus der Feder von Auerbach, Eichrodt, Freiligrath, Geßler, Kußmaul, Scheffel und vielen anderen finden guten Absatz. Im Jahre 1882 gibt Eichrodt eine Anthologie heraus: „Gold. Sammlung des Ursprünglichen und Genialen in deutscher Lyrik: Verse, die Musik in sich tragen.“ Diesmal läßt Eichrodt anderen den Vortritt, vergebens sucht man in diesem Buche Beispiele seiner eigenen Poesie. Dafür erscheinen beim Verlag Bonz in Stuttgart kurz vor dem Tode des schriftstellernden Oberamtsrichters dessen gesammelte Werke in zwei zeittypisch aufgemachten Bänden. Unveröffent-

licht bleibt das „Unkaufmännische Memorial“, vier handschriftliche Bücher, in denen der Schriftsteller von 1880 bis an sein Lebensende Erinnerungen und Zeitbetrachtungen bunt untermischt festgehalten hat²⁷.

Biedermeier

Ludwig Eichrodt war es, der einer ganzen Epoche den Namen Biedermeier aufgeprägt hat. Hinter diesem Kennwort stand als unfreiwilliger Urheber der Dorfschulmeister Samuel Friedrich Sauter (1766–1846) in Flehingen. Schlecht und recht suchte der, in dem Kraichgaurdorf seine Frau nebst sieben Kindern mit dem kargen Lehrersgehalt durchzubringen²⁸. Seine Liebhaberei während der freien Zeit war das Dichten. Den Alltag des ländlichen Lebens vom Wiegenlied über Wirtshaustanz, Großherzogsbesuch und Auswandererklage, Richtfest und Eheglück bis hin zu Schadensfeuer und Beerdigung, dazu eine Reihe von Volks- und Kirchenliedern, hat Sauter in Versform gegossen. Eine schlichte, gemütvolle Heimatpoesie ist es, öfter ins Triviale abgleitend, manchmal sich zu künstlerischem Niveau aufschwingend. Zu den herausragenden Gedichten zählt der Wachtelschlag, von Ludwig van Beethoven wie Franz Schubert vertont. Ein bekanntes Beispiel für Sauters urwüchsigen, verschmitzten Humor bildet das Kartoffellied, wo er in 29 Strophen den ersten Import dieses Gewächses durch den britischen Weltreisenden Drake verherrlicht: „Europa sollte diesem Mann auf allen seinen Auen, wo es nur je Kartoffel pflanzt, ein goldnes Denkmal bauen.“ Der Flehinger Versefmacher ist von heiter-bescheidener Natur, der Gestalt von Jean Pauls vergnügtem Schulmeisterlein Wuz verwandt. Sauter hatte bereits im Jahre 1811 einen Strauß von 50 Liedern und Gedichten in Buchform der Leserschaft übergeben. Auf Drängen und mit Hilfe von Freunden ließ er 1845 einen beträchtlich erweiterten Sammelband mit 350 Beiträgen folgen, darunter allerdings auch Lob- und Antwortreime aus fremder Feder. Der Titel der 477 Seiten starken Schrift lautete: „Die sämtlichen Gedichte des alten Dorfschulmeisters Samuel Friedrich Sauter, welcher anfänglich in Flehingen, dann in Zaisenhausen war und als Pensionär wieder in Flehingen wohnt. Mit zwei Abbildungen. Auf Kosten des Verfassers. Karlsruhe, in Commission bei Creuzbauer und Hasper“²⁹.

Einige Jahre später stößt der Arzt Adolf Kußmaul, ein Studienkollege Eichrodts aus der Heidelberger Zeit, im Hause von Karlsruher Bekannten zufällig auf das Opus Sauters. In seinen Erinnerungen erzählt Kußmaul, wie er den Gedichtband mit unbeschreiblichem Vergnügen durchliest. In den Versen entdeckt er einen bislang ungehobenen Schatz eigenartiger Poesie. „Die Gedichte waren meist ganz ernst gemeint und nicht auf Erregung der Lachmuskeln berechnet; aber gerade weil sie diese unbeabsichtigte

Wirkung hatten, wirkten sie doppelt lustig, und darin lag der Humor“³⁰. Sogleich macht sich der Mediziner daran, ein paar eigene Gedichte in ähnlichem Stil abzufassen, dann ein paar Sautersche Verse abzuwandeln, ein paar unveränderte beizufügen und das Ganze an Eichrodt zu übersenden. Dieser trägt freudig sein Teil bei: „Zum Ausarbeiten der Biedermaier verführte mich einigermaßen auch die Reimlust, ohne daß mich innerer Drang zu dichterischen Gestaltungen trieb. Da schwebten mir dunkle Figuren vor dem Auge, wie ich da und dort sie schon wahrgenommen hatte ...“³¹. Ein reger Austausch von Briefen mit Entwürfen läuft an, dann sichten und gliedern Kußmaul und Eichrodt gemeinsam den Stoff. Im Sommer 1853 ist es soweit – die umgedichtete und erweiterte Fassung eines druckreifen Werkes ist abgeschlossen. Von Sauter ist nicht mehr die Rede, die Freunde haben einen fiktiven Kleinbürger namens Gottlieb Biedermeier zum Autoren ernannt³². Um den Schutz von Urheberrechten ist es ersichtlich noch schlecht bestellt. Allemal findet Eichrodt trotz eifrigen Suchens keinen Verleger für das Buch Biedermeier. Da besinnt er sich auf seine Beziehungen zu den Fliegenden Blättern in München. In dieser Wochenschrift erscheinen dann von 1854 bis 1857 fortgesetzt einzelne Gesänge Biedermeiers, versehen mit witzigen Illustrationen³³. Sie entsprechen der Erwartungshaltung der Leserschaft dieses Blattes, finden mithin großen Anklang. Später veröffentlicht Eichrodt Teile des Buches Biedermeier in seinen „Lyrischen Karrikaturen“ und im zweiten Bande seiner gesammelten Dichtungen. Eine charakteristische Probe bietet die Gewitterbeschreibung, die so freimütig das Sankt-Florians-Prinzip beschwört³⁴:

Ein Wetter steht grad über der Erd,
wenn‘s nur ins Württembergische fährt!
Denn tut es bei uns sich entladen,
so haben wir den Hagelschaden.

Als Beispiel hat man es schon erlebt,
daß ein Gewitter vorüberschwebt;
der gütige Fürst von Baden
tut sich sonst weh, in Gnaden.

Doch wenn auch Hagel sich herbewegt,
wenn‘s nur nicht in die Kirch‘ einschlägt,
mitreißend auf schrecklichen Pfaden
des Herrn Pfarrers arme Waden.

Wie‘s neulich geschehn in Grimmelsbach,
wo auch der Herr Amtmann Ungemach
erlitt auf der Retiraden,
indem er war eingeladen.

Eichrodt ist nach all dem lediglich Mitverfasser. Gleichwohl wird er und nicht etwa Kußmaul als der Namensgeber einer geschichtsträchtigen Ära anzusehen sein³⁵. Gemeint sind die Jahrzehnte zwischen Wiener Kongreß und Ausbruch der Revolution, also 1815 bis 1848. Diese Biedermeierzeit umschließt auf den ersten Blick jene beschauliche, hausbacken-spießbürgerliche Idylle, die Spitzweg so trefflich auf seine Bilder zu bannen wußte. Romantische Versenkung, zur Schau getragene Rechtschaffenheit, ideologische Enthaltensamkeit kennzeichnen die damaligen Denkweisen. Man sucht geselligen Umgang, legt Wert auf gesittete Manieren, offenbart gerne Gefühle. Bei genauerem Hinsehen handelt es sich da nur um Scheinrückzug in eine schöne, heile Welt. Unterschwellig spüren, ja fürchten die Menschen jene neuen Kräfte, die ihre tradierten Lebensgewohnheiten so grundlegend umgestalten werden: die Industrialisierung mit Maschinenbau, Eisenbahnenwesen und Medienkonzernen einerseits, der bewegte politische Vormärz als Wegbereiter eines demokratischen Parlamentarismus andererseits. Aus Daseinsangst vor dem ungewissen Kommenden verbirgt sich Herr Biedermeier in seinem engen Schneckenhaus. Dieser Eskapismus wird von Ludwig Eichrodt ironisch überzeichnet und so entlarvt.

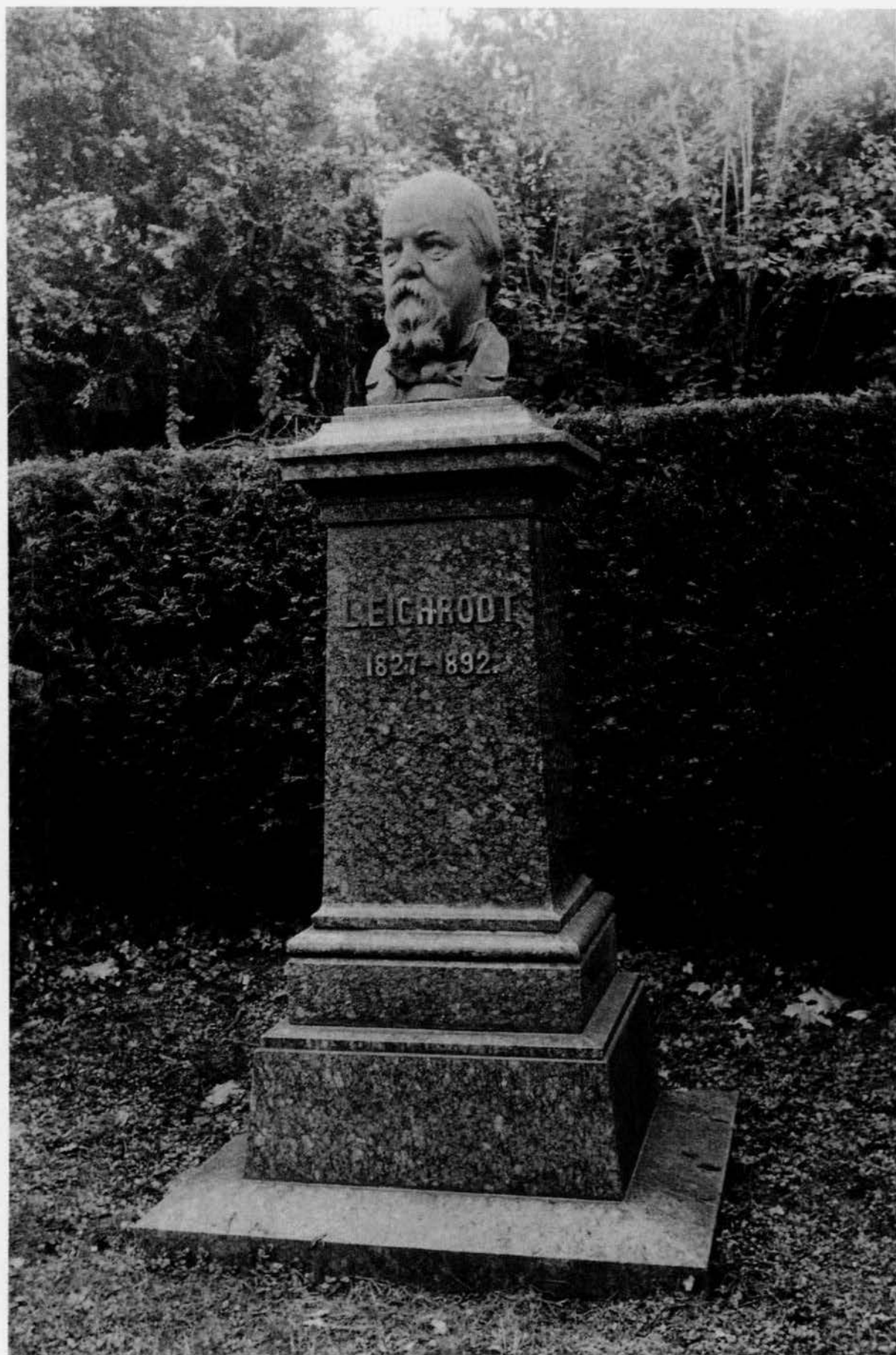
Spuren

Mit Beginn der neunziger Jahre kommt die Krankheit zu dem alternden Oberamtsrichter. Im Mai 1891 berichtet er dem Karlsruher Justizministerium, daß die Monate April und Mai nur einen Pseudofrühling gebracht hätten, weshalb er auf ärztliche Anordnung nach Baden-Baden zur Kur übersiedelt sei. Doch sie verschafft nicht die erhoffte Besserung. Nach Hause zurückgekehrt, wird Eichrodt im Juli 1891 für weitere Monate Dienstunfähigkeit attestiert, denn zu anhaltendem Reden oder zu Treppensteigen ist er nicht mehr imstande infolge von Atembeschwerden und geschwellenen Füßen³⁶. Am 2. Februar 1892 gegen 12.45 Uhr – an seinem 65. Geburtstag und zugleich seinem Hochzeitstage – verstirbt der Dichter in der Lahrer Dienstwohnung. Weit über die Grenzen der Heimat hinaus löst die Nachricht Trauer aus, viele deutsche Zeitungen widmen dem Toten ausführliche Nachrufe³⁷. Zahllose Mitbürger nehmen am 5. Februar trotz des feuchtkalten, stürmischen Wetters an der Beisetzung teil, die der Gesangsverein Concordia mit dem Lied „Stumm schläft der Sänger“ umrahmt. Und die Lokalzeitung notiert im Stil der Zeit, „... daß mit Eichrodt einer jener wenigen noch überlebenden Geister aus den glücklicheren Zeiten der deutschen Literatur, wo die echte Lebensfreude noch gedieh, der Humor noch das Dasein vergoldete, dahingegangen. Wir werden in unseren Zeiten der sozialen Wirren schwerlich seinesgleichen sehen“³⁸.



Eichrodts Grab in Lahr

Aufnahme: Verfasser



Büste im Lahrer Stadtpark

Aufnahme: Verfasser

Eichrodts Grabstätte befindet sich auf dem alten Friedhof neben der Stiftskirche in Lahr. Dort ist auch seine Frau Elise beigesetzt, die ihm nach wenigen Monaten im Tode nachgefolgt war. Im Nachbargrab ruht der Dichterefreund Friedrich Geßler, bereits 1891 verstorben. Ein Jahr nach Eichrodts Tod beschließt der Lahrer Stadtrat, daß dessen Grab für alle Zeiten auf Kosten der Stadt würdig zu unterhalten sei³⁹. Um dieselbe Zeit ergeht, initiiert von Verleger Schauenburg, Aufruf eines Lokalkomités zur Errichtung eines Denkmals für den berühmten Mitbürger. Die Spenden fließen, bald kann der Karlsruher Bildhauer Christian Elsässer mit der Fertigung einer Bronzebüste beauftragt werden, die am 19. Mai 1895 feierlich im Stadtpark enthüllt wird. Im Jahre 1918 hat man die Skulptur abmontiert, um sie für Kriegszwecke zu verhütten. Dazu ist es nicht mehr gekommen, nach Kriegsende taucht das Bronzehaupt wieder auf und kehrt auf den angestammten Platz zurück, den es bis heute einnimmt⁴⁰. In der Stadt Lahr, die ihm zur zweiten Heimat wurde, erinnert zudem die Eichrodtstraße – Verbindung von der Goethe- zur Schillerstraße – an den Biedermeierdichter. Im Gasthof „Löwen“ ist eine Eichrodtstube eingerichtet⁴¹. Im Geburtsort Karlsruhe-Durlach ist der Eichrodtweg nahe der Turmbergstation dem Angedenken allerdings des gesamten Geschlechts dieser Namensträger gewidmet⁴². In der Amtsstadt Bühl hat man die Eichrodtstraße nach dem populären Dichter benannt.

Ludwig Eichrodt zählt nicht zu den Großen der deutschen Literatur. Gleichwohl hat er eine Epoche sichtbar mitgestaltet, durch seine hintergründig schmunzelnde Lyrik wußte er den Mitmenschen einen Spiegel ihrer Schwächen vorzuhalten. Daneben hat er versucht, eigenständig ernstere Themen anzugeben. Stets erwies er sich als Meister der Sprache, achtete auf Wohllaut und Tonfall, um ihre Musikalität aufklingen zu lassen⁴³. Sicherlich war das meiste aus dem Werk für den Tag gemacht, mußte dem Vergessen anheimfallen. Geblieben sind uns ein paar frohgestimmte Lieder, die bis in die Gegenwart gesungen werden. Dem Gedenken an Ludwig Eichrodt wird am ehesten die Abschiedsstrophe aus seiner „Neuen Wanderlust“ gerecht:

Nach dem Himmel, nach dem Himmel
wandr' ich aus dem Weltgetümmel,
wo die ew'ge Wonne wohnt;
wo die Widersprüche schwinden,
wo sich Menschen wiederfinden,
und der Wahnwitz uns verschont –
dahin leuchte mir, o Mond!

Anmerkungen

- 1 Vgl. Wohlhaupter, *Dichterjuristen*, 3 Bände, 1953–1957.
- 2 Von Weech, *Badische Biographien*, Teil 1, 1875, S. 218; GLA (= Generallandesarchiv Karlsruhe) 76/1922.
- 3 Eichrodt, *Unkaufmännisches Memorial I 1880–1884*, S. 149; s. Anm. 27.
- 4 Stiefel, *Baden 1648–1952*, Band II, 1977, S. 1858, 2014; Benz, Heidelberg, *Schicksal und Geist*, 1961, S. 316; Hellpach, *BadH* 1953, S. 275.
- 5 Federer in: *Baden im 19. und 20. Jahrhundert*, Band I, 1948, S. 81 ff.
- 6 Eichrodt, *Gesammelte Dichtungen*, Erster Band, 1890, S. 224.
- 7 Kennel, *Ludwig Eichrodt. Ein Dichterleben*, 1895, S. 92.
- 8 GLA 76/1920; 76/1921.
- 9 Kirchenbuch der Pfarrgemeinde St. Peter und Paul in Bühl, 1860, Eintrag vom 20.02.1860.
- 10 Scheffel, *Werke*, hrsg. von J. Franke, o. J. (1917), Band 9, S. 253.
- 11 Hermine Henriette, geb. 25.11.1860 (Eintrag Nr. 77 v. 25.12.1860 im Taufbuch 1839–1861 der Kirchengemeinde Bühl); Ludwig Friedrich, geb. 16.02.1862 (Eintrag Nr. 26 v. 16.02.1862 im Taufbuch 1862–1875 der Kirchengemeinde Bühl); Mathilde, geb. 24.05.1864 (Eintrag Nr. 52 v. 24.05.1864 im vorg. Taufbuch); Rudolf, geb. 07.12.1867 (Eintrag Nr. 7 v. 07.12.1867 im vorg. Taufbuch, das Kind ist am 30.07.1868 verstorben); Elisabeth, geb. 26.02.1869 (Eintrag Nr. 20 v. 26.02.1869 im vorg. Taufbuch).
- 12 GLA 234/7939.
- 13 GLA 76/1921.
- 14 Harbrecht, *Bühler Blaue Hefte* Nr. 3/1959, S. 58.
- 15 Kennel, aaO (Anm. 7), S. 98.
- 16 GLA 76/1921.
- 17 *Unkaufmännisches Memorial II 1887–1889*, S. 21; s. Anm. 27.
- 18 Bender, *BadH* 1983, S. 295.
- 19 Oeftering, *Die Ortenau* 1929, S. 324; Obert, *BadH* 1991, S. 85; Geßler hat das Grab von Friederike Brion, Goethes Jugendliebe aus Sesenheim, auf dem Meißenheimer Friedhof wieder aufgefunden, würdig ausgestalten lassen.
- 20 Vierordt, *Das Buch meines Lebens*, 2. Aufl., 1934, S. 202; vgl. a. den Aufruf in *Deutsche Dichtersalle* 1879, S. 145.
- 21 Scheffel, aaO (Anm. 10), S. 204.
- 22 Proelss, *Scheffel's Leben und Dichten*, 1887, S. 279; Kennel, aaO (Anm. 7), S. 106.
- 23 Hammer, *Scheffel-Jahrbuch* 1918/19, S. 81; Haehling von Lanzenauer, *Dichterjurist Scheffel*, 1988, S. 41.
- 24 *Gesammelte Dichtungen*, Erster Band, 1890, S. 229.
- 25 *Unkaufmännische Memorial II 1885–1886*, S. 39; s. Anm. 27.
- 26 *Bibliographie der Veröffentlichungen Eichrodts bei Wilpert/Gühring*, Erstausgaben deutscher Dichtung, 1967, S. 264.
- 27 Band I 1880–1884; Band II 1885–1886; Band III 1887–1889 (an Band II angebunden); Band IV 1889–1892. Die Handschriften werden in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe verwahrt.
- 28 Von Weech, aaO (Anm. 2), Teil 2, 1875, S. 239; Bender, *Zur badischen Literatur*, 1989, S. 109.
- 29 Vgl. dazu Kilian, *Samuel Friedrich Sauter, Ausgewählte Gedichte, Neujahrsblätter der badischen Historischen Kommission*, NF 5, 1902; Klausling, *Das Urbild des Biedermeier*, 1968.

- 30 Kußmaul, Jugenderinnerungen eines alten Arztes, 1899, S. 486.
- 31 Unkaufmännisches Memorial IV 1889–1992, S. 12; s. Anm. 27.
- 32 Kennel, aaO (Anm. 7), S. 76–86.
- 33 Fliegende Blätter von 1854, 21. Band/2. Halbband, Nr. 493, bis 1857, 26. Band/1. Halbband, Nr. 618.
- 34 Gesammelte Dichtungen, Zweiter Band, 1890, S. 65.
- 35 Christel Seidensticker, Der wirkliche Herr Biedermeier, Gedichte in allerlei Humoren von Ludwig Eichrodt, Lahr, 1992, S. 24–28.
- 36 GLA 76/1921.
- 37 Lahrer Zeitung vom 04. und 05.02.1892.
- 38 Lahrer Zeitung vom 06.02.1892.
- 39 Stadtarchiv Lahr, Akten der Stadt Lahr, Begräbnisse, Fach Nr. 5, Aktenstück Nr. 11, 1892–1927, betr.: Die Grabstätte des verstorbenen Gr. Oberamtsrichters Eichrodt.
- 40 Stadtarchiv Lahr, Akten der Stadt Lahr, Verwaltungssachen, Fach Nr. 105, Aktenstück Nr. 8, 1892–1919, betr.: Die Errichtung eines Denkmals für Oberamtsrichter Eichrodt.
- 41 Baader, Die Ortenau 1958, S. 86; 1965, S. 58.
- 42 Adressbuch der Stadt Karlsruhe 1988, S. 500.
- 43 Michlūsowa, Die Lyrik Eichrodts und ihre Bedeutung für das Biedermeier, Diss. Heidelberg 1944, S. 134.

Ortsgeschichte

Ein Projekt der Stadt Offenburg

Wolfgang M. Gall / Peter Szyszka

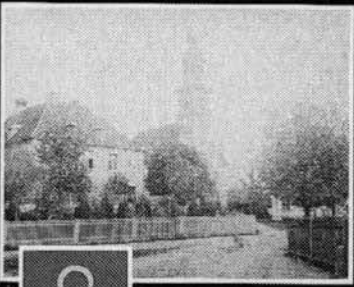

1. Projektarbeit

Vorgeschichte. Weil sich die Kirchenherren der Ortenau vor 750 Jahren um etwas ganz Weltliches, nämlich ihre Steuereinkünfte, stritten, konnten fünf Offenburger Stadtteile 1992 ein Jubiläum feiern: Griesheim, Elgersweier, Bühl, Rammersweier und Fessenbach wurden am 3. April 1242 erstmals in einer Urkunde erwähnt, mit welcher der Straßburger Bischof Berthold von Teck einen Streit zwischen dem Kloster Gengenbach und der Pfarrei Offenburg schlichtete. Schon die Urkunde zeigt, daß alle genannten Orte älter sind als 750 Jahre: Sie werden zwischen dem 9. und 12. Jahrhundert entstanden sein. Dennoch gab die erste urkundliche Erwähnung für die Stadt Offenburg – alle fünf genannten Orte sind seit der baden-württembergischen Gemeindereform im Jahr 1971 Stadtteile Offenburgs geworden – den Anstoß, sich mit der Geschichte dieser ehemaligen Dörfer zu beschäftigen.

Projektgruppe. Die Idee eines gemeinsamen Projekts „750-Jahr-Feier“ entstand 1987 auf Initiative des Offenburger Kulturamtsleiters Dr. Hans-Joachim Fliedner; der damalige Oberbürgermeister Martin Grüber sagte dem Projekt von seiten der Stadt seine finanzielle Unterstützung zu. Unter der fachlichen Betreuung von Kulturamt und Stadtarchiv Offenburg wurden im Frühjahr 1990 Einzelstudien zu den fünf erstmals urkundlich erwähnten Orten an die Projektgruppe Wolfgang M. Gall (Rammersweier) sowie Birgit und Peter Szyszka (Griesheim, Elgersweier, Bühl und Fessenbach) in Auftrag gegeben. Grundlage für eine gemeinsame Konzeption bildeten zwei Ansatzpunkte:

- eine wissenschaftliche Auswertung der vorhandenen Quellen und deren Umsetzung in
- eine allgemeinverständliche, für den Durchschnittsleser attraktive Präsentation.



Ansatz. Einen Ausgangspunkt dieser Arbeiten bildete die Vorstellung, daß sich die fünf Ortsgeschichten in wesentlichen Punkten ähnlich vollzogen hatte. Ohne schon hier ein Ergebnis vorwegzunehmen: Dies sollte nicht zutreffen. Das Resultat sind fünf Chroniken, welche die Geschichte der ein-

Elgersweier

Erblebenmeier, Sandbure und Arbeiter


Stadt Odenburg REIFF

Rammersweier

Spitalbauern, Bähnler und Rebleute

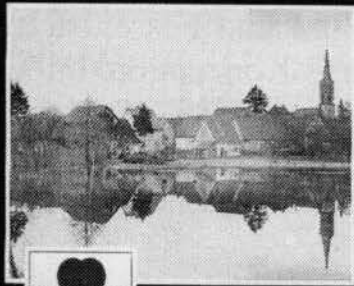
Stadt Odenburg REIFF




Fessenbach

Aus dem Leben eines Winzerdorfes

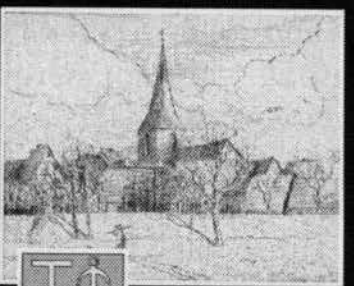

Stadt Odenburg REIFF




Bühl

Aus der Geschichte eines kleinen Pfarrdorfes

Stadt Odenburg REIFF

Griesheim

Ein Gerichtsort der Landvogtei Ortenau

Stadt Odenburg REIFF

zelen Ortschaften nachzeichnen und dabei den jeweils besonderen Charakter der Dörfer darlegen.

Urkundenedition. Neben diesen Einzelstudien unterzog der Freiburger Historiker Eugen Hillenbrand die Bertholds-Urkunde, deren bisherige Edition aus dem Jahr 1889 stammte, einer kritischen Überprüfung und lieferte eine quellenkritische Übersetzung des lateinischen Urkundentextes. In einem Vortrag zum Thema „Die leidige Kirchensteuer“, den Hillenbrand zur offiziellen Eröffnung der Feierlichkeiten am 3. April, dem Ausstellungsdatum der Urkunde, in der Offenburger Pfarrkirche Heilig Kreuz hielt, stellte er seine Erkenntnisse zur Jubiläumsurkunde vor. Gleichzeitig lieferte er den Nachweis für historische Bezüge zwischen der Urkunde und der Gegenwartsgeschichte der Offenburger Pfarrei und kritisierte Versuche von Geschichtsverfälschung, wie sie gerade im Zusammenhang mit dieser Urkunde zu beobachten waren¹.

2. Historischer Kontext

Gründung des Offenburger Pfarrsprengels. Bereits im 8. Jahrhundert wurden die Klöster Gengenbach und Schuttern gegründet und mit reichem Grundbesitz ausgestattet. Auch auf fremdem Grundbesitz übernahmen sie die Seelsorge und ließen sich dafür von den Grundherren mit Zehnteinkünften entlohnen. Über Jahrhunderte verfügten beide Klöster über das Seelsorgemonopol im hiesigen Raum, ehe der Straßburger Bischof auf seinem eigenen Grund und Boden im gerade gegründeten Offenburg eine selbständige Pfarrei einrichtete, die 1182 erstmals urkundlich genannt wird. Kloster Gengenbach, das bis dahin Kinzig abwärts bis nach Griesheim die Seelsorge besorgte und den Zehnten vereinnahmte, war der Leidtragende: Mit der Neugründung eines Pfarrsprengels machte der Bischof von seinem Recht zur Umverteilung der Zehnteinnahmen Gebrauch und strich dem Kloster die alten Ansprüche. Die Neuregelungen scheinen, wie dies auch heute bei Verträgen häufig der Fall ist, von beiden Seiten unterschiedlich ausgelegt worden zu sein. Streit war also vorprogrammiert.

Eine Vergleichsurkunde. Er begann, als um 1230 der Straßburger Domkapitular Konrad von Wolfach mit dem Amt des Rektors der Offenburger Pfarrei betraut wurde. Der wirtschaftlich denkende Domherr war bestrebt, den rechtlich möglichen Umfang der Pfarreinnahmen auszuschöpfen. Als die Gengenbacher Benediktiner ihrerseits von einem Klosterrecht Gebrauch machten, auf dem Boden des Offenburger Pfarrbezirkes Brachland kultivierten und Reben pflanzten, brach ein offener Streit aus. Zu Recht oder zu Unrecht: Der Offenburger Pfarrherr verlangte den Neubruch-Zehn-

ten und erreichte 1242 mit der Bertholds-Urkunde zu einer vertraglichen Neuregelung, aus welcher die Offenburger Pfarrei wirtschaftlich gestärkt hervorging. Weil man für den Pfarrbezirk eine Grenze beschreiben und andere Rechtsgüter namentlich anführen mußte, hat sich diese Erwähnung von Dörfern und Gewannen bis heute als Ersterwähnung erhalten. Ältere Unterlagen des Klosters Gengenbach, die einen Nachweis führen könnten, verschwanden um 1230 zu Beginn der Streitigkeiten aus dem Klosterarchiv.

Grenzbeschreibung. „Vessenbach“ ist die erste Siedlung der Grenzbeschreibung. Nicht das Dorf, sondern der namensgleiche Bach wurde angeführt. Von hier setzte sich die Grenzlinie über einen Ort „Zell“ bis zum Bach „Weierbach“ fort. Am Hof eines „Konrad im Ried“ verließ die Grenze den Bach und peilte einen Birnbaum am Rand des Dorfes „Romerswilre“ an. Markante Bäume markierten den weiteren Verlauf: Über den „Graseten Weg“ und einen Baum am Galgen zu einer Linde beim Hof „Müselin“ im Dorfe „Buhele“, ehe er sich über einen „Bohlsbachpfuhl“ genannten Sumpf fortsetzte und an der Kinzig endete. Ausdrücklicher Bestandteil des Vergleichs war eine Vereinbarung über den Rebbau. Erstmals ist damit 1242 der Weinbau in dieser Region historisch verbürgt; der Gengenbacher Klosterhof am Weierbach und das nahe gelegene, später „Abtsberg“ benannte Gewann ist in der Urkunde jedoch nicht verzeichnet. Dagegen wurden ob ihrer schwierigen Vertragssituation „Elgerswilre“, „Griesheim“ und „Datenweiler“ (heute: Ortenberg) ausdrücklich verzeichnet.

3. Arbeitsergebnisse

Inhaltliche Konzeptionskriterien. Bei der Durchsicht einer Vielzahl von Darstellungen zur Ortsgeschichte wurden den Arbeiten eine Reihe inhaltlicher und formaler Kriterien zugrunde gelegt. Ortschroniken arbeiten häufig nach dem Pyramiden-Prinzip. Da über die weit entfernte Vergangenheit meist weniger zu erfahren ist als über die nähere Vergangenheit, schlägt sich dies gravierend im Aufbau nieder. Je weiter sich diese Arbeiten der Gegenwart nähern, desto umfangreicher wird aufgrund der Quellensituation deren Darstellung. Franz X. Vollmers interessante Ortenberg-Studie hat dieses Prinzip nur formal durch seinen Ansatz, von der jüngeren zur älteren Geschichte zu gehen, umgekehrt².

Historische Identität. Um dem Anspruch gerecht zu werden, historisch gewachsene Charakteristiken der einzelnen Orte nachvollziehbar zu machen, wurde der Versuch unternommen, die Geschichte verschiedener Epochen gleichwertig zu behandeln. Trotzdem besitzt jede der Chroniken ihren eigenen thematischen Schwerpunkt.

Griesheim – Gründung: Unbekannt. Eine durchgängige Besiedlung geht durch die Zugehörigkeit zur Gottswaldgenossenschaft vermutlich bis in die Zeit der Alemannen zurück. *Grundherr:* Wichtigster Grundherr auf Griesheimer Boden war Kloster Gengenbach; die Urkunde 1242 bestätigte ausdrücklich diese Rechte. *Historische Charakteristik:* Im Bewußtsein alteingesessener Griesheimer Familien hat sich ein gewisser Stolz erhalten, der an die jahrhundertelange Sonderstellung Griesheims als dem Sitz eines Gerichtes der Landvogtei Ortenau erinnert. Hier erfolgten Verwaltung und Rechtssprechung der umliegenden Dörfer, hier trafen die Waldzwölfer der Gottswalddörfer ihre Entscheidungen. Die große Kinzigschleife zwischen Ort und Gottswald, für deren Befahren die Schwarzwald-Flößer einen ganzen Tag benötigten, brachte mit einem Floßanlegeplatz nicht nur Geld nach Griesheim, sie schuf auch Kontakt zu Menschen entfernter Schwarzwaldorte. Griesheim war immer etwas größer und wohlhabender als seine Nachbarn. Die andere Seite der Geschichte teilte der Ort mit seinen Nachbarn: Jeder Krieg bedeutete für das ungeschützte Dorf westlich Offenburgs Plünderung und Zerstörung; in friedlichen Zeiten brachten Kinzig-Hochwasser regelmäßig Not und Elend. Mit dem Übergang der Landvogtei 1806 an Baden endete die Sonderstellung Griesheims.

Elgersweier – Gründung: Unbekannt. Errichtung eines Abtshofes wahrscheinlich Mitte des 12. Jahrhunderts in der Nähe einer Wegkreuzung. *Grundherr:* Kloster Gengenbach, dessen Rechte die Urkunde 1242 ausdrücklich bestätigte. *Historische Charakteristik:* Zu jener Zeit war Elgersweier ein Gutshof mit kleiner Kapelle. 100 Jahre später gehörte es zu den zwanzig wichtigsten Klosterhöfen und entwickelte sich allmählich zum Dorf. Die völlige Abhängigkeit von der Klosterherrschaft endete 1524. Hof und Land wurden in 16 Teile getrennt und 16 Elgersweierer Familien zu Erblehen gegeben. Eine soziale Spaltung des Dorfes begann, die in ihren Auswirkungen bis in dieses Jahrhundert hinein spürbar war: auf der einen Seite die Meierfamilien, die es auch nach unsteten Zeiten immer wieder zu einem gewissen Wohlstand brachten, auf der anderen Seite eine immer größere Zahl von Mägden, Knechten, Tagelöhnern und kleinen Handwerkern, die in Abhängigkeit und Armut leben mußten. Als Mitte des 19. Jahrhunderts das Meiertum aufgehoben wurde, konnte die kleine Gemarkung schon längst nicht mehr alle Dorfbewohner ernähren.

Bühl – Gründung: Unbekannt. Frühmittelalterlicher Ausbauort der Geroldsecker und Staufener. Kirche möglicherweise unter Offenburger Einfluß für die Gottswalddörfer erbaut. *Grundherr:* Verschiedene Grundherren. Ende des 14. Jahrhunderts Abtrennung eines reich ausgestatteten Pfarrgutes, das die Straßburger Johanniter Kommende zum Grünenwörth vom Papst zugesprochen bekam. *Historische Charakteristik:* Die umfang-

reichen Einnahmen machten den Bühler Pfarrer nicht nur zu einem Mann mit bescheidenem Wohlstand, sie ließen Bühl über Jahrhunderte hinweg auch zum wichtigsten Pfarrdorf westlich der Reichsstadt werden. 1560 wurde die Bühler Pfarrei durch den Anschluß Weiers zur Doppelpfarrei, kaum 100 Jahre später nach dem Dreißigjährigen Krieg sogar zur Gottswaldpfarre. Dem Pfarrer oblag für 1686 die Seelsorge in Griesheim, zeitweise auch in Windschlag und Waltersweier. Der Ort selbst, dessen Bewohner von ihrer Zugehörigkeit zur Gottswald-Genossenschaft profitierten, lag im Gegensatz zu seinen Nachbarn vor den Kinzig-Hochwassern geschützt auf einem „Bühel“ (Hügel). Die fruchtbaren Matten der Gemarkung aber waren teilweise den Hochwassern ausgesetzt. Die in Kriegszeiten strategisch ungünstige Lage unmittelbar vor den Toren Offenburgs prägte die Geschichte Bühls. Allmähliche Auflösung alter Strukturen seit Mitte des 19. Jahrhunderts, radikaler Wandel in diesem Jahrhundert.

Rammersweier – Gründung: Unbekannt. Vermutlich erste Besiedlung im Unterrammersweierer Raum, in den Gewannen „Steinäcker“, „Am unteren“ und „oberen Schambach“ und „Am Greschtenweg“. *Grundherr:* Kloster Gengenbach. Seit 1420 ist ein geschlossenes Hofgut des Offenburger St. Andreas-Hospitals urkundlich nachweisbar. Im 15. Jahrhundert tauchen in den Quellen Namen von Straßburger und Offenburger Bürgern auf. *Historische Charakteristik:* Rammersweier, heute staatlich anerkannter Erholungsort, Rebdorf und Wohngemeinde, war bis ins 20. Jahrhundert hinein vom Obst-, Getreide- und Weinbau geprägt. Der Ort hatte auch Anteile an der Vollmersbacher Waldgenossenschaft. Eisenbahnbau und Industrialisierung veränderten die dörfliche Alltags- und Lebenswelt. Aufgrund der starken Zersplitterung des Bodens und mangelnder Verdienstmöglichkeiten entwickelte sich Rammersweier seit Mitte des 19. Jahrhunderts zum „Arbeiterbauerdorf“. Seither wird die Landwirtschaft hauptsächlich im Nebenerwerb betrieben.

Fessenbach – Gründung: Unbekannt. Vermutlich als lose Winzerkolonie im Rebgebirge in der Hauptrodungsphase des Klosters Gengenbach Mitte des 12. Jahrhunderts. *Grundherr:* Überwiegend Kloster Gengenbach. *Historische Charakteristik:* Ärmlichkeit und ‚Bescheidenheit‘ kennzeichneten das Leben im Fessenbach vergangener Jahrhunderte – welcher Kontrast zum nur wenig abseits in der Gemarkung gelegenen adeligen Rieshof. Im Dorf hing die Existenz der Menschen am Ertrag der Reben. Meist ging es nur ums Überleben. Der Fehlherbst war an der Tagesordnung. Zentrum des Rebbaues im Rebgebirge war der Weierbacher Abtshof nördlich der Fessenbacher Gemarkung. Als mit Ablösung der Grundherrschaften im 19. Jahrhundert die Landacht von einem Drittel des Ertrages entfiel, trat an ihre Stelle die Tilgung der sich immer wieder ansammelnden Schulden. Die

Winzer mußten kurz nach der Rebernte zu billigen Preisen verkaufen, andere machten den Profit. Durch die topographische Abgeschiedenheit Fessenbachs begann eine Auflösung der Strukturen des traditionell hergebrachten Lebens zwischen Reben und Landwirtschaft erst spät.

Allgemeines Ergebnis. Ein Fazit läßt sich für alle fünf Chroniken ziehen: Eine sich im wesentlichen von örtlichen Einflußfaktoren eigenständig entwickelnde Ortsgeschichte fand bereits im letzten Jahrhundert ihr allmähliches Ende.

(1) Ein Grund für die Angleichung der verschiedenen Dorfgeschichten lag zunächst in der Durchsetzung der staatlichen Souveränität nach der Gründung des badischen Großherzogtums und der Schaffung eines Gesetzesstaates, gründete also auf der ‚Modernisierung‘ von Staat und Gesellschaft in Baden.

(2) Dazu kam die wachsende soziale Verelendung und wirtschaftliche Krisenanfälligkeit der dörflichen Lebenswelt. Sozio-ökonomische Entwicklungen, wie sie in Baden allgemein zu beobachten sind, veränderten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die dörfliche Gesellschaft: sprunghaft angestiegene Bevölkerungszahlen, Agrarkrisen, Mißernten, Zersplitterung des Bodens und ungleichmäßige Verteilung des Grundbesitzes.

(3) Viele Dorfbewohner suchten zunächst in der Auswanderung einen Weg aus Not und Elend. Ziel war das unbekannte, verheißene Nordamerika. Während heute Menschen in das ihnen fremde Deutschland kommen, um der Not in ihrer Heimat zu entgehen, setzten damals Menschen ihre ganze Hoffnung auf die Auswanderung nach den USA.

(4) In der zweiten Jahrhunderthälfte schuf die beginnende Industrialisierung in Offenburg Arbeitsplätze bei Fabriken und Eisenbahn. Die wachsende Orientierung der erwerbstätigen Landbevölkerung nach dem Broterwerb in der Stadt beschleunigte den Prozeß der Auflösung der dörflichen Gesellschaft. Die Landwirtschaft entwickelte sich zum Teil- oder Nebenerwerb.

Damit floß die Geschichte der fünf Orte allmählich zusammen: Die schrittweise Abkehr von traditionellen und die Anpassung an urbane Lebensformen fand ihren sichtbaren Ausdruck im Wandel der Ortschaften vom „alten Dorf“ zur „Wohngemeinde“. Allein die nach der Modernisierungswelle in den sechziger und siebziger Jahren erhaltenen Relikte ländlich geprägter Ortsbilder erinnern uns heute noch an die alte Identität der Orte. Der radikale Wandel vollzog sich innerlich; die Eingliederung der Dörfer zu Offenburger Stadtteilen im Jahr 1971 vollzog diesen Wandel faktisch nach.

4. Publikationskonzeption

Zielsetzung. In den vergangenen 100 Jahren hat sich ein radikaler Strukturwandel der Orte rings um die Stadt Offenburg vollzogen. Vor diesem Hintergrund war es Ziel der Arbeit, die historische Identität der jeweiligen Ortschaft herauszuarbeiten. Mittels der Chronik sollte den heutigen Bewohnern die Möglichkeit eröffnet werden, Eindrücke vom Leben der Menschen vergangener Jahrhunderte zu gewinnen.

Formale Konzeptionskriterien. Da die Chroniken weniger für einen wissenschaftlichen Diskurs, sondern vorrangig für die Verbreitung in den Ortschaften und an weitere interessierte Kreise zu konzipieren waren, mußte ein für breite Schichten attraktives Leseobjekt geschaffen werden. Wesentliche formale Konzeptionskriterien waren daher:

- Umsetzung der Forschungsergebnisse in allgemeinverständliche Sprache,
- attraktive graphische Gestaltung mit Leseanreizen, Lesehilfen, Illustration u. a.,
- Umschlaggestaltung, die die Chronik zu einem Leseobjekt und nicht zu einem Wertgegenstand macht,
- ein Verkaufspreis, der eine möglichst große Verbreitung erwarten läßt.

Umsetzung. Bei der Umsetzung dieser Ansprüche spielten darüber hinaus didaktische Aspekte eine Rolle. Zunächst wurde versucht, die Chroniken in einer lebendigen und leicht verständlichen Sprache zu schreiben und Fachbegriffe aufzulösen oder zu erklären. Jeder Absatz ist mit einer Art Schlagwort/Marginalie eingeleitet, um dem Leser eine Orientierungshilfe zu geben. Zur weiteren Unterstützung einer besseren Übersichtlichkeit wurde der Satz zweispaltig angelegt. Jede Chronik ist bei einem Umfang von etwa 140 Seiten mit ca. 80 Fotos, Karten und Illustrationen sowie etwa zehn eingeschobenen Informationskästen aufgelockert. In sich geschlossene Fotoseiten und Fotodoppelseiten, die – von der chronologischen Abfolge getrennt – älteren Geschichtsabschnitten zwischengeschaltet sind, versuchen den Leser auch mit diesen für ihn zunächst vordergründig vielleicht weniger interessanten Geschichtskapiteln in Verbindung zu bringen. Bei der Umschlaggestaltung spielten animative Aspekte eine vordergründige Rolle, da keine Objekte geschaffen werden sollten, deren augenscheinlich hochwertige Aufmachung wieder Distanzen zwischen Buch und Leser aufbauen. Die Umsetzung dieses Konzeptes wurde durch eine kooperative Zusammenarbeit mit dem Reiff-Schwarzwaldverlag, Offenburg, möglich.

Chroniken. Alle Chroniken sind im Laufe des Jahres 1992 parallel zu den Feierlichkeiten der jeweiligen Ortschaften erschienen:

Peter Szyszka, Griesheim. Ein Gerichtsort der Landvogtei Ortenau, unter Mitarbeit von Dietlinde und Willi Reimling

Peter Szyszka, Elgersweier. Erblehenmeier, Sandbure und Arbeiter, unter Mitarbeit von Lothar Wiucha

Birgit und Peter Szyszka, Bühl. Aus der Geschichte eines kleinen Pfarrdorfes

Wolfgang M. Gall, Rammersweier. Spitalbauern, Bähnler und Rebleute

Birgit und Peter Szyszka, Fessenbach. Aus dem Leben eines Winzerdorfes
alle: Veröffentlichungen des Kulturamtes der Stadt Offenburg, Reiff-Schwarzwaldverlag 1992.

Anmerkungen

1. Edition und Vortrag sind in allen fünf Chroniken abgedruckt sowie als Sonderdruck erschienen: Eugen Hillenbrand, Die Zehnturkunde vom 3. April 1242. Edition und Übersetzung / Die leidige Kirchensteuer. Zur Schlichtungsurkunde des Straßburger Bischofs Berthold vom 3. April 1242, Offenburg 1992. (Sonderdruck des Kulturamtes der Stadt Offenburg zur 750-Jahr-Feier der Beilegung des Zehntstreits zwischen der Pfarrei Heilig Kreuz und dem Kloster Gengenbach). Für Hillenbrands Kritik am Umgang mit Geschichte galt das gesprochene Wort.
2. Franz X. Vollmer, Ortenberg, Schritte zurück in die Vergangenheit eines Ortenaudorfes, Ortenberg 1986. Vollmers Ansatz ist interessant, aber problematisch, da Geschichte meist nur durch die Kenntnis von Vor-Geschichte zu verstehen ist, also letztendlich auch von hinten nach vorne gelesen werden muß. Dennoch zählt die Ortenberg-Studie zu den fundiertesten Ortenauer Ortschroniken. Es ist Vollmers Verdienst, ein neues Kapitel in der Ortenauer Dorfgeschichtsschreibung aufgeschlagen zu haben.

Das Museum und die Freizeit älterer Menschen – Chancen und Möglichkeiten aktiver Freizeitgestaltung

Marie-Luise Marx

Vorbemerkung:

Der Anteil von nicht mehr im Erwerbsleben stehenden Menschen an der Gesamtbevölkerung vergrößert sich in den kommenden Jahren durch frühzeitige Verrentung und steigende Lebenserwartung kontinuierlich. Alter und Ruhestand entsprechen sich nicht mehr länger. Die Lebensphase, die mit dem Ruhestand einhergeht, umfaßt nun 30 bis 40 Jahre und erfordert einen Gestaltungsbedarf, der sich nicht mehr an den traditionellen Wertmustern orientieren kann. „Feierabend“ und Müßiggang des „wohlverdienten Ruhestandes“ als Leitvorstellung für ein Drittel des Lebens sollten in Frage gestellt werden. Es ist daher eine immer wichtiger werdende gesellschaftspolitische Aufgabe, der älteren Generation genügend Möglichkeiten zu einer aktiven Lebensgestaltung einzuräumen.

Freizeit und Alter:

In unserer Industriegesellschaft wird Freizeit allgemein als Komplementärbegriff zur Arbeitszeit verstanden. Nach dieser Auffassung hätten alle im Ruhestand lebenden Menschen nur noch Freizeit. Tatsächlich haben ältere Menschen zwar sehr viel freie Zeit. Sie ist aber mit Aktivitäten ausgefüllt, die zum Teil auch Arbeitscharakter haben können oder Pflichten beinhalten. Freizeit im Alter wird somit verstanden als die Zeitspanne im Tagesablauf, die unabhängig von notwendigen Tätigkeiten und Pflichten verbleibt, um sie „nach Lust und Laune“ frei zu gestalten. Der Begriff Freizeit ist für jeden mit positiven Vorstellungen verbunden. Inhaltlich wird die Freizeit bestimmt durch unterschiedliche Aktivitäten und Unternehmungen, die einen aus dem häuslichen Alltagsleben hinausführen. Gleichzeitig ist die Freizeit auch eine Zeit der Muße und Entspannung.

Opaschowski/Neubauer fanden in ihrer empirischen Untersuchung, daß zwei Drittel der befragten Ruheständler die Freizeit positiv sehen, für selbstbestimmte Aktivitäten schätzen und für Ruhe und Erholung nützen. Für mehr als ein Drittel der Befragten schafft die Gestaltungsmöglichkeit der Freizeit jedoch Probleme und Konflikte. Manch einer findet nicht ohne weiteres zu einem selbstbestimmten und sinnerfüllten Tun, so daß Langeweile auftritt.

Freizeitbedürfnisse älterer Menschen:

Im Freizeitbereich findet sich ein hohes Ausmaß von persönlicher Zufriedenheit im Alter, wenn durch die Freizeittätigkeiten folgende Bedürfnisse auf der individuellen Ebene erfüllt werden:

- Das Bedürfnis nach Erholung und Entspannung zur Wiederherstellung bzw. Erhaltung des psycho-physischen und sozialen Wohlbefindens,
- das Bedürfnis nach Ausgleich von allgemeinen Belastungen,
- das Bedürfnis nach Information und Orientierung,
- das Bedürfnis nach sozialen Kontakten,
- das Bedürfnis, gebraucht zu werden, zu etwas zu gehören,
- das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und Sinnfindung des Lebens.

In der praktischen Arbeit mit und für ältere Menschen wird offenbar, daß viele ihre Freizeitmöglichkeiten nicht ausschöpfen. Vorurteile gegenüber dem Alter und negative Selbstbilder wirken hier hemmend. Viele ältere Menschen fühlen sich in den frühen Ruhestandsjahren von den Angeboten der organisierten offenen Altenhilfe im herkömmlichen Sinn nicht angesprochen. Sie befürchten, bei einer Beteiligung als „alt“ und „bedürftig“ angesehen zu werden, als unfähig, alleine ihre Freizeit gestalten zu können. Wer jedoch bei sich selbst eine Mangelsituation wahrnimmt, ist kaum bereit, Hilfsangebote anzunehmen aus Angst, seine Defizite öffentlich sichtbar zu machen. Andererseits schreckt die Vorstellung, nur „aktive Senioren“ anzutreffen, zurück im Glauben, mit seinen Problemen abseits zu stehen.

Neue Wege in der Freizeitgestaltung:

Um das Negativimage des Alters in einer jugendkulturell dominierten Gesellschaft zu verändern und negative Altersfremdbilder abzubauen, muß die organisierte offene Altenarbeit neue Wege in der Freizeitgestaltung suchen. Altenarbeit im Bereich der Freizeit ist im weitesten Sinne Erwachsenenbildung. Daher ist selbst der Anschein von Beschäftigungstherapie, gut gemeinter Betreuung oder Unterhaltung sowie von Fürsorge zu vermeiden. Es gilt vielmehr, den älteren Menschen Freiräume für sinnvolle Aktivitäten zu eröffnen und ihnen auch auf Wunsch Ausbildung und Weiterbildung für

eine Freizeittätigkeit anzubieten. Es gibt genügend Aufgabenbereiche, die von älteren Menschen im oben genannten Sinn übernommen werden könnten. Als Beispiel sei hier allgemein die Mitarbeit im Museum genannt, im besonderen die wertvolle Mithilfe bei der Orts- und Heimatgeschichtsforschung.

Alte Menschen im Museum:

Das Selbstverständnis der Museen hat sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Im 19. Jahrhundert sah das Museum seine Hauptaufgabe darin, „die geistige Bildung der Nation durch die Anschauung des Schönen zu fördern“ und dem Bildungsbürgertum die neugeordneten Bestände zu erschließen. In immer stärkerem Maße dienen viele Museen heute nicht nur der reinen Bildungsvermittlung, sondern verstehen sich als Ort der Begegnung und Diskussion, in dem sie unter anderem die aktive Betätigungen der Besucher/innen einbeziehen. Insbesondere Heimatmuseen bemühen sich, ältere Mitbürger/innen als Mitarbeiter/innen zu gewinnen. Gerade der ältere Mensch als Zeuge der Zeitgeschichte verfügt über ein umfangreiches Wissen und einen reichen Erfahrungsschatz, der für die Gesellschaft von unschätzbarem Wert ist. Zunächst gilt es, das vorhandene Interesse älterer Menschen für die Historie allgemein auf die Museumsarbeit im besonderen zu lenken. Durch gezielte Einladungen und Führungen, Angebote von Erzählcafés, Einbeziehung von Konzerten, Dichterlesungen, Ausstellungen und vieles andere können erste Kontakte hergestellt und Neugierde geweckt werden. Wenn individuelle Fähigkeiten und Fertigkeiten angesprochen werden, wächst die Bereitschaft zur aktiven Mitarbeit, die nicht nur als Zeit„vertreib“ oder Hobby von den älteren Menschen verstanden werden will. Unter pädagogischer Anleitung können spezielle Techniken zum Recherchieren, Referieren, Dokumentieren und Archivieren des Zeitgeschehens vermittelt werden. Die Mitarbeit älterer Menschen kann unter dieser Voraussetzung ein Gewinn für beide Beteiligten werden. Für den älteren Menschen als sinnvolle Freizeitgestaltung und für das Museum als eine wertvolle Ergänzung und damit eine Bereicherung und Konservierung unseres Kulturgutes. In einem afrikanischen Sprichwort kommt diese Werteschätzung zum Ausdruck „Wenn ein alter Mensch stirbt, dann ist es, als ob eine ganze Bibliothek verbrennt“.

Literatur:

Altern als Chance und Herausforderung. Bericht der Kommission „Altern als Chance und Herausforderung“ erstellt im Auftrag der Landesregierung von Baden-Württemberg, Stuttgart 1988.

Landkreistag Baden-Württemberg (Hrsg.): Empfehlungen zur Altenhilfe, zugleich ein Beitrag zur Sozialplanung der Landkreise, Stuttgart 1987.

Opaschowski/Neubauer: Freizeit im Ruhestand, was Pensionäre erwarten und wie die Wirklichkeit aussieht, Band 5 der Schriftenreihe zur Freizeitforschung, BAT – Freizeit – Forschungsinstitut, Hamburg 1984.

Schulz, Hans-Jürgen (Hrsg.): Die neuen Alten, Stuttgart 1986.

Die Kapelle „Maria Schnee“ in Steinach i. K. – Auswirkungen modernen Kirchenraubes

Bernd Obert

Die Schneekapelle in ihrem schlichten, würdevollen Stil fügt sich harmonisch in das heimatliche Landschaftsbild ein. Das Kirchlein „Maria Schnee“, der Mutter Gottes geweiht, hat ihr Vorbild in der Kirche *Mariae ad Nives* in Rom. Die erste Kapelle – eine kleine Feldkapelle – vermutlich in der spätgotischen Bauperiode in der zweiten Hälfte des 15. Jh. errichtet, wird im „Waydbriff“ 1522 erstmals erwähnt: „1588 uff den Aggeren bim Käpelin, 1632 Einbethagger am Käpeli“. 1699 wird das Käppele, bedingt durch Kriege und Hochwasser, als „boufelig“ beschrieben. Der am Barockstil orientierte neuere Teil oder das Langhaus wurde 1715–16 durch Pfarrer Martin Walz unter Mithilfe vieler Wohltäter erbaut. Die alte Kapelle – jetziger Chor – wurde umfassend renoviert und aufeinander abgestimmt. Der sichtbarste Unterschied liegt in den Fenstergewandungen. Aus jener Zeit heißt es in einer Notiz: „Es pilgerte viel Volk zur kleinen Marienwallfahrtsstätte“.



Schneekapelle



Eichenkreuz mit Statue der hl. Magdalena

Wir wollen von jenem Volk berichten, das auch kam, aber nicht pilgerte. Von ihm wurde 1965 das über fünf Meter hohe Eichenkreuz mit Korpus, Lanze, Essigschwamm, Leiter und Figuren beraubt. Die ca. 40 cm hohe Holzstatue der „hl. Magdalena unter dem Kreuz“ wurde ein Opfer der Antiquitätenjäger. Leider entdeckte man diesen Verlust erst nach einiger Zeit, so daß man keine polizeilichen Ermittlungen mehr anstellen konnte.

Der Innenraum, mit dem aus dem frühen 18. Jh. stammenden Barockaltar und der Pietà als Altarbild, wird durch sechs Bleiglasfenster erhellt. Das im Block eingelassene hl. Grab, welches 1778 angefertigt wurde, war bis 1889 in der Pfarrkirche.

Die ursprünglich im Altaroberteil stehende Barockstatue der Gottesmutter mit Kind wurde schon vor mehreren Jahren in Sicherheit gebracht. Das rustikale Gestühl gehörte früher zum Mobiliar der Dorfkirche.

Bald hundert Jahre alt wäre die 1974 zerstörte Lourdes Madonna, die von einem in Lyon (Frankreich) beschäftigten Steinacher gestiftet wurde. Deren



Innenansicht vor der Zerstörung 1974, am rechten Bildrand die Lourdes-Madonna



Votivtafel, gestiftet von Johannes Ketterer

Sockelinschrift lautet: N. D. de Lourdes (Notre Dame de Lourdes). Die Zerstörung der gesamten Inneneinrichtung wurde am 28. 11. 1974 durch zwei Jugendliche verübt. Auf Grund einer Anzeige und der darauf folgenden polizeilichen Ermittlungen wurden die 17- und 18-jährigen Täter vier Tage später gefaßt und nach Schuldanerkenntnis wegen Sachbeschädigung verurteilt.

Unersetzlich sind die 1968 gestohlenen Votivbilder, zwei im unkomplizierten Bauern- oder Votivstil auf Leinwand gemalten Gelübdebilder mit Geschehnistext. Sie zeigen, wie der Bauer „Johannes Ketterer von Steinach anno 1720 von seinem Ross gefallen und ein guettes Stuckh geschleufth worden ist und wunderbarlich erhalten worden diese Daffel zue ehr un glory gottes und Maria alhero in diese Capellen“ und wie der Bauer Benedikt Gross vom Runzengraben „1723 diese Daffel alhero verehrt un machen lassen, weilen mir ein Stückh Vieh über andren von einer Sucht ongegriffen welche nit zue erkenne gewest, so hab mein Hoffnung un Vertraue zue Gott



Votivtafel, gestiftet von Benedikt Gross

Was an Bildern, Tafeln und Figuren in der Schneekapelle den gewissenlosen Diebstählen und der sinnlosen Zerstörungswut entging, blieb, wie seit Generationen, Gegenstand tiefster Verehrung vieler Steinacher Gläubiger, die an ihrem „Käppili“ hängen. Große Renovationen der Jahre 1868, 1889, 1911 und 1938 beweisen dies auch. Die letzte Restauration der Kapelle, die Eigentum der politischen Gemeinde ist, wurde 1976/77 mit finanzieller Unterstützung des Erzbischöflichen Ordinariats, des Landesdenkmalamtes, des Ortenaukreises, der Dr.-Hermann-und-Ellen-Klapproth-Stiftung und der Spenden zahlreicher Bürger unserer Gemeinde durchgeführt.

Fotos: Werner Kinnast

un sainer werthesten Muetter Maria, main Vieh wider gesundt worden Gott sey lob und danckh“. Gleich nach Feststellung dieses Verlustes wurde Anzeige erstattet. Die polizeilichen Ermittlungen blieben jedoch leider erfolglos. Besonders wertvoll ist eine über 500 Jahre alte Pietà, die aber schon 1938 aus Sicherheitsgründen entfernt und durch ein neues Andachtsbild ersetzt wurde, welches 1974 starke Beschädigungen bei der schon oben erwähnten Verwüstungsaktion erlitt. Auf Grund dieser negativen Erfahrungen wurde der Beschluß gefaßt, eine Gipskopie der Pietà – das Original ist an einem sicheren Ort aufbewahrt –, anfertigen zu lassen und am ursprünglichen Platz aufzustellen.



Die über 500 Jahre alte Pietà

Historische Marksteine – zerstört durch Steinmetzbearbeitung

Gernot Kreutz

Historische Marksteine sind Kleindenkmale, an deren Erhaltung aus heimatgeschichtlichen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht. Diese Gründe stellen ihrerseits die Grundlage für deren Denkmalfähigkeit als Kulturdenkmal her¹.

Als besonders imponierende Marksteine stellen sich Wappensteine dar, die häufig alte Territorialgrenzen – bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts – als Rechtsmale begleiteten, aber zumeist auch heute noch rechtlich gültige Grenzzeichen von Gemeinden sind. In der Regel besitzen sie zumindest noch die rechtliche Funktion als Güterstein (Grundstücksstein), beispielsweise zur Abgrenzung von staatlichem, kommunalem oder körperschaftlichem Besitz. Unabhängig von ihrer definitiven derzeitigen rechtlichen Funktion sind sie allemal Kulturdenkmale, denen gesetzlicher Schutz zukommt.

Sie sind Rechtsdenkmale, die von der „Öffentlichen Hand“ an einen unverwechselbaren Platz gesetzt wurden. Sie gelten rechtsgeschichtlich als steinerne Urkunden, durch die sie einen öffentlichen Tatbestand, die Grenze, bezeugen. Sie wurden mit dem jeweiligen Wappen des Territorialherrn besiegelt.

Die Schutzvorschriften des Denkmalschutzgesetzes für Baden-Württemberg beinhalten auch, daß ihr originaler Standort beizubehalten ist, der gerade für den Denkmalwert dieser Rechtsdenkmale als von wesentlicher Bedeutung anzusehen ist².

Leider müssen wir immer wieder feststellen, daß häufig ohne Not die Kleindenkmallandschaft aus vielfältigen Gründen zunehmend ausgedünnt wird. Aber nicht nur dies ist zu beklagen, sondern vielmehr noch die Zerstörungen dieser kleinen Kulturdenkmale. Wenn ein Kleindenkmal zu Steinschrott gemacht wird, weiß fast jedermann von der Unrechtmäßigkeit. Nicht so augenfällig, aber dafür das kulturelle Bewußtsein gründlich verbildend sind aber solche Zerstörungen, die aus einem bis dahin noch existenten Kulturdenkmal ein Als-ob machen.

Einmalige historische Marksteine in der Ortenau wurden zu Als-ob-Denkmalen durch veranlaßte Steinmetzarbeit hergerichtet. Sie sind also nicht nur nicht keine schützenswerten – weder denkmal-fähig noch -würdig – Kulturdenkmale mehr, sondern täuschen etwas vor, indem sie die Zerstörung als ihr Gegenteil vorstellen – ein Angriff auf die historische Redlichkeit.

Wie kann es dazu kommen?

Konservieren, Restaurieren, Renovieren werden vielfach als synonyme Begriffe gebraucht, die aber zu definieren und in ihrer denkmalpflegerischen Anwendung detailliert zu benutzen sind.

Das Erhalten eines Denkmals ist mit dem Begriff *Konservierung* verbunden und die grundlegende Tätigkeit des Konservators.

Unter *Restaurierung* wird die Wiederherstellung einer teilweise zerstörten, gelegentlich auch fehlenden Oberfläche verstanden. Die eigentliche sachgerechte denkmalpflegerische Restaurierung hat ihre Grenzen aber dort und dann, wenn die Wiederherstellung, die sich nur auf die Fehlstellen beziehen darf, den Zustand der noch vorhandenen originalen Oberfläche erreicht hat. Was darüber hinausgeht, ist vom Objekt her gesehen eine nicht zu vertretende unsachgemäße Bearbeitung, weil sie die Zerstörung von Originalsubstanz zwangsläufig miteinschließt.

„Daß eine steinmetzmäßige Überarbeitung eines verwitternden Flurdenkmals ... nichts mit Restaurierung zu tun hat, bedarf keiner weiteren Erörterung³.“ Und genau darum geht es, wenn das Überleben eines historischen Marksteins durch sogenannte steinmetzmäßige Nacharbeit nicht mehr gegeben ist. Ein verwitternder Markstein bleibt fast bis zu seinem „natürlichen“ Ende noch ein Kulturdenkmal – etwa mit einem langsam absterbenden Naturdenkmal zu vergleichen. Hingegen ist die Zerstörung eines historischen Marksteins dadurch besiegelt, wenn beispielsweise einerseits seine verwitternden originalen Wappen so entfernt werden, daß keine denkmalpflegerische Verbindung mehr zur Originalfigur besteht und andererseits ohne authentische Vorlagen neue Figuren eingehauen werden. Die ursprüngliche Denkmalfähigkeit ist verlorengegangen, da das wesentliche Merkmal – die originalen Figuren – eines solchen Wappensteins nicht mehr vorhanden ist. Etwaige authentische Vorlagen für die Einmeißelung von Figuren können in aller Regel bei einem verwitternden mehrere Jahrhunderte alten historischen Markstein nicht vorliegen. Weder Zeichnungen oder gar Beschreibungen können dazu hergenommen werden. Auch ältere, bestenfalls doch nur einige Jahrzehnte alte Fotos, scheiden als verbindliche Vorla-

ge aus, da ja die Verwitterung vieles von der originalen Oberfläche gar nicht mehr erkennen lassen konnte.

Steinmetzmäßige Bearbeitung, die auf solch eine Art neue Figuren schafft, ist keine sachgerechte Restaurierung. Hierfür steht der Begriff *Renovierung*, was nichts anderes bedeutet, als Wieder-neu-machen oder auch Wie-neu-machen.

Gegen Renovierungen wäre ja grundsätzlich wenig einzuwenden, wenn solche Maßnahmen nicht wie bei den historischen Marksteinen mit ihrer gleichzeitigen Zerstörung als Kulturdenkmal verbunden wären. Eine Sensibilisierung gegen diese „heimlichen“ Zerstörungen ist vonnöten. Als praktische Maßnahme für das Ziel der Erhaltung unserer Kleindenkmale steht an vorderer Stelle zunächst ihre Dokumentierung.

Auf die Veröffentlichung eines Fotos von einem Als-ob-Denkmal wird an dieser Stelle bewußt verzichtet.

Literatur:

- 1 H. Strobl, U. Majocca, H. Birn: Denkmalschutzgesetz für Baden-Württemberg. 1989
- 2 S. Schiek: Historische Grenzsteine; in: Denkmalpflege in Bad.-Württ. 1979
- 3 R. Wihr: Zur Erhaltung von Flurdenkmalen; in: Volkskunst 1979

Hinweise Buchbesprechungen

Hermann Brommer (Hrsg.), Wallfahrten im Erzbistum Freiburg. Verlag Schnell und Steiner, München 1990, 256 Seiten, 131 Abbildungen, 10 Übersichtskarten. Pappband in Fadenheftung. DM 38,-.

Im Auftrag der Erzdiözese Freiburg herausgegeben, vermittelt das neue Handbuch einen Überblick über die bestehenden Wallfahrtsheiligtümer in den neun Seelsorge-Regionen des Erzbistums. In der Einführung wertet der Herausgeber die Pilgerschaft als ein Gleichnis des Glaubens und zeichnet dabei auch die geschichtliche Entwicklung des Wallfahrens im allgemeinen und zu den Gnadenstätten der Erzdiözese im besonderen nach.

Entstehungsgeschichte, Bau, Wallfahrts-titel und Schutzpatrone – diese als informativer Eigenbeitrag von K. Welker –, Kunst und Schicksale der Wallfahrtsorte scheinen in den Ortskapiteln der einzelnen Regionen von Nord nach Süd auf. Die Region Ortenau ist dabei mit 24 Wallfahrtsstätten vertreten.

Dieses Handbuch bietet auch einen praktischen Einstieg für Pfarreien, Pilgergruppen und Einzelwallfahrer. Deswegen schließen sich jeweils Angaben über Wallfahrtsfeste bis zu den Anschriften der zuständigen Wallfahrtspfarrämter an. Orts- und Namensregister erlauben einen schnellen Zugriff zu weiteren gesuchten Informationen.

Dr. Dieter Kauß

Fritz Broßmer, Gedichte und Erzählungen in Mundart, herausgegeben von der Mitgliedergruppe Ettenheim des Historischen Vereins für Mittelbaden, mit Illustrationen des Dichters und zehn Radierungen von Elisabeth Schuler geb. Ludwig, Ettenheim 1991.

Zum 100. Geburtstag des Ettenheimer Heimatdichters und Graphikers Fritz Broßmer brachte die Mitgliedergruppe des Histori-

schen Vereins seiner Vaterstadt eine Auswahl seiner Dialektgedichte und -erzählungen heraus. Die Illustration des schön ausgestatteten Bändchens enthält eine Reihe Titelseiten der Originalausgaben, die alle denselben Untertitel tragen: „Luschtigi Vortragsschtückli in Breisgauer Mundart“. Von diesen humorvollen Texten enthält die neue Sammlung allerdings nur eine kleine Kostprobe, der größere Teil gehört zum ernstesten Genre. Das Grunderlebnis, das, wie wir aus dem klugen biographischen Nachwort Bernhard Uttenweilers entnehmen können, Fritz Broßmer zum Schreiben drängte, war das Heimweh nach Ettenheim, unter dem er selbst in dem nahegelegenen Freiburg litt. Daher der immer wieder neu aufgenommene Versuch, das Bild des Städtchens in seinen Einzelheiten zu beschwören. Unverschlüsselt schildert das „Ich“ einem imaginären „Du“ Straßen, Häuser, Menschen, die Feste des Jahres, meist aus der Erinnerung. So feiert er auf einem graphisch kunstvoll gestalteten „Ehrenblatt der goldenen Kindheit“ die frühen Lebensjahre, deren Glück nur durch die Angst vor dem Nikolaus getrübt wird, nicht ohne Pathos, und alle seine Gedichte verklären die reale Stadt als Ort des Guten und Schönen.

Die Gedichte und Geschichten sind zweifellos unmodern und daher außergewöhnlich; sie sparen Hast und Betriebsamkeit aus, betonen einfache kleine Dinge und laden zum Nachdenken ein. Die reiche Bebilderung unterstützt diese Intention, dabei entsprechen den weitgehend in traditionellen Vers- und Reimschemata verfaßten Texten, so scheint es dem Rezensenten, die neuen Radierungen von Elisabeth Schuler in ihrer Geschlossenheit eher als die eigenen Zeichnungen Fritz Broßmers, die oft Einzelheiten nur andeuten. Karl Maier

Philipp Brucker, Brücke zur Heimat, Geschichten über Land und Leute, Editio selecta, Kaufmann, Lahr, 1991, 183 Seiten, gebunden, DM 28,00.

Zu seinem 175. Jubiläum gab der Verlag Ernst Kaufmann in Lahr eine Sammlung von Prosatexten und Mundartgedichten Philipp Bruckers heraus, die in 16 Bändchen zum großen Teil bei der Konkurrenz im Moritz Schauenburg Verlag erschienen waren. Natürlich wird der eifrige Bruckerleser manches liebgewordene Stück vermissen, aber die Auswahl gibt doch einen guten Überblick über die Stoffe, die der Autor in den letzten vierzig Jahren aufgegriffen und literarisch geformt hat. Der Titel „Brücke zur Heimat“, übernommen von den Heften, die der Lahrer Oberbürgermeister an die Freunde seiner Stadt verschickt hat, gibt in mehrfacher Bedeutung das Motto für den Band ab. Was Brucker erzählt, hat er, zeitlich und räumlich an die Stadt Lahr gebunden, selbst erlebt; diesen individuellen Hintergrund muß man beachten, obwohl die Geschichten und Verse immer wieder Grundmuster des Lebens darstellen. Der vertraute Raum, die Heimat, erhält einen Wert, den man ihm in der anspruchsvollen Literatur heute nur noch ungern zubilligt. Auch wenn Lahr als alte Garnisonsstadt des Grenzgebietes gerade in den drei letzten Kriegen gegen Frankreich nicht nur „Idylle“ erlebt hat und der Verfasser als Soldat wie während seiner Arbeit mit französischen Besetzern und kanadischen Nato-Gästen problematische Zeiten kannte, vermittelt er uns erstaunlich glückliche Erinnerungen. Die Geschichten aus dem Krieg sind noch leicht nachvollziehbar; was Brucker über den amerikanischen Juden erzählt, der über seinen Gefühlen bei der Rückkehr in das Dorf seiner Geburt das Entsetzen des Holocausts überwindet, fällt aus dem Üblichen; der Bericht „Die Rose“ aber – Stoff für eine klassische Novelle – scheint besonders außergewöhnlich: Die Wandlung eines französischen Stadtkommandanten, der als Deutschenhasser nach Lahr kam; kein Schriftsteller würde sich heutzutage trauen, solch einen versöhnlichen Schluß zu erfinden, wie die Wirklichkeit ihn bot.

Die wenigen Gedichte im Dialekt zeichnen

die Stimmungen im Jahresablauf einer Kleinstadt nach, darunter das meisterhafte „Summerdag“; ein weiteres sei noch hervorgehoben, „Der Italiener“: ein einfaches, harmloses, alltägliches Bild öffnet den Blick auf die ganze Problematik des Begriffes Heimat, ohne ihn zu nennen; nicht ohne Grund verzichtet dieses Gedicht auf die Harmonie der traditionellen Reim- und Strophenform.

Ein Buch zum Einstieg in Bruckers Werk mit seinem Tiefsinn, seiner Fröhlichkeit, seinem Witz; ein Buch zum Wiederentdecken Bruckers. Karl Maier

Begegnungen, Lese- und Arbeitsbuch zur Geschichte der Stadt Bühl, hrsg. Stadt Bühl, Realschule Bühl, D. Hasel, D. Höß, C. Krespach.

Eine willkommene Quellensammlung und Einführung in die Bühler Geschichte, nicht nur für geschichtsbeflissene Schüler, ist dem Autorenteam der Bühler Realschule gelungen. Die Zusammenstellung reicht von der Jungsteinzeit bis zum Jahr 1950. Zahlreiche Faksimileabbildungen, Karten und Fotos veranschaulichen diese nützliche Sammlung. Eine Zeittafel zur Geschichte Bühls, eine Lehrplanübersicht und eine Literaturliste runden das Bild ab. Die Autoren erheben nicht den Anspruch, „einen wissenschaftlichen Beitrag zur Geschichte Bühls“ zu liefern. Ihr Material entstammt daher naturgemäß auch mehr oder minder zuverlässigen heimatgeschichtlichen Arbeiten. Bei einer Neuauflage wird man deshalb sicherlich einige Korrekturen und Ergänzungen anbringen müssen. Hier einige Hinweise. Nützlich wäre es, die Originalquellen zu zitieren, um eine Überprüfung zu ermöglichen und eventuell zu weiterer Beschäftigung anzuregen. – Die Ausführungen über die Urmarken und Urfparreien basieren letztlich auf den Arbeiten von K. Reinfried und können nicht als gesichert gelten (S. 26). Wann genau und von wem (Lehensherrn sind die Grafen von Eberstein) die Burg Windeck erbaut wurde,

ist nirgends belegt. Nach der Rechtslage kommen dafür am ehesten die Ebersteiner in Frage. Die Ausführungen von A. Harbrecht (S. 34) sind durch die kleine Monographie des Rezensenten über „Die Windecker und ihre Burgen“ zu ergänzen. Unsinnig ist es, die Windecker mit der Ansiedlung zuverlässiger Franken in der Landnahmezeit in Verbindung zu bringen (S. 35). In der Literatur umstritten ist, ob der 1149/50 in einer ebersteinischen Urkunde erwähnte L. de Bvhel Bühl/Stadt zuzuordnen ist. Bisher fehlt jedenfalls außer der vermuteten Nähe (neben R. et H. de Otterswilre) jegliches stichhaltige Argument. Eine große Lücke klafft zwischen dem 12. und 16. Jh. Hier sollte zumindest der Hinweis auf „Die Regesten der Herren von Windeck“ dem Leser einen Fingerzeig geben. Eine sorgfältige Aufarbeitung der einschlägigen Literatur und ein Austausch bzw. bessere Reproduktion einiger Abbildungen kann das Buch zu einem informativen Standardwerk werden lassen.

Dr. Suso Gartner

Die sechste Nummer der Bühler Heimatgeschichte, hrsg. von der Stadt Bühl, bietet dem geschichtsinteressierten Leser wieder eine Fülle interessanter Beiträge. – U. Coenen rekapituliert in seinem Artikel über die Neusatzer Wasserburg schon früher gedrucktes Material und stellt dann die geplante Restaurierung des erhaltenswerten Baudenkmals vor. Derselbe Autor unternimmt den Versuch, eine Biographie des Straßburger Münsterbaumeisters Erwin von Steinbach zu erstellen, wobei die wenigen überlieferten Fakten durch detaillierte Stilvergleiche und Schlußfolgerungen aus dem Hüttenbauwesen ergänzt werden. Eine weitere kunstgeschichtliche Arbeit von M. Kölblle beschäftigt sich mit dem Wirken des in Ottersweier bestatteten Nikolaus Kremer, einem Schüler von Hans Baldung Grien. K. Schleh stellt Material zur Geschichte der Bühler Zünfte zusammen, und P. Götz geht den Anfängen des Feuer-

löschwesens im Amtsbezirk Bühl nach. Welche Auswirkungen die Französische Revolution auf das Oberamt Bühl hatte, kann man in dem fundierten Artikel von Sabine Diezinger über die französischen Revolutionsflüchtlinge nachlesen. Ein Porträt des Bühler Schriftstellers, Hofrat und Professor Aloys Schreiber zeichnet R. Haehling von Lanzenauer. Ein facettenreiches Spiegelbild romantischer Burgenbegeisterung stellt uns die Auswertung des alten Windecker Gästebuchs durch E. Schappeler-Honnef vor Augen. Vom in Mode gekommenen Hubbad aus haben bedeutende Persönlichkeiten aus ganz Europa die nahegelegene Burg zu einem touristischen Abstecher benutzt und in der dortigen Gaststätte in Vers und Reim ihre Visitenkarte hinterlassen. Den Abschluß des Bändchens bildet eine sorgfältig recherchierte Abhandlung von G. Mohr „Das Ende der Synagogenhäuser in Bühl – Die Entstehung des Johannesplatzes“. In Wort und Bild wird ein wichtiges Kapitel von Altbühl aufgeblättert und das Verhältnis von politischer Stadtgemeinde und jüdischer Gemeinde beleuchtet.

Dr. Suso Gartner

Suso Gartner, Die Windecker und ihre Burgen, 40 Seiten, 20 Abbildungen, z. T. farbig, Bühl o. J. (1992).

Seit langem sei eine neue Gesamtdarstellung der Geschichte der Herren von Windeck und ihrer Burgen nötig geworden. Nachdem nun die Regesten der Windecker (vgl. die frühere Ausgabe von Otto Gartner in: Die Ortenau Bde 51–56/1971–1976) neu bearbeitet worden sind, könne diese Aufgabe, so Suso Gartner, wenigstens vorläufig erfüllt werden.

Der Verfasser beschreibt die Baulichkeiten der beiden Burgen Alt- und Neu-Windeck sehr genau, und untermauert seine Ausführungen durch Fotografien des heutigen Bestandes, Grundrißpläne und die Abbildung eines Rekonstruktionsversuches. Verbunden mit der Geschichte der Burgen

führt er das Schicksal des Geschlechtes der Windecker vor und berichtet über die Leistungen der Ritter als Vögte des Klosters Schwarzach, als Lehensmannen der Grafen von Eberstein, in deren Diensten sie in einen Krieg gegen die Stadt Straßburg verwickelt wurden, und als Vasallen der Markgrafen von Baden. Über die Rolle, welche die Windecker bei der frühen Entwicklung der Gemeinde Bühl und während der Aufstände des Gugel Bastian und der Bauern 1525 gespielt haben, zeichnet Gartner die Familiengeschichte bis zum Ende des 16. Jahrhunderts nach. Die Schrift ist, obwohl sie viele Einzelheiten bringt und ausführlich Quellen angibt, „nur“ als „erster Gesamtüberblick“ gedacht, dem wohl neben der in Aussicht gestellten neuen Edition der Regesten der Herren von Windeck bald eine breitere Abhandlung zum Thema folgen wird. Karl Maier

„... g'schafft un dann g'lebt.“ Der Wald als Lebensgrundlage. Begleitheft zur Ausstellung im Museum am Markt, Schiltach, hg. von F. Fuchs und U. Kühl, Schiltach 1991 (broschiert, 50 S.).

Es ist immer von besonderem Interesse, wenn lokale Forschungsbereiche eines Tages in das Blickfeld von Wissenschaftlern geraten, die mit anderen Methoden und neuen Fragestellungen bereits abgelegten Forschungen bisher unbeachtete Aspekte abgewinnen können. Solche Erwartungen weckt ein Projekt, das U. Kühl, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Freiburg, mit Studenten und Studentinnen (hier in eigenwilliger Orthographie als „StudentInnen“ bezeichnet) im oberen Kinzigtal und vor allem in Schiltach durchgeführt hat.

Ihr Thema „Der Wald als Lebensgrundlage“ wollte verdeutlichen, „wie in der gleichen Landschaft und im Umgang mit dem gleichen ‚Rohstoff‘ durch unterschiedliches Wirtschaften unterschiedliche Lebensformen entwickelt werden, die gewagt

formuliert, Mentalitäten hervorzubringen vermögen“, nämlich die der mit „Statik und Traditionsdenken“ beschriebene der Waldbauern auf der einen Seite und die „welterfahrene“, „offene“ der Schiffer und Flößer auf der anderen Seite. Dieses von der mit der Gruppe kooperierenden Schiltacher Museumsleiterin F. Fuchs zu-gegebenermaßen als „sehr hoch gesteckt“ eingestufte Forschungsziel wird von ihr in einer Einleitung (S. II–V) in gespreizter Wissenschaftssprache vorgestellt. Sie äußert sich hier nicht nur zu dem „Gedanken“, „sich auch um die sozialen Zusammenhänge zu bemühen, welche die Betrachtung der Flößerei im weiteren Sinne vermuten und ahnen läßt, die aber nicht ohne weiteres sichtbar wurden“ (S. II), sondern sie berichtet auch über die angewendeten Arbeitstechniken, die von Exkursionen („Für das Kennenlernen der Landschaft wählten wir die Form des Ausflugs in sie hinein“, S. III) und gemeinsamen Übernachtungen im leerstehenden Bühlhof in Vorder Lehengericht, bis zu Interviews und archivalischen Forschungen in Schiltach reichten. Nicht die aus diesen Bemühungen hervorgegangene Sonderausstellung im Schiltacher Museum am Markt (1.6.–31.10.91), sondern das dazu erschienene Begleitheft, das der Sicherstellung und Vertiefung ihrer Ergebnisse dient, soll hier besprochen werden.

„Die Umwelt des Menschen“ hat U. Kühl seinen Beitrag betitelt (S. 1f.), in dem er das Gebiet der oberen Kinzig als eine „nahezu geschlossen bewaldete Mittelgebirgslandschaft“ beschreibt, „die nur von wenigen, inselartigen Acker- und Wiesenflächen durchbrochen wird“, wo „Waldwirtschaft und Viehzucht mit nur wenig Ackerbau“ die Landwirtschaft kennzeichnen. Bei Temperatur und Niederschlag liegt Schiltach zwischen Freiburg (wärmer, regenärmer) und der Hornisgrinde (kälter, regenreicher), bei „sehr niedrigen“ Ertragsmeßzahlen für landwirtschaftlich genutzte Flächen („21 bis 26“, ohne Vergleichs-orte).

Für die eine Hauptfragestellung „Leben und Arbeiten auf einem Waldbauernhof“ konnte die ehemalige Bäuerin des Bühlhofes befragt werden (F. Sattler, Zur Erforschung der Bühlhöfe, S. 3–7), nicht ohne offen zugegebene Schwierigkeiten „in puncto Gesprächsführung“, so daß das Ergebnis „g’schafft un dann g’lebt“ doch allzu mager erscheint, vor allem vor dem Hintergrund der hoch angesetzten Einleitung („Lebensformen“, „Mentalitäten“). Ertragreicher ist die Hofgeschichte der Bühlhöfe (A. Schnell, S. 10–19), die bis in das 15. Jahrhundert zurückreicht und nicht nur verschiedene Besitzerfamilien (bis zur Hofaufgabe), sondern auch Besitzformen (Gemeinschaftsbesitz, Hofteilung) zeigt. Der Beitrag von C. Kienast „Die Nutzung des Waldes durch Waldgewerbe“ (S. 21–27) bietet eine präzise Beschreibung von Köhlerei und Harzerei, in der auch die eingangs geforderten, gleichwohl bekannten „sozialen Zusammenhänge“ nicht zu kurz kommen, wohl aber die Bezüge zum oberen Kinzigtal, die für die Köhlerei ganz fehlen und für die Harzerei weit hinter den Belegen zurückbleiben, die H. Fautz über die „Harzer im Kinzigtal“ (in: Die Ortenau 44, 1964, S. 188–194) zusammengetragen hat.

Man schätzt diesen, 1979 verstorbenen Heimatforscher „alten Schlages“ aufs neue, wenn man von B. Wortmann die Ausführungen „Zur Autobiographie von Adolf Christoph Trautwein, Floßherr und Bürgermeister in Schiltach“ (S. 29–33) liest, die H. Fautz gleichfalls bereits vor längerem vorgestellt hat (in: Die Ortenau 43, 1963, S. 103–116). Denn die „Binsenwahrheit“, daß „der Betrieb der Flößerei eng verbunden (war) mit den Wasser- und Witterungsbedingungen“ (S. 29) ist, anders als auch in der Einleitung (S. III) ausgedrückt, den meisten bis heute gegenwärtig. Daraus eine eigene Abhandlung mit dem Untertitel „Der Einfluß von natürlichen Bedingungen auf das Leben der Flößer und ihrer Familien“ zu machen, mit Belegen aus der Trautwein’schen Autobiographie, führt

nicht nur nicht über die (nicht zitierte) Arbeit von H. Fautz hinaus, sie unterschlägt auch die für die Flößerei noch wichtigeren wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen, die bei Trautwein deutlich angesprochen sind (Kapitalmarkt, Revolutionen, Kriege, Industrialisierung). Der Bach, auf dem er das Flößen lernte, heißt übrigens „Steina“ (nicht: „Steinach“), und man sollte es dem Chronikschreiber einfach abnehmen, daß er die Feder in die Hand nahm, achtundsiebzigjährig, auf Wunsch seiner Familie, um seine „Erfahrungen und Erlebnisse“ niederzuschreiben, nämlich die als Flößer, Schiffer und Bürgermeister, und es ihm dabei nicht um Familiäres und Häusliches ging, was die Autorin nur dann so lebhaft bedauern kann (S. 33), wenn sie diese Absicht ignoriert. Wofür die Trautwein’sche „Chronik“ eine hervorragende Quelle ist, nämlich für die Herausarbeitung der geforderten „Lebensform“ und „Mentalität“ eines Floßherrn, ist damit nach wie vor nichts geleistet.

Überzeugender sind die beiden letzten Beiträge, „Unfälle bei der Flößerei“ von W. Faßnacht (S. 42–47), der die Benützung von Sperrstümmel und Gamper („Gamber“?) informativ als die beiden Hauptgefahrenquellen darstellt, und von B. Schneider „Der Versuch, das Leben der Flößer näher zu betrachten“ (S. 35–41). Letzterer ist, vor allem was den versprochenen sozialgeschichtlichen Ansatz betrifft, durchaus gelungen, auch wenn Fragen offen bleiben. Die aus den Kirchenbüchern eruierte Gesamtzahl von 178 Flößern und Schiffen zwischen 1650 und 1896 in Schiltach sowie ihre quantitative Verteilung auf einzelne Jahrzehnte stellt ein neues Ergebnis dar, wobei die aus den Kirchenbüchern nicht präzise zu unterscheidenden „Schiffer“ und „Flößer“ (S. 36) mit Hilfe der Listen der Floßberechtigten (die H. Fautz z.T. publiziert hat) hätten verglichen und damit getrennt aufgeführt werden können. Auch die Frage der „Nebenberufe der Flößer“ (S. 37f.) läßt sich anders beantworten, nämlich, daß sie zu-

erst Metzger, Bäcker, Stricker, Weber usw. waren (wie Johannes, der Bruder A. Ch. Trautweins, der das Bäckerhandwerk erlernt hatte und dann Flößer geworden war) und die Flößerei ihre Saison- oder Nebentätigkeit war und nicht umgekehrt. Studien zum Heiratsverhalten der Flößer bringen Belege für schnelles Wiederverheiraten der Witwer sowie für die Heirat oftmals sehr viel älterer Frauen, ein deutliches Zeichen für die Versorgungsfunktion der Ehe bis ins 19. Jahrhundert, die jedoch keine Besonderheit der Flößer war, sondern allgemein gegolten hat.

Nicht beantwortet wurde die Frage, „welche ökonomische und damit verbundene soziale Stellung die Flößer in der Stadt Schiltach (hatten)“ (S. 35), für deren Beantwortung es vor Ort durchaus viele Möglichkeiten gegeben hätte, z. B. durch Auswertung der Amts- und Mandatsträger der Stadt, von Steuerlisten oder auch die Häusersgeschichte (für die der Heimatforscher J. Hauth wertvolle Vorarbeiten geleistet hat), nicht zuletzt hätte man die (durchaus gesprächigen) Nachfahren von Flößern befragen können. So vermittelt die besprochene Publikation den Eindruck einer zu großen Diskrepanz zwischen hochgestochenen formulierten Forschungsideen und ihrer nur in Einzelfällen gelungenen Einlösung, die das bisherige Wissen kaum vermehrt oder verändert hat.

Dr. Hans Harter

Reinhard Grohnert, Die Entnazifizierung in Baden 1945–1949. Konzeptionen und Praxis der „Eputation“ am Beispiel eines Landes der französischen Besatzungszone. 305 Seiten, W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1991, DM 32,-.

Diese Untersuchung, die im Rahmen des Forschungsprojektes der VW-Stiftung „Das Land Baden unter französischer Besatzung“ entstand, berücksichtigt zum erstenmal umfassendes französisches Quellenmaterial aus den „Archives de l'Occupation Françaises en Allemagne et en Au-

triche“ (französisches Besatzungsarchiv) in Colmar. „Eputation“ ist gleichzusetzen mit innerpolitischer Abrüstung der NS-Herrschaft. Der Begriff wird synonym verwendet mit den Termini „dénazification“ und „politische Säuberung“.

Der erste Teil des Buches klärt die Voraussetzungen der französischen Besatzungsherrschaft im allgemeinen und der Entnazifizierung im besonderen. Der zweite Teil beschreibt die Umsetzung des originären französischen Entnazifizierungskonzepts, der sog. „auto-éputation“ (Selbstreinigung). In der französischen Besatzungszone, insbesondere im Lande Baden, bildete sich diese in den westlichen Besatzungszonen einzigartige Form der Entnazifizierung heraus, die nicht schematisch verfahren, sondern auf die jeweilige Person und die jeweiligen Umstände eingehen wollte und zur „Selbstreinigung“ der deutschen Bevölkerung führen sollte. Mangelhafte Organisation und Koordinierung seitens der Franzosen, bürokratische Abwicklung in den höheren Instanzen und nicht zuletzt das ungeschickte Verhalten der deutschen Stellen, die einen größeren Handlungsspielraum besaßen, als bislang angenommen wurde, verursachten bei den Entnazifizierungsmaßnahmen in Baden Schematismus und ungerechte Urteile, die das Scheitern des Versuches bedingten. Damit unterblieb die kritische Auseinandersetzung mit dem „Dritten Reich“. Manfred Hildenbrand

Rainer Haehling von Lanzenauer, Reinhold Schneider aus Baden-Baden. Der Dichter und sein Städtlein. Schiftenreihe Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, Nr. 3, Baden-Baden 1991, 89 Seiten, 14 Abb., DM 13,80.

In seiner Abhandlung will Haehling von Lanzenauer die Beziehungen aufzeigen, die zwischen Reinhold Schneider und seiner Geburtsstadt Baden-Baden bestanden. Da der Verfasser nicht nur ein großes Angebot von Sekundärliteratur verarbeitet,

sondern auch bisher unerschlossene Briefe und Zeitungsartikel sowie anderes Archivmaterial heranzieht, kann er die bekannten autobiographischen Schriften des Dichters erläutern und ergänzen; daß dabei auch Erkenntnisse der lokalen Geschichtsforschung verwertet werden, sei in dieser Zeitschrift besonders angemerkt.

Obwohl Reinhold Schneider ein Leben lang von Baden-Baden und Menschen, die dort lebten und starben, beeinflußt wurde, scheinen die ersten und die letzten zwanzig Jahre seines Lebens von besonders engen Bindungen beherrscht gewesen zu sein. In beiden Abschnitten bestimmen die materielle Entwicklung der Stadt und innerhalb dieser Glanz und Zerstörung seines Elternhauses, des Hotels Messmer – es wurde im Zuge der Stadterneuerung 1957 abgebrochen –, Lebensgefühl und künstlerische Tätigkeit in hohem Maße mit. Haehling von Lanzenauer fügt der Klage des Dichters über den Zeitgeist eine herbe Kritik an der realen Baupolitik der Bäderstadt hinzu und aktualisiert die Gedanken Schneiders im Rückblick.

Für die beiden zeitlichen Bereiche seien unter den Verwandten und Freunden, die Schneiders literarische Produktion begleiteten, zwei ausgewählt: der Deutschlehrer an der Oberrealschule Baden-Badens, Dauer, der die frühe Kreativität seines Schülers förderte – hier kann Haehling von Lanzenauer auf eigene anderweitig veröffentlichte Forschungen zurückgreifen –, und der Schriftsteller Werner Bergengruen, auch wenn der langjährige Freund und Briefpartner Schneiders erst 1958 nach Baden-Baden zog.

In den fünfziger Jahren reflektiert der Dichter den Begriff Heimat in seiner Stadt immer wieder, ohne daß die emotionalen Bindungen geringer geworden wären. Haehling von Lanzenauer erinnert daran, daß in dieser Zeit nicht nur die Bücher mit der eigenen Lebensbeschreibung erschienen, sondern auch Betrachtungen zur „Badenfrage“ sowie als Beiträge in der „Badischen Heimat“ Aufsätze über das Schloß

Hohenbaden und die Klöster Lichtenthal und Allerheiligen. Daß dies keine Gelegenheitsarbeiten für eine nur regional verbreitete Zeitschrift waren, beweist z. B. der zuletzt genannte Text. Die leeren Steinsärge in der Ruine auf dem Schwarzwald, so bekannt Reinhold Schneider, hätten ihn von Jugend an als Zeichen seiner eigenen Melancholie begleitet; und in dieser Skizze umschreibt er schon jene „fatalistische Frömmigkeit“, welche er im letzten großen Werk düster formulierte.

Vehement setzt sich der Verfasser der Broschüre für Maßnahmen ein, das Andenken des immer stärker in Vergessenheit geratenden Dichters zu wahren, und liefert der Stadt dafür konkrete Vorschläge. Die Schrift Haehling von Lanzenauers wirkt zweifellos selbst in diesem Sinn, sie reizt zum Weiterlesen in den Originalen, deshalb kann sie auch einer Leserschaft empfohlen werden, die weit über die übliche Zielgruppe des verdienstvollen Arbeitskreises hinausreicht.

Karl Maier

Adolf Hirth, Heimatbuch Greffern, III. Teil, 224 S., viele Abbildungen, geb., Gemeinde Rheinmünster, o. J. (1991).

Bei der Abfassung des dritten Bandes der Greffener Ortschronik stand der Autor offenbar vor der Aufgabe, alle jene Themen aufzuarbeiten, die in den ersten beiden Teilen nicht berücksichtigt worden waren, deren Darstellung man aber üblicherweise von solch einem Werk erwartet. Der erfahrene Lokalhistoriker Adolf Hirth ging daran, mit drei unterschiedlichen Methoden, die Stofffülle zu bewältigen. Im ersten Kapitel, das der Vor- und Frühzeit gewidmet ist, beschreibt er die Bodenfunde, die besonders in den Kiesgruben Grefferns und im Rhein gehoben wurden, dabei kann er eine ansehnliche Liste vorlegen und durch sie auf eine frühe Besiedelung des Raumes hinweisen.

Im zweiten Abschnitt berichtet Hirth in chronologischer Reihenfolge über wichtige Ereignisse und Einrichtungen, die für die

einzelnen Jahrhunderte bezeichnend sind. Hier folgt der Verfasser dem Grundsatz, den er im Vorwort aufgestellt hat, das Quellenmaterial selbst sprechen zu lassen, indem er aus Gerichts-, Kirchen-, Feuer- oder Fischereiordnungen zitiert, Klagen über Kriegsläufe und Einquartierungen wiedergibt, z. B. über jene der Kosacken und Baschkiten während des Freiheitskrieges. Die Protokolle der Ortsbereisungen geben Aufschlüsse über die Entwicklung der Gemeinde während des zwanzigsten Jahrhunderts, bis die Kommunalreform ihrer Selbständigkeit ein Ende machte, und die Aufzeichnungen des Ortsgeistlichen sowie ein französisches und englisches Flugblatt vermitteln direkte Eindrücke über das Leben im zweiten Weltkrieg. Im umfangreichen dritten Abschnitt mit dem viel-sagenden Titel „In Dorf und Flur“ holt der Autor in thematischen Längsschnitten einiges nach, was man im historischen Überblick vermißt hat, da er bei verschiedenen Problemen weit in die Zeit zurückgehen muß. In diesem Kapitel aber wird auch Zeitgeschichte abgehandelt, über die Vereine, über die Entwicklung des Verkehrs und der Wirtschaft, und natürlich beantwortet der Verfasser auch die wichtigsten volkskundlichen Fragen nach den Kleindenkmälern, nach Gewann-, Straßen- und Familiennamen. Im letzten Teil seines Buches wendet sich Hirth seinem Spezialgebiet, den Sagen, zu, wobei er auf eigene frühere Veröffentlichungen zurückgreifen kann.

Adolf Hirth ist zweifellos ein Buch gelungen, in dem der Leser durch eine Fülle von Einzelinformationen ein gutes Bild von dem vielfältigen Schicksal eines alten Dorfes erhält.

Karl Maier

Histoire et historiens. Les sociétés, les alsatiques, l'Ecole des Annales, l'Université, l'archéologie, la généalogie ..., Saisons d'Alsace Nr. 111, Frühjahr 1991, 320 S.

Die Ausgabe behandelt Aspekte des Umgangs mit der Geschichte. Einige der 28

Beiträge zu diesem Thema verdienen ausführliche Besprechung. Es geht um die besonderen Bedingungen, unter denen im Elsaß Geschichte erlebt und erforscht wird, wo Regional- und Lokalgeschichte der Identifikation und Orientierung dienen und dienen, und die historischen Vereine eine entscheidende Mittlerfunktion ausüben. Dabei spielt die Universität Straßburg eine hilfreiche Rolle für diese Vereine und erreicht damit die breite Öffentlichkeit. Julien Freund steuert eine kurze Geschichte der Straßburger Universität im 19. und 20. Jahrhundert bei. Er zeigt den Weg der französischen wie der deutschen historischen Forschung auf, der theoretischen besonders. Ägyptologie, Geographie und vergleichende Literaturwissenschaft werden vorgestellt.

Georges Livet, Francis Rapp und Jean-Pierre Kintz erinnern an die wichtige Rolle, die diese Universität vor 60 Jahren für die Erneuerung der Geschichtswissenschaft in Frankreich gespielt hat. 1929 begann hier eine neue Epoche, als die Historiker Marc Bloch und Lucien Febvre, beide Lehrer an der Universität, ihrem Fach neue Aufgaben stellten. Sie begründeten die Zeitschrift „Les Annales d'Histoire Economique et Sociale“, um künftig die Grenzen zu anderen Fächern zu überschreiten. Marc Bloch hatte vor dem 1. Weltkrieg während seines Studiums in Leipzig die „Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ kennen gelernt, die solche Grenzüberschreitungen einleitete.

Nun bezieht die Forschungsrichtung der Annales Wirtschafts-, Sozial-Geschichte und Völkerkunde in ihr Arbeitsfeld ein, wendet sich von den menschengemachten großen Ereignissen der Geistesgeschichte und den langfristig zu beobachtenden Strukturen zu (entsprechend dem Strukturalismus in der französischen Anthropologie und Literaturwissenschaft). Dabei werden vermehrt Quellen der Lokal- und Regionalgeschichte erschlossen, um neue Einblicke in die Allgemeingeschichte zu gewinnen.

Mit der jüngsten Entwicklung im Elsaß befaßt sich Gilbert Reilhac. Die Zahl der historischen Vereine hat sich bedeutend erhöht von 37 im Jahre 1978 auf 85 heute. Eine neue Mannschaft mit dem Rechtshistoriker Prof. Dr. Marcel Thomann an der Spitze hatte 1977 den alten Vorstand der *Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace* abgelöst.

Ohne sich einzumischen, will die neue Politik des Verbandes den lokalen Vereinen Hilfestellungen geben unter Förderung durch staatliche, regionale und kommunale Körperschaften und durch die Universität Straßburg. Er richtete auf diese Weise ein Sekretariat ein und fand finanzielle Unterstützung für langfristige Vorhaben. Auch stellt er an Veröffentlichungen der Mitgliedsvereine gewisse Qualitätsanforderungen.

Die „*Revue d'Alsace*“ als älteste historische Zeitschrift Frankreichs wurde 1979 als Verbandsorgan übernommen. Daneben wurde ein Mitteilungsblatt geschaffen (*Bulletin de Liaison*). Das wichtigste langfristige Projekt ist die Herausgabe des *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne* unter Leitung von J. P. Kintz mit Beteiligung von Fachleuten aus dem ganzen Elsaß¹.

Drei Beobachtungen charakterisieren nach Meinung des Verfassers die Lage heute. Fachleute, die für grundlegende Arbeiten 6–10 Jahre aufwenden, werden immer seltener. Wer sich heute historische Themen vornimmt, möchte sie in 6 Monaten abschließen. Der Rückgang an Deutschkenntnissen wirkt sich katastrophal aus. Von den jüngeren Elsässern kann nur jeder dritte deutsche Druck-Texte und nur jeder zehnte deutsche Fraktur-, Druck- oder Handschriften lesen. Das erschwert die Auswertung der Archive wie die Benutzung der Bibliotheken². Auch die Paläographie wurde vernachlässigt. Man sieht eine dunkle Zukunft für die deutschsprachige Geschichtsforschung im Elsaß voraus.

Es wird konstatiert, daß einerseits die Vereine Anregungen von der Universität erhal-

ten, diese andererseits ihren Forschungsbe- reich von der Stadt (Straßburg) auf die Ge- schichte von Dorf und Land (Elsaß) ausge- dehnt hat. Zur Archäologie wird bemerkt, daß Grabungen (von Vereinen unter ent- sprechender Kontrolle durchgeführt) zwar die eigentliche historische Forschung in den Hintergrund treten lassen, für den Nachwuchs jedoch eine gute Einführung und Schulung darstellen.

Der Verband hat eine Kommission gebil- det, die Interessen der Denkmalpflege und der archäologischen Forschung gegenüber Kommunen vertritt.

Die Struktur der Mitgliederschaft gibt dem Verfasser zu denken. Einerseits liegt die Arbeit meist auf den Schultern der Vereinspräsidenten. Andererseits sind nach Ergebnissen einer Befragung 54% der Mit- glieder über 60 Jahre alt und zu einem Drit- tel Lehrer. Das Resümee: Frauenanteil ger- ing, Lehreranteil hoch, Altersaufbau ungünstig (Tätigkeit im Historischen Ver- ein als Freizeitbeschäftigung für Rentner). Das in den Schulen eingeführte Unter- richtsthema „*Langue et culture régionale*“, das der Kultur und auch der als Regional- sprache behandelten deutschen Sprache gilt, könnte auch die Erforschung der Re- gionalgeschichte zugute kommen, hofft der Verfasser. Hier haben sich die örtlichen Vereine schon helfend eingeschaltet (Sprache, Archivarbeit). Sie sind beteiligt an Aufbau und Pflege von Ortsmuseen, an der Abfassung von Ortsgeschichten. Sie konn- ten (etwa durch Mitglieder im Gemeindeg- rat) weiterreichende Programme fördern. Darunter sind solche von kultureller und wirtschaftlicher Bedeutung wie die „*Romanische Straße*“, das Zentrum für mittel- alterliche Burgenforschung auf Burg Lich- tenberg (mit öffentlicher Unterstützung) oder die Kennzeichnung der Befestigungs- linie an der Lauter bei Weißenburg³.

Prof. Georges Livet äußert sich aus Sicht der Universität zur besonderen Rolle der historischen Vereine im Elsaß. Früher ver- fielen sie der Tendenz zu politischer Pole- mik, heute drohe ihnen bei finanzieller Un-

terstützung durch regionale Körperschaften eine neue Abhängigkeit von politischen Kräften. Seiner Meinung nach tragen die Vereine nicht genug dazu bei, die Geschichte des Elsaß zu deuten, eine Aufgabe, um die sich der Verband mehr kümmern müsse. Regionalgeschichte sei der Mikrokosmos, in dem sich Universalgeschichte wiederfinde. Die Vereine sollten sich dem Kulturtourismus zuwenden, etwa Tage der Lokalgeschichte feiern und von ihrem Kothurn herabsteigen.

Die Bedeutung der Wirtschaft für die Regionalgeschichte wird von zwei Seiten beleuchtet. Seit 1983 haben der damalige Handelskammerpräsident in Mühlhausen, J. H. Gros, und der Stadtarchivar Raymond Oberlé die Sicherstellung der Firmenarchive eingegangener Textilbetriebe übernommen. Das Centre rhénan d'archives et de recherches économiques CERARE in Mühlhausen bewahrt heute auch Archive der Staatsbahn, Kaliindustrie und Banken von insgesamt 40 Unternehmen auf.

Kulturelle Förderung als Aufgabe des Mäzenatentums wird am Beispiel der Sparkassen vorgeführt. Ihr Verband übernimmt Kosten für Herstellung und Verbreitung des oben genannten Dictionnaire de biographie alsacienne. Neuerdings geht es den Kassen auch um ihre eigene Geschichte (ein Thema, das mit deutschen Sparkassen diskutiert wird), um die historische und kulturelle Identitätsfindung.

Jean Marie Holderbach leitet heute das 1979 in Gang gebrachte Projekt des Verbandes zur Inventarisierung der Kleindenkmäler im Elsaß. Es begann mit der Aufnahme von Grenzsteinen (woran sich Mitglieder des Historischen Vereins für Mittelbaden beteiligten). Jetzt werden Grabdenkmäler auf Gemeindefriedhöfen erfaßt (auch als Quellen der Lokalgeschichte bewertet). Die Commission Inventaire et Sauvegarde des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace hat bisher 17 000 solcher Denkmäler aufgenommen.

Ein Beitrag von Marie Luginsland stellt die Tätigkeiten der historischen Vereine Ba-

dens vor: Arbeitskreis für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, Historischer Verein für Mittelbaden (Altersdurchschnitt 40 Jahre) und Badische Heimat (Durchschnitt 60 Jahre). Erwähnt werden die vielfachen Kontakte und gemeinsamen Aktionen mit elsässischen Vereinen.

Einige Beiträge befassen sich mit Begriff und Erscheinung der „Alsatica“ seit dem 16. Jahrhundert. Sie behandeln die bibliophilen Werke vom Oberrhein wie Literatur von außerhalb über das Elsaß. Der Begriff Alsatica tauchte erst kurz vor 1800 auf, wie der Leiter der Alsatica-Abteilung der Staats- und Universitätsbibliothek nachweist. Dr. Gerard Littler gibt einen Überblick über diesen Bestand.

Der Schwierigkeit, die wechselvolle elsässische Geschichte als Kontinuität zu begreifen, gelten zwei Beiträge. D. Lerch meint, es gebe nur drei Möglichkeiten: Alle Archive zu vernichten – Probleme und Spannungen zu verdrängen – oder, ohne Opfermentalität, den Faden der Geschichte durch Generationen zu verfolgen. Mit der Entwicklung einzelner historischer Vereine während der letzten 100 Jahre befaßt sich Cl. Richerz. Carl Helmut Steckner

Anmerkungen

1 Siehe Besprechung, Ortenau 1990 S. 661–662

2 Beispiel der Alsatica-Bibliothek im Tagungszentrum der Raiffeisen-Bank (Credit Mutuel) auf dem Bischenberg bei Bischoffsheim im Unterelsaß: zwei Drittel der 26 000 Bände sind deutschsprachig.

(Öffnungszeiten mittwochs und donnerstags 9–17 Uhr, Tel. 88 50 23 55, Leitung Guy Trendel).

Ähnliches gilt für die Alsatica-Abteilung der Staats- und Universitätsbibliothek und für die älteren Bestände der Stadtbibliothek in Straßburg.

3 Siehe auch Ortenau 1990 S. 278–288 (Kennzeichnung und Restaurierung von Kleindenkmälern der Napoleonzeit).

Heinz G. Huber, 400 Jahre Wendelinusheiligtum in der Pfarrei Nußbach-Bottenau. Ein Beitrag zur Wallfahrts-geschichte Mittelbadens, 143 S., viele Abbildungen, Grimmelshausen Buchhandlung und Verlag, Oberkirch 1991. DM 18,- .

Jahrhundertlang wird schon im katholi-

schen Bereich der Ortenau St. Wendelin als einer der volkstümlichsten Heiligen verehrt. Ihm, der den kranken Haustieren helfen soll, sind viele Altäre geweiht, und in zahlreichen Kirchen steht er neben dem heiligen Sebastian, der, wie auch Wendelin, während der Pest angefleht wurde. Als besonderer Mittelpunkt dieser Frömmigkeit gilt heute noch die St.-Wendelinus-Kapelle in Bottenau bei Oberkirch. Heinz G. Huber hat ihre Geschichte aufgearbeitet und ihre Wirkung bis auf unsere Tage verfolgt. Schriftlich läßt sich als frühestes Datum eines Wendelinuskultus an dieser Stelle das Jahr 1591 nachweisen, die Ursprünge verlieren sich im Uferlosen der Legende. Um diese Zeit dürfte es wohl eine auf Eigenkirchenrecht gegründete Kapelle gewesen sein, rund hundert Jahre später bestimmte das Bauerngericht Bottenau über den frommen Ort, als man für die immer zahlreicher werdenden Wallfahrer einen Neubau errichtete. Längst zogen nicht mehr nur die Renchtäler betend und singend nach Bottenau, sondern auch viele Gläubige, die damals weit entfernt in der Rheinebene wohnten.

Huber stellt die Geschichte einer Volksfrömmigkeit dar, die sich trotzig und erfolgreich gegen Bedrängnisse von außen, z. B. durch die Josephinischen Reformen, wie innerkirchliche Auflösungserscheinungen, z. B. durch den aufgeklärten Amtsklerus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, zur Wehr setzte. Dabei vergißt der Autor nicht, über die weltliche Seite dieser Wallfahrten mit ihren fröhlichen Festtagserlebnissen aus den Quellen zu erzählen.

Besonders breit werden die „modernen“ Wallfahrten nach St. Wendel beschrieben, denn die Vorliebe für den Heiligen ist in den letzten Jahren keineswegs geschwunden. Gerade der Dank für seinen Schutz während der Kriegswirren brachte ihm noch größere Verehrung, die z. B. in einer neugeschaffenen Reiterprozession einen besonderen Ausdruck fand.

Huber blickt auch über die Grenzen hinaus und beschreibt in dem Einleitungskapitel

Geschichte und Legende des Heiligen sowie die wichtigsten Kirchen, die ihm gewidmet sind.

Das mit vielen Abbildungen ausgestattete Bändchen wird auch den Wanderfreunden, die jährlich die weithin sichtbare Kapelle besuchen, wertvolle Informationen liefern.

Karl Maier

Von der Kunst, Geschichten zu erzählen. Über Kurt Kleins „Unbekannter Schwarzwald“.

Die Kunst, Geschichten zu erzählen, ist rar geworden in unserer Zeit des „visuellen Dauergeplätschers“. Kurt Klein beherrscht diese Kunst noch. Er hat zeitlebens erzählt: als junger Dorflehrer den Schulkindern, als Vortragender seinen Zuhörern und einer großen Lesergemeinde in seinen Büchern. Seine Geschichten findet er buchstäblich „am Wege“, wenn er seine Heimatlandschaft erwandert. Noch mehr als die Naturschönheiten des Schwarzwalds interessieren und beschäftigen ihn die Menschen, zu denen der Schulamtsdirektor im Ruhestand in seiner volksnahen Art leicht Zugang findet. Er weiß sie zu schätzen, die vielen unbekannteren Erzähler, die ihn – nicht selten im Vorübergehn – mit ihren einfachen, ungekünstelten Berichten wieder ein wenig mehr hinter die Dinge schauen lassen. Klein hat sich mit seiner Sprache nicht weit von ihnen entfernt. Auch dies mag den Erfolg seiner Bücher mit ausmachen.

Nach dem „verborgenen“ und „geheimnisvollen“ hat er sich in seinem jüngsten Werk dem „unbekannten“ Schwarzwald zugewandt. Hier hat der Schriftsteller aus dem Kinzigtal erneut seiner Heimat (Kurt Klein stammt aus Villingen) interessante, humorige und mitunter skurrile Seiten abgewonnen. Der Bogen reicht von der ungewöhnlichen Landschaftsbeschreibung über Originale und Originelles bis hin zu bekannten oder weniger bekannten Persönlichkeiten, deren Biographie Klein auf seine ganz eigene, trefflich-unnachahmliche Art zu ergänzen weiß. Und wie es bei ei-

nem erzählerischen Schatzkästlein sein soll: Die unterschiedlichsten Charaktere haben Eingang in das Buch gefunden. Neben dem Ritter von Buß aus Zell a. H. findet sich der Rheinregulator Oberst Tulla, aber auch der aus dem Schwarzwald stammende „Schweizer Sherlock Holmes“ R. A. Reiß. Brauchtum, Volksgut und steinerne Zeugnisse ergänzen die erzählerischen Schätze. Daß dabei immer wieder die Mundart kleine Glanzlichter setzt, mag daran erinnern, daß Kurt Klein im Jahre 1987 gefeierter Hebelgast auf dem Langenhardt war.

Mag in der hochliterarischen Welt in vergleichbaren Bewertungen vom „Füllhorn“ und von der „Muse“ die Rede sein: Zu Kurt Klein paßt wohl eher das Bild von einem lieben Onkel, dem bei seinem Besuch die Kleinen in die Tasche greifen dürfen und den sie aber dennoch mehr um seiner Geschichten als um der Süßigkeiten willen lieben. Erich Hermann

Carl Knapp, „D'r ‚Schiller‘ in d'r Krütenu“, Parodien bekannter Balladen in elsässischer Mundart, erläutert von Raymond Matzen. Morstadt Verlag, Kehl, 1992.

Man mag sich fragen, ob es nötig ist, heute eine Neuauflage des „Schillers in der Krütenu“ zu besprechen. Jeder kennt das schmale Bändchen: die Freunde Straßburgs, die Liebhaber der literarischen Parodie, die Verehrer der elsässischen Mundart. Doch verdient es diese Auflage sehr wohl gerade in einer wissenschaftlichen Zeitschrift angekündigt zu werden, bietet das Büchlein doch auch jenen, die die witzigen Texte schon kennen, im neubearbeiteten und erweiterten Rahmentext wertvolle Informationen. Carl Knapp, der respektlos die Klassiker der Balladendichtung auf den Kopf gestellt hat, ist, Ironie der Rezeption, längst selbst zum Klassiker geworden (immerhin geht jetzt die 21. Auflage über den Ladentisch) und sein Werk wird nach allen Regeln der Literaturwissenschaft auf-

bereitet und vorgeführt. Der hochkarätige Herausgeber, der in unserem Raum wohlbekannteste Leiter des dialektologischen Instituts der Universität Straßburg, Raymond Matzen, setzt neben die Vorlagen von Schiller, Goethe, Uhland und Chamisso zwei Dialektparodien; die eine, im Faksimile, ist die Erstfassung von 1902, die zweite, die „genormte“, schuf Matzen auf der Grundlage des Druckes von 1903, indem er „die phonetischen, lexikalischen und morphologischen Unstimmigkeiten, die in der Originalfassung auf auswärtige, teils hochdeutsche, teils ländliche Einflüsse zurückzuführen waren“, vermeidet. Vergleicht man die beiden nebeneinander angeordneten Versionen, so wird man manche reizvolle mundartliche und poetische Unterschiede finden. Dabei hilft das umfangreiche Glossar, das nicht nur die hochsprachlichen Entsprechungen der Dialektausdrücke nennt, sondern auch viele zeitlich und räumlich gebundene Formulierungen erläutert und damit eine kleine Kulturgeschichte Straßburgs der Jahrhundertwende nebenbei mitliefert; sein Studium bietet allein schon ein großes Vergnügen.

Da Knapps Parodien nicht nur gelesen, sondern auch vorgetragen werden sollen, erhalten deutsch- (und französisch-)sprechende Kleinkünstler Nachhilfe durch eine breitangelegte Lautlehre.

Als literarische Sensation berichtet Matzen, wie er und seine Freunde die Person des Autors identifizierten. Fast 90 Jahre lang kannte man zwar Namen und Werk, aber nicht den Menschen Carl Knapp und sein Leben. Nun ist das Geheimnis gelüftet, und Matzen kann die Stationen von Knapps Existenz nachzeichnen, die – ein typisches deutsch-elsässisches Schicksal – nicht so fröhlich waren wie seine Verse. Am Schluß sei auf die vorzügliche graphische Ausstattung des Bändchens hingewiesen. Die realistischen, der Jahrhundertwende nachempfundenen Bilder von Eugène Henri Cordie geben eine herzhaft eigene Interpretation der einzelnen Balladen.

Eine ausführliche Knapp-Bibliographie

hilft dem interessierten Leser zu weiterem Wissensstoff, und mit der umfangreichen Liste der Publikationen Matzens, die der Verlag dankenswerterweise hinzufügte, öffnet sich für ihn das ganze weite Feld der deutsch-elsässischen Beziehungen.

Karl Maier

Das Großherzogtum Baden in der politischen Berichterstattung der preußischen Gesandten 1871–1918. Erster Teil 1871–1899. Bearbeitet von Hans-Jürgen Kremer. 745 Seiten, W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1990, DM 98,-.

Mit dem ersten Band der zweibändigen Edition „Das Großherzogtum Baden in der politischen Berichterstattung der preußischen Gesandten 1871–1918“ wird die politische Korrespondenz der preußischen Inlanddiplomatie über die inneren Verhältnisse eines deutschen Bundesstaates erstmals im großen Umfang erschlossen. Sie gewährt wertvolle Aufschlüsse über die Verfassungswirklichkeit und über die tiefgreifenden Veränderungen, die das gesamte öffentliche Leben im Zeitraum zwischen der Gründung des Deutschen Kaiserreiches und dem letzten Jahr des 19. Jahrhunderts bestimmten.

Da die preußische Gesandtschaft in Baden aufmerksam Stimmungen und Entwicklungen unter dem Gesichtspunkt ihrer Rückwirkung auf das Reich bzw. auf Preußen registrierte und im übrigen versuchte, die Bemühungen der badischen Landesregierung um Einflußnahme auf die Politik des Reiches und dessen Institutionen in die von der preußischen Hegemoniealmacht definierten Reichsinteressen einzubinden, reicht der Schriftwechsel weit über die vorrangig thematisierte badische Landespolitik hinaus. Die preußische Gesandtschaft in Karlsruhe stellte für die preußische Regierung sowie für die Reichsregierung nicht nur die wichtigste Informationsquelle über sämtliche politischen und dynastischen Angelegenheiten des Großherzogtums Baden dar, sondern sie diente auch als ein von

der Forschung bislang unterschätztes Instrument der Innenpolitik im Bismarckschen und Wilhelminischen Reich.

Auch der Pfarrer, Politiker und Schriftsteller Heinrich Hansjakob wird in den Berichten der preußischen Botschafter mehrmals erwähnt. So schreibt der preußische Gesandte Karl Johann Georg von Eisendecker am 27. 9. 1888 an Reichskanzler Otto von Bismarck: „Hansjakob ist populär und ein sehr gewandter und humoristischer Redner, der vielfach und gut Dialekt spricht und deshalb von den Bauern gerne gehört wird. Er gilt im übrigen als entschiedener Feind der jesuitischen Richtung und befürwortet nur die Zulassung der Bettelorden; von den reichen Ordenskongregationen soll er nichts wissen wollen.“ (S. 372)

Manfred Hildenbrand

Gernot Kreutz, Vom Sprachgut der Rebbauern in Zell-Weierbach. Offenburg-Zell-Weierbach. Winzergenossenschaft Zell-Weierbach 1992, 96 Seiten.

Durch eine Urkunde des Straßburger Bischofs aus dem Jahre 1242 sind 750 Jahre Weinbau in Zell-Weierbach nachgewiesen. Aus diesem Anlaß ließ die dortige Winzergenossenschaft Begriffe und Wortschatz der Winzer erfassen und für die Nachwelt festhalten.

Dies war notwendig geworden, da sich Sprache und Ausdrücke mit der Technik im Weinbau, mit der Flurbereinigung und mit anderen Rebsorten veränderten, vermischten und verschwanden.

Zusammen mit einem Gesprächskreis von mehreren aktiven Winzern, schon veröffentlichten Sammlungen und nach dem Vorbild einer Arbeit über den Kaiserstuhl stellt nun G. Kreutz in dem ansprechend aufgemachten Bändchen den Wortschatz der Winzer von Zell-Weierbach vor, beginnend mit den Rebbauern und deren Helfern, dem Rebberg und dessen Reben mit den Arbeiten im Jahreslauf, der Zeit des Herbstens, des Trottens sowie der Kellereiwirtschaft. Ein systematisches Verzeichnis

aller Ausdrücke mit kurzen Erklärungen und Verweisen auf die Inhalte erweist sich zugleich als ein gut zu gebrauchendes Sachregister.

Insgesamt gesehen handelt es sich hier um eine vorbildhafte, notwendige, lehrreiche und lebendige Schrift darüber, wie die „Reblit früger g’schwätzt hän“. Sie hat sicherlich für den Gesamtbereich der mittleren Vorbergzone in der Ortenau ihre Gültigkeit.

Dr. Dieter Kauß

Stadt Lahr (Hg.), Geschichte der Stadt Lahr, Bd. 2, Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Ersten Weltkrieg. Unter Mitwirkung von Gabriele Bohnert, Christoph Bühler, Horst Buszello u. a. Redaktion: Gabriele Bohnert und Dieter Geuenich. Verlag Ernst Kaufmann, Lahr 1991, 359 Seiten, Ln. DM 36,-.

Zwei Jahre nach dem ersten erschien nun der zweite Band der lange erwarteten Lahrer Stadtgeschichte, die insgesamt auf drei Bände geplant ist. Ebenso wie dem ersten kann man dem zweiten Band nur uneingeschränkt Zustimmung und Anerkennung zollen, sowohl dem Inhalt wie auch der Ausstattung nach. Auch die gute Lesbarkeit wird nicht nur angestrebt, sondern zum größten Teil auch verwirklicht. So stellt diese Veröffentlichung nicht nur ein eindrucksvolles Lesebuch, sondern auch ein kompetentes Sachbuch zur Lahrer Stadtgeschichte dar.

Als solche Stadtgeschichte ist sie auch mehr als der erste Band gestaltet, der sich noch vorwiegend um die Stadt und ihr Umland kümmern konnte. Dies wird jetzt anders und gelingt nur noch einigermaßen befriedigend in den Kapiteln über die allgemeine Geschichte sowie über die Schilderung der religiösen Verhältnisse.

Horst Buszello eröffnet diesen Stadtgeschichtsband (S. 17 ff) mit einem eindrucklichen Szenario der Stadt und Herrschaft Lahr in der Zeit von 1618 bis 1714. Wohl noch kaum irgendwo wurde diese für den Oberrheinraum so gnadenlos wichtige Zeit so „minutiös dargestellt“ wie hier. In seiner

akribisch bekannten Art und Weise schildert dann Christoph Bühler (S. 49 ff) die Stadtherrschaft Lahr. Diese bildet den Auftakt zur konzentrierten Schau auf das Stadtgebiet selbst, zunächst der inneren Entwicklung, im Kampf der Bürger um ihre Privilegien (S. 109 ff, Julia Plantikow), der Äußerung innerer Gesinnung und Nöte in der Auswanderung (S. 92 ff, Ursula Huggle) sowie in der Entwicklung der Lahrer Industrie bis zum Jahre 1918 (S. 132 ff, Reinhard Heßhöhl). Die Welt und das Leben der Industrialisierung beleuchtet Ursula Huggle intensiver mit einem Blick auf Lahrer Unternehmerfamilien (S. 153 ff.), während Thorsten Mietzner im Gegensatz dazu die Alltags- und Arbeitswelt zwischen 1800 und 1871 in Lahr (S. 171 ff.) „unter die Lupe nimmt“. Gabriele Bohnert eröffnet dem interessierten Leser den Blick auf die bürgerliche Kultur (S. 197 ff) in dieser Stadt – für uns heute manchmal etwas kurios, aber doch für die Zukunft richtungweisend –, während Stefan Philipp Wolf die verschiedensten Strömungen und Inhalte aus der evangelischen und katholischen Konfession jener Zeit in und um Lahr (S. 219 ff) aufzeigt. Einblicke und Übersichten in und über die bürgerliche und militärische Baukunst bieten die beiden letzten Sachkapitel über die Lahrer Architektur von Heinz Kneile (S. 243 ff) und die Garnison Lahr von Renate Liessem-Breinlinger (S. 255).

Erneut zeichnet dieses Buch eine breitangelegte Zeittafel mit Quellenhinweisen (S. 286 ff) aus, ein Abkürzungs- sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Ein Abbildungsnachweis belegt die gut gelungene und lehrreiche Illustration dieses Buches, das inhaltlich durch ein umfangreiches und aussagekräftiges Orts- und Personenregister (S. 348 ff) erschlossen wird und deshalb auch mit Interesse und Freude gelesen werden kann.

Dr. Dieter Kauß

**Karl-August Lehmann, Harmersbach.
Die Gemeinde Oberharmersbach**

1812–1991. Band II. Zell a. H. 1991, 396 Seiten.

Genau zwei Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Chronik des Harmersbachtals bis 1812 (vgl. Ortenau 70, 1990, S. 668/669) konnte K.-A. Lehmann als Verfasser und Herausgeber den zweiten Band, diesmal über die Gemeinde Oberharmersbach von 1812 bis 1991, veröffentlichen. Diesem Faktum gebührt zunächst Bewunderung und Anerkennung.

Im ersten Buchdrittel behandelt der Verf. dabei zunächst die allgemeine Geschichte Oberharmersbachs von der Entstehung der neuen Gemeinde im Jahre 1812 bis zum Jahre 1991 in verschiedenen Zeitabschnitten. Hervorzuheben sind dabei die Schilderungen des Nationalsozialismus, des 2. Weltkrieges und der Nachkriegszeit. Danach wird die politische Gemeinde mit ihren Organen und Ämtern, mit ihren Aufgaben und Einrichtungen vorgestellt.

Es folgt die Darstellung der kirchlich-religiösen Verhältnisse und der wirtschaftlichen Grundlagen. Bei letzteren herrschen Wald- und Forstwirtschaft sowie der Fremdenverkehr vor. Abgegangene Gewerbe wie Flößerei und Granatschleiferei sind ebenso präsent wie die Entwicklung des Straßen- und Schienenverkehrs.

Im letzten Drittel dieser Chronik erfährt der Leser von dem, was man gerne den Alltag nennt, aber auch vom Leben der Vereine und der Schule.

Ein abschließendes Verzeichnis der verwendeten Hilfsmittel und ein Register machen deutlich, wieviel an Vorarbeit zu dieser Chronik geleistet, wie viele Quellen erhoben und gesichtet werden mußten. Schließlich war es notwendig, die überörtlichen politischen und wirtschaftlichen Ereignisse und Verhältnisse stärker miteinzubeziehen, da sie mehr auf die örtlichen Gegebenheiten einwirkten als früher.

Alles in allem legte hier K.-A. Lehmann erneut eine Chronik vor, die bestens ausgestattet, gut und fundiert geschrieben sowie hervorragend lesbar gestaltet, gerade eine „gute normale“ Ortschronik der modernen

Zeit gewesen und geworden wäre, gäbe es da nicht als die spannende Dreingabe die Person von Juliane Wußler, eine Mischung von ... Der neugierige Leser möge dies jedoch selbst entscheiden; jedenfalls in jeder Beziehung etwas Besonderes.

Dr. Dieter Kauß

Günther Maier (Hrsg.), Heimatbuch der Gemeinde Appenweier, 74 S. Maschienschrift, Appenweier 1990.

Mobilität, moderne Medien, Kommunalreform ließen die Gebräuche, die sich in den einzelnen Orten ausgebildet hatten, verschwinden. Die Klagen darüber sind bekannt. Um wenigstens noch Erinnerung zu retten, taten sich einige ältere Bürgerinnen und Bürger in Appenweier zusammen und schrieben auf, wie sich das dörfliche Leben in ihrer Jugend gestaltet hatte.

Einen breiten Raum nimmt die Darstellung des Kirchenjahres ein, das mit seinen Festen das Geschehen weit über den liturgischen Rahmen hinaus bestimmte. Die von der jeweiligen Jahreszeit geforderten Arbeiten werden in manchen besonderen Formen, die heute keiner mehr kennt, vorgestellt. Ein Artikel erinnert an die vielen – einfachen – Speisen der Bauernküche, ein anderer sammelt die Namen der durch Kommerz und Mode verdrängten Apfel- und Birnen-Lokalsorten. Die alten Sippenbezeichnungen mit ihrer merkwürdigen Verschmelzung von Nach- und Vornamen des Großvaters oder Vaters gelten nur noch für die ältere Generation, die Jungen übernehmen sie nicht mehr, zweifellos auch ein Zeichen moderner Vereinzelung. Wichtig auch die Zusammenstellung der offiziellen und der in der Umgangssprache gebrauchten Flurnamen mit ihren geographischen Bestimmungen.

Günther Maier, der schon zwei Mundartwörterbücher mit Grammatik veröffentlicht hat, regte die Beiträge an und schrieb selbst einen Teil der Texte; unter seiner redaktionellen Betreuung entstand eine höchst informative örtliche Volkskunde.

Karl Maier

Theodore Rieger, Denis Durand de Bousingen, Klaus Nohlen: Strasbourg Architecture 1871–1918. Verlag „Le Verger“, Illkirch-Graffenstaden, 1991. 175 Seiten, 136 Farbabbildungen.

Die Verlegerin Françoise Helluy-Walter will, wie sie einleitend bemerkt, mit dem ersten Titel ihrer Reihe „Art Alsace“ die Kunst im Elsaß in ihren lokalen wie ihren allgemeinen Bezügen vorstellen, die Kunst einer Provinz, die jahrhundertlang Einflüsse von außen aufgenommen und verarbeitet hat. Klaus Nohlen, der an der Fachhochschule Wiesbaden Baugeschichte lehrt, lieferte Grundlage und Anstoß für den vorliegenden Band. 1981 hatte er in einer umfassenden Darstellung der Baupolitik der Reichslandzeit die städtebauliche und baugeschichtliche Bedeutung des in wilhelminischer Zeit errichteten deutschen Viertels in Straßburg hervorgehoben (Klaus Nohlen, Baupolitik im Reichsland Elsaß-Lothringen, Berlin 1981). Die Ziele dieser „Politik durch Bauen“ faßt er hier zur Einführung nochmals zusammen, spricht die Entwicklung der verschiedenen Baugedanken seit 1871 an und betont den hohen dokumentarischen Wert wie die handwerkliche Qualität der Bauwerke aus Stein dieser von Kriegsschäden verschonten Anlage. Vergleichbares in ähnlichem Umfang blieb in Deutschland nicht erhalten.

„Städtebaupolitik und politischer Städtebau“ überschreibt der Journalist Denis Durand de Bousingen seinen Beitrag. Die Geschichte des Elsaß und der Stadt Straßburg, die Folgen der Belagerung 1870, Wiederaufbau und Stadterweiterungsprojekt, Infrastruktur und öffentliche Bauten, die Darstellung des Wirkens der verschiedenen Stadtbaumeister und Architekten Conrath, Ott, Warth, Eggert, Schimpf, Beblo, Schmitthenner, Brüder Bonatz etc. bilden den Hintergrund für die ins einzelne gehende Beschreibung der erhaltenen Bausubstanz jener Zeit durch Theodore Rieger, der an der Universität Straßburg Kunstgeschichte lehrt.

Er behandelt die Architektur einer Hauptstadt, zu der sich die Provinzstadt Straßburg in einem halben Jahrhundert hinaufentwickelte, als sich ihr Territorium verdreifachte. Heute ist die Zeit gekommen, den mit Eklektizismus etikettierten Historismus anders zu bewerten, seinen Rang in der Baugeschichte neu zu bestimmen. Durch zahlreiche Beispiele werden die verschiedenen, oft gleichzeitig vertretenen Stilauffassungen an offizieller und privater Architektur demonstriert, so an den Bauten um den einstigen Kaiserplatz, der Universität mit Institutsbauten, dem noch vor Annahme des Generalbebauungsplans (Conrath) begonnenen Hauptbahnhof, Hauptpost, Verwaltungsbauten, Kasernen, Schulgebäuden, Kirchen und einer breiten Palette von Privatbauten. Die zu 90 Prozent erhalten gebliebene Bausubstanz bietet ein instruktives Stil-ABC von Neu-Renaissance-Varianten, wiederaufgelebter Gotik neben Barock-Formen bis über die verspätete Jugendstilphase Straßburgs hinaus. Mit neuen Augen gesehen, erscheint Straßburg als Stadt, in der sich kulturelle Einflüsse aus allen Himmelsrichtungen niedergeschlagen haben, die als Stadt den Vergleich besteht mit großstädtischer Architektur, wie sie Prag, Berlin, Wien oder Paris vorweisen. Den weltoffenen Humanismus im Straßburg des Mittelalters möchte der Verfasser im Architekturbild wiedererkennen. Straßburgs Architektur ist ablesbare Geschichte, sie weist auch weit über den lokalen Rahmen hinaus: Etwa auf städtebauliche Ideen der Zeit (Georges Hausmann, Wiener Ringbauten, Camillo Sitte, Gartenstadt), auf die Gestaltungselemente der Planung (Symmetrie, Sichtbeziehungen, Kuppelbauten), auf die Rolle von Stilen und Bauten als Symbol und Bedeutungsträger (Herrschaftszeichen), auf das Nachleben der Antike in Stilreminiszenzen. Die Namen der Architekten verweisen auf Einflüsse aus Karlsruhe, Berlin und Paris neben solchen aus Straßburg selbst. Gute, meist ganzseitige Farbabbildungen machen die Qualität des Buches aus und

geben die Architektur auch im dekorativen Detail wieder. Wünschenswert für eine eventuelle Ausgabe in deutscher Sprache (jetzt steht darin nur der Text von Klaus Nohlen in deutscher Fassung), wären bei ausgewählten Beispielen: Grundrisse, Aufrisse, Maßangaben und zur Orientierung der Conrath'sche Plan.

Kurzbiographien der Architekten und Literaturübersicht schließen den Band ab.

Ergänzend dazu: „Straßburg und seine Bauten“ von 1894 ist in Brüssel 1980 als Neudruck erschienen. Zum Aufkommen des Jugendstils und zu seiner Stellung gegenüber der offiziellen Haltung sei hingewiesen auf die erste Aufarbeitung der Geschichte der Straßburger Kunstgewerbeschule: „L'école des arts décoratifs de Strasbourg de 1890 à 1914: L'institution sous l'égide artistique du professeur Anton Seder, Straßburg 1990“, Magisterarbeit von Maria-Carina Cassir. Das künstlerische Ausbildungsprogramm des von München nach Straßburg berufenen ersten Direktors Anton Seder umfaßte auch die dekorative Kunst am Bau. Die Magisterarbeit entstand auf Anregung des Kunsthistorikers François Loyer, Professor für Baugeschichte an der Universität Straßburg. Er hat seit Beginn der 80er Jahre zur Neubewertung der Architektur des 19. Jahrhunderts in Frankreich beigetragen.

Dieser Epoche wendet die Denkmalpflege ihre Aufmerksamkeit vermehrt zu in Frankreich wie in Baden-Württemberg, wo die Zeit 1871–1918 als „Eine Epoche im Blickfeld“ 1992 zum Tagungsthema gewählt wurde (Pfullendorf 30. 9.–1. 10. 1992).

Carl Helmut Steckner

Werner Scheurer, Katholische Pfarrkirche, ehemalige Klosterkirche Allerheiligen Wittichen. Schnell Kunstführer Nr. 1977, Verlag Schnell und Steiner, München/Zürich 1991, DM 4,-.

Das ehemalige Klarissinnenkloster Witt-

chen wurde 1325 von der sel. Luitgard gegründet und bestand bis zur Säkularisation 1806. Die ehemalige Klosterkirche und heutige Pfarrkirche stammt aus dem Jahre 1681. Damals wurde die Kirche nach dem dritten Klosterbrand auf den gotischen Fundamenten wiederaufgebaut. Durch Erlaß des Grafen Joachim Egon von Fürstenberg wurde die Klosterkirche 1806 zur Pfarrkirche für die Gemeinde Kaltbrunn.

Die Kirche in Wittichen weist zahlreiche Kunstdenkmäler auf, die von Werner Scheurer ausführlich beschrieben werden. So zeigt das Hochaltargemälde ein Allerheiligenbild, das 1687 von dem Maler Johann Achert gefertigt wurde. Das Ölgemälde des linken Seitenaltars, das den Weltenrichter Christus darstellt, sowie das Bild des rechten Seitenaltars (Antonius v. Padua) sind Werke des aus Haslach i. K. stammenden „Apostelmalers“ Bernhard Melchior Eisenmann (1717–1772), der sie 1770 malte. König Melchior im Oberbild des linken Seitenaltars besitzt eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Bild Judas Thaddäus, das Eisenmann 1744 in die Kirche in Mühlenbach lieferte. In beiden Fällen vermutet W. Scheurer Selbstporträts von Eisenmann.

Ein kleiner Sarkophag an der Südwand des Langhauses mit der Jahreszahl 1629 birgt die Gebeine der seligen Klostergründerin Luitgard. Die Grabplatte darüber zeigt ihr Bildnis in Ordenstracht. Als ehemalige Klosterkirche war das Gotteshaus jahrhundertlang auch Grablege für Adlige und die Pfarrer auf dem Roßberg, die gleichzeitig als Beichtväter des Klosters amtierten. Neben der Grabstätte der sel. Luitgard ist die Grabplatte Herzogs Reinholds IV. (1381–1442) von Urslingen aufgestellt. Drei Schilder weisen ihn als Herren von Schiltach aus. Zum Teil stark abgetretene Platten gehören zu den Gräbern der Gräfin Barbara von Fürstenberg (gest. 1592) und zwei Priestern mit Namen Nicolaus und Cunrad (14. Jahrhundert).

Manfred Hildenbrand

Werner Scheurer, Katholische Pfarrkirche St. Ulrich, Schenkenzell. Schnell Kunstführer Nr. 1872. Verlag Schnell und Steiner, München/Zürich 1991, DM 4,-.

Die erste Kirche existierte in Schenkenzell bereits vor der Ersterwähnung im Jahre 1275. Um 1700 wurde der mittelalterliche Kirchenbau umgebaut und erweitert. Durch den fürstenbergischen Baudirektor Franz Josef Salzmann (1724–1786) wurde die Kirche 1774 vollkommen neu gebaut. Alle drei barocken Altäre stammen von der gleichen Meisterhand. W. Scheurer vermutet, daß der Bildhauer Johann Georg Weckmann (1727–1795) und der Maler Johann Baptist Enderle (1725–1798) die Altäre geschaffen haben.

Glanzstück der Barockausstattung der Schenkenzeller Kirche ist die Kanzel. In ihrem ikonographischen Programm ist sie nach W. Scheurer eine einzige Predigt, die der Gläubige des an Symbolen reichen Barockzeitalters zu verstehen mußte. Detailliert und überzeugend untersucht W. Scheurer die ikonographische Formsprache der Barockzeit in der Schenkenzeller Kirche. Neben dem rechten Seitenaltar steht das Bild des Kirchenpatrons, des hl. Ulrich von Augsburg (890–973), durch Buch und Hirtenstab als Bischof gekennzeichnet. Umstritten ist die Herkunft seines Attributs, des Fisches, den die Legende mit einem Speisewunder zur Fastenzeit in Verbindung bringt.

Ein barockes Vortragskreuz von 1734 mit zwei Schauseiten (Christus und Madonna mit Strahlenkranz) könnte ebenso wie das Gehäuse auf dem rechten Seitenaltar, so W. Scheurer, aus der Werkstatt des Villinger Bildhauers Josef Schupp (1664–1729) stammen, der gerade im Kinzigtal (Wolfach, Haslach i. K.) damals tätig war.

Manfred Hildenbrand

Alexander Schweickert (Hrsg.), Südbaden, Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Bd. 19,

326 S., 31 Abb., Verlag Kohlhammer, Stuttgart, 1992, DM 39,80.

Der Gegenstand des Buches ist außergewöhnlich: Südbaden soll als Raum mit einer eigenständigen historischen Entwicklung und in seiner kulturellen Besonderheit dargestellt werden. Die sechs Autoren gestehen die Problematik dieses Vorhabens ein, und der Leser kann sie bei jedem Artikel voraussetzen; daß man vom Alemannischen als Grundlage der Definition ausgeht, macht die Sache nicht leichter.

Zweifellos entstand ein vorzügliches „Handbuch“ für ein Gebiet, das man einfach mit dem Regierungsbezirk Freiburg gleichsetzt. Knapp, aber faktenreich und mit wohldurchdachten Urteilen informiert es über die geographischen Bedingungen (Bernhard Mohr), die Geschichte (Wolfgang Hug), Demographie und Ökonomie (Bernhard Mohr) und Kultur (Alexander Schweickert). Einige Unterthemen werden gesondert aufgearbeitet, so im Kapitel „Politik und Verwaltung“ (Helmut Köser) Probleme des „Landes Baden“, des Südweststaates und der Kommunalreform, im Abschnitt „Politische Kultur“ (Paul-Ludwig Weinacht) die typische Antwort der Südbadener auf die Herausforderungen der Politik, die sich allerdings von der Gesamtbadens nur schwer trennen läßt. Auch der Wald des Schwarzwaldes erhält eine eigene Darstellung (Hans Brückner) und die Volkskunde (Wolfgang Hug).

Die Besinnung auf die alemannische Verwandtschaft über die nationalen Grenzen hinaus, die Verwendung des Dialektes als Medium im politisch-kulturellen Kampf der Liedermacher und die Aspekte der Regionalisierung im künftigen Europa machten dieses Buch notwendig als zuverlässige Orientierungshilfe zu vielen Fragen. Namen- und Sachregister, ausführliche Literaturlisten und Verweise zwischen den Artikeln erweitern die im einzelnen dargebotenen Erkenntnisse.

Am Ende sei jedoch gerade in dieser Zeitschrift angemerkt: Weder die Landvogtei Ortenau noch die Grafschaft Hanau-Lich-

tenberg erscheint als Bereich mit einer eigenen Entwicklung (bis 1803), das führt z. B. für die Reformation und den Bauernkrieg zu undifferenzierten Sachinformationen.

Karl Maier

Stadt Bühl, Ortsverwaltung Vimbuch (Hrsg.), Vimbuch seit dem 16. Jahrhundert, 176 S., zahlr. Abbildungen, Bühl o. J. (1991).

Die Ortschronik Vimbuchs beschränkt sich bewußt auf die Geschichte der Neuzeit. Was davor geschah, soll in einem eigenen Band beschrieben werden. Die Autoren der einzelnen Beiträge verfolgen den Ablauf des ausgewählten Zeitabschnittes allerdings nicht in einer kontinuierlichen Reihenfolge, sondern greifen bestimmte Sachgebiete heraus, die nur in einer losen Verbindung zueinander stehen.

Michael Rumpf widmet seine Abhandlung den kirchlichen Verhältnissen – das Kirchspiel Vimbuch, zu dem auch Balzhofen, Oberbruch, Oberweier und Zell gehörten, unterstand dem Patronat des Klosters Schwarzach –, wobei er besonderen Wert auf die Baugeschichte der verschiedenen Gotteshäuser legt. In einem ausführlichen kunsthistorischen Exkurs beschreibt derselbe Verfasser den Forscherstreit um zwei spätgotische Figuren und ihren möglichen Schöpfer Nicolaus Hagenower. Nikolaus Krippel führt die Geschichte der Pfarrei weiter; im Mittelpunkt seiner Ausführungen steht die neue Kirche, die 1991 einhundert Jahre alt geworden ist. Über die Probleme, mit denen sich Eltern, Lehrer und Schüler herumplagen mußten, seit Abt Gallus Wagner 1660 für das Schwarzacher Gebiet die allgemeine Schulpflicht eingeführt hatte, berichtet Ernst Bury. Sehen wir vom Schreiben des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden über die Schlacht bei Vimbuch 1703 ab, das Horst Rottmann in dem Band veröffentlicht, so sind es die politischen Ereignisse des 19. Jahrhunderts, die im Zusammenhang dargestellt werden; Wolfgang Jöcker untersucht die Eingliede-

rung Vimbuchs in den badischen Staat, die neue Verfassung, die Zehntablösung, Auswanderung und wirtschaftliche Fragen. Welche erstaunlichen Erkenntnisse sich gewinnen lassen, wenn man Dorfgassen genau erforscht, beweist der vorzügliche Aufsatz von Otto Gartner. Die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges auf das Dorf schildert Horst Rottmann im wesentlichen nach den Aufzeichnungen Pfarrer Bauers, die viele bis ins einzelne gehende Angaben und Wertungen über Personen und Geschehnisse enthalten. Arbeiten über Sitten und Bräuche, Familiennamen und die Eisenbahnverbindung, die MEG, (Thomas Kohler) runden die Vimbacher Ortschronik ab.

Karl Maier

Wolfgang M. Gall, Armut, Wein und Zinsen. Zur Sozial- und Kulturgeschichte des Ortenauer Rebortes Rammersweier 1810–1860, Offenburg: Reiff-Verlag 1991

Baden zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Ein halbes Jahrhundert Frieden, an dessen Ende um die Jahrhundertwende die napoleonischen Kriege standen, hat zu einer Bevölkerungsexplosion geführt. Eine tiefe soziale Kluft zwischen Arm und Wohlhabend durchzieht die Dörfer. Kaum sind die Kriegsjahre vorüber, erschüttern Mißernten und in ihrer Folge Überschuldung, Hunger, Krankheiten und Seuchen das dörfliche Leben. Aus der Not wird Hoffnungslosigkeit. In den 1840er Jahren verschärft eine Agrar- und Gewerbekrise das Leben der immer größer werdenden sozialen Unterschichten bis zur Unerträglichkeit. Das dörfliche Leben erfährt einen tiefgreifenden sozialen und kulturellen Wandel.

Wolfgang M. Gall ist in seiner Dissertation verschiedenen Dimensionen dieses Wandels der dörflichen Gesellschaft im vorigen Jahrhundert am Beispiel des Dorfes Rammersweier (seit 1971 Offenburger Stadtteil) nachgegangen. Eine dieser Dimensionen mit vielfachen Wechselbeziehungen: Das Ende der jahrhundertealten Landvog-

tei Ortenau durch den Übergang an Baden und die damit verbundene badische Gemeindereform bedeuten für Rammersweier tiefgreifende Veränderungen. 1810 entsteht aus dem ehemals über den Zeller Stab zum Gericht Ortenberg gehörenden Ober-Rammersweier und dem kleinen, selbständigen und zum Griesheimer Gericht gehörenden Ort Unter-Rammersweier ein Dorf. Trotz räumlicher Nähe haben beide Ortsteile eine getrennte Entwicklung erlebt. Vor allem Schulden sind es, welche die Oberdörfer, die den Zusammenschluß betreiben, in die neue Gemeinde einbringen: Der innere Konflikt zieht sich über Jahrzehnte hin.

Die neue Gemeinde kann dem Auseinanderdriften der dörflichen Gesellschaft nicht entgegenwirken. Die fehlende Finanzkraft der Bevölkerung führt zu einem kläglichen Gemeindehaushalt; der Gemeinderat wird ausschließlich von wohlhabenden Ortsbürgern gestellt, die ihre Position vor allem zur Erhaltung ihres sozialen Status' gebrauchen: 80 Prozent der Rammersweierer müssen 1841 von gerade 41 Prozent des Bodenertrages leben, das Bürger- und Eherecht wird nur sehr zögerlich vom Gemeinderat erteilt. Armut, so der Verfasser, ist der Normalzustand des Dorfes, das zwischen 1813 und 1831 nochmals ein Bevölkerungswachstum von über 70 Prozent erlebt.

Die wirtschaftliche Not ist für einen großen Teil der Dorfbewohner ein doppelter Teufelskreis: ohne Geld keine Möglichkeit des Grunderwerbs als Existenzgrundlage und damit kein Einkommen, ohne Geld und Besitz aber auch kein Bürgerrecht und damit keine Heirat. Sozial und moralisch werden diese Menschen als ‚Ledige‘ an den Rand der Gesellschaft gedrängt – die Ortsbürger verteidigen ihren Status durch eine doppelte Moral; Gall weist dies exemplarisch nach. Die Zahl der Armen wächst zudem durch sozialen Abstieg: Kreditaufnahmen zum Beispiel zur Zehntablösung führen zum Schuldnerbankrott; 15 Höfe werden versteigert, was für die Betroffenen neben Hunger und Elend auch Obdachlosigkeit bedeutet. 225 Rammersweierer, vor allem ‚Ledige‘

und damit Ortsarme, suchen ihr Glück zwischen 1830 und 1860 in der Auswanderung. Der Verfasser nutzt die überdurchschnittliche Quellsituation des Dorfes Rammersweier, um den sozialen und kulturellen Wandel eines Dorfes facettenreich darzustellen. Neben einem umfangreichen Zahlenapparat stehen immer wieder exemplarisch Einzelschicksale als Momentaufnahmen der Existenzbedingungen. Durch diese Zusammenstellung wird es möglich, Denken und Handeln der Menschen jener Zeit – nicht nur in Rammersweier – zu verstehen. Über die unmittelbare Dorfstudie hinaus gibt die Arbeit Einblick in die zeitgenössische Geschichte des Offenburger Armenwesens und der Pfarrei Weingarten.

Peter Szyszka

Landesarchivdirektion Baden-Württemberg (Hrsg.), Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe:

Teil 3, Haus- und Staatsarchiv sowie Hofbehörden (Abt. 46 – 60), bearbeitet von Hansmartin Schwarzmaier und Hiltburg Köckert, Kohlhammer Stuttgart 1991. 142 Seiten,

Teil 7, Spezialakten der badischen Ortschaften, (Abt. 229), bearbeitet von Reinhold Rupp, 644 Seiten, Kohlhammer Stuttgart 1992. Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bde 39/3 und 39/7.

Im Laufe eines Jahres erschienen die Teile 3 und 7 der Neuausgabe der „Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe“. Band 3 enthält die Archivalien der markgräflichen Familien sowie der Hof- und badischen Oberbehörden; der Zeitraum, in dem diese entstanden, liegt zwischen dem 15. und dem 20. Jahrhundert. Sie betreffen neben den Mitgliedern des Hauses Zähringen die badische Regierungsarbeit, also die Beziehungen des Landes zu auswärtigen Staaten mit Korrespondenzen und Verträgen, aber auch alle zur inneren Verwaltung gehörenden Gebiete von Apothekerprivilegien bis

Zuchthäusern. Diese Bestände scheinen nur auf den ersten Blick den Ortschronisten fernzuliegen, in Wirklichkeit umfassen sie wichtige Quellen auch für viele lokale Bezirke; als Beispiele sei nur auf die Stichworte Kriegssache (in mehreren Abteilungen), Verbrechen und Zunftwesen verwiesen oder auf die Akten der Wohltätigkeitsorganisationen der Abteilung 69, des Geheimen Kabinetts der Großherzogin Luise. In der Einleitung beschreiben die Bearbeiter Hansmartin Schwarzmaier und Hiltburg Köckert die Geschichte der Archivierung der von ihnen betreuten Bestände bis zum Erscheinen des berühmten „Krebs“, den diese Neuausgabe ersetzen soll.

Auf den Band 7, der in diesem Jahr herauskam, gilt es besonders hinzuweisen, bieten seine 644 Seiten doch das Grundmaterial für die lokale Forschung in Baden. In der Abteilung 229 liegen die „Spezialakten der kleineren Ämter, Städte und der Landgemeinden“, sie haben, wie der Leitende Staatsarchivdirektor Hansmartin Schwarzmaier im Vorwort mit Befriedigung feststellt, zu einer großen Anzahl ortsgeschichtlicher Darstellungen geführt.

Die vom Bearbeiter sehr übersichtlich angeordneten Artikel – die Orte sind nach der „Amtlichen Beschreibung“ des Landes Baden-Württemberg „nach Kreisen und Gemeinden“ des Jahres 1983 gekennzeichnet –, nennen zunächst die Landesherren aus der Zeit vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Eingliederung in das Großherzogtum; darauf folgen in knappen Inhaltsangaben der Akten ausgewählte Sachverhalte von allgemeiner Bedeutung wie Kriegsergebnisse, Revolutionen, Auswanderung, religiöse und wirtschaftliche Entwicklung; besondere Quellenformen, Dorfordnungen; Verträge, Berichte über Wunder u.dgl. werden hervorgehoben. Hinweise auf Grundherren schließen die Kurzinformationen ab. Auch Reinhold Rupp erläutert Grundlagen und Methode seiner Arbeit; da sich diese auf der Tätigkeit mehrerer Generationen von Archivaren aufbauen, berichtet er auch

über die Geschichte des Generallandesarchivs.

Beide Bände verzeichnen die Standnummern und die Anzahl der Faszikel oder ihre Menge in laufenden Metern. Personen-, Orts- und Sachregister erleichtern die Suche, im 7. Band eröffnet ein Herrschafts- und Verwaltungsindex zusätzliche Verbindungen.

Frau Köckert und den Herren Schwarzmaier und Rupp sowie den hinter ihnen stehenden Institutionen sei gedankt für die wertvollen und nun leicht zugänglichen Hilfsmittel, die sie bereitgestellt haben.

Karl Maier

Hermann Brommer, Mutterhaus Neusatzek – Dominikanerinnenkloster. Große Kreisstadt Bühl/Baden, Erzbistum Freiburg i. Br. (Schnell Kunstführer Nr. 2018), 32 Seiten, Erste Auflage 1992, München und Zürich.

Das jüngste Werk Hermann Brommers gilt Leben und Werk des Pfarrers Josef Bäder (1807 – 67). Es ist die atemberaubende Geschichte eines begnadeten Seelenführers (August Vetter: „Ein badischer Vianney“), der in seiner Vaterstadt Freiburg seiner klaren Linie wegen angefeindet, vom Religionsunterricht verdrängt und i. J. 1846 auf eine unbedeutende Seelsorgsstelle, die Pfarrei Neusatz, abgeschoben wurde. Brommer schildert, wie sich Bädgers Charisma am neuen Wirkungsort trotz Verfolgung und Ablehnung von Seiten der Mitbrüder entfalten und wie 1855 nach dem Kauf des Eckerhofes in der Verborgenheit und ohne staatliche Zustimmung klösterliches Leben beginnen konnte. Acht junge Frauen lebten von nun ab nach der Konstitution des 3. Ordens der Dominikanerinnen und nahmen 40 Waisenkinder bei sich auf. Die Schwestern von Neusatzek sind eine dominikanische Ordensgemeinschaft Erzbischöflichen Rechts. Sie dürfen seit 1917 bzw. 1925 den weiß-schwarzen Habit tragen und unterhalten heute zehn Stationen. Die Kraft für ihr Wirken im sozial-karitativen Bereich schöpfen sie aus ihrem spiritu-

ellen Leben. Dementsprechend sind die Klosterkirche St. Agnes und die Anbetungskapelle gestaltet. Brommer untermauert die schon 1930 von August Vetter vorgetragene Vermutung, daß die Neusatz-ecker Klosterkirche ein Spätwerk des bedeutenden Baumeisters Heinrich Hübsch sei, durch die Formsprache des Sakralbaus. Mitteilungen über die am Bau beteiligten Künstler (P. Valentin, Krieg & Schwarzer, W. Perraudin, M. Bayer, K. Ringwald, B. Wissler, Orgelbaumeister R. Pitt), die ergreifenden, fast legendär zu nennenden Berichte über das Wolkenkreuz mit Tränenquelle, die Entstehung der Fatima-Sühne-Kapelle und die Deutung der Ikonographie zeichnen Brommers Schrift aus, die durch Meisteraufnahmen des Verlagsfotografen Kurt Gramer hervorragend illustriert wird.

Werner Scheurer

Die acht Seligpreisungen. Bilder von Ruth Schaumann in der Berglekapelle. Gengenbacher Kostbarkeiten, Band 2, herausgegeben von Helmut Eberwein, 28 Seiten, Gengenbach 1991.

Zu allen Zeiten übten Berge eine eigentümliche Faszination auf den Menschen aus. Zur Römerzeit zierte eine „dem höchsten und besten Gotte Jupiter“ geweihte Säule das „Bergle“ über der alten Reichsstadt Gengenbach. Seit dem hohen Mittelalter steht dort die „capella S. Jacobi in monte Castelberg“, die 1520 auch „die sant Einbettenberg“ genannt wird.

Im Zuge der Renovation vor zwei Jahrzehnten kamen acht Bildtafeln der 1953 entstandenen „Seligpreisungen“ aus der Bergpredigt in die Wallfahrtskapelle auf dem „Bergle“. Die Gemälde der vielseitigen Schöpferin Ruth Schaumann (1899 – 1975) sind eine Stiftung von Franziska Vorbeck, deren Tochter die Drucklegung des vorliegenden Heftes durch eine außergewöhnlich großzügige Stiftung erst ermöglichte. Die in meisterhaften Farbaufnahmen wiedergegebenen Bildtafeln enthalten eine Fülle von Symbolen, deren

Kenntnis und Verständnis dem heutigen Menschen weitgehend fremd sind. Der aufgeschlossene Leser wird durch die Bildbetrachtungen von Hermann Brommer in die reiche Welt der christlichen Ikonographie eingeführt. Sie will nicht ein abstraktes Lehrgebäude illustrieren, sondern konkrete Anleitung zu einem unsere friedlose Welt veränderndem Leben aus dem Geist der Bergpredigt sein.

Weitere Beiträge der Schrift, der eine weite Verbreitung zu wünschen ist, lieferten Helmut Eberwein/Bernd Feininger („Bibeltheologische Betrachtungen“), Bruno Lehmann („Geschichte der Berglekapelle“ und Lothar Altmann („Biographie Ruth Schaumann“).

Werner Scheurer

Kleinere Schriften, die Mitgliedergruppen und Mitglieder unseres Vereines an die Redaktion sandten:

„s'Blüwiel“, Jahresrückblick und Chronik 1991, Goldscheuer, Marlen, Kittersburg.

„Aus der Stadt Rheinau“, Mitteilungen des Historischen Vereins 16. Oktober 1991

Förderverein Dorfgeschichte Windschlag, „D'r Windschläger Bott“, Berichtenswertes aus Vergangenheit und Gegenwart, 1991, 48 Seiten, DM 7,- (Die Jahrgänge 1988–1990 sind noch auf dem Rathaus erhältlich)

Erwin Dittler: Editionen

1. „1848/49, Zum Gedenken an Opfer und Leid“, Zeitgenössische Verse, 1991

2. „Georg Monsch“, Hefte 8–10, Einquartierungschroniken 1914–1916, 1991

3. „Bernhard Bauer“, (1796–1872) Pfarrer von Marlen, 1992

4. „Theodor Bauer“, Hefte 1–3, Briefe aus China 1903–1906, 1991

Heft 4, Briefe der Baronin von Großschedel, 1991

Hefte 6–10 Reden und Aufsätze 1919–1932, 1992

43–59 Seiten, Selbstverlag des Autors, Kehl-Goldscheuer.

Autorenverzeichnis

- Bayer, Dr. Josef; Nikolaus-Schrempp-Straße 30, 7609 Hohberg 1
- Böninger, Friedrich; Auf der Höhe 16, 7597 Rheinau-Freistett
- Bubenhofer, Götz; Tannenweg 4, 7950 Achern
- Darr, Gerhard; Espenstraße 6, 7600 Offenburg
- Flechtmann, Frank; Albrechtstraße 59b, 1000 Berlin 41
- Gall, Dr. Wolfgang; Friedrichstraße 66, 7600 Offenburg
- Gamber, Dr. Gerhard; Landratsamt, Postfach 19 60, 7600 Offenburg
- Gartner, Dr. Suso; Bühler Straße 4, 7580 Bühl
- Gutmann, Ernst; Leiberstunger Straße 3, 7587 Rheinmünster-Stollhofen
- Haaser, Rolf; Eichenweg 5, 6344 Dietzholztal 4
- Haehling von Lanzenauer, Dr. Reiner; Sophienstraße 30,
7570 Baden-Baden
- Haeusser, Jean-Richard; architecte-en-chef de la Fondation d'Oeuvre Notre
Dame, Place du Château, 67 Strasbourg
- Harter, Dr. Hans; Engelmatte 9a, 7801 Wittnau
- Hetzel, Alfred; Kehler Straße 62, 7608 Willstätt-Eckartsweier
- Hutter, Franz; Hildastraße 30, 7600 Offenburg
- Kluckert, Hans-Georg; Dr.-Weise-Straße 5, 7618 Nordrach
- Kreutz, Dr., Gernot; Am Hungerberg 3, 7600 Offenburg-Z.-W.
- Löhnig, Elke; Knierriem, Peter; Seminar für Provinzialrömische Archäo-
logie der Universität Freiburg, Glacisweg 7, 7800 Freiburg im Breisgau
- Marx, Marie-Luise; Landratsamt, Postfach 19 60, 7600 Offenburg

Neuss, Wolfgang; Hauptstraße 43, 7746 Hornberg/Schwarzwaldbahn

Obert, Bernd; Sternenacker 14, 7619 Steinach i. K.

Pillin, Dr. Hans-Martin; Albert-Köhler-Straße 22, 7593 Ottenhöfen

Roschach, Julius; Otto-Ernst-Sutter-Weg 30, 7614 Gengenbach

Ruch, Dr. Martin; Zwingerplatz 2, 7600 Offenburg

Rüsch, Eckart; Hochkirchstraße 12, 1000 Berlin 62 (Schöneberg)

Schäfer, Prof. Dr. Walter E.; Bräustraße 48, 7070 Schwäbisch-Gmünd

Schmid, Adolf; Steinalde 74, 7800 Freiburg i. Br.

Silberer, Prof. Dr. Gerhard; Brachfeldstraße 11, 7600 Offenburg

Szyszka, Dr. Peter; Am Spitzgarten 5, 7600 Offenburg

Werner, Dr. Johannes; Steinstraße 21, 7551 Elchesheim

Wir machen unsere Leser auf die beiden Registerbände zur „Ortenau“ aufmerksam, die Sie bei der Geschäftsstelle kaufen können.

„Die Ortenau“ Gesamtregister 1910–1981, bearbeitet von Anton Wagner, Offenburg 1983, DM 30,—

„Die Ortenau“ Gesamtregister II, 1982–1990, bearbeitet von Anton Wagner, Offenburg 1992, DM 25,—

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e. V.

gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die
Zeitschrift

„Die Ortenau“

als Jahresband heraus. Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur
Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familien-
forschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Le-
bensgeschichten bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Auf-
nahme finden.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle 7600 Offenburg,
Postfach 15 69 sowie die Obleute der Mitgliedergruppen jederzeit entge-
gen.

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 1990 in Kehl/Rh. setzen sich
der Vorstand und Beirat des Vereins zusammen aus:

Dr. Dieter Kauß, Präsident, Hildastraße 89, 7600 Offenburg,
Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Kurt Klein, 1. stellvertr. Präsident,
Haselwanderstraße 11, 7613 Hausach i. K., Tel. 0 78 31 / 61 25

Manfred Hildenbrand, 2. stellvertr. Präsident,
Georg-Neumaier-Straße 15, 7612 Hofstetten-Haslach i. K.,
Tel. 0 78 32 / 28 67

Karl Maier, Redakteur der „Ortenau“,
Jakobstraße 6, 7604 Appenweier, Tel. 0 78 05 / 6 95

Theo Schaufler, Kassen- und Geschäftsführung,
Postfach 15 69, 7600 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Leiter der Fachgruppen:

Fachgruppe Archäologie:

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 7631 Mahlberg, Tel. 0 78 25 / 74 84

Fachgruppe Denkmalpflege:

Dr. Dieter Kauß, Hildastraße 89, 7600 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Fachgruppe für neuere und Zeitgeschichte:

Dr. Wolfgang Gall, Friedrichstr. 66, 7600 Offenburg, Tel. 07 81 / 3 77 39

Fachgruppe Mundart:

Werner Kopf, Akazienweg 13, 7607 Neuried-Altenheim, Tel. 0 78 07 / 6 98

Fachgruppe Museen:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 7590 Achern, Tel. 0 78 41 / 13 47

Fachgruppe Grenzüberschreitende Zusammenarbeit:

Carl Helmut Steckner, Honsellstraße 8, 7640 Kehl, Tel. 0 78 51 / 39 94

Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation:

Gernot Kreutz, Am Hungerberg 3, 7600 Offenburg-Zell-Weierbach

Fachgruppe Flurnamen:

Dr. Ewald Hall, Sundgaullee 26, 7800 Freiburg/Br.

Beiräte:

Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstraße 24, 7600 Offenburg

Adolf Hirth, Kastanienweg 23, 7594 Kappelrodeck

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 7631 Mahlberg

Dipl.-Ing. Erwin Steurer, Metzgerstraße 14, 7630 Lahr

Ursula Schäfer, Sommerstraße 34, 7570 Baden-Baden-Steinbach

Rainer Fettig, Straßburger Straße 6, 7603 Oppenau

Gerhard Hoffmann, Oppelner Straße 8, 7550 Rastatt

Rudolf Zwahl, Ludwig-Trick-Straße 17, 7640 Kehl

Mitgliedergruppen:

- 7590 Achern: Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, Tel. 0 78 41 / 13 47
- 7604 Appenweier: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 0 78 05 / 6 95
- 7570 Baden-Baden: Hannes Leis, Sophienstr. 20, Tel. 0 72 21 / 2 42 93
- 7605 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 7616 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 7580 Bühl/Baden: Egon Schempp, Meisenstr. 2, Tel. 0 72 23 / 2 13 05
- 7637 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 7614 Gengenbach: Eugen Lang, Kastanienweg 1, Tel. 0 78 03 / 10 48
- 7612 Haslach i. K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten, Georg-Neumaier-
Str. 15, Tel. 0 78 32 / 28 67
- 7613 Hausach: Kurt Klein, Haselwanderstr. 11, Tel. 0 78 31 / 61 25
- 7609 Hohberg: Michael Bayer, Reisengasse 7, Tel. 0 78 08 / 37 16
- 7746 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuss, Hauptstraße 43, Hornberg,
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 7640 Kehl-Hanauerland: Dr. Friedrich Fluhr, Holzhauser Str. 45,
Rheinau-Linx, Tel. 0 78 53 / 2 78
- 7630 Lahr: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28, 7632 Friesenheim,
Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 7631 Meißenheim: Karl Schmid, Friederike-Brion-Weg 7,
Tel. 0 78 24 / 23 62
- 7607 Neuried: Werner Kopf, Akazienweg 13, Neuried-Altenheim,
Tel. 0 78 07 / 6 98
- 7611 Oberharmersbach: Karl-August Lehmann, Küblerweg 4,
Tel. 0 78 37 / 2 88

- 7602 Oberkirch: derzeit unbesetzt
- 7600 Offenburg: Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstr. 24,
Tel. 07 81 / 7 66 38
- 7601 Ortenberg: Hermann Litterst, Rathaus, Tel. 07 81 / 3 20 51
- 7603 Oppenau: Rainer Fettig, Straßburger Str. 6, Tel. 0 78 04 / 20 24
- 7550 Rastatt: Gerhard Hoffmann, Oppelner Str. 8, Tel. 0 72 22 / 2 29 01
- 7597 Rheinau: Walter Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 7587 Rheinmünster: Adolf Hirth, Kastanienweg 23, 7594 Kappelrodeck,
Tel. 0 78 42 / 26 15
- 7592 Renchen: Erich Huber, August-Ganther-Str. 6, Tel. 0 78 43 / 77 37
- 7624 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,
7624 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 7622 Schiltach: Theo Becker, Hohensteinstr. 11, Tel. 0 78 36 / 24 42
- 7601 Schutterwald: Artur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 07 81 / 5 23 81
- 7633 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,
7631 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 7611 Steinach i. K.: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17,
Tel. 0 78 32 / 86 56
- 7620 Wolfach: Ernst Bächle, Messnergasse 6, Tel. 0 78 34 / 66 26
- 7570 Yburg: Ursula Schäfer, Sommerstr. 34, 7570 Baden-Baden-
Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82
- 7615 Zell a. H.: Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, Tel. 0 78 35 / 34 48

überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein):

Theo Schaufler, Postfach 15 69, 7600 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. 5. jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet. Wegen vieler Anfragen weisen wir darauf hin, daß jedermann Sonderdrucke einzelner Beiträge in beliebiger Zahl bestellen kann, spätestens gleich nach Zustellung des Jahrbuchs. Danach können die Einzelbeiträge nicht mehr geliefert werden, nur noch der ganze Band, solange der Vorrat reicht.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher sowie die Registerbände I (1910–1981) und II (1982–1990) nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 7600 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluß der Jahresversammlung 1988 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

30,– DM für natürliche Personen und Schulen

50,– DM für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e. V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 12. 8. 1988 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO. dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Konto Nr. 6057-756, Postgiroamt Karlsruhe, BLZ 660 100 75).